Deutsche Dichtung



cont

Deutsche Dichtung.



Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Zwölfter Band.

April bis September 1892.



Berlin.

Verlag von A. Haack.

1892.

Druck von A. Haack in Berlin NW.

Mitarbeiter-Verzeichnis des XII. Bandes.

Inhalt des XII. Bandes.

Streitgedichte.

Epische Dichtungen.

Dramatische Dichtungen.

Essays.

Erklärungen.

Litterarische Notizen.

Verzeichnis der besprochenen Bücher.





Ein Abtrünniger.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

V.

Das erste dieser Ereignisse war die Trennung von meinem Freunde Binnenthal; sein Vater wurde zu Neujahr 1842 als Mitglied des obersten Justizrats nach Wien berufen. Ich empfand sein Scheiden überaus schmerzlich; was ich an ihm verloren, wußte ich freilich erst, als ich ihn entbehren mußte: er hatte mit zarter und doch fester Hand, mir selbst kaum merklich, meine inneren Kräfte im Gleichgewicht erhalten, soweit es bei meiner Natur möglich war. Beim Abschied vertröstete er mich auf ein Wiedersehen im Sommer; es sollte acht Jahre währen, bis wir wieder zusammentrafen — an welchem Orte und in welcher Stunde!

Pater Marian verhehlte nicht, daß ihn Binnenthals Wegzug freue; Folgerungen für sich zog er zunächst daraus nicht. Wenigstens suchte er mich nun so sacht enger an sich zu fesseln, daß ich es ohne meinen Argwohn gegen ihn kaum gewahrt hätte. Aber auch so mußte ich mir sagen, daß man sich kaum wohlwollender und würdiger benehmen könne. Er sprach häufiger mit mir, als bisher, verwandte mich auch wohl zu kleinen Diensten, die ich unbedenklich leisten durfte; es handelte sich um Edles: er ließ sich durch mich unauffällig nach der Würdigkeit der Leute erkundigen, die sich um Hilfe an sein Kloster gewendet. „Was wollen Sie?!" sagte er lächelnd, als ich, naiv genug, mein Erstaunen darüber ausdrückte, daß auch die Jesuiten so viel Wohlthaten übten, „etwas muß doch ein Orden zu thun haben! In der Seelsorge sehen uns die Weltpriester nicht gern, vom Gymnasium halten uns die Benediktiner ferne; gut genug, daß sie uns wenigstens die Siechen und Hungrigen überlassen!" Er war der Almosenier seines Klosters, der „Finanz-Minister", wie er sich selbst scherzhaft nannte; eben darum, erzählte er mir einmal, gehöre es auch zu seinen Pflichten, sich um das Vermögen der Tant' Poldi zu kümmern; sie habe dem Orden die Hälfte vermacht und dieser müsse darüber wachen, daß die nun geistesschwach und wankelmütig gewordene Frau das Testament nicht umstoße; „wir brauchen das Geld; wozu, wissen Sie nun auch." Er sagte dies so unbefangen, es klang so vernünftig und berechtigt, daß mir die „Erbschleicherei" nun in ganz anderem Lichte erschien. Auch war der „Bisgurn" Mathilde in ihrer unersättlichen Habsucht wirklich Vielerlei zuzutrauen. Im März 1842, als die ersten Frühlingsstürme durchs Murthal brausten, gab es auch in unserem Hause Stürme, daß einem Hören und Sehen verging; der Pater hatte die Hausrechnung revidiert und herausgefunden, daß Mathilde ganz beträchtliche Beträge auf die Seite gebracht; namentlich empörte es ihn — wenigstens warf er ihr dies am lautesten vor — daß sie von den zehn Gulden monatlich etwas unterschlagen, die Frau Stürzenegger für jene arme Verwandte, von der mir schon Binnenthal gesprochen, ausgesetzt. Nun mußte ich, da die alte Frau dessen nicht mehr fähig war, die Führung der Kasse übernehmen und mit Marian verrechnen — ein peinliches Amt, das mir Mathilde gerade nicht erleichterte; ablehnen durfte ich es doch nicht. Und so zahlte ich der Katherl täglich das Küchengeld und wöchentlich die andern Rechnungen und schickte monatlich zehn Gulden an Frau Antonia Straßnigg in Agram. Als ich diesen Namen zum ersten Mal so kalligraphisch, als ich konnte, auf die Adresse des Geldbriefs schrieb, ahnte ich wahrlich nicht, welche Bedeutung er für mein Leben gewinnen sollte.

Auch diese ungewohnte Arbeit brachte mich dem Pater näher; er widmete mir nun wöchentlich mehrere Stunden. „Stimmt Sie nicht auch

dies mißtrauisch gegen mich?“ fragte er mich einmal lächelnd. — Ich errötete. „Ich habe nun kein Mißtrauen mehr gegen Sie“, sagte ich und in dieser Stunde mindestens war dies die volle Wahrheit. Er drückte mir herzlich die Hand. „Aber ich möchte Ihnen nun doch offen sagen, was mich zu Ihnen zieht. Ich habe Sie aufrichtig liebgewonnen, denn Sie sind eine rara avis in unserer heutigen Jugend, aber zunächst bestimmte mich nur der Wunsch eines Menschen, der mir unendlich teuer ist . . .“ — „Robert Ohsner?“ — „Pater Gregorius; der Robert ist ja tot oder vielmehr so herrlich gewandelt, daß ihn Niemand mehr erkennen könnte. Welch ein Mann! — gleiche Macht und Kraft des Geistes bei solcher Reinheit und Selbstlosigkeit wohnt in keinem Anderen, den ich kenne. Zum „Finanz-Minister“ würde er nicht taugen, so wenig wie Sie“, — er deutete lächelnd auf einen Additionsfehler zu meinen Ungunsten, den er mir eben nachgewiesen — „aber zum Führer im Streit der Geister taugt er wie kein Anderer! Ich hoffe, wir sehen ihn bald hier, auf seiner Reise von Rom nach Wien, oder doch im Spätsommer auf der Heimkehr ins „Collegium germanicum“. Er also wars, der mir sagte: ‚Dieser arme Webersssohn hat schon als Kind, als Knabe die Krone des Lebens besessen; wache darüber, daß sie Niemand dem Jüngling raube.‘ Ich konnte freilich wenig dazu thun, weniger, als er und ich wünschten, denn er hat sich in seinen Briefen stets eifrig nach Ihnen erkundigt, aber freudig werde ich ihm sagen dürfen, daß Sie noch Ihr köstlichstes Gut besitzen!“ Ich dankte ihm und bat, an Gregor schreiben und ihm für das treue Gedenken danken zu dürfen; zu antworten brauche mir ja der vielbeschäftigte Mann nicht. — „Oh“, rief er, „er antwortet immer und nun gar Ihnen! Er hat für Alles und Jeden Zeit; wie er das anstellt, wie ihm die Kraft dazu reicht, ist mir rätselhaft. Die muß ihm wohl aus seinem heiligen Eifer kommen. Es mag ja fast sündhaft klingen, da es sich um einen jungen Priester handelt, aber mich erinnert er in Vielem an den Heiligen Stifter unseres Ordens. Glauben Sie das nicht auch, schon nach dem, was ich Ihnen eben von Ihrem Landsmann erzählt?“ Ich mußte gestehen, daß ich von St. Ignatius de Loyola zu wenig wußte. — „Und das Wenige vielleicht nicht aus bester Quelle“, fügte er bei. „Nun, es kann Ihnen nicht schaden, wenn Sie mehr von ihm erfahren, ich werde Ihnen morgen ein Buch über ihn schicken.“

Das war um Mitte Mai. Als ich am nächsten Tage aus der Schule heimkam, fand ich das Buch auf meinem Tische. Ich begann darin zu blättern, da kam die Katherl, einen Brief in der Hand schwingend — „von der Mutter!“ sie gönnte mir gern die Freude. „Und an die Tant' hat sie auch geschrieben!“ Die Adresse wies wie immer die Hand des wackeren Wenzel Kudelka; da die Mutter das Schreiben nie gelernt und der Pfarrer zu schwach dazu war, so schrieb mir mein einstiger Lehrer allmonatlich in Schriftzügen, die lebhaft an ihn erinnerten, so lang und steif waren sie, das Notwendige: Alle seien wohl, mahnten mich fleißig zu sein und ließen mich grüßen. Diesmal aber war der Inhalt ein trauriger: es gehe mit dem hochwürdigen Herrn zu Ende, er wolle mich vor dem Sterben noch einmal sehen, ich möge mich beeilen; das Reisegeld werde mir die Tant' Poldi vorstrecken. Noch hatte ich mich nicht von der ersten Betäubung des Schmerzes erholt, als Pater Marian bei mir eintrat. Er schloß mich in seine Arme, tröstete mich mit herzbeweglichen Worten, riet mir jedoch von der Reise ab: von der Schule könnte ich jetzt nicht fort, ohne das Studienjahr zu verlieren und am Leben würde ich meinen Wohlthäter wohl dennoch nicht mehr treffen. Als ich aber trotz allen Zuredens bei dem Entschlusse blieb, sogleich abzureisen, widersprach er nicht länger, ordnete Alles für mich und brachte mich selbst zum Postwagen. „Sie kommen wieder?“ sagte er zum Abschied und hielt mir die Hand hin. „Ihr Wort darauf?“ Ich schlug ohne Zögern ein, nur etwas erstaunt, daß er daran zweifelte; ich mußte ja schon der Schule wegen wiederkommen. Jenes Buch hatte er mir in die Handtasche gelegt.

Ich reiste auf dem kürzesten Wege, über Wien, Brünn und Königgrätz, konnte dank der reichlichen Mittel, die mir die alte Frau auf des Paters Fürbitte mitgegeben, stets die Eilpost benutzen und gönnte mir nur jede zweite Nacht den Schlaf, gleichwohl währte es zwölf Tage, bis ich die Heimat erreichte. Während all dieser Stunden, deren jede sich mir durch die Seelenangst, die körperliche Ermattung zur qualvollen Ewigkeit dehnte, folterte mich nur ein Gedanke: ob ich meinem Wohlthäter noch ein letztes Mal würde danken können; in der Sache aber, um derentwillen er mich wohl berufen, war ich klar: ich

mußte ihm auch nun erwidern, daß ich Priester werden wolle. Der Zweifel, die mich überkommen, hoffte ich Herr zu werden; leichter wogen sie jedenfalls, als meine Scheu vor einem Bruch mit all meinen Entschlüssen und Träumen, als meine Abneigung gegen einen weltlichen Beruf. Auch jenes Buch, welches mir auf der Reise die Zeit kürzte, bestärkte mich darin. Es war eine verständige Bearbeitung der bekannten Biographie des Loyola von Ribadeneira. Gerade weil sich der Bearbeiter jeder aufdringlichen Lobpreisung seines Helden enthielt, trat sein Bild um so klarer und heller hervor. Kein Mächtiger im Geist, nur im Gemüt, sagte ich mir, aber eben darum ein leuchtendes Beispiel, was ein Einzelner für Millionen werden kann, wenn er ernsten Willens und der Liebe voll ist. Der vornehme Hof- und Kriegsmann hatte den Hunger im Magen nie verspürt und der im Herzen war ihm erst erwacht, nachdem er siech und wund geworden — und dennoch, wie viel hatte er vollbracht, den Hunger Anderer zu stillen! Auch das Bild des Ordens, den er gestiftet, wurde mir nun klarer und gewinnender: neben der Unterwerfung des eigenen Ich unter den Willen Gottes ging doch auch die Hingabe für den Nächsten; die selbstischen Triebe sollten eben darum abgetötet werden, um Anderen beistehen zu können; hier schien mir klar ausgesprochen, was mein sehnendes, suchendes Herz bisher verworren gestammelt. Aber das war die Theorie — wie gestaltete sich die Praxis? All die ungünstigen Urteile der Benediktiner, die Mahnungen Binnenthals klangen mir im Ohr — darüber also mochte der Pfarrer entscheiden; in der Hauptsache war ich entschlossen, auch wenn sein Wunsch anders lauten sollte.

Aber er sprach diesen Wunsch nicht aus. Denn wohl traf ich ihn noch am Leben, und je schwächer nun der Körper war, je mühsamer sich die Worte von den bleichen Lippen losrangen, desto kräftiger und klarer war der Geist, der sie beseelte, aber eben weil dem Sterbenden nun zu der milden Klugheit, die er von je besessen, eine Duldsamkeit und Weite des Blicks gekommen, die vielleicht Niemand erringen kann, der noch hienieden im Kampf steht — eben darum, sag' ich, sprach er kein Wort, das meinen Willen binden sollte. Nur von sich selbst sprach er zunächst in jener Morgenstunde, die mir unvergeßlich im Hirn haftet. Am späten Abend zuvor war ich angekommen; die Mutter und mein Bruder Martin, der aus Bodenbach herbeigeeilt, hatten mich schluchzend empfangen, selbst der dicke Karl, der nach seinem Gesichtsausdruck zu schließen all die Jahre verschlafen hatte, nickte mir betrübt zu; der Arzt hatte gemeint, daß der Greis aus dem Schlummer dieser Nacht nicht wieder erwachen werde. Aber am nächsten Morgen erhob er sich, wenn auch mühsam, und ließ sich in den Lehnstuhl am Fenster führen, in dem einst die Vroni gesessen; so war mir denn auferlegt, nach drei Jahren an derselben Stätte zu Füßen eines teuren Sterbenden zu sitzen: kaum weiß ich, welcher Abschied mich mit größerer Wehmut erfüllte. Zuerst leise und kaum verständlich, dann immer fester und klarer berichtete er mir von den Kämpfen und Leiden seines Herzens, von seiner Liebe, von seinem Ringen, Anderen zum Segen zu werden; wie er auch darin nicht immer den Weg gegangen, den er nun als den rechten erkannte, bis er als fast Sechzigjähriger, als ihm jener gellende Schrei aus meinem Munde entgegengetönt, wieder von Neuem zu lernen und zu sinnen begonnen, ob etwa das Hungerrätsel auf Erden doch zu lösen sei. Ich habe Manches von dem, was ich erst in dieser Stunde vernommen, schon früher berichtet, erst sie brachte mir den vollen Einblick in das Leben dieses Mannes. Wie mir im Hören zu Mute war, vermag ich nicht zu schildern; ich fühlte mich zugleich im tiefsten Herzen erschüttert und erhoben; wie viel Weh' und Zweifel war auch in seinem Leben gewesen und welch' ein Priester war er dennoch geworden; gewiß, nun durfte ich noch zuversichtlicher seine Bahn wandeln, als zuvor. Er mochte nicht ahnen, was in mir vorging, hatte vielleicht eine ganz andere Wirkung seiner Worte gewünscht, aber als ich nun auf seine Frage, wie ich über mein Leben entschieden, in flammender Begeisterung rief: „Ich will ein Priester werden, wie Sie!" da neigte er sein Haupt und flüsterte: „So mag denn Gottes Segen auch auf diesem Dornenwege mit Dir sein! Ich habe Dir einst, vor neun Jahren gesagt, Du taugtest nicht dazu, aber den Grund geweigert. Heute darf ich es Dir sagen: weil Dir ein Drang zum Grübeln eingeboren ist, wie Wenigen. Du wirst mehr Zweifel bekämpfen müssen und sie schwerer bekämpfen, als Andere. Aber so ist es Dir auferlegt; trage es denn in Geduld!" Und er legte mir segnend seine Hände auf's Haupt.

Von den Jesuiten war in jener Stunde nicht die Rede, und vielleicht hätte der Pfarrer

nie davon erfahren, wenn nicht ein Gespräch, das ich am selben Tage mit Karl und Herrn Kudelka hatte, mich dazu gedrängt hätte. Wir saßen im Garten, während Martin drinnen die Wache bei dem Kranken hielt: ich erzählte den Beiden von meinem Grazer Leben und welch ein Heiliger Robert-Gregorius geworden. „Ein Heiliger?!" lispelte Herr Kudelka in höchster Entrüstung; das mächtige Antlitz färbte sich hochrot und der weiße Strich über den Lippen zitterte. Karl aber ballte die Fäuste und rief in einer Erregung, deren ich ihn nie fähig gehalten hätte: „Der Hund! Könnte ich ihm nur an die Kehle!" Dann begannen sie hastig auf mich einzureden, wie schmählich er an der Vroni gehandelt: nachdem er um ihre Liebe geworben und sich heimlich mit ihr verlobt, habe er ihr einige Wochen später den Abschiedsbrief geschrieben und sei ins Seminar getreten. „Das verstehe ich nicht," murmelte ich immer wieder, ganz mechanisch, denn so weltunkundig ich war, nun schoben sich mir die Dinge, die ich ahnungslos angesehen, verständlich zusammen. „Dann laß es Dir vom Herrn Onkel erklären!" rief Karl zornig; das war nicht nötig, aber als ich einige Stunden später an seinem Lager saß, begann ich doch von Gregorius zu sprechen. „Also ein Heiliger!" sagte er mit traurigem Lächeln. „Das war vorauszusehen; schwache Naturen kennen keinen Mittelpfad, und so ist er nun ein Schwärmer geworden. Ich zürne ihm nicht mehr, obwohl er daran schuld ist, daß ich mein Liebstes habe begraben müssen — Du aber, hüte Dich vor jenen Wegen, wo man so heilig wird, wie er." Da gestand ich ihm Alles. Er aber ließ mich nicht ausreden. „Ich verstehe!" rief er und streckte die Hände vor, als wollte er eine Gefahr von mir abwenden. „Habe keine Gemeinschaft mit diesen Menschen! Dies Eine versprichst Du mir!" Ich gelobte es ihm.

Am nächsten Morgen war er tot; drei Tage später trat ich die Rückreise nach Graz an. So ungern ich es nun that, der Schule wegen mußte es ja sein. Von den Meinen nahm ich, wie ich damals wähnte, nur für kurze Zeit Abschied; ich wollte im Herbst das Prager Seminar beziehen; Karl und Martin, die auf ihren Flößen oft nach der Hauptstadt kamen, wollten mich dort besuchen; bei der Mutter aber, die nun dem hochwürdigen Hedliczka, dem Nachfolger Adalberts, die Wirtschaft führen sollte, versprach ich die Weihnachtszeit zuzubringen. Sie war selig über meinen Entschluß, Priester zu werden, aber nur, weil es mir „vom Herzen komme" . . . „Glaub' mir, wenn einem braven Menschen zu Mut ist, als hätte ihm Gott gesagt: „Thu's!" — dann ist's auch das Rechte und bereuen wird er's nie!" Und sie erzählte mir von jener Entscheidungsstunde ihres eigenen Lebens, wie sie, des reichen Schulzen Tochter, dem „Kommiß"-Hannes, von Jausdorf bis zur Elbbrücke nachgelaufen und dort um ihn geworben. „Und ich habe Gottes Willen dadurch erfüllt," schloß sie, „denn mein Vater war ja an seinem Unglück Schuld gewesen."

In Graz, wo ich Mitte Juni wieder eintraf, fand ich alles unverändert; nur von zwei neuen Hausgenossen erzählten mir die Frauen, die ich aber zunächst nicht zu Gesicht bekam; die „kroatische Bettlerin", wie Fräulein Mathilde sie nannte, jene Frau Antonia Straßnigg, hatte sich mit ihrer Tochter, einem „verdorbenen Mädel" im Hause eingefunden; zwei Dachkammern wurden ihnen eingeräumt, „denn in ein Haus," erzählte mir das Fräulein, „wo eine Dame wohnt, wie ich es bin, gehören die Zwei nicht hin." Auch Pater Marian klagte mir bekümmert über die „böse Einquartierung", als er mir die Kasse wieder übergeben wollte. Ich suchte es abzulehnen; ich ginge ja doch nach anderthalb Monaten wieder fort, nach Prag. Er blickte mich scharf an. „Hat es der Tote so für Sie bestimmt?" fragte er. — „Nein, aber er war damit einverstanden," erwiderte ich. — „Darüber reden wir noch," sagte er. „Warum sollten Sie nicht hierbleiben? Mein Bruder Gregorius, der neulich hier durchkam, hat sehr bedauert, Sie nicht zu treffen; soll er Sie auch im Herbste nicht sehen?" — Ich wechselte die Farbe und machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung. Wieder blickte er mich durchdringend an; es kostete mich Mühe, die Lider zu heben und ihm Stand zu halten. Dann, nach einer Pause, die mir unerträglich lang erschien, sagte er leichthin und unbefangen: „Wie gesagt, davon später. Für jetzt aber, bitte, verwalten Sie die Kasse wieder!" Und da auch die Tant' Poldi darum bat — „sonst tragen mir die drei Weiber das Haus weg!" — so that ich's endlich.

„Später" — was sollte ich ihm sagen, wenn er darauf zurückkam? Natürlich die volle Wahrheit, entschied ich mich. Aber es kam nicht dazu.

Am Abend desselben Tages trat eine neue Macht in mein Leben und wie ein Sturmwind fegte sie Alles hinweg, was mich bisher erfüllt.

Es war gegen Acht, die Stunde des Abendessens. Rasch schritt ich durch den dunklen Korridor nach dem Speisezimmer. Da prallte ich plötzlich an etwas an — es war ein Frauenleib, ein junger, warmer, knospender Leib, — ein eigentümlicher Duft schlug mir entgegen. Ich wich zurück, mein Herz begann stürmisch zu pochen. Ein leises Kichern drang mir ins Ohr, eine weiche Hand rührte vortastend an die meine. „Wer . . .“ stammelte ich und wich noch einen Schritt zurück. Das Kichern wurde zum Lachen. „Sie sind der Student, der heute gekommen ist?“ Ich nickte nur, in meiner grenzenlosen Verwirrung vergaß ich, daß die Unbekannte dies nicht sehen konnte . . . „Fürchten Sie sich vor mir?“ Sie konnte es vor unterdrücktem Lachen kaum hervorbringen. „Ich bin die Franzi . . . die Franzi Straßnigg . . . die Mathilde hat mich zur Straf' hinausgeschickt — weil ich ihr gesagt hab', wie schiech (häßlich) sie ist, aber zum Essen komm' ich natürlich wieder herein. Ist schon Acht?“ — „Ja!“ — „Dann gehen Sie doch voran! Und geben Sie mir die Hand! Ich fürcht' mich nicht vor Ihnen, ich hab' Sie heut' schon geseh'n!“ — Wieder trat sie auf mich zu und ich spürte ihren Atem, dann durch das dünne Kleidchen das Regen des jungen Busens an meinem Arm, länger, heißer, als früher. Da durchfuhr es mich wie ein elektrischer Schlag, das Herz hämmerte an die Rippen, ein bisher Unbekanntes war in mir wach geworden, das sinnliche Begehren. Wie sich nun das Folgende fügte, ich weiß es nicht — hatte ich im ersten, blinden, betäubenden Taumel dieses Gefühls den Arm um sie gelegt, hatte sie sich mir selbst an die Brust geschmiegt: plötzlich fühlte ich ihren Leib an dem meinen, nun legten sich ihre Lippen auf meinen Mund: weich und fest, heiß und feucht — wild brauste das Blut in meinen Ohren, ich glaubte zu ersticken — nur eine Sekunde, dann hatte ich sie von mir gestoßen und war zurückgetaumelt. Da fiel ein Lichtschein in den Korridor — die Thüre der Küche hatte sich geöffnet; „was giebt's da?“ fragte die Katherl. Das Mädchen verschwand im Speisezimmer, ich blieb schweratmend stehen und starrte ihr nach. „Was steh'n S' denn da, wie ein angemalter Türk'?“ fragte die Alte. Ich wäre am liebsten in meine Kammer zurückgeflüchtet, dann aber bezwang ich mich und trat ins Speisezimmer.

Der Tisch war gedeckt, die Lampe brannte, aber nur ein Platz war besetzt; da saß das junge Mädchen und knusperte an einem Brötchen. Ich konnte ihr Antlitz nicht genau sehen, so jählings strömte mir bei ihrem Anblick das Blut wieder gegen den Kopf. Wie durch einen Schleier erblickte ich ein rundes blühendes Gesicht, von flutenden, blonden Locken umrahmt; als ich vorbeiging, kicherte sie und legte nur den Finger an den Mund. Im Wohnzimmer saßen die Tant' Poldi und Fräulein Mathilde am Tische und sahen andächtig zu, wie eine ältere Frau in dürftiger Kleidung ein Spiel Karten mischte. „Der Georg!“ sagte ihr die Tante, und zu mir: „Laß Dir auch die Kart' schlagen, das kann sie, sonst kann's nix, als mich armfressen, meine Schwägerin, die Straßnigg!“ — Das war die Vorstellung. Die Frau nickte mir vertraulich, mit fröhlichem Grinsen zu, als wäre ihr eben ein Loblied gesungen worden. „So a schöner, junger Mensch!“ sagte sie in ihrem plumpen Steirisch, „grad' in dem Alter, wie mein Johann!“ — „Aber kein solcher Lump!“ sagte die Tant' Poldi. — „Der Johann thut ja jetzt beim Militär auch gut,“ wandte die Frau demütig ein, „sonst wär' er nicht in die Regiments-Kanzlei gekommen. Aber jetzt muß ich der Fräul'n Mathild' ausdeuten, daß ihr halt immer wieder ein Bräutigam ins Haus steht!“ — „Unsinn!“ sagte das alte Mädchen, horchte aber doch aufmerksam dem Kauderwelsch vom Coeur-Buben und der Pique-Dame und dem Liebesbrief, der unterwegs sei. — „Am End' für die Franzi!“ sagte Mathilde halb höhnisch, halb mißtrauisch. — „O mein! — das Kind!“ wehrte die Mutter ab und grinste wieder, was sie noch häßlicher machte. Lieblich war sie auch sonst nicht anzusehen; ein aufgedunsenes, mißfarbiges Gesicht, eine unförmliche Gestalt, das arg geflickte Kleid obendrein sehr schmutzig, die graublonden Haare ungekämmt unter eine Haube gezwängt. Immer wieder nickte sie mir zu und übergoß mich mit süßlichen Schmeichelreden. Das machte mich womöglich noch verlegener — hatte ich doch ihr gegenüber ein schlechtes Gewissen.

Als die Katherl nun wirklich zum Essen rief, wäre ich am liebsten nicht ins Speisezimmer ge-

treten; wenigstens saß ich die ganze Zeit mit niedergeschlagenen Augen und brennenden Wangen da. Auch das Mädchen war still; wenn sie etwas sagte, so war es irgend ein faustdickes Lob für die „gute liebe Tante". Sie sprach das Deutsche fremdartig, man merkte, daß sie von Vatersseite eine Kroatin war. Endlich, als sie sich nach dem Essen mit ihrer Stickerei an den Tisch setzte, während Fräulein Mathilde aus einem frommen Buche vorlas, wagte ich sie anzusehen. „Sie ist schön," dachte ich und mein Herz begann wieder zu pochen. Schön — das mochte freilich nicht das rechte Wort sein: der Mund war zu voll, die Nase zu kurz, das prächtige, rotblonde Haar stieg über einer schmalen, flachen Stirne auf und die großen blauen Augen blickten unruhig, mit stechendem Glanze. Aber da zeichne ich ihr Bild, wie es mir heute in der Erinnerung lebt; damals sah ich nur das Zucken der vollen Lippen, das verhaltene Lächeln, das über das blühende Antlitz ging und das Wogen des Busens, der das graue, dürftige Kleidchen zu sprengen drohte — immer wieder begann mir das Blut in den Augen zu flirren, in den Ohren zu brausen . . . Und als mir ihr Blick begegnete, ein seltsamer, starrer Blick aus halbgeschlossenen Lidern, da hatte ich wieder dieselbe Empfindung, wie vorhin im dunklen Korridor — fort, ich mußte fort von ihr, um nicht zu ersticken . . .

Aber es wurde nicht besser, als ich nun allein auf meiner Stube war. Schwer atmend, mit geschlossenen Augen, saß ich da — und sah sie doch immer wieder und fühlte ihren Kuß auf meinen Lippen. Es währte lange, bis ich mich so weit gefaßt, um nachzusinnen, wie das gekommen. „Ein verdorbenes Mädchen", dachte ich, „eine Versucherin, du mußt beten!" — aber während ich die frommen Worte vor mich hinsprach, überkam mich plötzlich wieder jene Empfindung, als schnürte mir eine fremde Hand die Kehle zu und ich stürzte an's Fenster und riß die Flügel auf. Es war eine kühle, regnerische Juninacht — die Regenluft that mir wohl. Da fiel mir drüben, unter dem Dach des Hoftraktes, ein erleuchtetes Fenster in's Auge. Ein Schatten zeichnete sich auf dem dünnen Linnen ab, mit dem es verhängt war. Die Stube hatte sonst leer gestanden, wohnte sie jetzt dort? Dann konnte ich den Schatten deutlicher gewahren; eine weibliche Gestalt, die ihr Haar löste. Nun schob sie das Linnen zur Seite — ja, sie war es — und ich sah das Schimmern des entblößten Nackens . . . Ich prallte zurück, löschte mein Licht und stand regungslos in der dunkeln Stube, die Fäuste geballt, daß mir die Nägel schmerzhaft in's Fleisch drangen. Wie lange — ich weiß es nicht, vielleicht mehrere Stunden lang. Nur auf zwei Momente besinne ich mich: daß ich mich plötzlich wie mit Ketten wieder an's Fenster gezogen fühle — aber das Licht ist erloschen und Alles still — und dann: als das erste Morgengrauen in meine Kammer bricht, liege ich vor dem Cruzifix in der Ecke auf den Knieen und schluchze unter Thränen: „Erbarme Dich meiner und laß mich nicht immer wieder an sie denken". . .

Das Gebet wurde nicht erhört — wie sollt' es auch, da ich ihr immer wieder begegnete? Schon am nächsten Morgen, da ich zur Schule ging, kam sie mir auf der Treppe entgegen, den gefüllten Wasserkrug in der Hand. „Guten Morgen!" sagte sie lachend und bot mir die Hand. „Pflegen Sie immer noch so spät am Fenster zu stehen?" — „Nein", murmelte ich, „verzeihen Sie. . ." — „Na, zum Glück hab' ich's noch rechtzeitig bemerkt. Ja, stille Wasser sind tief. Wenn die Tant' Poldi wüßte, wie Sie mich gestern im Dunkeln überfallen haben. . ." — „Ich . . aber . . . Fräulein. . ." — Sie trat dicht auf mich zu, daß mich ihr Hauch traf. „Heuchler!" sagte sie lachend, gab mir einen Backenstreich und lief davon. Und da saß ich nun auf der Schulbank und statt der Erklärung des Aristoteles zu folgen, dachte ich darüber nach, ob ich wirklich der Schuldige gewesen war. Bald kam ich mir wie ein arger Sünder vor, bald wieder fand ich Trost in dem Gedanken: „Was kann ich dafür, daß sich mir das leichtfertige Ding an den Hals geworfen hat?" — aber immer tanzten mir die zuckenden Lippen, der schimmernde Nacken vor den Augen. . .

Anders am Abend desselben Tags, da zweifelte ich nicht mehr, daß ich allein der Schuldige war. Sie war bei Tische still dagesessen und hatte kaum vom Teller aufgeblickt; dann, als ich auf meine Stube gehen wollte, trat sie mir im Korridor entgegen. „Herr Georg", sagte sie mit zitternder Stimme, „ich habe meiner Mutter Alles gesagt; sie ist sehr unglücklich darüber gewesen und hat mich hart gescholten. Sie hat Recht, ich habe gefehlt, denn ich bin kein Kind mehr und soll mich nicht im Dunkeln küssen lassen und dann

auf der Treppe so leichtsinnige Gespräche führen, aber böse war das nicht gemeint. Sehen Sie, weil Sie so fromm sind — und gut gefallen haben Sie mir ja — und weil man sonst so gar keinen Spaß im Hause hat — wir haben es so schlecht, Herr Georg, meine arme Mutter und ich. . Aber darum dürfen Sie nichts Schlimmes von mir denken. Nicht wahr, das versprechen Sie mir, Herr Georg!" Sie hielt mir die Hand hin, ich schlug ein. Und wie sie mit niedergeschlagenen Augen, schüchtern, zitternd vor Scham, vor mir stand, schien sie mir noch schöner, als am Abend zuvor. Beim Abendessen aber fehlte sie ganz und die Mutter sagte mit einem Blick auf mich: „Das Kind nimmt sich was zu Herzen und mag nicht essen. Ich hab' das noch nie mit ihr erlebt und fürcht' nur, sie wird mir krank!" — „Das könnt' mir fehlen — hier im Haus", polterte die Hausfrau; ich aber schlich wie ein Verbrecher in meine Kammer. „Nur nicht hinübersehen", murmelte ich und entkleidete mich im Dunkeln, „schlafen — schlafen!" Aber nachdem ich mich etwa eine Stunde umhergewälzt, schlich ich doch zähneknirschend an's Fenster, als müßte es so sein. Es war noch erleuchtet, aber ein dichterer Vorhang darüber gebreitet, und nichts regte sich. Regungslos stand auch ich da, bis der Schein erlosch und dabei zerwühlte ich mir immer wieder das Hirn: „Wie soll das werden und wie ist's über mich gekommen?!"

In den nächsten Tagen schien sich mein Fieber zu legen; ich konnte doch zum Mindesten lesen, die Arbeiten für die Schule besorgen. Die Franzi kam wieder zu den Mahlzeiten, vermied aber sonst jede Begegnung mit mir, auch bei Tische sprach sie kaum ein Wort. Die Veränderung war so sichtlich, daß sie Allen auffiel, selbst der alten Katherl. „Am End' hab' ich ihr Unrecht gethan", sagte sie mir, „denn der Apfel fällt nicht weit vom Stamm und die Alte ist von je eine — na, ich sag's lieber nicht, wie die sich als Mädel aufgeführt hat. So brav unser seliger Herr war — nur getrunken hat er ein bissel viel — und auch gegen seinen Bruder, den Vater der Mathild' läßt sich nichts sagen, nur daß er ein Betbruder war — diese Schwester, die Toni war immer ein Nixnutz und wenn sie der Kroat, der Straßnigg, nicht genommen hätt', ein ehrlicher Steirer hätt's nimmer gethan. Ein Paar, wie's die Tauben nimmer schöner hätten zusammenbringen können — das Geld haben sie verthan und dann vom Schwindel gelebt; er ist in's Zuchthaus gekommen und darin gestorben und sie hart daran vorbei. Auch der Sohn, der Johann ist ein Erzlump. Kurz, seine Leut' und mich wundert's, daß der Marian die Zwei hier duldet — er thut's auch gewiß nur der Mathild' zum Tort und damit die nicht Oberwasser kriegt. Na, und die Franzi, hab' ich gedacht, — so hübsch sie ist, so verdorben ist sie und trotz ihrer achtzehn Jahr' ist kein gutes Haar mehr an ihr — weil sie nämlich gar so frech war. Aber jetzt nimmt sie sich zusammen, grad seit Sie da sind, vor einem Mannsbild also schämt sie sich doch und das ist ein gutes Zeichen!" Ich erwiderte nichts, aber nachdenken mußte ich immer wieder darüber und in den heißen Rausch, den ich im Blute empfand, so oft das Mädchen in meiner Nähe war, mischte sich das Mitleid und die Reue. Gewiß, ich allein war an jener Scene im Korridor schuld gewesen; das arme, mutwillige, schlecht erzogene Kind, das sich die Sache nun so sehr zu Herzen nahm, traf kein Vorwurf. Aber was sollt ich thun?! Von ganzer Seele sehnte ich die Zeit herbei, wo ich — zu Ende Juli und fünf Wochen waren es noch bis dahin — Graz verlassen sollte. Bis dahin suchte ich mich durch Kasteiungen von der Empfindung zu befreien, die mir das schöne Kind einflößte, und die ich wie etwas Feindseliges, Widriges empfand. Aber wie sollt' ich ihr meine Reue bethätigen?

In dieser Stimmung traf mich, eine Woche nach meiner Heimkehr, ein Besuch der Frau Straßnigg. Ich wurde totenbleich, als sie in meine Stube trat und blieb fassungslos auf meinem Stuhl sitzen; offenbar kam sie, mir Vorwürfe zu machen. Aber darüber beruhigten mich schon ihre ersten Worte: ich sei ein so lieber, guter Mensch und da sie sich sonst nicht Hülfe noch Rat wüßte, so möge ich sie geduldig anhören. Sie und ihr armes Kind hätten ja nun Obdach und Brot, aber sonst fehle es an allem Nötigen; ihr Johann, der jetzt als Feldwebel in Leibnitz, zwei Stunden von Graz, stationiert sei, könne von seiner Löhnung nichts hergeben und die Frau Tante sei „gar so viel genau"; an Tand und Kleidung liege ja nicht einmal der Franzi was, geschweige denn gar ihr, aber das Kind wachse so unwissend auf. „Ein Jammer, lieber Herr Georg", schluchzte sie und rang die Hände. „Achtzehn Jahr' und kann kaum deutsch lesen und schreiben! Kroatisch besser, aber was nützt ihr das?! Ich sag' der Frau Tant': „Wie

wollen zu Mittag nur ein Stück Brot essen, aber geben Sie uns sechs, acht Gulden monatlich für einen Lehrer!“ Und darauf sie: „Keinen Pfennig! Sie soll selbst lernen!“ Aber wie kann ein Mädchen das, lieber Herr Georg, und was soll aus ihr werden?!“ — „Haben Sie mit Pater Marian gesprochen?“ fragte ich. — „O, der harte Mensch!“ rief sie und begann noch stärker zu schluchzen. „Er will nicht uns helfen, sondern der Kirche eine Seele zuführen. „In's Kloster soll sie“, sagt er mir, „und Nonne werden. Das kostet dann uns nichts und sie kann dort so viel lernen, als sie will“. Als ob das Geld der Frau Tant' ihm gehören würde! Und ob das Kind für's Kloster taugt oder nicht, darnach fragt er nicht! Und meine Franzi taugt nicht dafür, lieber Herr Georg. Sie ist gut und brav, und wer ihr was Schlimmes nachsagt, versündigt sich an einer armen Waise, und fromm ist sie ja auch; aber für's Klosterleben ist sie zu lustig, und könnt' es nimmer vertragen. Das Kind stirbt mir vielleicht in der Zelle, und man soll doch nicht gezwungen hinein, aber das sieht der Pater nicht ein!“ — „Da haben Sie Recht!“ sagte ich erregt. „Auch ich glaube zwar zum Weltgeistlichen zu taugen, nicht aber zum Ordensmann. Aber wie soll ich Ihnen helfen?“ fügte ich kleinlaut hinzu. — „O, Sie könnten wohl — wenn Sie der Franzi täglich nur eine halbe Stund' schenken wollten!“ — „Ich! Unmöglich!“ Ich fühlte, wie ich purpurrot wurde; meine Hand streckte sich unwillkürlich abwehrend gegen sie aus. — „Warum?“ fragte sie demütig. „Ich hab' gedacht, weil Sie ein guter Mensch sind, Sie werden Erbarmen mit uns haben . . .“ — „Gewiß,“ stammelte ich, „aber . . .“ Ich stockte, durfte ich ihr sagen, daß ich mich vor der Versuchung fürchtete?! „Ich bleibe ja nur noch einen Monat hier!“ sagte ich dann. — „Dann wenigstens diesen Monat“, bat sie, und drang so lange in mich, bis ich zum Mindesten versprach, ich wollte es mir überlegen . . .

Nein, nein, rief es in mir, nachdem sich die Thüre hinter ihr geschlossen, soll ich noch selbst diese Pein mehren? Schon der Gedanke, täglich mit ihr allein zu sein, machte mir die Pulse hämmern. Dann aber begann ich mich meiner Feigheit zu schämen; war dies die „rechte Liebe zu Gott“, aus selbstischen Gründen, aus Mißtrauen in die eigene Tugend, eine Gutthat ungeübt zu lassen, war dies das rechte Mitleid für den Nächsten, welches ich mir als Leitstern meines Lebens erkoren?! Ich durfte nicht Nein sagen, „ich bin es auch meinem Wohlthäter im Grabe schuldig“, dachte ich. Aber wie ich mich nun entschlossen erhob, hinüberzugehen, da — da regte sich plötzlich bei dem bloßen Gedanken an das Mädchen jenes Begehren wieder in mir und eine Stimme raunte mir in die Ohren: „Natürlich, nun hast du das edle Mäntelchen gefunden, mit ihr beisammen sein zu dürfen“ — und ich sank auf meinen Sitz zurück . . . So traf mich Pater Marian, der, wie allwöchentlich am Sonnabend, die Kasse mit mir ordnete. Er war fühlbar kälter gegen mich, als sonst, fragte dann aber doch: „Frau Straßnigg war wohl bei Ihnen? Sie haben natürlich abgelehnt?“ — „Noch nicht!“ — „Dann sagen Sie doch ja ab, ich rate es Ihnen dringend!“ — „Warum?“ — „Weil Sie nicht gefeslet genug dazu sind!“ — Ich fühlte mich erblassen. „Dann hat sich wohl Ihre Meinung über die „rara avis“ wesentlich verschlechtert?“ — „Ja“, sagte er kaltblütig. „Aber eben deshalb: thun Sie's nicht! Die Einflüsse, unter denen Sie gestanden und noch stehen, genügen nicht, eine Natur Ihres Schlages gegen alle Versuchung zu stählen“. — „Sie irren!“ rief ich entrüstet, denn ich empfand seine Worte wie einen Schimpf gegen den Toten in Hainburg. „Ich könnte wohl auch größerer Versuchung widerstehen, als der, ein junges Mädchen einen Monat lang zu unterrichten“. — „Ich glaube, nein“, sagte er. „Aber wie Sie wollen! Ich sprach aus ehrlichem Wohlwollen für Sie und weil mein Bruder Gregorius solchen Anteil an Ihnen nimmt. Ich möchte ihm den Schmerz ersparen, daß Sie ihm vielleicht nicht in's Auge sehen können, wenn er hierherkommt“. — „Da seien Sie getrost!“ rief ich. „Robert Ohsner werde ich immer in's Auge sehen können!“ Das Wort reute mich, kaum daß es mir entfahren, aber die Stimmung, in der ich es gesprochen, blieb. Und aus dieser Stimmung heraus teilte ich der Frau mit, daß ich am nächsten Tage mit dem Unterricht beginnen würde.

Fast ein halbes Jahrhundert ist nun seit jenem Junisonntag verflossen, aber noch steht Alles klar vor mir, ja noch höre ich die fünf schrillen, kurzen Schläge der Landhausuhr mir in's Ohr dröhnen. Langsam steige ich die steile Treppe des Hintertrakt's empor; das Herz pocht mir zum Zerspringen, so oft ich auch innehalte. Noch habe ich die Mansarden nicht erreicht, als mir der Willkommgruß der alten Frau entgegenklingt. Hinter ihr

steht die Franzi, mit niedergeschlagenen Augen, die Wangen gerötet; sie läßt die Mutter sprechen, aber als sie den Blick erhebt, da müßte ich ein Blinder sein, um nicht zu sehen, welche rührende Dankbarkeit sie erfüllt. Auch dann spricht sie kaum ein Wort. Die Mutter hat uns durch ihre Schlafkammer in jene des Mädchens geführt, weil diese geräumiger ist, freilich noch immer eng genug: das Bett, eine wacklige Kommode, ein Tisch mit zwei Stühlen füllen sie ganz aus. Ich beginne mit einer Diktando-Probe, sie fällt schlecht aus, die Schrift ist ungelenk, die Rechtschreibung elend. Ich muß das aussprechen, die Mutter ist betrübt, die Franzi aber sagt mit einem Blick, daß es mich heiß überläuft: „Um so mehr werde ich dem Herrn Georg zu danken haben!“ Nun, da ich ihr zunächst die einzelnen Buchstaben vorzumalen beginne, verläßt die Mutter die Stube; schon dies macht mich noch unsicherer, aber als ich dem Mädchen nun die richtige Federhaltung beibringen, ihre Hand ergreifen und regieren muß, fühle ich wieder jenen elektrischen Schlag, das Flimmern vor den Augen . . . Ich raffe mich auf, gehe auf und nieder, beginne ihr einige Hauptsachen aus der Grammatik zu erklären; es geht, so lang ich sie nicht ansehe, aber wenn sich unsere Blicke begegnen, stockt mir der Atem und meine Gedanken verwirren sich. Es mag auch an ihrer Haltung, ihrem Blick liegen; sie lehnt im Sessel, das Haupt zurückgebeugt, wie mühsam atmend, mit halbgeöffnetem Munde, daß die Zähne zwischen den Lippen hervorschimmern, es ist das Antlitz einer Schmachtenden, einer Verdurstenden, der nun die Labe winkt, und die halbgeöffneten Augen haften unverwandt auf meinem Antlitz . . . Ich bleibe stehen, meine Sätze verwirren sich — „warum blicken Sie mich so an?“ murmle ich plötzlich. — „Weil Sie mir so gut —“ Sie stockt. „Weil ich so gern lerne!“ beendet sie den Satz hastig. „Ist es Ihnen unangenehm?“ Ich antworte nicht, beginne wieder. Da schlägt es sechs — ich bin nicht weit gekommen, aber um keinen Preis möchte ich länger bleiben. „Sie kommen doch morgen um dieselbe Stunde?“ frägt sie. — „Ich — ich weiß nicht,“ stammle ich und eile davon.

Ich log, in jenem Moment glaubte ich es zu wissen: nein! um keinen Preis. Aber als es am nächsten Tag' fünf schlug, stand ich wieder in des Mädchens Kammer und so in der Folge. Wie soll ich schildern, was in mir vorging?! In den ersten Tagen bedurfte ich noch der Gründe. Ich mußte den Unterricht fortsetzen, es war eine Gutthat an einer Waise. Ich mußte es thun, es war ja eigentlich gar keine Versuchung; wie oft schon hat ein Jüngling ein Mädchen unterrichtet! Und in derselben Minute mußte ich es gerade deßhalb thun, weil es eine Versuchung war, die ich glorreich, dem Pater zum Trotz, zu bestehen hatte! In diesen Tagen machte ich auch noch Gedichte, in welchen von einem „schönen Schmetterling“ die Rede war, nach dem sich eine mächtige Faust streckt, ihm den Schmelz von den Flügeln zu wischen, ihn in ein Gefängnis zu sperren, natürlich vergeblich, da dem Schmetterling ein Retter ersteht — ein andermal wieder besang ich das Glück, ein reines, holdes Kind in den „Tempel der Wissenschaft“ zu führen . . . Sicherlich habe ich das damals auch geglaubt, denn ich gab mir da noch redliche Mühe mit der „Wissenschaft“, so schwer es mir mit fiebernden Pulsen gelingen mochte, über die Geheimnisse der deutschen Rechtschreibung Auskunft zu geben. Es muß ein sonderbarer Unterricht gewesen sein, ich kann ihn nicht Zug um Zug nachzeichnen, mit Ausnahme jener ersten rinnt mir das Bild der folgenden Stunden in einander. Wann haben wir zuerst nicht vom Unterschiede zwischen „Ähre“ und „Ehre“, sondern von unserem früheren Leben gesprochen? Wann haben sich unsere Hände gefunden und minutenlang festgehalten? Wann haben wir einander zugeschworen, jener Kuß im Dunkeln sei der erste gewesen, der je auf unseren Lippen geflammt?! Nur Eins weiß ich: auf eine Zeit des Grübelns und Kämpfens folgte bald eine andere, wo ich nichts, gar nichts mehr dachte, wo es mich zu ihr zog mit derselben Notwendigkeit, wie meine Lunge Atem schöpfen mußte. Niemand schien es zu bemerken, Niemand warnte mich, wir waren immer allein.

Mir ist, so oft ich später an jene Zeit zurückdachte, immer zu Mute gewesen, als blickte ich aus der Kühle in einen zittrig heißen Augusttag hinaus. Die Sonne sengt Alles nieder, von der Erde steigt ein schwerer, betäubender Brodem auf und erfüllt die stille Luft. Matt, keines Gedankens fähig, von brennendem Durst gequält geht der Wanderer dahin. Ein Trunk, der ihm den Gaumen netzen soll — Alles ist ihm gleichgültig, nur dies Eine nicht, das Einzige, was er zu wünschen die Kraft hat. So habe ich nach dem Mädchen geschmachtet. Nur einige wenige Stunden haben

sich mir im Hirn eingegraben, die, wo ich aus dem Taumel emporfuhr, und qualvoll meiner selbst bewußt wurde.

Da ist zunächst ein Nachmittag zu Anfang Juli, etwa zwei Wochen, nachdem ich die Kammer zuerst betreten. Der Lehrer des Griechischen hat mir eine Strafrede gehalten: „Waren Sie betrunken, als Sie dies Pensum schrieben? Es ist ja unmöglich, daß Sie plötzlich Alles verlernt haben. Die letzte Arbeit, die Sie noch auf dem Gymnasium liefern sollten, ist Ihre schlechteste!“ Das rüttelt mich auf; ich erbiete mich, eine andere Übersetzung zu liefern, gehe heim, beginne zu arbeiten. Da klirrt drüben ihr Fenster, sie winkt mich zu sich. Es ist erst drei, und ich sollte ja arbeiten und bisher bin ich nie vor der festgesetzten Stunde gekommen, aber ich gehe doch, sofort. Oben tritt sie mir entgegen: „Ich habe gedacht, heut' haben Sie mehr Zeit, als sonst!“ — „Nein, weniger“, sage ich barsch. „Wo ist Ihr Diktando?“ — „Noch nicht geschrieben!“ lacht sie und wie ich eine finstere Miene mache, beginnt sie mich zu streicheln und hebt sich auf den Fußspitzen an mir empor. Im nächsten Moment brennen unsere Lippen auf einander, und ich lasse mich von ihr küssen und küsse sie. Da stößt sie mich von sich, zur Kammer hinaus und riegelt die Thüre hinter mir zu. Ich beginne zu klopfen, zu bitten, zu flehen, die Thüre bleibt geschlossen. Und dort bleibe ich nun, bis ich in der Dämmerung einen schlurfenden Schritt auf der Treppe höre; die Mutter. Da fasse ich mich so weit, an ihr vorbei die Treppe hinabzugehen. Das war — seit jener Begegnung im Korridor — das erste Mal, wo sich unsere Lippen berührt.

Die folgenden Tage hält sie mich streng; ich darf selbst ihre Hand nicht fassen. Vier Tage dauert die Qual, ich kann weder arbeiten, noch essen, noch schlafen; ich lebe nur noch um der einen Stunde willen, wo ich ihr gegenüber sitzen darf. Endlich falte ich die Hände und flehe: „Franzi, die Hand küssen!“ — Aber sie: „Was soll das? Meinst Du, weil ich nur eine arme Waise bin? Du willst ja Priester werden!“ — Und das Wort trifft mich, wie ein Keulenschlag, wie eine ungeahnte Schreckenskunde! Ich sinke auf den Stuhl hin, mit dem Gesicht auf den Tisch und liege da regungslos, von der Wucht dieses Worts zermalmt. Gestern hat unser Ordinarius, wie dies kurz vor dem Abgang üblich, uns den künftigen Beruf abgefragt, bei mir hat er, ohne erst zu fragen, „Theologie“ gesagt und eingeschrieben; ich habe es teilnahmslos angehört, ohne etwas dabei zu denken. Aber nun . . . sie hat ja Recht! . . . ich — Herr im Himmel, was ist aus mir geworden?! Ich schnelle empor und eile davon. Aber da ruft sie hinter mir her: „Georg — denkst Du wirklich noch daran!“ und ich komme zurück. „Nein“, ruf ich, „nein! Ich darf's ja nicht mehr werden, ich will's nicht, aber laß mich Deine Hand küssen!“ Da läßt sie mir die Hand und den Mund dazu, um mich dann wieder von sich zu stoßen.

Wieder einige Tage später, — wir haben unsere Abgangszeugnisse erhalten. Als ich heimkomme, fragt mich die Tant' Poldi: „Na wann fahrst nach Prag?“ — Nach Prag?! Als ob sie mich fragte, wann ich nach dem Mond wolle — ich habe auch dies vergessen, wie alles Andere. — „Später“, murmle ich endlich. „Wenn Sie mich noch behalten wollen!“ — „Natürlich!“ sagt sie, „das heißt, wenn's der Pater Marian mag. Es ist ja heut' Samstag, da rechnet Ihr mit einander, frag' ihn!“ Auch seiner habe ich zuletzt kaum mehr gedacht, höchstens hat mir zuweilen der Gedanke schmerzhaft durch's Herz gezuckt, daß er doch Recht behalten! . . . Er tritt ein; nachdem das Geschäft abgethan ist, bringe ich meine Frage vor. „Meinetwegen“, sagt er gleichgültig, ohne mich anzublicken; „übrigens verreise ich heute auf einige Zeit.“ Am nächsten Morgen frägt mich die Tant' Poldi, ob ich nicht die Frau Straßnigg und die Mathilde zur Wallfahrt nach Straßengel begleiten möchte; die Franzi, das gottlose Ding, wolle nicht mit. — „Ich — ich habe mich mit einem Kollegen verabredet“, erwidere ich und nachdem die Beiden gegangen, stürme ich die Treppe empor und trete in die Kammer. Die Franzi steht im Nachtgewande vor dem Spiegel und kämmt ihr Haar; sie wendet sich nach mir um und lächelt.

Die beiden Frauen kehrten erst am nächsten Abend heim. Am Dienstag Morgen, als ich brütend in meiner Stube saß, in der Stimmung, die jeder Jüngling erlebt und doch noch mit Recht kein Dichter zu schildern gewagt hat, so seltsam ist sie aus Rausch und Ernüchterung, Triumph und Reue, Seligkeit und Verzweiflung gemischt, wurde meine Thüre aufgerissen und Frau Straßnigg trat, nein, stürzte herein. In höchster Erregung rang sie die Hände. „Das ist zu viel!“ stöhnte sie. „Das eine Kind richtet mir ein Fremder zu Grunde, das Andere stößt sich durch seine Güte selbst in's Grab!

Lesen Sie und wenn Sie ein Mensch sind, so helfen Sie!" Sie reichte mir einen Briefbogen, — die Unterschrift lautete: „Dein unglücklicher Sohn Johann." Er schrieb, er habe, um einen Kameraden zu retten, der Regimentskasse dreihundert Gulden entnommen; am Sonnabend könne dieser das Geld erstatten, aber für den Donnerstag sei eine Skontrierung angesagt und fehle da das Geld, so müsse er sich erschießen. „Helfen Sie!" rief sie händeringend, „der Vater ist verreist, die Tant' streckt das Geld gewiß nicht vor, Sie führen ja ihre Kasse; bis Marian zurück ist, ist das Geld längst ersetzt!" — „Wie kann ich das?!" rief ich. „Unmöglich!" — „So wollen Sie auch den Bruder zu Grunde richten, wie die Schwester? Mein unglückliches Kind hat mir alles gestanden! Wollen Sie mich zum Äußersten treiben, so sag' ich's sofort der Tant' Poldi, was für ein Heiliger Sie sind! Denn dann weiß ich auch, daß Sie kein Gewissen haben, und daß es umsonst wär', mich wegen der Franzi in Güte mit Ihnen zu bereden!" Noch schwankte ich, da kam die Franzi. „Droh' ihm nicht!" rief sie. „Er wird seine Pflicht an mir thun und auch den Johann nicht zu Grund gehen lassen. Ich kenn' ihn!" Da entnahm ich der Kasse das Geld und gab es ihnen.

Noch am selben Tage sollte ich entsetzt erkennen, welches Los ich mir bereitet. Die beiden Frauen waren sofort abgereist, wie sie mir sagten, nach Leibnitz; der Tant' Poldi gegenüber hatten sie einen Besuch in der Vorstadt vorgeschützt; sie wollten am Abend zurück sein. Von der Unruhe meines Herzens gejagt, von Gewissensbissen und wildem Begehren gleich hart gefoltert, betrat ich mittags die Kammer der Geliebten. Alle Laden waren aufgerissen und leer, überall lag Plunder und Papier umher, die Koffer fehlten; auf dem Tisch lag ein Zettelchen: „Der guten Frau Tante unseren Handkuß; dem Pater Marian haben wir geschrieben, warum wir gleich nach Agram zurück müssen!" Und es war — die Schrift des Briefes aus Leibnitz. Fort für immer fort . . . und alles ein Betrug, betäubt sank ich auf den nächsten Stuhl.

Da hörte ich von der Treppe her ängstlich meinen Namen rufen. Es war die Katherl. „Herr Georg!" rief sie, als sie mich so zernichtet sitzen sah, „ist es denn wahr?!" Sie rang die Hände. „Mein Gott, Sie sind so verstört, es muß ja wahr sein! Der Pater Marian ist unten bei der Gnädigen; er sagt, Sie haben für die Franzi, die Sie verführt haben, dreihundert Gulden gestohlen! Die Straßnigg hat's ihm selbst geschrieben!" Ich taumelte; meine Kehle schnürte sich zusammen. „So kommen Sie doch!" rief sie. „Es kann ja nicht wahr sein! Reden Sie mit ihm!"

Ich folgte ihr auf den Korridor hinaus. Da begannen die Steinfließen unter mir zu wanken, die Mauern neigten sich, als wollten sie über mir zusammenstürzen; mir wurde dunkel vor den Augen und ich brach ohnmächtig zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte.

Von Hermann Lingg.

Grundhelle.

Die Geistesnacht hat ihre Blitze,
Und was die Erdennacht verhüllt,
Das legt sie bloß mit grellem Witze,
Daß tiefer Schauer uns erfüllt.

Des Daseins Rätsel scheint uns oft
So nah der Lösung! aber immer
Sehn wir von Dingen nur den Schimmer,
Die wir gefürchtet und gehofft.

Die wahre Wahrheit liegt so tief,
Sie nennt kein Wort von Menschenmunde,
Und Liebe, die am tiefsten schlief,
Erwacht erst in der Todesstunde.

Anguis in herbis.

Auf welchem Berg, in welcher Nacht
Hast all die Blumen Du gefunden,
Die Du wie eine Märchenpracht
In Deine Locken Dir gewunden?

Ich weiß, ich weiß es, Deine Hand
Brach diesen Schmuck und Blumenspangen
Am Abgrund, und dazwischen wand
Verzweiflung unsichtbare Schlangen.



Krieg und Frieden.

Vorbemerkung der Redaktion. Wieder einmal macht die Agitation für die Idee des ewigen Friedens mehr von sich reden, als sonst. Wie immer man sich zu dieser Idee selbst stellen mag, so wird doch die Behauptung kaum Widerspruch erfahren, daß sich die jüngsten Friedens-Freunde wie ihre Gegner die Sache ein wenig bequem gemacht haben; trivialer läßt sich eine große Frage kaum noch behandeln. Die einzige Stimme voll dichterischer Kraft und Originalität ist bisher im Lager der Anti-Friedenspartei erklungen: Carduccis herrliche Ode, die er im vorigen Jahr zur Zeit des Friedens-Kongresses in Rom veröffentlichte. Wir bieten sie in einer ausgezeichneten Übersetzung von Friedrich Adler und fügen eine gleichfalls bemerkenswerte Entgegnung aus der Feder des Übersetzers bei. Auch andere Äußerungen von dichterischem Werte über die gleiche Frage sollen uns willkommen sein.

Die Red.

Der Krieg.

Ode von **Giosüe Carducci.** Deutsch von **Friedrich Adler.**

> Durch alle diese menschlichen Leidenschaften ist der Krieg ewig auf der Erde. Aber der Krieg selbst mit seinen Eroberungen, seiner Sklaverei, den Verbannungen, Kolonien und Bündnissen bringt die entferntesten Nationen mit einander in Berührung, läßt aus ihrer Vermischung neue Stämme, Sprachen und Religionen entstehen und neue gebildetere oder sozial vorgeschrittenere Nationen hervorgehen, begründet das Völkerrecht, die Gesellschaft des menschlichen Geschlechtes, die Welt der Philosophie.
>
> C. Cattaneo Werke VI, 333, Florenz 1891.

Die Mythe singt: Als Menschen Prometheus schuf,
Der Urwelt Schlamm beseelend, da goß er auch
Hinein die Kraft des Löwen: aufstand
Lebend der Mensch und es scholl sein Kriegsschrei.

Vom zott'gen Adam in der Verbannung kam
Der erste Mann des Schweißes und in der Welt
Erschien zu viel ihm schon ein Bruder:
Höhnisch verlacht' er den toten Abel.

Seitdem tränkt Blut durch alle Jahrhunderte
Verhängnisvoll das Schreiten des Menschenvolk's
Vom Parthenon, Atheneus Tempel,
Bis zu des Washington weißem Hause. —

Vom Waldbär, den zum Staub er gestreckt, erhob
Der Troglodyt sich, schwang in den Lüften hoch
Die Keule, fühlend, wie vom Muskel
Bis in das Herz ihm erschwoll die Kampflust.

Die wilden Söhne spielten am Abend, sah'n
Im Rot der Sonne zwischen den blutenden
Felsmassen leuchten hell den Kiesel,
Schärften den spitzigen Stein zur Waffe.

Die Bilder all der Dinge da draußen nahm
Des Hirnes Phosphor auf und erhitzte sie
Und in die Glut des warmen Monats
Riß es hinaus in dem Rausch der Gierde

Die Höhlenwohner und, die im See gebaut
Ihr Dorf auf Pfählen. Hei, wie ergrünten da
Die Halme, karg am Abhang wuchernd,
Jetzt in dem Bade aus Menschenadern!

Und vom erstritt'nen Hügel hernieder sahn
Die Sieger; breite Flüsse ringsum, das Meer
Vieltön'gen Klanges und die dunkeln
Alpen erfüllten sie tief mit Staunen.

Der heiße Atem flog von des Herrschens Trieb,
Die Sinne flammten hoch von erträumtem Gut,
Der Kiel ward anvertraut den Wogen
Und aus den Wällen von Stein zur Berghöh

Mit Donnern zog der düsteren Götter Schar,
Die Weiber lachten aus dem verschlossnen Haus —
Und nun, ein ungezähmter Renner,
Raste der ewige Krieg die Welt durch.

Lang eh das Krummschwert in des Propheten Hand
Die Völker zwang zu beugen die Stirnen tief
Vor Allah, ihm, dem einzig Einen,
Lang eh um's Grab, das aufgesprengt ward

Von dem am Kreuze, trotzend Jehova's Macht,
Entbrennt der schwere Kampf von Jahrhunderten,
Der heil'ge Zug nach Asien, bringend
Stumpfen Barbaren das Licht und Leben:

Aus sandte schon das goldne Persepolis
Des Feuers Priester gegen der Götzen Volk
Und hohe Kunde großer Thaten
Rauschte von Marathon durch die Lande,

Und Zeus, der Gott Homeros' und Phidias',
Stieg leuchtend auf der Achämeniden Thron,
Geführt vom schönen Alexander;
Und Aristoteles sann und wägte.

Von Rutharis, der sein Longobardenschwert
Und seinen Renner trieb in das Jonermeer,
Das ihm nach langem Wandern blinkte
Lockend entgegen, zum Abenteurer,

Der kaum erschaut die Ufer des Stillen Meers,
Die neuen Wogen, schauerlich schön, betrat,
Mit Degen und mit Schild bewaffnet,
Herrisch im Namen der span'schen Heimat:

Treibt endlos fort, gewaltiger Schicksalsdrang
Durch dürre Wüsten, gegen die Meere hin
Die Menschen, einen gen den andern,
Fort mit den Göttern, geheimer Zukunft

Und mit dem Wissen. Und Bonaparte rief
Im Nilthal der Jahrhunderte vierzig auf
Mit Fug und Recht. Wo Pharaonen
Schlafen als Mumien stumm und thatlos,

Dort kündet er dem würdigen Muselmann
Dem stumpfen Fellah, Globen und Karten rings
Um sich gereiht, der Menschen Rechte;
Hoch in den Lüften die Trikolore.

O in den Mauern, welchen der Brudermord
Gab Kitt für ewig, scheint mir der Frieden nur
Ein schwankes Wort. Vom Blut hebt einmal
Hell sein Gefieder der Frieden. Wann wohl?

An Carducci.

Von **Friedrich Adler.**

Ein Strom, der schäumend ab in die Tiefe stürzt,
Des Donners Machtwort, welches die Erde schreckt,
Ein Pfeil, der schwirrend in das Herz trifft —
Also ertönt uns dein Lied, Carducci.

Was stark und machtvoll, was der Gefühle Sturm
Erfrischend aufregt in der verdumpften Welt,
Dem giebst du ganz die offne Seele
Und das gewaltige Wort des Dichters.

Und so berauscht dich auch das bewegte Bild
Der lauten Feldschlacht, drin um der Ehre Preis,
Dem Tod, vor dem das Leben zittert,
Trotzig ins Auge die Männer schauen.

Die Hörner schmettern in das Geschrei des Heers,
Kanonen donnern und das Gefilde bebt,
Und über Blut und Leichen strahlend
Schwebt des Gedankens erhabne Fahne.

So ein Tyrtäus singst du dein wildes Lied,
Und trunken selber von dem geschaffnen Schwung,
Dem grellen Bilde hingegeben,
Schwelgst du im starken Genuß des Grauens.

Ich bin so stark nicht. Aus dem Gelos des Kriegs,
Das eine Woge dir in den Ohren klingt,
Hör' ich die Todesschreie einzeln,
Sehe ich einzeln zerfetzte Glieder.

Das Elend seh ich, tausendfach aufgeweckt,
Verbrannte Hütten und die zerstörte Saat,
Die Kämpfer, die sich wütend würgen,
Nie sich gehaßt und sich dennoch würgen.

Die kranke Ehrsucht eines verführten Volks,
Die dumpfe Habgier nach dem versagten Gut,
Der Stolz der Herrscher, ihre Klugheit
Trieb in die Schlachten den stillen Bürger.

Nicht braucht's des Blutes, Völker zu binden heut,
Der Krieg reißt auf, was milde der Friede schloß
Und jeden Sieges frischer Lorbeer
Zündet aufs Neu des Erlegnen Rache.

Ich weiß', der Wahnsinn steigert der Sehnen Kraft,
Doch zehrt sein Toben mehr als den Zuwachs auf —
Weil nach dem Fieber kehrt die Ruhe.
Kannst du das Fieber nicht Wohlthat nennen.

Genug zu kämpfen giebt uns der Erde Not,
Genug zu streiten zwingt uns der Widerstand
Der trotzig starren Elemente,
Daß sich die Seele in Kraft bewähre.

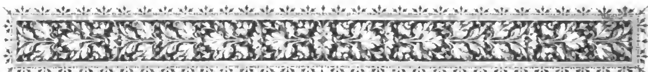
Der schwüle Pesthauch schwängert die Lüfte rings,
Und tausend zittern, fliehen den bleichen Tod,
Doch ruhig folgt der Arzt dem Engel,
Greift in die knochige Hand ihm furchtlos.

Ein weites Reich erbebt in des Hungers Griff,
Verwirrung, Wut und niederer Trieb erwacht,
Und sieh ein Herz, das hegt die Liebe,
Gönnt sich nicht Ruhe und hilft und segnet.

Wohl singt sich stärker schwindender Zeiten Haß,
Des Wortes Vollprunk giebt die Vergangenheit:
Die neue Zeit scheint gerne nüchtern,
Siege des Herzens sich still zu sammeln.

Wie's wird, ich weiß nicht. Stachelnd noch treibt das Blut,
Das wild vom Tier her uns in den Adern rinnt —
Der Dichter, als der Sehnsucht Herold,
Singe vertrauend das Lied des Friedens.





Der Unterstaatssekretär.

Lustspiel in vier Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen; das Dienstmädchen aus dem zweiten Aufzug (kommt aus dem Hause.)

Dienstmädchen (ein geschlossenes Telegramm in der Hand).

Eine Depesche an Sie, Fräulein Marianne.

Marianne (verstört, wie aufwachend).

Eine Depesche? Wieso? — Wer bringt die?

Dienstmädchen (lächelnd).

Der Telegraphenbote, Fräulein. Er kam durch die Gartenthür.

Marianne.

Nun, so geben Sie her! (Das Mädchen in's Haus ab. Marianne läßt die Depesche auf den Tisch fallen.) Es wird wohl nicht eilen —

Helmuth (lächelnd).

Nein, nein: bitte, lesen Sie. Telegramme warten nicht gerne —

Marianne (mit halb abwesendem Geist).

Also Sie verzeihn! (Öffnet: liest für sich.) Von Kurt! — „Redaktion außer sich, daß nichts kommt. Bitte, schick sogleich." — Ach du mein Gott!

Helmuth.

Sie seufzen. Darf ich fragen, ob das eine traurige Nachricht ist? (Sie schüttelt den Kopf; starrt wieder auf das Telegramm.) Oder eine, die Sie in Anspruch nimmt? (Sie zuckt die Achseln; macht eine hilflose Bewegung mit dem Telegramm.) Stör' ich? Soll ich gehn?

Marianne (weich, gerührt).

Sie sind wieder so freundlich — so gut. (Für sich.) O hätt' ich doch nicht zu Kurt beim Abschied von diesem fünften Gespräch — — (laut, ganz verstört.) Ja, Sie müssen wohl gehn!

Helmuth (gedrückt).

Also wie Sie befehlen. (Will gehn, zögert.) Aber die Depesche hat Sie ganz verstört. Sie wollen mir nicht sagen, was es ist, Fräulein Marianne? (Sie drückt das Blatt zusammen, schweigt.) Müssen Sie's verschweigen? (Sie blickt ihn bewegt, fast innig an, schüttelt den Kopf.) Aber wenn Sie nicht müssen, warum thun Sie's denn? Ich bin also noch nicht Ihr Freund? (Sie sagt mit den Lippen, aber unhörbar: „doch, doch"; seufzt dann, abgewendet, und steckt das Blatt in die Tasche.) Also Adieu, Fräulein Marianne. (Er geht.)

Marianne.

Herr von Werben! Bitte! (Er bleibt stehn.) Ich war eben feig ... Ich will's aber nicht mehr sein. Sie haben mir vorhin so grenzenlos wohlgethan ... Und es drückt mich schon lange — seit vorgestern, mein ich — (verlegen, sich berichtigend) oder seit irgendwann — daß Sie nichts davon wissen ... Von meinem Geheimnis, mein' ich. Ich hab ein Geheimnis. (Schlägt auf dem Tisch ihre Schreibmappe auf; ein halb beschriebenes Blatt wird sichtbar.) Da liegt's. Sehn Sie — ich schreibe. Und ich soll jetzt schreiben. Habe es versprochen. — Bitte, lachen Sie nicht!

Helmuth.

Worüber soll ich nicht lachen?

Marianne.

Daß ich — — (mit großer Anstrengung) Ich schreibe in die Zeitung.

Helmuth (nach einer Pause der Überraschung).

Ah! — — Das ist — — Das hatt' ich allerdings nicht erwartet. (Mit erzwungenem Lächeln) Doch nicht über die Mode?

Marianne (nach einem tiefen Atemzug).

Schlimmer.

Helmuth.

Über das Theater?

Marianne (wie zuvor).

Schlimmer!

Helmuth (für sich).

O weh! Sie schreibt also Romane.

Marianne (auf das Blatt in der Mappe deutend).

Was ich da schreibe, das soll freilich das Letzte sein; (lieblich beklommen lächelnd) aber ich muß noch dran denn ich hab's versprochen!

Helmuth (mechanisch).

Dann natürlich; natürlich ... (für sich) Wie ist sie lieb; wie ist sie entzückend! (laut) Gutes Fräulein — ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie mir das

sagen; daß Sie mich als Freund — — Eine Freundschaft, sehen Sie, ist der andern wert. Sie brauchen mich nicht fortzuschicken, wenn Sie jetzt schreiben müssen: nehmen Sie mich als Sekretär, ich stehe zu Befehl. (Setzt sich auf den Sessel ohne Lehne, der Bank gegenüber.) Sehen Sie, hier sitz' ich; diktieren Sie mir, wenn es Ihnen beliebt.

Marianne (glücklich lächelnd).

Ja, ja; das ist gut. Dann brauch' ich Ihnen gar nicht zu sagen, was ich Ihnen beichten will; im Schreiben, da merken Sie's — und dann ist's geschehn. (auf einen Bleistift deutend, der in der Mappe liegt) Schreiben Sie nur mit dem Bleistift; ich schrieb auch damit. (Wirft einen Blick auf die letzten geschriebenen Zeilen, schiebt ihm dann das Blatt mit der Mappe hin.) Ich weiß schon . . . (wieder beklommen) Wollen Sie? Kann ich anfangen?

Helmuth (nimmt den Bleistift).

Ich bin ganz bereit. (für sich, in erregter Heiterkeit) Wenn mich mein Onkel Minister so sähe, wie man mir diktiert!

Marianne

Bitte, schreiben Sie da nur weiter: (in ernstem, fast drohendem Ton, während sie die Hände auf den Rücken legt und umherzugehen beginnt) „Ich habe die Ehre, Sir, mich Ihnen vorzustellen; mein Name ist Washington“.

Helmuth (verwundert).

Washington?

Marianne.

Ja.

Helmuth.

(schreibt, hält dann inne).

Also: „Washington“.

Marianne (verächtlich).

„Sie halten sich offenbar für etwas Großes, Sir“ . . . (nach einer Pause) Haben Sie das?

Helmuth (nickt; wiederholend).

„Etwas Großes, Sir“ —

Marianne.

„Ich höre aber von Ihnen so wunderliche Dinge“ — (Pause.)

Helmuth.

„Wunderliche Dinge“ —

Marianne.

„Daß ich mich aufgemacht habe, Sir, um Ihnen meine Meinung zu sagen“.

Helmuth

(während er schreibt, kopfschüttelnd für sich).

Wem das alles wohl gilt?

Marianne.

Bitte, jetzt eine neue Zeile; weil nun ein anderer spricht. „Herr von Stargard: „Mein Herr!“

Helmuth

(steht unwillkürlich auf).

Was — was sagen Sie? Herr von Stargard —?

Marianne (beklommen lächelnd).

Ja, Herr von Werben; der spricht nun. Mit Washington. Mit Washingtons Geist. Es ist —

Helmuth.

Ein Gespräch?

Marianne.

Es scheint so . . .

Helmuth

(nimmt das Blatt, überfliegt den Anfang).

Von Marius! (Sie nickt; sieht ihn dann in wachsender Unruhe an. Helmuth, das Blatt in der Hand behaltend, Marianne anstarrend) Also all' diese Gespräche — von Ihnen!

Marianne.

Ja —

Helmuth.

Friedrich der Große und Stargard —

Marianne.

Ja —

Helmuth.

Wachsmuth und Stargard —

Marianne.

Ja —

Helmuth.

Washington und Stargard —

Marianne.

Ja, ja —

Helmuth (fast stammelnd).

Das ist ein — Schlag vor den Kopf! (sich fassend, auflachend) Das heißt — ein drolliger Spaß. (Eine Glocke läutet von links, in der Ferne.) Nun — muß ich leider fort. Die Glocke, die mich zu Tisch ruft. Für heute leben Sie wohl! (Nimmt seinen Hut. Für sich) In diesem Haus sieht man mich nicht wieder. Marius! Marius! (Hinten rechts ab.)

Marianne

(während langsam der Vorhang fällt).

Was hat er? — So plötzlich fort? — Und nicht in den Park — und mit dem Gesicht?

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Dasselbe Zimmer in Oberst Felsings Wohnung wie im zweiten Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Oberst und Marianne (von rechts).

Oberst (mit brennender Pfeife).

Aber Du wirst mir doch erlauben, mein gutes Kind, daß ich mich wundere. Acht Uhr abends, und von Röschen noch nichts; gar nichts!

Marianne.

Der Zug ist noch nicht da —

Oberst.

So sollte eine Depesche da sein! Die wären wir doch wohl wert! „Ich habe das Examen glänzend bestanden“; weiter nichts. Punktum!

Marianne
(tritt an den großen Tisch, auf dem ihre „Martha-Bibliothek“ und neben der Mappe lose, weiße Blätter liegen. Weich).

Du hast wohl Recht —

Oberst.

Natürlich. — — Drei Tage lang ein Mädchen von guter Herkunft mit so einem Examen zu quälen! — Sogar die Pfeife will mir nicht schmecken, wenn ich daran denke.

Marianne (lächelnd).

Bei Tisch warst Du aber eben merkwürdig andächtig, Vater —

Oberst (sehr ernst).

Kind, daran sind nur diese Apfelschnitten schuld; (stirnrunzelnd) die waren ganz ausgezeichnet. — Sag' doch der Köchin meine Hochachtung!

Marianne
(geht zu ihm; sich an ihn schmiegend).

Die behalt' ich diesmal für mich, Vater. Diese Apfelschnitten hab' ich gedichtet.

Oberst (starrt sie an).

Nicht möglich!

Marianne.

Möglich, Vater. Sogar wirklich.

Oberst.

Woher kommt Dir das? Du bist doch sonst küchenscheu —

Marianne
(wieder an ihn geschmiegt).

Wenn uns Röschen nun verlassen will. — Und dann überhaupt . . . (mit leise zitternder Stimme). Möcht Dir so gern Liebes thun, Vater — und Dir Freude machen!

Oberst
(sie zärtlich umfassend).

Ja, ja. — Wie Du heut zärtlich bist. — So weich, so — kindlich lieb warst Du lange nicht. Wie in alten Zeiten!

Marianne (seufzt vor sich hin).

War ich einmal nett, Vater? War ich liebenswürdig?

Oberst.

Du dumme — — Beinah hätt' ich eine schwere Beleidigung von mir gegeben. Ich denke, Du bist wohl noch immer liebenswürdig; was? Du, meine Marianne?

Marianne
(schüttelt den Kopf, macht sich sanft von ihm los, geht an den großen Tisch zurück. Im Gehen, für sich).

Warum wäre dann der Herr von Werben gestern fortgelaufen? Und kommt heut nicht wieder? (Nimmt eins der losen Blätter vom Tisch, schneidet mit einer Papierscheere hinein.)

Oberst
(hat sich unterdessen in einen Lehnstuhl gesetzt).

Hast wohl freilich mehr Kanten, Schärfen und Ecken, als früher; aber wer ist daran schuld? Diese infame, rebellische, demokratische Zeit! — — Entschuldige die vielen Fremdwörter . . . (erstaunt). Sie hat sie gar nicht einmal gehört. Da sinnt sie wieder vor sich hin. Das nimmt überhand. — — Was schneidest Du da aus, Kind?

Marianne
(läßt Blatt und Scheere sinken, sodaß er sie nicht mehr sieht).

Nichts. Ich hab' dieses Blatt Papier nur so hingemordet —

Oberst.

Vergeuderin! (mit mildem Vorwurf.) Übrigens muß ich Dir sagen: es rächt sich jetzt, daß ich heute nach Tisch nicht geschlafen habe. Ich werde nichtswürdig müde!

Marianne
(lächelnd, während sie mit der Scheere verstohlen weiterschneidet).

Euer Wohlgeboren haben es ja so gewollt. Ich sagte Dir: eine Depesche kann noch nicht kommen, Vater, das Examen ist noch nicht zu Ende! Aber die Eltern wollen ja immer alles besser wissen —

Oberst.

Zwanzigstes Jahrhundert, sei still! — Ich dachte, es kann doch sein; — hatte keine Ruhe. Nun fallen mir die Augen zu. Um acht Uhr abends; das schickt sich ja gar nicht —

Marianne.

Ach was, der Oberst Felsing kann thun, was er will! Schlaf ein paar Minuten, Vater.

Oberst (gähnt; sehr müde).

Nein, ich weigere mich. Ich will Röschen oder ihre Depesche wachend erwarten; so schickt sich's. (Gähnt.) Armes, gutes Röschen . . . (Schläft ein.)

Marianne.

Das wußt' ich ja. Er ist weg. (Legt die Scheere nieder, hält ein großes Herz in die Luft, das sie ausgeschnitten hat, stößt ihren Schreibfederstiel tief hinein, sodaß er drin stecken bleibt.) So ungefähr muß mein Herz jetzt aussehn. (Zieht den Stiel heraus, stößt ihn noch mehrmals an andern Stellen in das Papierherz hinein.) Nein, so; — Ich mach' mir nichts mehr vor; so ist's. — Was ist nun mit dem Herrn von Werben, der nicht wiederkommt? — Wird ihn die schöne Lili nun heiraten, da ich ihr den Andern so großartig selbstlos widerraten habe? — Sind sie alle noch hier? oder wieder fort? — Ich weiß nichts. Fragen mag ich Niemand. (Das Herz langsam auseinanderreißend.) Ach, so ungefähr ist mir jetzt zu Mut!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; Kurt (von hinten).

Kurt
(mit Hut und Regenschirm).

Guten Abend; da bin ich wieder.

Marianne (leise).

Still! Weck den Vater nicht auf

Oberst (ist erwacht).

Ah! Da ist Röschen! (Steht auf.) Du auch? Junge, wo ist das Kind? Kommt Ihr miteinander? Wo steckt sie?

Kurt.

Guten Abend. — Röschen? Von Röschen weiß ich nichts. Die will ja erst morgen kommen. —

Oberst.

Er träumt wieder. Heute, heute; gleich nach dem Examen ging ja noch ihr Zug — mit dem Du jetzt ankommst. Du mußt sie ja doch gesehen haben, unterwegs oder jetzt!

Kurt.

Nichts hab' ich gesehn. Ich saß in meiner Ecke, und hier auf dem Bahnhof sprang ich heraus und bin hergelaufen. Da sie ja erst morgen — wie ich wenigstens dachte —

Marianne.

Es mag ja auch sein, Vater, daß sie bis morgen bleibt —

Oberst.

Nun, das müßte Der ja doch wissen: er war ja mit ihr zugleich in der Residenz. Du hast sie doch gesehn? (Setzt sich wieder.)

Kurt.

Nur am ersten Tag. Gestern war ich mit meinen Leuten —

Oberst.

Wer ist das? Deine Leute? — Ach so: Deine Demokraten. (Legt den Kopf wieder an die Lehne; schläft allmählich ein.)

Marianne (leise).

Er ist müde, Kurt.

Kurt
(tritt an sie heran; leise).

Das seh' ich. — Nun? und Du? was machst Du für Sachen? Hast Du denn das Gespräch nicht geschickt? Heute Mittag — als ich Abschied nahm auf der Redaktion — war noch nichts gekommen!

Marianne (leise).

Das will ich wohl glauben, Kurt: denn es ist noch nicht fort. Gestern — konnt' ich nicht mehr. Kein Kopf — kein Herz . . . . (mühsam.) Ich will Dir was sagen, Kurt: ich mag auch nicht mehr. Ich habe —

Kurt.

Bist Du närrisch, Kind? Magst nicht mehr? Warum nicht?

Marianne.

Das — sag' ich Dir ein ander Mal; schau, der Vater rührt sich. — Nein, er liegt wieder still; er schläft. — Aber mit halber oder viertel Stimme kann man so eine lange Geschichte nicht erzählen —

Kurt.

Was hast Du nur? Und wie siehst Du aus? Wie eine sentimentale Braut . . . Da fällt mir übrigens ein — „Braut“ — Weißt Du, wer sich verlobt hat? Auf der Redaktion hab' ich's heute Mittag gehört; allgemeine Aufregung. Deine Angebetete, die schöne Frau von Helldorf, hat sich verlobt!

Marianne
(stößt einen kurzen Schrei aus).

Wirklich! — Mein Gott!

Oberst (erwacht, fährt auf).

Wie? Ist Röschen da?

Kurt.

Nein, nein. Die kommt ja heute nicht mehr. Ich erzähle nur eben, daß Frau von Helldorf verlobt ist; und ratet einmal, mit wem? — Was hast Du? Marianne! Du zitterst ja wohl gar —

Marianne.

Ach, sei kein Kind. Warum sollt' ich zittern?

Kurt.

Ja, das wüßt' ich auch nicht. — Ihr werdet's doch nicht erraten —

Marianne
(ihn mit einer plötzlichen Armbewegung unterbrechend).

Sag's nicht! — — Nein. So sag's doch. Mit wem?

Kurt.

Mit der Reichsmotte, dem großen Millionensammler, dem Herrn von Wachsmuth. Das Geld hat sich also wieder einmal die Schönheit gekauft. (Zu Marianne.) Nun? betest Du sie noch an?

Marianne.

Ich? Ich versteh' kein Wort. Wachsmuth? Das ist nicht wahr; nur so ein Geschwätz —

Kurt.

Das ist nicht wahr? Ich hab' ja selbst am Redaktions-Telephon gestanden und Wachsmuths Sekretär gehört!

Marianne.

Dann — begreif' ich's nicht. Wie kommt sie auf einmal zu dem? (für sich) Mir geht der Kopf auseinander —

Oberst.

Ah! Da ist das Kind!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen; Röschen (von hinten).

Röschen
(im Hut, tritt in die Thür, macht sie hinter sich zu, bleibt aber am Thürpfosten stehen; mit einem erzwungenen Lächeln, das sie während des Folgenden bald verläßt und bald wiederkehrt.)

Ja, Vater — da ist das Kind. Schönen guten Abend . . . Nein, bleib da nur stehen. Ich steh' hier auch ganz gut. Ich bin also — — bin wieder

da! (ihren Hut auf den zunächst stehenden Stuhl werfend) Und da liegt mein Hut!

Oberst.

Kind, ich bitte Dich, treib' nicht solche Possen; denn das — wahrhaftig, das ängstigt mich. Man könnte ja auf den Gedanken kommen, Du wärst — — Unsinn!

Röschen.

Sprich's nur aus, Vater; sag' nur, was Du denkst. Sag', was meintest Du?

Oberst.

Unsinn, weiter nichts. Aber nun komm her. (Sie lehnt es durch Geberden ab.) Kind, Mädel, was hast Du? Und jetzt dieses gottverlassene Gesicht ... Du bist doch nicht durchgefallen?

Röschen
(ein letztes Lächeln erzwingend).

Ja, ja, Vater —

Kurt (mit lautem Ausbruch).

Durchgefallen! Gerechter Gott!

Röschen
(bricht plötzlich in Weinen aus).

O verachtet mich nicht! O verachtet mich nicht! Das ist mein Tod!

Oberst
(eilt zu Röschen, schließt sie in seine Arme; gegen Kurt gewendet).

Reg' sie mir nicht auf, junger Mann; fahr' nicht so mit der Stimme in die Luft hinein. Wenn sie durchgefallen ist, so wird sie wissen, warum! (sie streichelnd) Das Kind muß aber auch nicht weinen; muß nicht vergessen, daß es einen Soldaten zum Vater hat. Das Pulver trocken halten! Kopf in die Höh'!

Röschen (weint nicht mehr).

Ach, mein lieber Vater! Hätt' ich mir das nicht gesagt, so wär' ich ja gar nicht wiedergekommen — läge schon im Wasser. Aber ich dachte an Dich — und nahm alle Kraft zusammen — und allen, allen Humor —

Oberst.

Und nun lächelst Du mich an; das ist gut. Ins Wasser geht man nur nach Schlechtigkeiten; durchfallen ist keine Schlechtigkeit — — obwohl — ich begreif' es nicht. Wenn man so Jahre lang in den Kopf hineingestopft hat wie in einen Kartoffelsack — die greulichsten Kenntnisse — und dann die Behörde sich herausnimmt, ein so ehrenwertes Mädchen —

Kurt.

O diese elenden Pedanten von Examinatoren! Diese Staatsphilister!

Röschen
(bricht wieder in lautes Weinen aus).

Ach, sie wußten so viel zu fragen — und ich konnt's nicht sagen. Und je länger sie fragten, desto dümmer ward ich!

Oberst.

Mach' die Schleuse zu, Kind; (zu Kurt) und Du, zieh sie nicht immer auf! — Was haben sie denn alles gefragt? und was hat unser gelehrtes Röschen nicht gewußt?

Röschen
(ihr Weinen allmählich unterdrückend, mit noch zitterndem Atem).

Vieles, Vieles Vater. Schon am ersten Tag, beim Schriftlichen, macht' ich viele Dummheiten; (mit einem verstohlenen Blick auf Kurt) ich war so zerstreut ... Heut hätt' ich mich vielleicht doch noch retten können; aber — ach du lieber Gott! — Mit Alexander dem Großen, das ging noch; ich sollte seine Züge erzählen, von Macedonien bis nach Indien, und von da nach Babylon zurück —

Oberst.

Hm! Ein schweres Stück! — Aber sonst nicht so übel —

Röschen.

Bis Ekbatana, Vater, wußt' ich es auch recht gut! Dann verirrte ich mich aber auf dem Weg zur indischen Handelsstraße — und die Provinzen Drangiana und Arachosia hatt' ich ganz vergessen. Und so marschierte ich auf einer falschen Richtung nach Sogdiana — und der Oberschulrat lächelte, und ich ward so dumm — und bis Indien bin ich gar nicht mehr gekommen!

Oberst.

Und darum ließ man Dich durchfallen?

Kurt.

O diese — (Bricht auf ein Zeichen von Marianne ab).

Röschen.

Ach nein, darum noch nicht! Nachher wollten sie wissen, auf welchem Wege der junge Tobias von Ninive gen Rages in Medien gezogen sei; — mit dem Engel, weißt Du. Und ich dachte nach — aber mir ward so dunkel — und ich wußt' es nicht. Dann brachten sie mich auf Haran — das liegt auf halbem Weg von Ninive — aber es nützte mir nichts. (mit einem neuen verstohlenen Blick auf Kurt) Ich dachte auf einmal an ganz etwas Anderes — und Haran und der Tigris und Alles war weg!

Oberst.

Nun, da hol' mich der Teufel! Auf welchem Wege der junge Tobias von Ninive — — Da muß ja ein altes Schwein drüber lachen. Hätt'st Du das gewußt, hätt ich Dich verstoßen!

Röschen.

Dann sollt' ich ihm noch was von der „goldnen Horde“ sagen — (wieder in Weinen ausbrechend) aber da war's aus. Die verwechselte ich mit dem Reich des Timur — und den mit dem Bajazet, der von ihm besiegt wurde — und so kam eine geistige Störung nach der andern — und so fiel ich durch!

Oberst
(die Augen der heftig Weinenden trocknend).
Nun, und so ist's recht. Wenn ein Mädchen von Deiner Herkunft sich entschließt, so eine Teufelsprüfung zu machen, und man kommt ihr so, dann verlangt ihr Stolz, ihre Würde, daß sie durchfällt. Du hast Dich benommen, Röschen, wie es sich gehörte; (mild) hast nur Eine Dummheit gemacht, Kind: zum Examen zu gehn!

(Schluß folgt.)

Versus domesticus.

Als ich im Pfarrhaus zu W. in einer Kammer zu schlafen hatte, wo Zwiebeln aufbewahrt wurden.

Ganz richtig hört' ich sagen,
Daß, wer in Zwiebeln schlief,
Hinunter werd' getragen
In Träume schwer und tief;
Dem Wachen selbst geblieben
Sei irren Wahnes Spur,
Die Nahen und die Lieben
Hielt' er für Zwiebeln nur.

Und gegen dieses Uebel,
Das sehr unangenehm,
Hilft selber nur der Zwiebel,
Nach Hahnemanns System.
Das laßt uns gleich versuchen!
Gott gebe, daß es glückt —
Und schafft mir Zwiebelkuchen,
Sonst werd ich noch verrückt!

Eduard Mörike. (Ungedruckter Nachlaß.)

Dichtung.

Der frühen Jugend Dichten giebt dem Herzen,
Leicht fließend, keine ernsten Lebensschmerzen.
Es gleitet lieblich glatt ob aller Tiefen,
Lacht der Gewalten, die zum Licht es riefen,
Der Birke gleich, drin gährend, Lenzessäfte
Aus allen Wunden strömen ihre Kräfte,
Aus allen Wunden, die die Menschen schlagen
Den jungen Stämmen stets in Frühlingtagen.
Wie junger Wein steigt gährend es empor
Und gaukelt heiße, wirre Träume vor.

Doch da die Stunden schwinden und die Tage
Fließt karger auch der Born am Waldeshage,
Dann nur noch langsam, tropfenweis entrinnend,
Wie auf die tiefste Tiefe sich besinnend.
Es flieht die Zeit und nur noch je und je,
Wie heißes Herzblut, tropft's in stillem Weh. —
So, aus der Dichterseele bang und schwer,
Wenn längst die Jugend schwand, das Leben leer,
In dunkeln Tropfen fließen langsam nieder,
Wie schwarzes Herzblut, ihre letzten Lieder!

Hermine von Preuschen.

Dein Bild.

Zuweilen auferstehet leis,
Wenn ich die Augen schließe,
Dein Bild, als ob auf Gottgeheiß
Ein Blumenwunder sprieße:

Auf einem roten Kissen ruht,
Wie eines Traumes trunken,
Umschmiegt von einer gold'nen Flut,
Dein Haupt zurückgesunken.

So schimmend-bleich wie Lilienblust
Sind Deine schönen Wangen.
Es hebt und senkt sich sanft die Brust
Voll Wonne und voll Bangen.

Du läßest Deine Lider ganz
Das Auge überfloren,
Als ginge sonst im Sonnenglanz
Ein Zauber Dir verloren.

In stillen Flammen steh'n allein
Nur Deine süßen Lippen,
Sie zucken wie Rubinenschein,
Wenn meine zärtlich nippen . . .

Das war Dein Bild in jener Stund'
Und ist mir so geblieben —
Ein Falter, tot am Blumenmund,
So hängt daran mein Lieben.

Hermann Hango.

Abend in der Haide.

Der Tag glüht in den Wipfeln noch verstohlen,
Als sollt' die Nacht ihn droben nicht entdecken,
Die durch die sonnemüden Haidestrecken,
Durch Blumenhänge schleicht auf leisen Sohlen.
Die Ammer birgt das Köpfchen unterm Flügel;
Da fliegt der Wind zu ihr — mit leisen Händen
Ein Häuflein Blüten für den Traum zu spenden
Und läßt den Purpurschein herab vom Hügel.
Dann schwebt der Mond aus hohem Himmelsthor
Traumstill empor. —

Lichtweiße Wolken durch den Äther schwingen:
Die Silberflügel lieber Engelscharen,
Die erdenwärts aus fernen Himmeln fahren,
Um Trost und Schlummer in die Welt zu singen
Nun wandelt sternenmilder Abendfriede
Lautlos die nebelfeuchten Haidepfade —
Herz, spür' auch du das Wallen ew'ger Gnade!
— Hörst du die Grillen zirpen in dem Riede?
Sie rufen leis: bis neu der Morgen scheint,
Ist viel verweint! —

Max Geißler.



Ein Sieg.

Novelle von A. Schöbel.

Niemals habe ich einen Menschen fröhlicher und überzeugter als Gregor Winfried über die sogenannten „großen“ und „ewigen“ Liebesneigungen spotten hören; über jene dämonischen Leidenschaften, welche wie der Sturmwind daherfahren, die Menschen erfassen, gegen einanderschleudern, daß sie an einander verbluten —, oder sie trennen, unfreiwillig trennen, um an einer andern Stelle einen neuen Wirbeltanz mit ihnen aufzuführen. Gregor Winfried hielt nichts von den komplizierten Empfindungen; er verurteilte sie; er nannte sie irregeleitete Bethätigungen künstlerisch veranlagter Geister, Überschuß an Fantasie.

Er selber war Dichter. Der Dichter des Graziösen, der Schelmerei; der Poet des Champagners, Sonnenanbeter. Er war eine Spezialität in seinem Fach. Er suchte sich ein Eckchen lichterfüllter Natur, ließ es auf sich wirken, bis Gestalten voller Heiterkeit und Geistesgrazie ihm darauf erschienen, bannte das Traumbild und schmückte und umgoß es mit dem Glanz seines Stils, wärmte es im Feuer seiner Begeisterung und gab ihm Leben von seinem Leben.

So wurden seine Werke eine Feier des Freudigen, des Hellen. Seine Beschreibungen des Schönen, seine Hymnen auf das Glück machten ihn berühmt, wie Andere die Darstellungen physischen und psychischen Schmutzes, das Aufdecken der Nachtseiten des Lebens berühmt gemacht haben. Ihm hatte die Natur alle Schleier von ihrer Schönheit gehoben und seine Erschaffenen wandelten lichttragend hin durch Glanz. Neben den verzweifelnden, blutigen, wahnsinnigen Erscheinungen, welche die neuere Litteratur massenhaft hervorgebracht hat, staunte man über die Fülle von Typen, die er mit den freudigen Farben des Sonnenspektrums hingemalt zu haben schien.

Man fühlte sich erhoben über jede kleinliche Misère, wenn man in ein Winfriedsches Werk hineingeblickt hatte. Man trank sich Lebensmut, man nahm sich Spannkraft aus seinen Worten. Als einen Fehler durfte man es ihm freilich anrechnen, daß die Schönheitstrunkenheit ihn etwas einseitig machte. Aber, mein Gott, ein blauer Sommertag voll von Jubel und Küssen ist schön, auch ohne die abkühlende Zugabe eines Wetters. Eine helle Nacht auf schaukelnder Flut ist schön ohne einen alle Tiefen aufwühlenden Sturm.

Es war gesund und erfreulich, den jungen Dichter zu lesen, der Realist genug war, um nicht in geschmacklose Romantik und Sentimentalität zu verfallen.

Ich liebte seine Schriften, wie ich seinen Umgang liebte.

Was war er doch für ein fröhlicher Gesell!

Sein braunes Gesicht sah etwas unfertig aus, wie von einer sehr genialen Bildnerhand zusammengeschoben — aber in einer sehr guten Laune. Aus den dunklen Augen leuchtete sehr viel Übermut und sehr viel Herzensgüte. Unter einem aufgedrehten Bärtchen stand ein höchst nichtsnutziger Mund, immer etwas gespitzt wie zum Pfeifen oder Küssen. Man hätte gesagt, das Ganze sei das Gesicht eines liebenswürdigen Gamin, wenn nicht die — Krönung, kann man wohl sagen — mit einer wundervoll geformten, breit ausladenden Stirn vorhanden gewesen wäre. Zudem dämpften den kecken Eindruck, den die Züge machten, die vornehmen Bewegungen der schlanken hohen Gestalt. Gregor Winfried hatte die Allüren eines verwöhnten, aber durchaus beherrschten und wohlerzogenen Menschen.

Es that gut, mit ihm zu trinken, zu plaudern, zu lachen, ihn seine Eigentümlichkeiten auskramen zu hören.

Zu diesen gehörte seine Verachtung der großen Leidenschaften. Was er an Tragik und Ernst je zuweilen brauchte für seine von dem feinen Goldstaub der Freude überschimmerten Dichtungen, träumte er sich zusammen. Im Leben glaubte er nicht an die großen Liebestragödien voller Fluch und Segen, haßte sie, verabscheute sie, ging ihnen aus dem Wege. Das ganze Feuer seiner Natur verprasselte er in tollen Abenteuern, die ihn zu nichts verpflichteten. Heitere Episoden fesselten ihn hie und da ein paar Wochen lang. Er führte etwas Glückbringendes mit sich und oft hab' ich gehört, wie er sich rühmte und freute, daß er nicht zu jenen Künstlernaturen gehöre, die es als Verpflichtung und Ehrensache betrachten, Herzen zu brechen. Er liebte es, den Schaum zu schlürfen vom Sektglas, von Weiberlippen, von der Stunde — der Ernst lag für ihn im Studium, in der Arbeit. —

Eines Tages heiratete dieser fröhlich lachende junge Philosoph und Dichter. „Eine gute Ehe ist ein Schild gegen alle thörichten und unnützen Streiche. — Ich habe nun wirklich genug davon", sagte er mir, indem er mir seine Verlobung mitteilte. Daß er nur eine gute Ehe führen könne, davon war er also überzeugt. Ich eigentlich auch. Eigentlich! Mir war es unbehaglich, daß er so gar nicht recht geliebt hatte, ehe er den großen Schritt wagte. Denn daß ihn an seine Braut nichts als eine herzliche vertrauensvolle Zuneigung band, wurde mir sofort klar, als er fortfuhr: „Sie ist lieb und hell und klar, heiter wie ich, sehr rein — hat Hände zum Blumenpflegen. — Unsere künftigen Kinder und ich werden's gedeihlich bei ihr haben. Die Sonne wird nicht untergehen in unserem kleinen Reich. — —"

Dann lernte ich die Erwählte kennen. Ich beurteile ein Weib niemals nach dem, was es in der kurzen, abgegrenzten Zeit des Brautstandes zu bedeuten scheint. Ein Drittel ist da Selbstbetrug, ein Drittel Komödie „ihm" zu Ehren, und erst das letzte Drittel Wahrheit. — Und auch die liegt noch verhüllt unter den Schleiern der Braut. — Erst die Ehe zeigt die Frau.

Cäcilie nun flößte mir eine an Schrecken grenzende Überraschung ein, als ich sie kennen lernte. Es war keinerlei körperlicher und geistiger Aufputz an ihr, sie setzte sich nicht in Scene, ging mit Gregor um, als habe sie ihn von Kindesbeinen an gekannt und begrüßte seine Freunde wie alte Bekannte. — „Es ist gleich so wohnlich mit ihr", rühmte Gregor. Sie schmachtete nicht, kokettierte nicht, zierte sich noch weniger, war natürlich und gab sich mit einer bei ihrer Jugend erstaunlichen Sicherheit, Festigkeit und Ruhe.

Für den Verlobten waren das alles sehr angenehme Eigenschaften, aber mich peinigte der Gedanke an die Zukunft Gregors. Zwar wehte etwas wie Bergluft und Waldarom um Cäcilie her, ein Hauch des Freien und Urgesunden, — aber wie, wenn sich alles verhärtete, was schon jetzt als kraftvoll und fest genug erschien? Wie, wenn die tüchtigen Hände dieses jungen Wesens meines Freundes wild aufflatternde Schmetterlingsseele zu Boden zögen; wenn der Dichter des Sonnenscheins sich ein Weib ohne Poesie, ohne jene höchste und seltenste Poesie des L e b e n s, erwählt hatte?

Mein Beruf führte mich gerade zu jener Zeit auf mehrere Jahre nach Paris. Sobald ich an Gregor dachte, erschien mir neben seiner Gestalt ein großes, beängstigend großes Fragezeichen.

Mit Spannung erwartete ich das erste Werk des verheirateten Dichters. Ich las — atemlos — eine Nacht hindurch. — Ein Seufzer der Erleichterung! Ich staunte! Mein Gott, diese Frau hatte Gregor seine volle Individualität belassen! Ein Alp fiel mir vom Herzen. Derselbe Goldklang in der Leier des jungen Poeten! Dieselbe Feier des Glücks! Nur noch konzentrierter erschien mir die Lebensfreude, gesteigert ins Edle, Maßvolle. In der lichtumflossenen Gestalt der Heldin wollt' ich Cäcilien erkennen.

Aus dem Brief, mit dem mein Freund die Übersendung seines neuesten Opus begleitet hatte, durft' ich schließen, daß er das große Los gezogen in Bezug auf seine Frau; und von der bevorstehenden Geburt eines Kindes die Krönung seines Glückes erwartete.

Ein halbes Jahr später erschien ein neues Werk Gregors. Winfried, der Vater, hatte es geschrieben und sich dadurch zum Abgott aller Mütter des In- und Auslandes gemacht, denn noch naß von der Druckerschwärze, wurde das Buch bereits in mehrere Sprachen übersetzt. Ich war beruhigt. S o konnte nur ein Glücklicher schreiben.

Dennoch trat eine lange Pause in der Produktion Gregors ein.

Etwa zwei Jahre später machten deutsche Zeitungen auf ein neues Werk des Dichters

aufmerksam. Die Angabe des Inhalts befremdete mich. Seiner sonstigen Freundesgewohnheit entgegen, sandte mir Gregor das Buch **nicht** zu. Ich schrieb an ihn und erbat mir zugleich Nachrichten über sein und seiner Familie Gedeihen.

Nur von wenigen, belanglosen Zeilen begleitet, traf ein umfangreicher Band ein.

Ich ging sofort an die Lektüre. Sie entsetzte mich. War das eine Höllenphantasie? Oder gab Gregor, der individuellste aller Schriftsteller, hier sich selber? Dann mußte sein sonnenhelles Temperament einen Umschlag erlitten haben, der mir nicht verständlich war.

Finstere flügelschlagende Dämonen schienen diesen Seiten zu entsteigen, Larven blickten mich an. — Dabei riß es mich unwiderstehlich hin zum Schluß, der eine so hoffnungslose und wütende Verzweiflung aufwies, daß es mich bis ins Mark erschauerte.

Ich las das Werk zweimal, — mit dem Erfolg, daß mir alle Einzelheiten noch deutlicher wurden, daß ich zwischen den Zeilen ein grelles Spottgelächter zu hören glaubte. Im Übrigen konnte ich nicht anders als den Aufbau des Ganzen, die in haarspalterische Feinheit übergehende Logik bewundern.

Schließlich mußte ich das Buch aus meinem Zimmer entfernen. Es hatte für mich etwas Lebendiges bekommen, etwas, das mit mir wohnte, sich an mich drängte, mich zu umstricken versuchte, wie eine Schlange, feuchtkalt, schön und giftig.

Ich schrieb an Gregor meinen Dank und ein zurückhaltendes Urteil. Über dieses sein letztes Werk müsse ich ihn persönlich befragen. Es erfolgte keine Antwort.

Einige Monate später kehrte ich nach Deutschland zurück.

In der Einsamkeit eines winterlich ungemütlichen Waggons mußte ich immer an Gregor denken. Ich beklagte ihn, verwünschte seine Heirat, verrannte mich in einen Haß gegen seine Frau, die mir als schuldig an der Veränderung des Künstlers erschien, und machte Pläne für eine gewaltsame Trennung der Beiden. Nach meiner Ansicht hatte sich die sicher auftretende Braut Cäcilie in eine Megäre verwandelt, die das Haus des Dichters mit Scenen und Geschrei erfüllte, die lichte Schönheit, vor der er anbetete, mit Schmutz bewarf und seine Fantasie unter lauter unnötigen und kleinlichen Dingen erstickte. Dazu dachte ich noch Kindergeschrei, den Duft einer Waschküche. — Armer Gregor! Als ich in den grauen Morgenstunden auf dem Berliner Bahnhof ausstieg, hatte ich mir ein nettes Bild von seiner Häuslichkeit entworfen!

Einige unserer gemeinsamen Freunde, denen ich meine Ankunft gemeldet hatte, nahmen mich in Empfang. Ein Wust der neuesten Neuigkeiten drang auf mich ein.

„Alles, was Dich je interessiert hat von Kunstmenschen, kannst Du heut Abend beim alten G. sehen," sagte mir ein junger Maler. „Atelierfest dort. Er wird sehr erfreut sein, Dich wiederzusehen."

Ich hatte schon die Ablehnung auf der Zunge.

„Gregor Winfried, Deinen alten Protegee, findest Du natürlich auch." — Ich nickte zustimmend.

„Mit Familie," — fügte mein Freund hinzu.

„Mit Familie? Sind auch die Säuglinge geladen?" fragte ich.

Der junge Maler riß die Augen auf und machte ein Gesicht, als arbeite er Wolken mit dem Verreiber in einander. „Da ist doch noch die Cousine."

„Welche Cousine?"

„Na, von Gregors Frau. Sie lebt doch so ziemlich im Hause."

Also eine Hilfsmegäre? Zwei Frauenspersonen ohne Feingefühl im Hause eines Dichters! Es klemmte mich etwas im Halse. Aber ich schwieg. Ich fragte nichts nach Gregors unglücklichen Familienzuständen. Auch mein Freund, der Maler, schwieg in einer gewissen vielsagenden Verlegenheit.

Wir waren inzwischen im Hotel angelangt. Ich entledigte mich meines Reisehabits und Reisestaubs, frühstückte mit den Freunden — immer brennender nach Gregor hinverlangend.

Bald konnte ich den Klatsch und Tratsch nicht länger ertragen. Ich machte ein plötzliches Ende, schützte dringende Geschäftswege vor und eilte nach Gregors Wohnung. Ihm kam ich sicher nicht zu früh ins Haus, und Cäcilie — Frauen von ihrem Temperament sind keine Langschläferinnen und negligieren sich nicht.

Ich gab meine Karten ab. Fast im selben Augenblick trat mir die Hausfrau entgegen. Cäcilie war unverändert. Hatte mich ihr Wesen als Braut vorzeitig frauenhaft angemutet, so mußt' ich ihr jetzt als Frau etwas Bräutliches zugestehen, das sie umfloß, wie ein Hauch von Heiligkeit und Schwermut.

Jedenfalls war alles, was ich mir von Megärentum und Hausbackenheit über sie zusammengefabelt hatte, in dem Augenblick vergessen, als sie mir die Hand bot und mich bat, Gregor zu erwarten. „Er ist mit meiner Cousine ausgegangen, um allerlei für ein Atelierfest, das heut Abend bei G. stattfindet, zu besorgen“.

Dabei erinnerte sie sich mit einer feinen Liebenswürdigkeit meiner Vorliebe zu frühstücken, führte mich auch gleich ins Speisezimmer und bereitete mir mit geräuschloser Geschäftigkeit ein paar pikant belegte Brötchen. Dazu goß sie einen schweren Wein ein und während sie eine Mandarine zerlegte, lächelte sie und sagte: „Ich habe es noch im Gedächtnis, daß Sie einmal sagten, man könne nicht oft genug frühstücken, besonders wenn einem diese zwanglose Mahlzeit von Frauenhänden auf einer Tablette serviert würde. Damit Sie aber fühlen, wie sehr Sie in diesem Hause als Freund betrachtet werden, müssen Sie mich in mein Zimmer begleiten. — Mein Kind ist dort allein.“ —

Und sie trug das besetzte Holzbrettchen vor mir her, während ich ihr überrascht folgte. — Diese Umsichtigkeit war ihr unvergessen! Durch solche frauenhafte Aufmerksamkeit ehrte sie einen Fremden, weil er ein Freund ihres Gatten war, weil sie ihn auf eine halbe Stunde zu fesseln wünschte. —

„Hier — mein kleines Reich!“ —

Ich blickte in eine Reihe heller Gemächer, erfüllt von der schneegekühlten duftigen Februarluft, die draußen herrschte. Lichtfarbige Möbel, peinlich sauber gehalten, etwas pedantisch geordnet — friedliche Landschaften an den Wänden und sehr wenig Nippes. Alles, was Staub auffangen und bewahren konnte, fehlte gänzlich. Keine Draperieen, keine getrockneten Palmenwedel, keine Meißner Püppchen. Aber Blumen, frische Blumen! Krokos, Erika und Hyazinthen. Draußen an den Scheiben Schneepolster und drinnen, darüber hinnickend, die Glöckchen und lichten Gräser des Frühlings.

Unter ein Paar herrlich entfalteten Palmen spielte ein Blondköpfchen mit losen Veilchen. Es kam mir jauchzend und ohne Schüchternheit entgegengelaufen, schenkte mir all seine Blumen und sah mich mit Gregors lustigen Braunaugen an, während es den ebenfalls von des Vaters Seite her vererbten nichtsnutzigen Mund zu einem Kuß spitzte.

Cäcilie setzte sich dicht ans Fenster unter die Blumen, ins helle Tageslicht, das freundlich auf ihren blonden Scheiteln spielte, und nahm irgend eine Handarbeit vor. Ich bemerkte, daß ihre Hände sehr blaß, sehr durchsichtig waren. Die Kleine, die ebenfalls Cäcilie hieß, spielte auf meinen Knieen Pferdchen.

Der Hauch des kräftigen Kindes, der Geruch der Frühlingsblumen und der frischen Leinewand, das zarte Parfüm, das von der jungen Frau reichem Haar zu mir herüberwehte, mischte eine solche Atmosphäre von Gesundheit, daß ich fast erschrak, als Cäcilie im Laufe des Gespräches erwähnte, daß sie kränklich sei und sich sehr ruhig halten müsse.

Jetzt erst bemerkte ich, daß sie in einem weiten Stuhle saß, der mit einem blonden Vigognefell bedeckt war.

Sie neigte sich sehr tief auf ihre Arbeit.

„Ich habe deshalb trotz meiner Jugend an eine Hülfe denken müssen.. Meine Cousine Adelheid ist so gefällig, mich zu unterstützen. Seit zwei Jahren — — — Sie ist wirklich tüchtig und Gregor als Famulus fast unentbehrlich. — —“

Also ein Blaustrumpf, dachte ich, jetzt unerbittlich der stützenden Adelheid die Eigenschaften zuschiebend, welche ich Cäcilien angedichtet hatte in meiner blinden Freundschaft für Gregor.

Das Kind war bei dem Namen Adelheid von meinem Kniee herabgeglitten und trippelte ungeduldig umher. „Wann kommt Tante Heidi?“ fragte es mehrmals und auf einen Verweis Cäciliens hin entgegnete es: „Mamas bringen nur manchmal etwas mit — Tanten immer!“ Dann holte es eine Puppe aus einem kissenreichen Bett, setzte sich damit in eine Ecke und begann dem wächsernen Liebling murmelnd eine Geschichte zu erzählen, aus der hin und wieder das Wort „Tante Heidi“ zu uns herüber klang.

Cäcilie plauderte inzwischen mit mir. Aus allem, was sie sagte, empfing ich den Eindruck großer Herzensgüte. Gregor blieb sehr lange aus. Die junge Frau schien es nicht zu bemerken. Ich bemühte mich das Gespräch auf Gregors Arbeiten zu lenken, aber mit einer Art von Geflissentlichkeit wich Cäcilie dieser Absicht aus und wir kamen schließlich immer wieder auf ganz allgemeine Themata. Ich studierte inzwischen das zarte leichtumrahmte Köpfchen vor mir. Eine kluge Stirn, breit und groß, die Züge weder schön noch unschön, aber anmutig, die Linien des

Mundes fein geschwungen — das ganze Gesicht überflogen von einem Hauch des Vornehmen. Eine Haut, die an Zartheit der Farbe der hellrosa Hyacinthenblüten auf dem Fensterbrett nicht nachgab, spannte sich über dieses Frauenantlitz, aber als ein Sonnenstrahl des frühen Jahres hellleuchtend ins Zimmer fiel, erkannte ich, daß die blumenzarte Haut mit feinen kleinen Runen bedeckt war, — wie von einem spitzen Nädelchen eingeritzt. Besonders sah ich in der Mundgegend kleine geschwungene Linien. Sie bogen sich gleich Schlänglein gegeneinander, wenn Cäcilie sprach, ringelten bei einer ironischen Bemerkung durcheinander, aber verschwanden ganz, wenn die Mutter mit ihrem Kinde lachte.

Ich fühlte wohl, daß ich meinen ersten Besuch ungebührlich lange ausdehnte, aber teils hielt mich die Sehnsucht den Freund zu begrüßen fest, teils bewog mich der jungen Frau sanft anmutendes Wesen, noch zu verweilen. Zudem hätte ich über Alles gern Cäciliens Urteil über Gregors letztes Werk gehört. Ich ging daher ganz keck auf mein Ziel zu und bekannte vorerst, gleichsam als Einleitung, daß ich noch ein, hoffentlich nicht unverzeihliches Unrecht — — zu bekennen habe — — — Cäcilie wandte ihre klaren Augen gegen mich — Ich gestand ihr ein, daß ich aus des Freundes letztem Werk einen bösen Rückschluß auf sie und ihren Einfluß gezogen habe — Ihre Pupillen, erweiterten sich und ihre Augen wurden tief und groß und schwarz. Es war, als wäre sie auf etwas gestoßen, daran sie niemals im Leben gedacht hatte und darauf sie nicht gleich eine Antwort fand.

„Aber mein Mann hat doch in unserer Ehe schon mehr geschrieben, vor dem — dem Buch, das Sie meinen — Und dann, messen Sie wirklich uns armen Frauen einen so bestimmenden Einfluß zu?"

„Auf Gregor war seine Umgebung stets von bedeutsamer Einwirkung. Man fand, schön verklärt und ins allgemein Menschliche erhöht, sein individuelles Sein, Denken und Trachten in seinen Schriften wieder. Ich habe das in so starkem Maße selten bei einem Künstler gefunden. Und ein Beispiel können gerade Sie selber aus den beiden vorletzten Werken Ihres Mannes ziehen. Sie und das Kind — in Wolken gehoben, wie eine Madonna."

Sie nickte. Ein helles Rot floß plötzlich über ihre Züge und sie senkte die Augen, als sie sagte: „Messen Sie dem letzten Buch keine besondere Wichtigkeit zu — eine verirrte Phantasie — Gregor wollte wohl zeigen, daß er auch die Kehrseite der Medaille kenne —"

„Ja er kannte sie aber früher gar nicht, hatte den Ehrgeiz, griechische Heiterkeit zu pflegen —" wollte ich sagen, ich unterdrückte jedoch meine Worte und erhob mich.

„Es scheint, daß mein Mann irgendwo zurückgehalten wird — so gern ich Sie noch aufhielte —"

„Und so gern ich noch bliebe — Aber ich muß Ihnen doch beweisen, gnädige Frau, daß ich die Grenzen des Erlaubten wenigstens von fern kenne —"

Ich küßte ihr die Hand. Sie führte mich bis zum Empfangszimmer. Überall erblickte ich die Ecken der Gemächer, die wir durchschritten. abgerundet durch herrliche Palmen — Ich sprach meine Bewunderung darüber aus. — Da war nicht ein Blatt, das nicht staubfrei, glänzend und tiefgrün gewesen wäre. Cäcilie strich über einen Wedel hin. Zart und sanft wie eine Liebkosung war diese Berührung. „Ich liebe sie so, meine Pfleglinge. Sie träumen gern wie ich," sagte sie leise. „Sie sind langsam im Wachstum, wie ich im Denken. Man merkt es kaum, daß wir da sind —"

Ich hätte ihr etwas angenehmes sagen müssen, das fühlte ich, einen poetischen Vergleich ziehen sollen zwischen ihr und den Palmen, aber ich konnte es nicht. Ihre Worte hatten geklungen wie eine Klage. So begnügte ich mich, ihr meine Freude auszudrücken, daß ich sie noch einmal an diesem Tage würde begrüßen dürfen — Abends bei G. —

„Was denken Sie — ein so großes Tanzfest — bei meinem Herzfehler. — Es wäre gewissenlos gegen das Kind. wollt' ich mich eines Vergnügens halber krank machen. Aber Gregor werden Sie sicher treffen. Er muß eben oft allein gehen — — — —"

Draußen auf der Straße dacht' ich immer über dieses „Er muß eben oft allein gehen" nach. Seit der Lektüre jenes Buches trug ich einen Zorn in mir, der nach einem Ausbruch rang, einem Ausbruch gegen irgend welche Persönlichkeit aus Gregors Umgebung, die den Dichter von seiner Höhe herabgezogen hatte.

Cäcilie war es nicht, keinesfalls! Diese Frau und ein würdeloser Einfluß! Sie besaß

vielleicht keinen bedeutenden Geist und wenig Schlagfertigkeit, aber ich hatte den Eindruck liebevollster weiblicher Bethätigung von ihr empfangen. Zudem schien sie eine still hervorströmende Poesie zu besitzen, die alles, was sie sagte und that, leis übergoldete.

Am Abend sollte ich Gregor wiederfinden. Aus einer bunten, lärmenden Menge kostümierter Menschen sucht' ich ihn mir heraus.

Ich hatte bis dahin nicht gewußt, daß er so schön war. Er trug spanische Tracht, milchweißen Atlas, und sah aus wie Don Juan in Person. Er, der geschworene Feind der Vollbärte, der immer behauptet hatte, das seien Masken, um das Alter und alles Schlechte, das die Jugend ins Gesicht gezeichnet hat, zu verdecken, hatte sich einen spitzen Kinnbart stehen lassen, der, dicht und kraus, vieles Charakteristische der unteren Hälfte seines Gesichts zudeckte.

Er begrüßte mich sehr laut und sehr herzlich, ohne doch einer gewissen Zerstreutheit Herr werden zu können. Es präokkupierte ihn augenscheinlich irgend etwas. Er sprach viel von seiner Frau, lobte sie sehr enthusiastisch, kam in jedem Gespräch auf ihre Vorzüge zurück, so daß ich nichts thun konnte, als mich darüber wundern, daß er so allein hierhergekommen. — Doch nein! Jene Cousine sollte ja hier sein, auf dem Fest. — Eben wollt' ich mich wegen einer Vorstellung der Dame an Gregor wenden, als ein würdiger Akademieprofessor mich in eine lange Unterhaltung über den Zustand der französischen Kunst verwickelte.

Nach etwa dreiviertel Stunden suchte ich Gregor, den ich in einem der Nebenräume hatte verschwinden sehen. Während meine Blicke umherschweiften, wurden sie von einer Gestalt angezogen — nein — einer Erscheinung.

Unter den Strahlen der elektrischen Beleuchtung, die von oben und den Seiten auf sie zudrangen, überflackert von den wankenden Lichtern eines großen Feuers, stand eine Mädchengestalt gegen einen Kamin gelehnt. Vor ihr kniete ein junger Mensch mit Peitsche und Schellenkleid und schien ein Sprühfeuerwerk von geistreicher Narrheit vor ihr zu entfalten. Sie aber hatte kaum Acht darauf. Sie stand ganz still, doch das zuckende Spiel der Lichter gab ihrem Leib, der eng in roter Seide eingeschnürt war, jene unheimliche Regsamkeit, wie sie den Schlangen eigen ist. Selbst ihre Hände und Füße waren rot verhüllt, nur das Gesicht und der Hals leuchteten bläßlich über der glühenden Farbe. Sie schien den langen Blick, mit dem ich sie fixierte, zu fühlen, veränderte ihre Stellung und schlug einen großen Fächer von roter Seide auseinander. Sobald sie sich dessen glühenden Fläche zuwandte, huschte ein feuriges Farbenecho über ihr Gesicht und erhellte es.

Ich konnte dann deutlich den feinen Bau des Köpfchens sehen, das schmal war und jene gewisse Rundung hatte, die wir bei der Viper graziös und — frauenhaft finden. Das Haar auf diesem Köpfchen war ganz kurz geschoren, so kurz, daß ich unwillkürlich an die Sünderinnen denken mußte, denen man das Haar abschneidet. Es zeichnete eine bläulich schwarze Linie, die mehrmals schön gewellt war, in Stirn und Schläfen hinein.

Jetzt stand der Fächer still — rot erhellt waren die Züge minutenlang — Mein Gott — welche Ähnlichkeit mit Gregor, wie er jetzt aussah! — Dieselben Schatten um die tiefliegenden Augen — dieselbe kecke Nase mit den leidenschaftlich geblähten Nüstern — der Mund halb geöffnet über den feucht schimmernden Zähnen. Dieselbe Zerstreutheit. —

Der Fächer sank schaukelnd in die Seitenfalten des Kleides — die großen Augen gewannen ein unheimliches Leben, zuckten und leuchteten, ohne doch die Richtung ihres Blickes verändert zu haben. Ich folgte dieser Richtung. —

In der Thür, schräg gegenüber dem Kamin stand Gregor. Wie ein Blitz schlug es vor mir ein. Wenn das die Cousine war — —

Ich eilte auf ihn zu, legte meinen Arm um ihn und bat ihn, mich seiner Verwandten vorzustellen, mit dem glühenden Wunsche, sie möge alles sein, Megäre, Hexe, ein Donnerwetter im Haushalt — nur nicht jenes weiche, schlangenartige Wesen mit dem glatten Viperköpfchen, das dort neben den Flammen stand.

Er sah mir ungewiß und forschend in die Augen, unter dem umschlingenden Arm fühlte ich seinen Körper nach dem Kamin zustreben.

Der junge Narr sprang schellenrasselnd auf die Füße. — —

„Liebe Heidi — mein Freund Egbert wünscht Ihnen vorgestellt zu sein. Verfasser jener Büste von mir, die mehr Geist enthält,

als ich je in all meinen Werken zusammen aufgebracht habe." —

„Sie ist nur ähnlich," — lehnte ich das Kompliment ab — und sprach dann davon, daß Cäcilie mir bereits am Morgen viel Angenehmes von dem gnädigen Fräulein gesagt habe. Ich fügte hinzu, wie hoch ich die junge Frau schätze und verehre, wie wertvoll mir ihr Urteil sei. —

Gregor verfiel von neuem in einen endlosen Lobgesang auf seine Frau, während Heidi mir scharf ins Gesicht sah und die Luft mit geblähten Nüstern einzog wie ein Wild, das die Witterung eines Feindes hat . .

In der Nähe betrachtet, erschien das Mädchen weniger schön, als verführerisch. Es war etwas Dunkles und Feuriges um sie gebreitet.

Sie sagte ein paar Worte über ihre Verwandte, bedauerte deren Abwesenheit, noch mehr aber, daß sie sich von ihr habe bereden lassen, das Fest zu besuchen.

„So unterhalten Sie sich nicht gut?"

„Bis zu diesem Augenblick habe ich es nicht gethan," antwortete sie mir liebenswürdig, sah aber dabei Gregor mit einer versteckten, leidenschaftlichen Zärtlichkeit an. Er wollte sich auf das Polster, das der Narr verlassen hatte, hinknieen, aber wie mit einem wilden Schreck verhinderte Heidi das sehr energisch. Winfried zog darauf ein paar Fauteuils herbei. „Wir könnten doch hier so gemütlich plaudern à trois — was sollen uns all die Fremden." —

„Nun, wir beide sehen uns doch alle Tage — Gregor," meinte Heidi sehr ungeschickt. Wäre er ihr gleichgiltig gewesen, hätte sie ihm keine Grobheit gesagt. Ich wußte jetzt, an wessen Adresse ich meinen Zorn richten durfte. Ich entrierte ein harmloses Gespräch heiteren Inhalts — ich wollte beobachten, feststellen. Bald jedoch trug ich die Kosten der Unterhaltung allein, während die Beiden sich anstarrten, als sähen sie sich zum ersten Mal. Ich ärgerte mich, und verstummte nach und nach. Heidi wurde verlegen und begann durch Wimper- und Fächerspiel Gregors lange saugende und haftende Blicke von sich abzuwehren. Er lag in seinem goldschillernden Stuhl, schön, blendend und verderbt — keine Spur mehr von dem fröhlichen Gesellen von ehemals.

Lockende Tanzweisen schollen zu uns herüber. Eben wollt' ich Heidi um einen Tanz bitten, als irgend ein Kavalier mir zuvorkam. Sie erhob sich. Gregor sprang auf. „Würde es Dir nicht Spaß machen, zuzuschauen?" fragte er mich.

Zuschauen! Also er selber tanzte nicht mehr.

Als wir den großen Saal betreten hatten, wußte ich, nach einem Blick auf Heidi, warum.

Es hätte ihn einzig gelockt, mit ihr zu tanzen, aber er wagte es nicht, denn er, er fürchtete sich davor!

Und er hatte Recht.

Ich selber habe nie tanzen sehen vordem. Eine bunte, lärmende Masse hab' ich gesehen, die wie toll geworden, umherhüpft, durcheinanderrast, — hampelmannartig zu schauen. An jenem Abend sah ich die Poesie des Tanzes, seine Leidenschaft. —

Die aufreizenden prickelnden Töne eines Strauß-Walzers erklangen, „Rosen aus dem Süden" flogen hin durch die schwüle, parfümierte Luft, blutig rot, berauschend, — stachelnd mit den Dornen schriller Dissonanzen.

Und Heidi tanzte dazu. Jetzt erst bemerkte ich, daß kleine silberne Glocken ihr Kleid besetzten, und daß ein roter Flor hinter ihr bauschte, vom Luftzug ihr nachgetragen, wie Wolken.

„Was ist das für ein Kostüm? Welche Bedeutung —" flüsterte ich Gregor zu.

„Die Fantasie, die Fantasie", entgegnete er überstürzt. Ich hatte keinen Namen genannt, und doch wußte er sofort, nach wessen Anzug ich gefragt. Ah —! weil er weiter nichts dachte als dieses Mädchen.

Die Fantasie also, seine glühende, rote, lärmende Fantasie, die ihm das tolle, verzweifelte Buch eingegeben. —

Er zitterte vor Eifersucht neben mir.

Die lange, glitzernde Schlange, welche von den tanzenden Paaren gebildet wurde, zerbrach allmählich — Glied nach Glied löste sich ab davon — schließlich blieb nur eine rote Wolke übrig am Arm eines waffenfunkelnden Ritters.

Breite weiße Lichtstreifen fielen von den elektrischen Lampen nieder und auf diesen schien sich das Mädchen zu schaukeln, im tollen Wirbel flogen die Füßchen umher, verwirrende kleine Füßchen in roten Seidenstrümpfen. Der Walzer ging in eine Galoppade über. Alle Instrumente rasten durcheinander, und Heidi flog dahin, in langen Stößen, wie gehetzt, wie gejagt — eine tolle, tolle Fantasie.

Mit einem grellen Schlußakkord brach die Musik ab. Heidi trat zu uns, den zerfetzten Schleier

um den Hals gewickelt, mit lässigen Bewegungen und weitoffenen Augen. Sie war ganz bleich, nur der Mund glühte nelkenrot. —

Gregor sah sie drohend an, sie seufzte und setzte sich in eine Ecke. Als ich sie zum Tanze holen wollte, schlug sie meine Bitte ab, mit der Erklärung, daß sie sich angegriffen fühle. Den Rest des Abends sah ich sie nur noch mit Frauen plaudern, sehr zerstreut, sehr zerfahren. Sie mied Gregor, den ich nun endlich in Beschlag nehmen konnte zu einem langen Gespräch, das ich gern vertraulich gestaltet hätte. Diese Absicht scheiterte an einer vorsichtigen Kälte, die er mir entgegensetzte, an einer beleidigenden Verschlossenheit, die deutlich zeigte, daß die Freundschaft nicht mehr viel Raum einnahm in seinem Innern.

Etwas fiebrisch erregt, ging ich gegen den Morgen hin nach Haus und versuchte einzuschlafen. Ich brachte es aber nur zu einem dämmernden Phantasieren. Immer sah ich das Mädchen in seinen roten Kleidern, wie eine junge Teufelin neben wilden brodelnden Flammen stehen, die sie mit ihrem großen Fächer schürte, daß sie bis gegen einen weißen leuchtenden Himmel aufspritzten.

(Fortsetzung folgt.)

Pfingstdämmerung.

Der Faulbaum steht in Duft und Schnee,
Im Mondlicht leis der Roggen rauscht:
In Blütenfülle haucht der Klee,
Es ruht das Land und lacht und lauscht.
Im Blattwerk müd' ein Vogel huscht,
Der Theestrauch überblüht die Bank;
Von Rosen ist der Weg umbuscht
Und Nachttau funkelt kühl und blank.

O frühlingsfrische Sommernacht,
Wie staunst du still in meinen Traum!
Am Himmel blinkt die Sternenpracht
Und Pfingstluft weht von Baum zu Baum.

Es trieft von jungem Birkenduft
Das ganze stille Heimathaus,
Der Wald gießt seine Blumenluft
In Silberwolken atmend aus.

Im jungen Laubwald wird es licht,
Das Frührot haucht durch Birkengrün,
Und jubelnd wie ein Pfingstgedicht
Entlaucht die Welt dem Nebelblüh'n.
Berauschend schallt der Vogelsang,
Ein Pfingstgebet, von jedem Baum;
Leis bebt mein Herz in gold'nem Klang —
O Heimatwelt, o Jugendtraum!

Maurice von Stern.

Gut und besser.

Bravo, Fink im Gitterhaus!
Du verstehst das Singen,
Will dir für den Töneschmaus
Flugs ein Vival bringen.
Dreimal Hoch dem Finkensang!
Doch — ich weiß einen süßeren Klang:
Wenn mein brauner Schatz mir plauscht
Leis' in die Ohren.

Leuchtender Wein im Deckelkrug,
Bist mir wert und teuer,
Gelt, Frau Wirtin, s'ist grad genug,
Was ich getrunken heuer?!

Dreimal Hoch dem gold'nen Wein!
Doch — ich weiß einen süßeren Schein!
Wenn mein brauner Schatz mir schaut
Tief in die Augen.

Rote Rose in meiner Hand, —
Küßte dich voll Verlangen.
Als ich dich am Fenster fand,
Da sie vorübergegangen.
Dreimal Hoch dem Blütenkuß!
Doch — ich weiß einen süßeren Gruß:
Wenn mein brauner Schatz mir küßt
Selber die Lippen.

Hermann Domsch.

Trost.

Jahr um Jahr zieht Dir vorüber
Und Du glaubst es kaum,
Neigt sich schon voll welker Blätter
Deines Lebens Baum.

Wohl dir, wenn dann segnend drüber
Noch ein Lichtbild schwebt,
Das sich Ruhm nennt oder Liebe
Und Dich überlebt! —

Franz Wolff.



Ungedruckte Briefe

von

Adalbert von Chamisso, Gustav Schwab und Friedrich Rückert.

Mitgeteilt von Georg Hirzel.

I.

Im Chamisso-Hefte der „Deutschen Dichtung" (Bd. IV. S. 301) teilte Ernst Koßmann eine große Zahl ungedruckter Briefe Chamissos an die Weidmannsche Buchhandlung mit, die uns einen Einblick in die umfassende litterarische Thätigkeit dieses Dichters gewähren und reiches Material liefern zu der Geschichte seines Lebens, denn Briefe sind für den Biographen unentbehrlich, sie bilden die ergiebigste Quelle, aus der er schöpfen kann. „Bewahre meine Briefe, Briefe sind Archive", schrieb Chamisso einst an La Foye.

Koßmann sagt in seiner Einleitung, daß von Chamissos Briefen der Jahrgang 1829 ganz, 1830 und 1832 fast ganz fehlen. Heute bin ich in der Lage die eine dieser Lücken, wenn auch wohl nicht erschöpfend, so doch reichlich auszufüllen und durch die Mitteilung der Briefe aus dem Jahre 1832 das Bild, das uns Chamissos eigenen Aufzeichnungen geben, weiter auszuführen.

Auch die nachstehend mitgeteilten Briefe, deren Originale, wo nicht anders angegeben, sich in meiner Handschriftensammlung befinden, sind sämtlich an die Besitzer der Weidmannschen Buchhandlung Karl Reimer und Salomon Hirzel gerichtet. Fast ausschließlich umfaßt ihr Inhalt Angelegenheiten des Deutschen Musenalmanachs. Zwei Briefe Fr. Rückerts aus dem gleichen Jahre und ebenfalls den Almanach betreffend, habe ich aus diesem Grunde mit in die folgende Sammlung aufgenommen. Daß ferner fünf Briefe Gust. Schwabs hier ihren Platz gefunden haben, lag einerseits wegen der nahen litterarischen Beziehung, in die Chamisso und Schwab durch die gemeinsame Redaktionsarbeit getreten waren, nahe, andererseits erklären sich die Briefe beider am genausten durch ihre gegenseitige Ergänzung.

Unter der Korrespondenz Chamissos mit der Weidmannschen Buchhandlung befanden sich außer den Briefen noch zahlreiche kleine Notizzettel und Streifbänder mit Bemerkungen der beiden Redakteure. Sie geben uns ein deutliches Bild von der Genauigkeit, mit der beide die ihnen übertragene Arbeit ausführten, und von der Sorgfalt, mit der die eingesandten Beiträge geprüft wurden. Gewöhnlich teilten sie sich in die Durchsicht derselben; jeder prüfte für sich und dann tauschten sie das Durchgesehene mit ihrem Urteil versehen gegenseitig aus. Wir ersehen ferner daraus, daß Schwab in seinem Urteil weit strenger und entschiedener war, als sein Freund, der zuweilen unsicher hin und her schwankte, und Beiträge für aufnahmewürdig hielt, die Schwab verwarf, oder Letzterem auch oft allein die Entscheidung überließ. So schickte z. B. Chamisso ein Manuskript an Schwab, dem er auf einem Zettel folgendes Urteil beifügte:

„Costanza Paolo (unberufen)
hiezu sage ich gar nichts. Es scheint mir um 30 Jahre zu spaete zu kommen. Sollte der Raum dazu einladen, einen Namen mehr aufzuführen und sich tolerant zu zeigen, mag dieser nicht oft wiederkehrende Ton einmal angeschlagen werden. Ich will mich weder der Aufnahme weigern noch sie verfügen."

Schwab sandte den Zettel an die Buchhandlung und schrieb darunter: „Ich bin ganz gegen die Aufnahme."

Ein anderes Urteil Chamissos, das ich noch anführen möchte, lautet:

„Theod. Kind (Doctor zu Leipzig) Der Dichter und Lust an Träumen.—? Das klingt wohl ein wenig, kaum aber des Raumes wert, den es einnehmen würde. Ich will den Stab nicht brechen, aber auch nicht um Gnade rufen, wenn Sie ihn brechen." Darunter von Schwabs Hand: „Ich breche ihn. Diese Gedichte sind wie von einem 16 jährigen, der noch keinen eignen Ton gefunden."

Eine Eigentümlichkeit Chamissos bei diesem lakonischen Zettelverkehr mit Schwab sei hier noch erwähnt. Daß unter der großen Menge von Beiträgen sich viele befanden, die weit unter der Mittelmäßigkeit standen, war nicht zu verwundern. Solche schickte Chamisso seinem Freunde mit besonderen Kennzeichen zu, indem er entweder einen Scherz auf das Kouvert schrieb, wie auf eine Sendung aus Jena, deren Absender nicht ersichtlich ist:

„Das schick ich unerbrochen Dir zurücke
Das weiß von keiner Seligkeit,"

oder er zeichnete mit Feder, oder Bleistift einen großen Totenkopf mit Gebeinen auf den Umschlag, zum Zeichen, daß der Inhalt gänzlich unbrauchbar sei.

Doch nun zu den Briefen selbst. Zu dem ersten vom 2. Januar ist nichts zu erwähnen. Er lautet:

p. p.

Die Anlage wird Sie in den Stand setzen, fals es Ihr Wunsch sei, sich direct an meinen jungen Freund zu richten, oder ihn durch mich wissen zu lassen, daß er sich an Sie richten kann. Ich wünschte,

daß es zu beider Zufriedenheit geschehen möge. Ich meine, daß Sie glatt und leicht mit ihm verkehren, bei ihm nur Eifer für die Sache, und sonst keine Schwierigkeit und Peinligkeit keine Dornen und Stacheln finden würden, wie ich ihn versichert habe, daß es bei Ihnen der Fall sein würde — dieses gesagt, so ziehe ich mich zurücke, und wünsche Ihnen beiderseits ein glückliches Geschäft.

Ich danke Ihnen herzlich, sehr theure Freunde, für Ihre liebenswürdige Aufmerksamkeit. —

Ich gestehe daß ich die Scherze des guten Arendt wie ein ihm wiederfahrenes Unglück betrachte. Mag mich, wer will, auf Fußtritte herausfodern, ich nehme den Kampf nicht an. Auf politische Erörterungen will ich mich nicht einlassen. Da erscheint es mir etwas nüchtern, wo hingegen der unbenannte Verfasser der andern Flugschrift, mir etwas mehr anzusprechen scheint, als vorläufig nüchternen Muthes zu erwarten sein möchte.

Gebe uns Gott ein gutes Jahr! „Die Welt ist kugelrund Und rollt von Westen gen Osten beständig zu aller Stund.“

Bleiben Sie freundlich gewogen Ihrem alten Freunde

Adelbert v. Chamisso.

Apropos! von Laue habe ich noch weiter nichts vernommen.

Als Amadeus Wendt, damals Professor der Philosophie in Göttingen, 1832 der Redaktion des Almanachs entsagte, in Folge der von A. W. v. Schlegel darin aufgenommenen Spottgedichte und Epigramme, wandte sich die Verlagsbuchhandlung an Chamisso mit der Bitte die Redaktion zu übernehmen. Auf diese Anfrage haben wir folgendes Antwortschreiben Chamissos:

Ja!

Aber — — Sie müssen mir einen Mitherausgeber zulegen, und zwar — — Gustav Schwab. — Ich habe ein festes Vertrauen, daß auch er sich der Sache, aus reiner Lust daran, annehmen wird, und Sie müssen ihn sofort darum ersuchen und recht dringend in meinem Namen. Er wird uns die so schätzbaren schwäbischen Dichter, die alle ihn ehren und lieben, unsern Freund und Meister Uhland zu führen. Ich werde meiner seits in Berlin mehr Manuscript zusammen bekommen, als rathsam sein möchte zu verbrauchen, und deshalb eben muß man zwei sein: Einer muß immer dem Eigensinn des Andern die Schuld zuschieben dürfen, „die schätzbaren Beiträge Ew. Wohlg. zurücke gewiesen zu haben.“

Alles bleibt beim Alten, nur ein Name wird umgewechselt. Sie zeigen nur allen Stammgästen mit erneuter Aufforderung an, daß die Sache besteht.

Nur keine Scherze mehr in von Schlegels Manier. — Friede in unserm Reich!

Keine politische Censur oder Meinungen Mäkelei. Was frisch aus dem Leben herausschallt, in das Leben einzugreifen, sei es auf uns befremdliche Weise, möge willkommen sein.

Rückert bitten Sie fußfällig, nicht Chinesisches nicht Sanskritisches, sondern Deutsches zu geben, was eben der Tag ihm bringt, und worauf er selbst am wenigsten Werth legen mag, weil es aus ihm ohne Zuthun erblüht.

So bald ich Ihre Antwort habe, die ich mit Ungeduld erwarten werde, werde ich in Berlin für die Sache zu wirken suchen, mit aller Freundschaft ganz der Ihrige

Adelbert v. Chamisso.

6. Januar 1832.

Sie werden mittlerweile [durch die*)] Reimersche Buchhandlung einen Brief von mir erhalten haben, mit einer Einlage: Adolph Erman an mich, über den Stand seiner Angelegenheit (Reisebeschreibung).**)

Es existirt ein sehr gutes Oelgemälde von mir, ein Kopf, der sich sehr zum Stiche eignete. — Aber schickt sich das, daß Sie zugleich mein Bild und meinen Namen Ihrem Buche vorsetzen?***)

Unter den schon erwähnten Spottgedichten, die A. W. von Schlegel im 3. Jahrgang veröffentlichte, steht auch folgender Vers, auf den sich Chamissos Worte in vorstehendem Briefe beziehen, und über den Schwab im folgenden seinen Ärger ausspricht:

Kennzeichen.

Wenn jemand Schosse reimt auf Rose;
Auf Menschen, wünschen; und in Prose
Und Versen schillert: Freunde! wißt,
Daß seine Heimath Schwaben ist.

Im Anschluß an obigen Brief folgt hier auch die Zusage Schwabs an Karl Reimer:

Stuttgart, den 14. Jan. 1832.

Hochgeehrtester Herr!

Gestern Abend erhielt ich Ihre Zuschrift und beeile mich, dieselbe Ihrem Wunsche gemaeß, sogleich zu beantworten. Es freut mich und ehrt mich, daß Chamisso, dessen Poesie ich so hoch halte und dessen Persönlichkeit mir von alten Zeiten her sehr werth ist, mich zum Mitgenossen der Musenalmanachsredaktion vorgeschlagen hat; andererseits verhehle ich mir den Zeitaufwand, den eine solche Theilnahme, auch bei aller Erleichterung durch den Verleger verursachen muß, und noch mehr die Unannehmlichkeiten und den Verdruß, die unausbleibliche Folgen eines solchen Geschäfts sind, keineswegs. Dennoch bin ich bereit auf die von Ihnen ausgesprochenen Bedingungen hin, der schönen Sache, der auch Sie sich mit bekannten Aufopferungen unterzogen haben, dieses Opfer zu bringen, wenn ein Haupthinderniß beseitigt werden kann, das mich unbedingt abhalten müßte.

Es hat nämlich mein junger Freund Gustav Pfizer seit einiger Zeit einen Schwäbischen Almanach projectirt, und dazu nicht nur um meine, sondern auch um Uhlands, Carl Mayers, Just. Kerners u. A. Mitarbeit gebeten, und von den meisten bereits die bejahende Zusage erhalten. Würde dieser auf seinem Vorhaben beharren, so könnte ich es nicht über mich gewinnen der Vaterländischen Unternehmung eines befreundeten Dichters thätig entgegenzutreten.

*) Durch das Siegel unleserlich.

**) Adolf Erman (bed. Physiker 1806—1877) Reise um die Erde, durch Nordasien und die beiden Oceane. (Berlin, Reimer 1833.)

***) Der Jahrgang 1833 brachte Chamissos Bild von R. Reinick, gestochen von C. Barth.

Weil ich aber einsehe, daß eine solche Concurrenz nothwendig beiden Unternehmungen schaden muß, so will ich es versuchen, ob ich ihn nicht bestimmen kann, unter der Bedingung, daß er seine Beiträge für dasselbe Honorar, wie Chamisso und ich d. h. für 4 Frdrchsd'or per Druckbogen von 16 Seiten (das Minimum von Honorar, das ich in jedem andern Almanach erhalte) unserm Almanach einverleibe, von seinem Unternehmen abzustehen. Es würden Ihnen durch diese Bedingung keine bedeutenden Kosten zuwachsen; denn von mir selbst haben Sie im glücklichsten Falle nicht viel über einen Druckbogen Beiträge zu erwarten.

Ich würde alsdann die schwäb. Dichter durch Pfizer und unmittelbar für unser Unternehmen gewinnen, und auch (mit Ihrer güt. Beihülfe) die österreichischen, fränkischen u. einige bad. u. elsäßische Dichter zur Theilnahme einladen*). Ueber das Eingesandte würden wir beide, Chamisso u. ich, uns die **Auswahl** und das Endurtheil vorbehalten, u. ich würde mir zu dem Ende noch Uhlands u. G. Pfizers Privaturtheil ausbitten.

Die Bedingungen für die verschiedenen Mitarbeiter müßten Sie natürlich auch festsetzen und uns mittheilen.

Die einzige weitere Bedingung, zu den von Ihnen gemachten, die ich für mich beifügte, wäre eine Mehrzahl (3–4) von Freiexemplaren des von uns zu veranstaltenden Almanachs u. ein Freiexemplar des vor. Jahrgangs, in welchem ich nichts geliefert, während ich die früheren als Mitarbeiter erhalten habe.

Nachmittags, 2 Uhr.

Ich habe mit Gust. Pfizer Rücksprache genommen und ihn geneigt gefunden, unter den oben von mir angegebenen Bedingungen sein Vorhaben aufzugeben und sich mit uns zu vereinigen. Ich sehe nun einer weiteren Mittheilung Chamissos, dem ich in jeder Hinsicht den Vortritt lasse, und auf dessen hoffentlich wohlgetroffenes Bild ich mich sehr freue, entgegen.

Nach meiner unmaßgeblichen Meinung sollte jeder die Beiträge aus seiner Provinz vorerst für sich sammeln, vielen werde ich doch selbst schreiben müssen, und begutachten; dann tauschten wir und vereinigten uns endlich.

Wie wäre es, wenn wir den Almanach nach Nationen ordneten: „Bayern, Elsäßer, Hessen, Franken, Oesterreicher, Preußen, Rheinländer, Sachsen (Ober- und Nieder-), Schlesier, Schwaben, Westfalen. Wir wären dann alles andere Locirens der einzelnen Dichter und Gedichte überhoben.

Schlegel hat mich sehr geärgert und verdiente ausgeschlossen zu werden, er wird doch nur Pafel liefern, — so hoch ich ihn in seiner einstigen Blüthenzeit anschlage. — Von Uhland hoffe ich wenigstens ein paar Liedchen zu erwischen**).

*) Während Ch. den nördlichen und nordöstlichen Theil Deutschlands übernähme. (Zusatz Schwab's.)

**) Weder von Schlegel noch von Uhland erschienen im Jahrgang 1833 Beiträge.

Ich bitte Sie nun, Chamisso mit meiner herzlichsten Empfehlung meinen Entschluß und meine Ansichten nebst der Bitte mir das nähere melden o. melden lassen zu wollen — mitzutheilen.

Den freundlichen Gruß Ihres Herrn Schwagers Hirzel erwidere ich, und bitte Sie überzeugt seyn zu wollen von meinem Interesse und Eifer für Ihr Unternehmen, sowie von der freundschaftlichsten Hoch(achtung)

Ihres
ganz ergebensten
G. Schwab.

Noch ehe Chamisso von Schwabs Einwilligung wußte, schickte er den folgenden Entwurf einer Bekanntmachung des Almanachs an Reimer:

p. p.

Die Fürsten und Primaten müssen aus Lust sich anschließen und ein Institut, das vielen willkommen sein muß, durch ihren Beitritt empor zu erhalten beitragen; diese Lust müssen wir denen einzuflößen suchen, die sie noch nicht gezeigt haben, und in denen, die sie gezeigt haben, zu erhalten suchen.

Ferner muß die Concurrenz allen eröffnet werden. „Singe wem Gesang gegeben in dem deutschen Dichterwald." „Wer will (und kann) sei mit in uns!"

Ich werde Sie bitten gegen Goethe, Tieck, Graf von Platen und A. W. v. Schlegel die nöthigen Schritte zu machen. Vor so vornehmer Herren Thüren weiß ich nicht zu betteln; von Seiten der Verlagshandlung macht es sich anders und ganz natürlich. Es wird mir vielleicht auch möglich werden Goethe durch Befreundete ersuchen zu lassen uns geneigt zu bleiben, das ist aber von der offiziellen Aufforderung unabhängig.

Sie würden sodann ein allgemeines Aufgebot durch Zeitschriften oder Circulare ergehen lassen, im Wesentlichen etwa:

„Wir beehren uns zur Kenntniß aller Freunde deutscher Dichtkunst zu bringen, daß der Musenalmanach dessen drei ersten Jahrgänge eine so günstige Aufnahme gefunden, in unserm Verlage zu erscheinen nicht aufhören wird.

„Die Redaktion des vierten Jahrganges für das Jahr 1832 haben gefaelligst übernommen N. N. Und wir ersuchen im Namen der Herren Herausgeber die bisherigen Herrn Mitarbeiter, so wie alle, die sich dem freien Vereine der deutschen Dichter anzuschließen wünschen, ihre Beiträge an uns — — bis zum — — einsenden zu wollen.

„Wir werden zu bemerken veranlaßt, daß die neue Redaktion sich zum Gesetz gemacht hat, alle Polemik aus dem Büchlein zu entfernen, und in dessen friedlichen Hag keine litterarische Fede aufkommen oder fortfolgen zu lassen."

Schwab muß mit diesem Schritte einverstanden sein. — Auf solche allgemeine, von der Buchhandlung ausgegangene Aufforderung, wird es dem Herausgeber erleichtert, wiederum durch die Buchhandlung erwidern zu lassen: daß bei der Menge des Eingesandten der verspaeteten Einsendung u. a. m. die schätzbaren Beiträge E. W. die verdiente Berück-

sichtigung nicht habe finden können. Diese Maaßregel wird auch am kräftigsten alle Nebenbuhler aus dem Felde schlagen, die jetzt schon (wie Veit und der Quondam Berliner) mit Herausgabe eigener Musenalmanache drohen.*)

Mit Arndt sind Sie wohl selbst in Verbindung — unter den Auswärtigen werde ich noch, obgleich ohne große Hoffnung, an H. Heine und Trinius schreiben, — die Berliner dichten viel, aber nicht immer gut! Gott bessere es!

Ich warte mit Sehnsucht auf Schwabs Erwiderung, der hier meinen herzlichsten Gruß finden möge. — So bald er gesprochen hat müssen die Zeitschriften in's Horn stoßen.

Wendt**) und Heyden***) treten in das allgemeine Aufgebot zurück, zerreißen Sie nicht, was sich ganz ungezwungen freundschaftlich lösen laeßt.

Mit treuer Anhänglichkeit

Ihr ergebenster

Adelbert v. Chamisso.

Berlin, den 15. Jan. 1832.

Zu dem folgenden an S. Hirzel gerichteten Schreiben Rückerts ist zu bemerken, daß er seine Faulheit, die er zu entschuldigen bittet, durch verdoppelten Fleiß wieder gut zu machen suchte, indem sein Beitrag für den Almanach nicht weniger als 36 Gedichte umfaßte. Dennoch wurde dieser Fleiß nicht einmal voll anerkannt Ein Recensent schreibt über den Almanach für 1833 in Nr. 263 des „Hesperus", der bei Cotta in Stuttgart damals erscheinenden encyklopädischen Zeitschrift:

„Warum gefällt sich dieser Dichter, der, falls er will, der Meisterschaft so nahe steht, mehr in einer fast allzu reichlich strömenden Produktionskraft, als in Gehalt und Glättung des Produktes?"

Das Schreiben Rückerts lautet:

Erlangen, d. 18. Febr. 32.

Ich schäme mich etwas vor ihren freundlichen Zeilen, sie solange unbeantwortet gelassen zu haben. Aber nachdem ich den vorigen Sommer am eigenen Leibe krank gewesen, muß ich es diesen ganzen Winter an meiner Familie seyn, denn ein Glied ums andere, und meist mehre zusammen, auch wohl das Ganze miteinander, mich mit mehr oder minder Gefolge ängstigt, ob mir gleich noch keins gestorben als nur ein Neugebornes (ein siebentes und darum wohl etwas entbehrliches) und ein Kanarienvogel, der, mir zur Hochzeit geschenkt, mein ganzes eheliches und häusliches Leben treulich mit durchgerungen und durchgepfiffen. Ich würde ihm gewiß eine Nänie singen, und diese Ihnen schicken, wenn ich noch einen Athem Poesie im Leibe hätte. Aber:

„Dichten ist ein Uebermuth" und mir ist für jetzt der Uebermuth vergangen. Da nun Chamisso, was ich ihm nicht verdenke, keine Uebersetzungen will*), so weiß ich eben gar nichts, und eben in dieser Verlegenheit habe ich soviele Wochen verstreichen lassen, ohne Ihnen zu antworten. Es ist mir rein unmöglich, irgend etwas Altes abzuschreiben; was ich nur ansehe ist mir zuwider. Ich muß nur eben irgend einen ganzen Stoß Altes, wie ich schon einmal gethan, ohne es weiter anzusehen, und Ihnen und Ihren Redaktoren die Ausscheidung überlassend, einpacken; aber auch dazu kann ich mich in diesen Tagen noch nicht bringen, hoffe es aber beim nächsten Mondwechsel durchzusetzen. Sie dürfen also einstweilen darauf rechnen. Noch schwerer wird mir das Ausbleiben des Propheten Commentars**) zu entschuldigen. Aber ich bin durch allerlei Verdrießlichkeiten und Kränkungen so völlig um mein litterarisches Selbstgefühl gekommen, daß ich keine Feder ansetzen kann, und ich bitte Sie freundlichst Geduld mit meiner Schwäche zu haben. Es mag zum Theil mit Körperliche Krankheit seyn, sonst könnten mich solche Nichtsnutzigkeiten nicht so niederschlagen, wie neulich eine ekelhafte Recension in der Leipziger lit. Z. über meine längst selig entschlafene Damayanti.***) Ich fürchte, meinem Propheten wird's nicht besser gehn; wenigstens warte ich, ob nicht irgend ein verständiger und wohlwollender mir ein ermunterndes Wort sagen wolle. Also noch einmal: haben Sie noch eine kleine Geduld! Sagen Sie das mit meiner besten Empfehlung ihrem Herrn Schwager,†) grüßen auch schönstens Chamisso, für dessen Liederbuch, als eine Herzerquickung, ich Ihnen nachträglich danke, so wie für die von der doppelten Seitenzahl befreiten Propheten. Demnächst also eine Sendung

von

Ihrem

ergebensten

Rückert.

*) Berliner Musenalmanach, herausg. v. Mor. Veit 1830 u. 1831.

**) Amadeus Wendt (1783—1836).

***) Friedr. Aug. v. Heyden (1789—1851) lieferte Beiträge in die Jahrgänge 1831—33.

*) Vergl. seinen Brief vom 6. Januar.

**) Hebräische Propheten, übersetzt und erläutert von Friedr. Rückert.

***) Nal und Damajanti, eine ind. Geschichte, bearbeitet von Friedr. Rückert (Frankfurt 1828, Sauerlaender).

†) Karl Reimer.

(Ein zweiter Artikel folgt.)



Litterarische Notizen.

— Ein sichtlich noch sehr junger Schriftsteller von vorläufig noch sehr unsicherem Geschmack, Karl Goldmann hat im Verlage von Richard Eckstein Nachf. in Berlin eine Charakteristik von Richard Voß erscheinen lassen, deren schwülstig und pomphaft daherstampfenden Reklamestil ein ernsthaft strebender Dichter wie Voß nicht verdient hat. Er hat viel geirrt, er irrt noch immer und ob er sich je zur vollen Klarheit, Wahrheit und Schönheit durchringt, mag man heute schon bezweifeln dürfen, aber mit so ungeheuerlichen, bombastischen Lobsprüchen verdient er nicht beworfen zu werden. Alles, auch das Verfehlteste, wird mit demselben Lärm ausgetrommelt; man traut zuweilen seinen Augen nicht und hält Herrn Goldmann für einen Spötter, aber es ist Alles ehrlich gemeint. Auch das höchst bezeichnende Wort einer Dame, Richard Voß sei der „blonde Byron" genügt, damit Herr Goldmann sie „geistreich" finde; noch geistreicher wäre es aber doch wohl gewesen, wenn sie Byron den „brünetten Voß" genannt hätte . . . Kurz, Gott schütze den Dichter vor solchen Freunden, vor seinen Feinden wird ihn sein Talent schützen. Ebenso unklar und überschwänglich sind desselben Autors „ästhetische Untersuchungen": Die Sünden des Naturalismus" (im selben Verlag erschienen.) Von einem festgefügten Standpunkt, von ruhigem Abwägen, von einer Unterscheidung zwischen jenen Naturalisten, die etwas können, und jenen die nichts können, keine Spur! Der dies schreibt, ist wahrlich kein Naturalist; wäre er's, so wüßte er sich vor Freude, daß die litterarische Richtung, der er dient, einen so ungefährlichen, wenig gebildeten und ungerechten Gegner gefunden hat, wahrlich kaum zu fassen. Von Goldmanns Stil hier nur zwei Proben: „In einem schlesischen Dorfe, dessen Einwohner durch die unter ihren Besitztümern befindliche Kohle zu... Wohlstand gelangt sind;" das soll heißen unter der Ackerkrume wurden Kohlen entdeckt. Oder: „Mit dem Momente, da die Kunst seelenlos wird, da sie nicht mehr wagt, sich für Großes und Erhabenes zu begeistern, da sie sich scheut, offen und frei sich hinzugeben, beginnt das Können die Kunst zu überwuchern." Daß „Kunst" von „Können" kommt und nichts bedeutet als Können, weiß dieser grundgelehrte Ästhetiker nicht. Aber noch schwerer wiegt die Unredlichkeit der Kampfweise. Herr Goldmann hat keinen Blick dafür, daß Gerhard Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" bei aller Wüstheit, Unreife und Schiefheit des Problems in der Kraft der Menschenschilderung ein großes Talent erweist, er kanzelt Tolstoi wegen seiner „Macht der Finsterniß" — einem der erschütterndsten Dramen, die in unseren Tagen gedichtet wurden, herunter, als ob er ein dummer Alltagsschreiber wäre — aber er versteht's nicht besser. Herr Goldmann verhöhnt dies Drama, obwohl er es nicht gelesen noch auf der Bühne gesehen hat; ihm genügt eine Inhaltsanzeige, die er in einer Broschüre gefunden hat, — das ist so Herrn Goldmanns Gründlichkeit. Unverzeihlich aber ist, wenn er z. B. eine Szene in Hauptmanns Drama, das er gelesen hat, wie folgt erzählt: „Unverständlich wird uns in dieser Athmosphäre sittlicher Verkommenheit die moralische Entrüstung einer Bauersfrau, die mit den gemeinsten Schimpfworten eine Magd vor sich herjagt, welche von ihr mit dem Großknecht im Liebesverkehr betroffen wird." Das heißt mit Wissen Unrecht thun. Es handelt sich nicht um „eine Bauersfrau", sondern um dieselbe Frau Krause, von der Goldmann einige Zeilen früher spricht, und sie handelt so, weil sie die eigene Sünde unter dem Deckmantel der Sittenstrenge verbergen will. Sind die Naturalisten klug, so werden sie das Buch begeistert rühmen; wir Anderen haben wahrlich keinen Grund dazu. r. g.

— Eine sehr hübsch ausgestattete Ausgabe von „Schillers Gedichten" liegt uns aus dem Verlage von Paul Neff in Stuttgart vor; die der verständig geschriebenen Biographie beigegebenen Illustrationen sind ebenfalls zu rühmen. Ein gleiches Lob gebührt der Ausgabe von „Wielands Oberon", die G. J. Göschen in Stuttgart veranstaltet hat; auch der Illustrationsschmuck (von Gabriel Max und Gustav Closs) ist zwar nicht überreich, aber künstlerisch wertvoll.

— Herr Alfred Cleß, der unfreiwillige Humorist, dessen Bemühungen, Schiller populärer zu machen, wir vor einiger Zeit gewürdigt, richtet neuerdings „An das Volk" (Weimar, H. Weisbach) eine Reihe wohlgemeinter, aber nicht ganz verständlicher Mahnungen. Zweck derselben ist, die Fesseln zu sprengen, „durch die Alle in das gemeinsame Joch eines unbewußten und barbarischen Daseins geschlossen sind." Von den Mitteln zum Zweck haben wir nur Eines verstanden: Herr Cleß rät Allen die Lektüre seines auch an dieser Stelle gewürdigten Commentars zu Schillers „Künstlern" an. Und so beschließen wir die Lektüre des Büchleins in trübseliger Stimmung; aus jenem Joch möchten natürlich auch wir gern befreit sein, aber dasjenige Mittel, welches Cleß empfiehlt, und das wir verstehen, halten wir nicht für ausreichend und die anderen verstehen wir nicht.

— Dr. Karl Friedrich Jordan, der Verfasser der Broschüre über „Die moderne Bühne und die Sittlichkeit" steht auf dem Boden des kirchlichen Christentums allerstrengster Observanz. Das stimmt bedenklich, denn wir haben aus dieser Partei heraus bisher wenig anderes über die moderne Bühne vernommen, als sehr heftige, aber auch sehr geistlose Kapuzinaden, wobei die Confession keinen Unterschied macht — es giebt bekanntlich auch protestantische Kapuziner. Jordan gehört nicht zu diesen plump dreinfahrenden Zeloten, bei denen die Frömmigkeit den Geist ersetzen muß, er ist ein Mann von Bildung, Geist und Geschmack und was er von seinem Standpunkt über die französischen Komödien sagt, wird jeder Andere unterschreiben können. Aber schon in seiner Beurteilung Ibsens und der Jüngstdeutschen werden ihm Männer, die seinen kirchlichen Standpunkt nicht teilen, nicht folgen können, obwohl auch hier Manches in der Polemik sehr geistreich und treffend ist. Vollends aber scheiden sich seine und unsere Wege, wo sein positives Programm beginnt: „Fühlt Ihr es nicht selber, daß es möglich ist, den bösen Feind in uns, der die Ursache aller Übel ist, durch den Bund mit dem allmächtigen und liebenden Vater zu besiegen?! u. s. w. Raffe dich auf, Zeit!" Mit Verlaub: die frommen Poeten waren nicht immer die besten und man soll Exempel von Beispielen haben, daß fromme Dichter Schwänke geschrieben haben, die noch viel unsittlicher sind, als Dr. Jojo und Miß Helyett. Gewiß ist auch der Glaube ein ideales Moment, dessen sittliche Kraft zu leugnen nur den Thoren beifallen wird, aber zum Allheilmittel in dramaturgischen Fragen eignet er sich nicht.

— Eine Reihe brav und fleißig gearbeiteter Essays aus der älteren und neuen italienischen Litteratur giebt Siegfried Samosch unter dem Titel: „Ariosto als Satyriker und Italienische Portraits" (Münster, J. C. Bruns Verlag.) Der Darstellungsweise wäre mehr Lebhaftigkeit und Farbe zu wünschen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Ein Abtrünniger.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

VI.

An die nächsten Stunden habe ich nur eine unklare Erinnerung, an die nächsten Tage gar keine. Als ich zuerst wieder die Augen aufschlage — nach Minuten oder Stunden, ich weiß es nicht — liege ich noch immer auf den Steinplatten vor der Mansarde; Antlitz und Kleider triefen von Wasser, doch bin ich wohl nicht dadurch erweckt worden, sondern durch den überaus scharfen Dunst aus einem Fläschchen, das mir Mathilde unter die Nase hält. Ich wende mich ab. „Nun auf! Keine Komödie!" Es ist die Stimme des Pater Marian, seine Faust zieht mich am Rockkragen empor. Wieder dunkelt's mir vor den Augen, dann sehe ich mich, wie durch einen Schleier, unten im Vorzimmer unserer Wohnung auf einem Schemel kauern; die drei Frauen und der Pater um mich her. „Fort — hinaus!" keucht die Tant' Poldi; „Zur Polizei mit dem Dieb!" kreischt Mathilde; die Katherl fleht weinend für mich. Dies Alles höre und verstehe ich noch, als jedoch nun der Pater auf mich einzusprechen beginnt, höre ich es nur und verstehe es nicht mehr. Mein Blut braust wild in den Ohren, es flimmert mir rot vor den Augen und nun werden mir glühende Drähte durch's Hirn gezogen. Wie das schmerzt — und da steht ja auch plötzlich die Franzi da und lacht — ich taumle empor, ich will sie fassen — da verschwindet sie; der Pater drückt mich auf den Schemel nieder — ich wehre mich, aber immer schwächer — und nun wird es Nacht . . .

Eine endlose Nacht — ich weiß nicht, wer ich bin und wo ich bin, ich denke nicht mehr und sehe nicht mehr, dann kehrt die Empfindung so weit zurück, daß ich fühle: ich leide. Das Drahtgeflecht im Hirn ist immer dichter, immer heißer geworden, nun haben sie mir den ganzen Schädel mit glühendem Blei ausgegossen, daß ich den Kopf nicht mehr heben kann und die Drähte stoßen sie mir durch die Gelenke. — „Ihr Teufel!" knirsche ich. „Ihr Teufel!" und schlage um mich und will mich erheben, aber sie haben mich angeschmiedet, ich stecke zwischen zwei eisernen Platten und nun zünden sie ein Feuer an und erhitzen sie. „Mutter", wimmere ich, „Mutter, hilf mir!" — vergeblich suche ich mich auf meinen Namen zu besinnen, aber daß ich eine Mutter habe, weiß ich doch noch — nun legt sie mir ja auch die Hand auf die Stirn. Aber die Hand ist so kalt, so feucht — das ist ja keine Hand und plötzlich muß ich lachen: die Teufel haben mir eine Haube auf den Kopf gesetzt, eine Haube aus Eis . . . Ich suche darnach zu tasten, weil mich dürstet, entsetzlich dürstet es mich — aber ich kann den Arm nicht heben, weil er an die heiße Platte gebunden ist. Aber nun ist sie nicht mehr heiß, sondern eisig — die Kälte schneidet mir durch die armen Glieder — die Zähne klappern, ich erfriere — in eine Eisgrube haben mich die Teufel geworfen. Einer von ihnen tritt an mich heran, eine schwarze Gestalt, die Züge können meine umflorten Augen nicht unterscheiden, er flößt mir einen Trank ein, der häßlich schmeckt . . . Gift! . . . „Mutter! Mutter!"

„Na, na, es geht auch ohne die Mutter schon besser!" Es kommt mir vor, als hätte ich dieselbe Stimme, ja dieselben Worte schon früher gehört, eines Tages verstehe ich sie. Ich schlage die Augen auf und blicke in ein rundes, gutmütiges Gesicht, das mich anlächelt. Aber das schwarze Jesuitengewand erschreckt mich, es erinnert mich — aber woran erinnert es mich nur? Und wer bin ich eigentlich?!

„Schlafen, junger Mann! Schlafen!" Und der Mann drückt mich sanft in die Kissen zurück.

Dann umfängt mich wieder die Nacht und Stille, die nichts unterbricht, nun auch kein Schmerz mehr. Eines Morgens aber schlage ich die Augen auf und der Nebelvorhang, der bisher vor ihnen gelegen, ist gewichen. Ich liege zu Bett, auf dem Kästchen zu meinen Häupten stehen Medizinflaschen; die Wände der kleinen Stube sind grau angestrichen; es ist heller Tag und die Sonne scheint.

„Guten Morgen!“ sagt dieselbe Stimme und das runde Gesicht beugt sich zu mir nieder. „Können Sie mir vielleicht freundlichst sagen, wie Sie heißen?“

Nun weiß ich es. „Georg Winter . . . Wo bin ich?“

„Später! Schlafen!“ erwidert er und rückt mir die Kissen zurecht.

Am nächsten Morgen kann ich schon den Kopf heben und sehen, woher Licht und Luft in den Raum strömen. Durch zwei kleine vergitterte Fenster, deren Flügel geöffnet sind, draußen rauschen Bäume im Morgenwind.

„Wo bin ich?“ murmele ich. „Im Gefängnis!“ schreie ich dann auf; plötzlich weiß ich Alles, was geschehen, ich bin ein Wüstling, ein Dieb, ich harre hier meiner Strafe . . . Aber nur einen Augenblick denke ich klar, dann beginnt das Drahtnetz im Hirn wieder zu glühen . . .

Da höre ich wieder jene Stimme, sie fragt, wie ich mich fühle. „Sie sind der — der Kerkermeister?!“ stammle ich angstvoll.

„Der Pater Valentin bin ich“, erwidert der Mann. „Sie sind hier im Kloster. Und in's Gefängniß kommen Sie gar nicht.“

„Wo? In welchem Kloster?“

„Natürlich in Graz, bei den Jesuiten. Seit sechs Wochen. Sie haben ein schweres Nervenfieber überstanden.“

„Bei den Jesuiten!“ stöhne ich und suche mich aufzurichten. „Wo ist . . .?!“ Aber ich wage den Namen meines Richters nicht zu nennen.

„Der Pater Marian?! Fort ist er, kommt auch nie wieder, hat Sie nichts mehr zu kümmern. Sie sind noch lange nicht gesund; wenn Sie wieder auf die Beine kommen wollen, so haben Sie an nichts zu denken, sondern zu schlafen. Schlafen Sie!“

Ich suche zu gehorchen, aber es geht nicht so leicht wie die Tage zuvor. In tollem Wirbel ziehen die Bilder der Vergangenheit an mir vorbei, Nahes und Fernes durcheinander gemischt; da steht die Franzi und lacht und lacht, bis ihr Binnenthal mit der Rute droht; dabei wächst er immer mehr und nun hat er einen weißen Schnurrbart, ein rotes Gesicht, Kudelka — wie er nach mir schlagen will, tritt Marian dazwischen: „Mir gehört dieser Verbrecher!“ sagt er. Aber Marian ist ja fort und hat mich nichts mehr zu kümmern — doch ins Zuchthaus komme ich deshalb doch — da steht die Mathilde und klagt mich an und meine Mutter weint und mein Vater giebt mir eine Ohrfeige, der Pfarrer Adalbert aber sieht mich traurig an: „Ich kann Dir nicht helfen,“ sagt er. Nur die Vroni wirft sich dem bösen Mädchen zu Füßen und fleht für mich. Da klingt jenes tolle Lachen wieder und alles verschwimmt in einander und die Drähte im Hirn glühen immer schmerzhafter . . .

Als der Pater Valentin am Abend bei mir eintrat, schüttelte er bedenklich den Kopf: das Fieber war stärker geworden und auf seine Frage, ob ich geschlafen, erwiderte ich zitternd: die Vroni bitte ja für mich, obwohl sie tot sei und ich wollte ja auch gewiß Alles ersetzen. Da gab er mir einen Trank, der mich auf viele Stunden betäubte, aber es war doch nur ein qualvoller Zustand zwischen Schlafen und Wachen und jene Bilder wollten nicht weichen. Vergeblich sagte er immer wieder: „Schlafen Sie! Sobald Sie gesund sind, können Sie nach Prag fahren!“ — es wurde nun von Tag zu Tag immer schlimmer mit mir. Auch die Nahrung widerte mich nun an und ich wurde noch schwächer. Entweder quälten mich die tollen Gesichte, oder, wenn sich das Fieber zeitweise linderte, die Gewissensbisse. Welch einen Frevel hatte ich auf mich geladen und wie sollte ich noch leben, so bemakelt, mit solcher Schuld auf der Seele! „Sterben! — ach! wenn ich tot wäre!“ Wie der Gedanke erst einmal aufgetaucht, verließ er mich nicht mehr und trat mir endlich laut auf die Lippen, auch dem Pater Arzt gegenüber.

Er erschrack und schalt dann heftig auf mich ein. „Das könnte ein Jeder sagen!“ polterte er. „Glauben Sie, daß das Leben so angenehm ist?!“ Oder: „Begehen Sie nun auch die Sünde, sich den Tod zu wünschen! Aber ich dächte, Sie hätten nun für diesen Sommer genug Sünden begangen.“ Auch sein Trösten und Begütigen nützte nichts. „Dann mag der Teufel ihr Arzt sein!“ rief er grimmig und ging.

Aber schon nach einer halben Stunde kam

er wieder, und seither wohl an die zehn Male täglich, auch einen anderen Arzt, einen weltlichen Mann zog er nun zur Beratung heran. Ich brauchte weniger Mixturen als bisher zu schlucken, wurde aber dafür planmäßig gefüttert. Die Ärzte, denen ich viele Jahre später meine Krankengeschichte erzählt, meinten, es sei ein rechtes Wunder, daß ich mit dem Leben davongekommen, aber wenn überhaupt, dann sei nur jene sonderbare Wendung zum Besseren möglich gewesen, die thatsächlich eingetreten. Ich aber empfand sie damals nicht als eine Besserung, im Gegenteil, wenn ich, was freilich immer seltener geschah, über mich grübelte, so wollte mir mein Zustand unheimlich erscheinen. Hatte sich mir die Kraft der Seele in diesen qualvollen Kämpfen völlig erschöpft oder wirkten die vielen Schlafmittel betäubend, oder raffte sich im Drange der Selbsterhaltung der Körper auf und hielt sich das Schädliche fern, — ich verfiel in Lethargie, von Tag zu Tag aß ich mehr, schlief ich besser und dachte weniger. Nicht etwa, daß mir die Erinnerung an die Vergangenheit ganz entschwunden wäre, aber sie that mir nicht mehr so wehe. Mir war's, als wäre Alles nur ein böser Traum gewesen; dann wieder, als hätte es ein Anderer erlebt. Ich sah mich noch an jenem verhängnisvollen Sonntag Vormittag in der Mansarde, und dann wie ich das Geld aus der Kassette nahm, und sah mich auf den Steinplatten vor der Mansarde liegen — aber war das ich, derselbe Mensch, der nun im Lehnstuhl am Fenster seiner Zelle kauerte, schwach wie ein Kind, aber nicht mehr totmüde, wie vor wenigen Tagen, sondern mit einem seltsamen Gefühl wohliger Trägheit in den Gliedern, und so stumpf, so entsetzlich stumpf, derselbe Mensch, der nun mit Spannung auf den Schlag der Klosteruhr horchte, weil der Wärter abwechselnd alle zwei Stunden Milch oder Fleischbrühe brachte?! „Barmherziger Gott!" dachte ich wohl zwischendurch, „ich werde ja blödsinnig!" und wollte emporfahren, aber dann starrte ich wieder in den Garten hinaus, die Blätter fielen von den Bäumen und raschelten leise, ich zählte sie, wenn sie zur Erde flatterten . . . eins, zwei, drei — und lauschte. Nun schlug die Uhr — eins, zwei, drei — kurze gellende Schläge — drei Viertel. Nun kam eine Unruhe in mich — noch eine Viertelstunde bis der Wärter kam, ich begann wieder zu zählen, die fallenden Blätter, die Quadrate der Gitter — zwanzig waren's, ich wußte es, aber ich zählte sie immer wieder — und nun meine Pulsschläge — eins, zwei, drei und zehn und sechzig, das war wohl eine Minute — wie endlos diese Viertelstunde war, wie endlos! — und nun trat der Wärter endlich ein und ich trank gierig die Brühe und hätte es gethan, wenn mir Jemand gesagt hätte: „Verzichte darauf und Du bist Deiner Sünden ledig!"

Und dieser Stumpfsinn wurde schlimmer, immer schlimmer, auch Pater Valentin merkte es sicherlich und mit Schrecken, denn nun begann er selbst von meinem früheren Leben zu sprechen, wohl um mich aufzurütteln, anfangs zaghaft und ohne des Schlimmen zu gedenken, dann erwähnte er auch dieses. Aber es nützte nichts; ich fuhr zusammen, wich seinem Blick aus, erwiderte aber nichts. Er wählte ein stärkeres Mittel. „Ich habe Sie belogen!" sagte er mir. „Pater Marian ist hier! Sie sind nahezu genesen — Ihr Vergehen muß nun zur Erörterung kommen!" Ich zuckte empor, starrte angstvoll nach der Thüre, dann duckte ich mich im Lehnstuhl zusammen, als könnte ich mich da verbergen. Aber ich sagte nichts, und je länger er sprach, desto schwerer wurde es mir, seinen Worten zu folgen und endlich klangen sie mir ganz unverständlich ins Ohr. Am nächsten Morgen, als ich meine Thüre gehen hörte und den Kopf wandte, den Arzt zu begrüßen, stand Marian vor mir. Ich schrie auf, meine Glieder flogen, abwehrend streckte ich ihm die zitternden Hände entgegen. „Ich muß Sie sprechen!" sagte er barsch. „Ihre Tante drängt auf Ihre Bestrafung! Wir können Sie hier nicht länger füttern!" Ein krampfhaftes Schluchzen brach mir aus der Brust; mich faßte eine furchtbare Angst, aber nicht vor der Strafe, sondern vor ihm, dazu die Scham . . . „Morgen also werden wir Sie dem Gericht ausliefern!" fuhr er fort. Ich wankte, die Wände begannen sich um mich zu drehen, und nur dem einen Instinkt folgend, der mich erfüllte, dem Angstgefühl vor ihm, suchte ich die Thüre zu gewinnen. „Wohin wollen Sie?" rief er und faßte mich am Arm. „Antworten Sie: haben Sie etwas zu Ihrer Verteidigung zu sagen? Bereuen Sie Ihren Frevel!" — „Lassen Sie mich!" stöhnte ich verzweiflungsvoll und suchte mich loszuringen. „Ich kann Sie nicht sehen!" — Der Arzt, der hinter der Thür gelauscht haben mochte, trat ein und winkte ihm zu gehen. Er that es zögernd. „Komödie!" knirschte er. Pater Valentin schien

anderer Meinung. Er führte mich zum Lehnstuhl und suchte mich zu beruhigen. Dann fragte auch er: „Bereuen Sie?“ — „Ja! . . . Aber er soll nicht wiederkommen!“ — „Wenn man Ihnen die Strafe erläßt, was gedenken Sie anzufangen?“ — „Ich weiß nicht . . . Ich will ihn nicht mehr sehen.“ — „Wollen Sie hier bleiben oder nach Prag gehen?“ — „Ich weiß nicht . . . Ich fürchte mich vor ihm.“

So also stand es um mich, als an einem der nächsten Tage ein Fremder in mein Zimmer trat, ein junger, blonder Mann im Ordensgewande. Ich erhob mich und senkte furchtsam die Lider, obwohl mich die blauen Augen gütig anblickten; auch sein Antlitz war schön und freundlich. Mir war's, als hätte ich es schon früher gesehen, namentlich jetzt, wo sich ein Zug des Mitleids um den weichen Mund legte — aber wo?! „So finde ich Dich wieder!“ sagte er bewegt. „Erkennst Du mich noch, Georg?!“ — Nun wußte ich es, der Klang der Stimme rief mir sein Bild zurück. „Robert Ohsner!“ stammelte ich. „Sie haben früher langes Haar getragen . . . Und die Vroni ist tot!“ Er zuckte unmerklich zusammen; sein Blick wurde einen Augenblick scheu, finster, forschend. „Das weiß ich ja!“ sagte er. „Du hast es mir geschrieben! . . . Nicht von den Toten wollen wir sprechen, sondern von den Lebenden, denen vielleicht noch zu helfen ist!“ Er drückte mich sanft in den Lehnstuhl zurück, hob mein Kinn empor und sah mich liebreich an. „Kannst Du mir in die Augen sehen?“ Ich errötete und schlug den Blick nieder. „Sprich,“ fuhr er fort, „wie konnte es so weit mit Dir kommen?!“ — „Ich weiß nicht,“ stammelte ich. „Die Versuchung . . .“ — „Das ist keine Entschuldigung!“ sagte er strenger. „Die Versuchung tritt an Jeden heran! Auch mir ging es ähnlich, nur handelte ich anders, als Du! Du weißt es ja!“ Wieder fühlte ich eine Blutwelle mein Antlitz überfluten, aber nicht mehr aus Scham vor ihm, sondern weil es meinem Herzen eine Qual war, ihn so die Tote mit der Franzi vergleichen zu hören. „Die Vroni war gut . . .,“ stammelte ich. — „Das war sie!“ erwiderte er weich. „Gut und rein und des besten Glückes würdig. Ich aber fühlte, daß ich nicht mehr mir selbst gehörte, sondern einem Höheren und darum durfte ich mich ihr nicht zu eigen geben und riß mich los, so schwer es mir wurde. Du hast mich darum in sündhafter Vermessenheit zu tadeln gewagt, mit welchem Recht?! War es leichter, die Versuchung zu fliehen, wenn sie in der Gestalt eines edlen, keuschen Mädchens nahte, als in der einer Verworfenen?! Und ich stand in jenem Kampf allein; jener Mann, dem ich bis dahin bedingungslos vertraut, der Pfarrer Adalbert, zürnte mir und wandte sich von mir ab; Du aber wurdest von einem väterlichen Freunde gewarnt und schlugst es in den Wind! Damals vermaßest Du Dich zu sagen, mir könntest Du jedenfalls in die Augen sehen — nun, kannst Du es?!“ — Ich beugte mein Haupt noch tiefer auf die Brust. — „Bereust Du?“ fragte er milder. — „Ja!“ — „Von ganzem Herzen?“ — „Ja!“ — „Und was gedenkst Du nun aus Dir zu machen?“ — „Ich weiß nicht . . . ich habe solche Angst . . .“ — „Wovor?“ — Aber er mußte wiederholt fragen, bis ich es über die Lippen brachte: „Mir ist . . . um meinen Verstand bange . . . Ich kann nicht mehr denken . . .“ — „Das ist eine Folge der Krankheit,“ tröstete er, „und wird sich wieder geben, Freilich Du darfst nicht Dir selbst überlassen bleiben. Darum bin ich zu Dir gekommen, nicht Dich zu schelten oder zu beschämen, sondern Dich zu retten. Aus Menschenpflicht und um der einstigen Zeiten willen, weil Du ein Knabe warst, der Herrliches versprach. Ich muß Dir beistehen, ohne mich gehst Du zu Grunde. Entweder sie liefern Dich den Gerichten aus, dann nimmst Du im Gefängnis ein gräßliches Ende; ob Du leben bleibst oder nicht, der Welt der Guten und dem Herrn bist Du dann gestorben. Aber tot bist Du ihnen auch, wenn Du ohne Führer ins Leben zurücktrittst, denn daß Du seinen Versuchungen nicht widerstehen kannst, zweifelst Du wohl selbst nicht; Du wirst wieder straucheln und fallen, noch tiefer, abgrundtief, woher Dich auch meine Hand nicht mehr emporziehen kann. Und hier bleiben kannst Du auch nicht, der Prior ist dagegen, obwohl mein edler Freund Marian, dem Du so schweres Unrecht gethan, für Dich um Gnade gefleht hat. Er wäre bereit, es mit Dir zu versuchen, Deine Reue aufzustacheln . . .“ — „Nein, nein!“ schrie ich entsetzt auf. „Er nicht . . . Um Gottes willen, ich mag ihn nicht sehen . . .“ — „Weil Du Dich vor ihm schämst“, sagte er sanft. „Dies ist ein gutes Zeichen und ermutigt mich in meinem Werke. Ich weiß Dir nur einen Rat, eine Hülfe: komm mit mir! Willst Du?“ — Ich schwieg, nicht aus Widerstreben, sondern weil mir

so wirr, so wüst war — ich fühlte, wie sich jener dichte, graue Schleier, der über all meinem Denken und Fühlen lag und den sein Eintritt zerrissen, nun wieder über mich breitete. — „Nun?" — „Ja . . . aber mir ist so bang . . . nicht vor Ihnen . . . aber . . ." Ich legte die Hand auf die Stirne, ich fühlte wieder die bleierne Schwere, wie in den Tagen meiner Krankheit. — „Bange nicht!" sagte er feierlich, „denn der Herr ist mit Dir und wird sich von Dir finden lassen, sofern Du ihn in heißer Reue suchst. Er wird mir beistehen, Dich den rechten Weg zu führen und Dir, ihn zu gehen. Weißt Du nicht, daß ihm ein reuiger Sünder lieber ist als tausend Gerechte?!" Er schloß mich in seine Arme und streichelte meine Wangen und küßte mich auf die Stirne. Meine Augen feuchteten sich, ich tastete nach seiner Hand, sie zu küssen, dann sank ich kraftlos auf meinen Sitz zurück und brach in Thränen aus. „Morgen reisen wir", sagte er, „wenn es Pater Valentin Dir gestattet." Ich weinte fort. „Du frägst nicht einmal, wohin?" sagte er. Es war mir gar nicht in den Sinn gekommen zu fragen und auch jetzt klang es mir wie ein Satz ohne Inhalt, ohne Bedeutung ins Ohr, als er fortfuhr: „Nach Rom, in's Collegium germanicum. Ich führe Dich derselben Anstalt zu, wo ich selbst das volle Heil gefunden! Bist Du es zufrieden?" Ich erwiderte nichts, ich weinte nur und meine Thränen rannen noch lange fort, auch nachdem er gegangen, aber ich empfand nichts, nicht Scham und Reue, nicht Bangen oder Freude, nichts empfand ich, als jenen lastenden, grauen Schleier . . .

Am nächsten Tage reisten wir ab; der wackere Pater Valentin geleitete mich selbst an den Wagen, eine bequeme Kalesche und hüllte mich im Fond sorglich ein. „Daß Sie mir aber ganz gesund werden!" knurrte er zum Abschied drohend. „Sonst bin ich blamiert." Gregorius nahm neben mir Platz, auf dem Rücksitz ein dienender Bruder.

Es war ein klarer, sonniger Oktobertag, die Straße voll von Menschen. Als wir über den Hauptplatz fuhren, zuckte ich plötzlich zusammen und schrie auf, dann tastete ich nach des Priesters Hand, wie um mich daran zu halten. Ein Mädchen ging an uns vorbei, trotz des grellen, frechen Aufputzes, der bemalten Wangen, glaubte ich die Franzi zu erkennen. Gregorius fragte besorgt, was ich hätte; ich erwiderte nichts, mit geschlossenen Augen lag ich da und ein Schauer durchrüttelte mich. Erst nach einer geraumen Weile wagte ich den Blick aufzuschlagen; wir fuhren auf der offenen Landstraße dahin, fern rauschte die Mur, zur Linken zog sich eine sanfte Hügelkette. „Graecium urbs gratiarum!" sagte der dienende Bruder und deutete in die Richtung, woher wir kamen, „wie schön die Stadt von hier aus anzusehen ist!" — „Es sind nicht bloß Grazien, sondern auch Teufel und Teufelinnen darin zu finden," erwiderte Gregorius, „wir wollen nicht mehr daran denken!" Mir fiel das Wort wie ein Funke ins müde Hirn und glimmte darin fort. War es eine Versuchung des Teufels gewesen, der ich unterlegen, hatte er sich mir in Gestalt der Franzi genaht?! Aber die Vorstellung war dem Zögling Adalberts, dem Freunde Binnenthals doch zu fremd, und mein Hirn zu müde — der Funke erlosch und ich fuhr durch die Landschaft dahin, wie ich die Tage zuvor in meiner Zelle gesessen, still und stumpf.

Das wurde auch in der nächsten Zeit nicht anders. Wir reisten so bequem, als es in jenen Jahren nur irgend wohlbegüterten Leuten möglich war; auf den Stationen standen überall die Pferde bereit, das Nachtquartier nahmen wir in Klöstern oder Pfarrhöfen. Gregorius mußte ihnen wohl als mächtiger Mann gelten, wir wurden überall ehrerbietig empfangen und trefflich aufgenommen. Aber die wechselnden Bilder der Menschen, ihre Sprachen und Sitten machten mir geringen Eindruck; auch wurde ich das Bangen nie los, mir graute vor allen Fremden. Vielleicht rührte dies daher, weil auch sie mich mit scheuem Blick musterten; vermutlich wurde ihnen von vornherein gesagt, daß ich ein Gemütskranker sei, der geschont werden müsse; Niemand sprach mich an, nur Gregorius richtete an der Tafel zuweilen ein freundliches Wort an mich. Wohler fühlte ich mich im Wagen; wir hatten andauernd herrliches Wetter. Tag für Tag stand die Sonne am tiefblauen Himmel, sie wärmte wenig, aber leuchtend lag ihr Glanz auf dem roten Laub, dem braunen Haideland, den hellen Stoppelfeldern. Es gab Stunden, wo ich mich fast glücklich fühlte, wo mir zu Mut war, als wäre ich selbst ein Stück dieser stillen, schön und sanft ersterbenden Natur; meine Augen feuchteten sich, aber es waren keine Thränen des Schmerzes. Auch für die Landschaft schärfte sich mir allmählich der Blick; als wir den Karst emporklommen — noch stand die Sonne am Himmel, aber sie beschien hier den

jungen glitzernden Schnee auf den kahlen, unheimlich schroffen Höhen — hatte ich den ersten starken Eindruck des Neuen, Gewaltigen, und sprach ihn aus. Gregorius nahm es freudig auf, begann von dem Leben der armen Hirten und Jäger hier oben zu erzählen, machte mich auf jeden Ausblick ins Thal, jede sonderbare Bildung des Gebirgs aufmerksam. Am nächsten Tage — wir waren immer zwischen den schneebedeckten Felskämmen dahingefahren und hatten eben die Hütten von Nabresina passiert — ließ er bei einer Biegung der Straße, knapp vor einem Felsvorsprung, den Wagen halten, stieg mit mir aus und ließ mich die wenigen Schritte um den Fels gehen. „Sieh!“ rief er und ich schrie auf und starrte wie geblendet auf das Bild, das sich jählings, wie durch ein Wunder, dem Blick erschlossen. Steil senkte sich der Fels zur Tiefe und unten lag schimmernde, blaugoldige Flut, endlos, endlos ausgegossen, soweit der Blick reichte. „Was — was ist das?“ stammelte ich. — „Die Adria! Das Meer!“ — „Das Meer!“ wiederholte ich bebend und blickte hinab und faltete die Hände. O wie schön das war, wie überwältigend schön! — wie der Regen auf dürres Gelände, fiel diese Fülle von Licht und Herrlichkeit auf mein armes sieches Gemüt. Ich breitete die Arme aus und taumelte vorwärts. „Was willst Du thun?“ rief Gregor entsetzt und faßte meinen Arm. Aber er irrte; ich wollte mich nicht hinabstürzen, nicht töten — in diesem Augenblick hatte ich zum ersten Mal wieder das Vollgefühl des Lebens und sog es mit trunkenen Sinnen ein; der graue Schleier war zerrissen . . .

Wir fuhren die Serpentinen nach Triest hinab; zur Seite immer das Meer; ich konnte den Blick nicht davon wenden und sah zu, wie die Flut allmählich immer mehr Leben gewann und dadurch immer schöner wurde; nun war das Spiel der Wellen zu unterscheiden, an die Stelle des eintönigen Blau trat das Farbenspiel, vom weißen Gischt bis zum Schwarz des Wellenthals; hellgraue Pünktchen tauchten auf und wurden immer größer, je tiefer die Straße längs der Felswand hinabführte, nun sah man sie deutlich: Segelschiffe; dafür tauchten nun braune, winzige Dingerchen auf, dünne Ärmchen wuchsen daraus hervor, mit denen sie in die Flut griffen, Kähne — und nun zog ein schwarzer Drache heran und lenkte in mächtigen Bogen rauchspeiend dem Hafen zu: der Dampfer von Ancona her . . .

Mit demselben Fahrzeug traten wir am nächsten Morgen die Reise über's Meer an. Das Deck war überfüllt, namentlich von Pilgern, die dasselbe Reiseziel hatten, wie wir; mir wurde bang in dem Gewühle; ich flüchtete an die Brüstung und schaute wieder in die Flut hinab. Einer der Pilger, ein Greis in dürftiger Kleidung gesellte sich zu mir; er sei ein Czeche, ein Schmied aus der Koliner Gegend, erzählte er mir in gebrochenem, kaum verständlichen Deutsch. Da ich seine Muttersprache im Kloster zu B. notdürftig erlernt, so antwortete ich ihm in dieser. „Herr Gott, ich danke Dir!“ rief er fassungslos vor Freude, „das ist das erste Zeichen Deiner Huld!“ Nun, da er einen Landsmann gefunden, sei er nicht mehr ängstlich; bisher habe er nur mit sich selber reden können, und das sei so traurig, besonders wenn man sich nichts Fröhliches zu sagen habe. Er sei ein arger Sünder, erzählte er, er habe Blutschuld auf sich geladen, indem er im Rausch einen Nachbar, der im Wirtshaus Streit mit ihm begonnen, erschlagen; nachdem er die Kerkerstrafe, die ihm des Kaisers Gericht auferlegt, abgebüßt, pilgere er nach Rom, um auch die Verzeihung Gottes bei seinem Stellvertreter auf Erden zu erbitten. „Anderswo bekommt man nur so einige Tropfen der Gnade“, meinte er treuherzig, „in Rom aber ist das Vollbad, nur dort kann man sich ganz reinwaschen.“ Und dann pries er mein Los, daß ich in Rom bleiben könne; wem dies gegönnt sei, habe schon Anwartschaft auf den Himmel und ich würde dort gar Priester werden . . . Ich zuckte zusammen und wandte mich ab. „Woher wissen Sie das?“ fragte ich. Ob es denn nicht wahr sei? entgegnete er erstaunt. Die Leute auf dem Schiff erzählten, der blonde, schöne Pater sei trotz seiner Jugend ein wahrer Heiliger und mächtiger Herr, dem der Papst die Obhut über die jüngeren Jesuiten anvertraut. „Was sind Sie denn sonst?“ fragte er. Ich schwieg und wurde mit jedem Atemzug fassungsloser und verstörter — ja was war ich denn eigentlich? Was sollte ich in Rom? Durfte ich nach dem, was ich verbrochen, je wagen, dem Herrn zu dienen?! Meine Verstörtheit war mir wohl vom Antlitz abzulesen — der Greis schüttelte verwundert den Kopf und trat von mir zurück. Ich aber flüchtete in die Kajüte, mir war's wieder, als müßte ich vor jedem Menschen fliehen, weil ich keinem mehr ins Auge sehen könne. Freilich hatte mir Gregor in Graz vom Collegium germanicum gesprochen,

aber da sollte ich wohl nur ein dienender Bruder werden — das Höchste, das Reinste durfte ich nicht mehr zu erringen hoffen . . .

Einige Tage später sollte mir auch dieser Druck von der Seele weichen. Wir reisten von Ancona über die Appeninen nach Rom; im Flecken Assisi machten wir Halt. „Hier wollen wir um Deinetwillen einen Tag verweilen," sagte Gregorius und fragte mich, ob ich wüßte, welches Heil von diesem Flecken ausgegangen. „Ja," erwiderte ich, es sei der Geburtsort des heiligen Franciscus, aber von seinem Leben war mir nur so viel bekannt, daß er eines Kaufmanns Sohn gewesen. Da erzählte er mir von ihm und wie er in Verschwendung und Völlerei und allen Sünden geschwelgt, bis sein Gewissen erwacht und ihn zu Gott getrieben. Da sei er, der bis dahin von einem üppigen Frevel zum anderen getaumelt, der Verkündiger der härtesten Buße, der bittersten Armut geworden, und aus einem verachteten Sünder einer der verehrungswürdigsten Heiligen unserer Kirche. Dann zeigte er mir die berühmte Cappella Porziuncula und die sonstigen Stätten seines Wirkens, auch jene von der Legende bezeichnete Stelle, wo der Vater des Franciscus den benedeiten Sohn verflucht, weil er alles irdische Gut abgethan, den Himmel dafür einzutauschen. „Wir wollen den thörichten Mann nicht verachten," sagte er, „er handelte wohl redlich nach seiner Einsicht — aber wie oft habe ich seiner gedacht, wenn ich mich unserer Lehrer im Kloster oder des Hannburger Pfarrers erinnerte. Auch sie meinten es ehrlich, als sie zürnten, weil ich Jesuit geworden!" Am nächsten Morgen ließ er mich beichten, bebend hing ich, nachdem ich geschlossen, an seinem Munde, was würde er sagen, welche Buße mir auftragen. Er aber neigte sich zu mir und sprach gütig: „Du bereust aufrichtig, das genügt Gott und muß uns Menschen genügen . . . Absolvo te!" Dann, nachdem ich die Kommunion empfangen, sagte er mir: „Ich sagte Dir schon in Graz: ich versuche es mit Dir, wenn Du es aus ganzem Herzen mit mir versuchen willst. Seit das Kollegium besteht, hat es noch keinen Bemakelten aufgenommen und viele Kandidaten, gegen die sich nichts einwenden läßt, müssen wir jahrelang wegen Raummangels abweisen, dennoch will ich Dir den Eintritt erwirken. Aber nur für ein halbes Jahr, dann muß es uns, wie Dir freistehen, von einander zu scheiden!" Ich nickte nur, sprechen konnte ich vor innerster Bewegung nicht.

Einige Tage später fuhren wir in Rom ein, es war am 10. November 1842. Noch ehe wir das Thor passiert, war die Sonne gesunken, Dunkelheit und Nebel lagen auf den Straßen; nur zuweilen, wenn wir über einen freien Platz fuhren, hob sich irgend ein Riesenbau oder das spitze Getürm einer Kirche von dem helleren Nachthimmel ab. Ich verlor nichts dabei, ich hätte auch am hellen Tag nichts gesehen, stürmisch pochte mein Herz dem Augenblick der Entscheidung entgegen. So einflußreich Gregorius durch sein Amt als Pater Spiritualis war, so bedurfte es doch der Zustimmung der Oberen; er hatte es mir erst unmittelbar vor dem Stadtthor mitgeteilt; „ich wollte es Dir so lang als möglich verschweigen," sagte er, „aber nun mußt Du es wissen!" — „Barmherziger Gott!" schrie ich auf. „Was soll aus mir werden, wenn die Oberen Nein sagen!" — „Ich werde auch dann für Dich thun, was ich kann," erwiderte er. „Aber freilich — was vermag ein armer Priester!"

Der Wagen fuhr und fuhr, durch breite und schmale, belebte und öde Straßen; endlich hielt er in einem schmalen, dunklen Gäßchen, das er fast ganz ausfüllte. Ich habe nie erfahren, wie es hieß und vermute nur, daß es in dem ärmlichen Quartier an der Tiber lag, in der Nähe des Ghetto. Der dienende Bruder sprang ab und zog die Klingel an einer schmalen niedrigen Hausthüre, zu der einige wackelige Steinstufen emporführten, drin regte sich nichts. Er zog die Klingel stärker, noch immer kein Laut. „Der Alte wird nicht zu Hause sein!" sagte er zu Pater Gregorius italienisch; ich verstand es, ich hatte einige Brocken der Sprache in Graz erlernt. — „Das wäre schlimm," erwiderte dieser. „Läute so stark Du kannst!" — „Ist dies das Kollegium?" fragte ich. — „Dorthin kann ich Dich ja vorläufig nicht mitnehmen," erwiderte er. „Ich will Dich einem braven Mann anvertrauen, der Dir Obdach giebt, bis ich die Entscheidung erwirkt habe." — „Ich soll hier allein bleiben?" rief ich angstvoll und suchte seine Hand zu fassen. — Er zog sie zurück. „Du bist ja kein Kind mehr," sagte er schärfer, als ich es bisher von ihm vernommen, „und hast es bewiesen."

Der Bruder hatte inzwischen abermals geläutet; jetzt mochte sich drinnen etwas regen, denn er that nun drei kurze Schläge an die

Thüre. Darauf wurde das Schloß hastig geöffnet; in der Thüre erschien ein häßlicher alter Mann in gelber schmutziger Flanelljacke, eine Nachtmütze auf dem Haupte, ein Laternchen in der Hand. Er hob es empor, als er Gregorius erkannte, riß er ehrerbietig die Mütze vom Haupte und stammelte eine Entschuldigung; er habe schon geschlafen. „Ihr nehmt diesen Jüngling auf, bis ich ihn holen lasse," befahl der Pater.

Mein Kofferchen wurde abgeschnallt, ich stieg aus. „Wann darf ich —" begann ich schüchtern. — „Die Entscheidung? Sobald ich sie habe." Der Bruder trug mein Gepäck ins Haus, der Wagen rollte davon, der Alte schloß die Thüre. Ich war mit ihm allein im wildfremden Hause, in der wildfremden Stadt.

Er winkte mir, das Kofferchen mit anzufassen; wir trugen es durch einen Gang, dann eine schmale Treppe empor, bis wir eine kleine Stube erreicht. Alles war wüst, unheimlich, verfallen: in der Stube klaffte der Steinboden, an dem einzigen Fensterchen war die Hälfte der Scheiben durch ölgetränktes Papier ersetzt; ein Tisch, ein Stuhl, ein zweiter, auf dem ein Waschbecken stand, endlich eine leere Bettstelle — das war die ganze Einrichtung. Der Alte fragte, ob ich zu essen wünschte. Ich hatte seit Mittag nichts gegessen, aber mich hungerte nicht; ich dankte. Der Alte verschwand, kam mit einigen Kissen und einer Decke wieder, richtete mir das Lager, stellte ein Lichtstümpfchen auf den Tisch und ging.

Ich sank auf den Stuhl und starrte lange regungslos wie betäubt vor mich nieder. Wie hoffnungsfreudig war ich noch vor wenigen Stunden gewesen — und nun! Gewiß, Gregorius würde sein Möglichstes thun — aber wenn es nicht gelang?! Ein Dieb, ein Verführer — die Oberen, die mich nicht kannten, mußten Nein sagen . . . Darauf tröstete es mich wieder, daß er mich wohl nicht mit nach Rom genommen hätte, wenn die Sache ganz hoffnungslos läge, aber warum hatte er dann zuletzt so unfreundlich gesprochen? Gewiß hatte er es sich im Drange seines edlen hilfreichen Herzens leichter gedacht und bereute es nun . . . Die Unruhe trieb mich auf, ich begann umherzugehen, bis das Lichtstümpfchen erlosch. Da tastete ich mich zu dem Lager hin und versuchte zu schlafen. Aber die Sorge trieb mich wieder auf und ich taumelte im Dunkeln umher, bis meine Kniee wankten und ich wieder auf den Stuhl sank. Es ist eine der schlimmsten Nächte meines Lebens gewesen, eine entsetzliche Nacht, diese erste, die ich in Rom verbracht . . .

Endlich, endlich graute der Morgen und das Licht brachte mir wieder Mut. Wenn Gregorius noch am Abend mit den Oberen gesprochen, so sandte er mir nun wohl bald die Botschaft. Zwei Stunden vergingen, es mußte nun heller Tag sein, in der Stube freilich war Dämmerung, weil die wenigen Scheiben nur karges Licht durchließen, auch erhob sich wenige Schritte vom Fenster eine hohe Mauer. Endlich war draußen ein schlürfender Schritt vernehmbar, es war der Alte, in demselben Aufzug wie gestern Abend, nur daß er diesmal eine Kanne Wasser, einen Krug Milch und Brod brachte und vor mich hinstellte. Er fragte, ob ich nicht geschlafen? Ich verneinte. Er zuckte die Achseln und ging. Wieder verstrich Stunde um Stunde, ach, wie langsam! Bald ging ich auf und nieder, bald lauschte ich angehaltenen Atems an der Thüre, ob kein Schritt nahe. Nichts regte sich. Endlich konnte ich meine Unruhe nicht bezwingen, öffnete die Thüre und trat auf den Korridor hinaus. Er war fast dunkel, die Thüre, die auf ihn mündete, geschlossen. Ich trat in die Stube zurück, weil mich Durst quälte, gierig trank ich die Milch und versuchte etwas Brod zu essen, aber die Kehle war mir wie zugeschnürt.

Endlich läutete es von den Türmen, wohl die Mittagsstunde. Kurz darauf kam der Alte wieder und stellte eine Brühe, in der einige Fleischstücke schwammen, dann einen Teller Früchte vor mich hin und verschwand. Ich versuchte zu essen, aber die Brühe schmeckte so widerlich, ich nahm nur etwas von den Früchten. Wieder vergingen zwei Stunden, ich war so müde, daß ich mich zwang auf dem Lager still zu halten, so schwer es meiner Unrast wurde. Ich lag und sann — seit langen Wochen zum ersten Mal fühlte ich nun wieder jenen stechenden Schmerz in den Schläfen. — „Barmherziger Gott!" flehte ich, „nur das nicht, nur nicht hier krank werden!" Endlich forderte die Natur ihr Recht und ich schlief ein. Als ich erwachte, war ein grauer Schein in der Stube, der Abend bricht wohl herein, dachte ich, aber der Schein wuchs, es wurde Tag, da stand auch ein Schüsselchen Maccaroni auf dem Tische, wohl die Abendmahlzeit — an die fünfzehn Stunden war ich im festen,

traumlosen Schlaf der äußersten Erschöpfung gelegen.

Der Alte erschien mit dem Frühstück; ich fragte angstvoll, ob noch keine Botschaft gekommen; er schüttelte den Kopf und ging. Anderthalb Tage! — es mußte ein harter Kampf sein, den Gregorius um meinetwillen stritt, wohl ein aussichtsloser. Vielleicht auch hatte er schon den ungünstigen Bescheid und wußte nur nicht, was er nun mit mir beginnen sollte. Wieder faßte mich die Angst und rüttelte mich; fiebernd schritt ich durch meine Stube, dann auf den Korridor, endlich die Treppe hinab. Hier roch Alles nach feuchtem Moder und das eingerostete Fenster meiner Stube konnte ich nicht aufbringen; ich tastete mich — auch der untere Flur war dunkel — zur Hausthüre; ich wollte auf die Straße, da gab es wenigstens Luft und Licht. Aber die Thüre war verschlossen, sie gab meinem Rütteln nicht nach. Ich trat zurück, ging unten auf und nieder, legte dann mein Auge an's Schlüsselloch: ich sah nur ein Stück Mauer, sogar kein Fenster und Niemand schien vorbeizugehen. Einmal nahte ein Schritt, ich wich zurück, mein Herz begann zu klopfen, aber er entfernte sich. Endlich ging ich wieder die Treppe empor, die Glocken läuteten die Mittagsstunde, dann brachte der Alte die Mahlzeit. Ich sagte ihm, daß ich nach dem Essen ausgehen wolle; er möge mir die Thüre öffnen. Er hörte mich an, verzog keine Miene und ging.

Hastig schlang ich das kärgliche Mahl hinab. Dann trat ich auf den Korridor und rief nach dem Alten; nichts regte sich. Ich rief lauter, schrie endlich so laut ich konnte auf der Treppe, dann unten im Flur; er ließ sich nicht blicken. War das Absicht, durfte ich nicht ins Freie? Ich pochte an jede Thür, die ich gewahrte, rüttelte und schrie, sie waren alle verschlossen und es blieb still. Dann sah ich nach, ob das Haus nicht noch ein zweites Stockwerk habe, es war vorhanden, ich kletterte empor, lärmte und klopfte auch dort — vergeblich. Hatte er mich nicht verstanden und war ausgegangen? Oder war ich wirklich ein Gefangener? Warum? Wozu? Es konnte ja nicht sein! Und dennoch — als ich endlich in meine Stube zurückkehrte, da wuchtete mir diese neue Angst auf der Brust, daß ich nicht mehr atmen zu können vermeinte.

Der Tag schien kein Ende nehmen zu wollen, endlich dämmerte es doch und als es dunkel geworden, erschien der Alte wieder mit einem Licht und einem Teller Früchte. Diesmal stand ich vor der Thüre und sah ihn die Treppe hinabkommen; er war also oben gewesen, mußte mich gehört haben. Ich fragte, warum er mir nicht geöffnet; wieder verzog er keine Miene und wollte gehen. Da faßte ich ihn und wiederholte meine Frage. Er machte sich los, deutete auf sein Ohr. Ich schrie so laut ich konnte. Nun verstand er. „Ich habe es nicht gehört!“ sagte er. „Sonst hätt' ich Ihnen gern geöffnet!“ — „So thun Sie es jetzt!“ — „In der Nacht? Rom ist eine schlimme Stadt; da wäre der Herr Pater auf uns Beide sehr böse!“

Und wieder eine Nacht, die dritte, die ich hier verbrachte, die zweite, die ich durchwachte. Ich habe die erste entsetzlich genannt — wie soll ich erst diese nennen?! Als der Morgen graute, lag ich im Fieber und meine Glieder flogen im Frost. Ich konnte nicht mehr denken, nicht mehr hoffen und fürchten, nicht einmal mehr verzweifeln, meine Kraft war zu Ende.

Als der Alte die Milch brachte, trat er an mich heran und faßte an meine Hand. „Mut!“ sagte er, „irgend eine Botschaft kommt heute gewiß!“ Auch dies glaubte ich nicht mehr.

Als nun zwei Stunden später ein anderer fester Schritt die Treppe emporkam, mußte ich alle Kraft zusammenraffen, um mich zu erheben. Es pochte an meine Thüre; der dienende Bruder stand in derselben. Sein blasses, hageres Gesicht, das mir seiner Süßlichkeit wegen nie recht gefallen, grinste mich heute vollends mit ergebenster Devotion an.

„Der hochwürdige Pater Spiritualis“, meldete der Italiener — Frater Marcus hieß er — in jenem schlechten Latein, in dem er mit mir zu verkehren pflegte, „hat es nach harten Mühen erreicht. Ich gratuliere, Sie sind Zögling des Collegiums!“

Da sank ich auf die Kniee und hob Herz und Hände zitternd zu Gott empor.

So bin ich Jesuit geworden. —

(Fortsetzung folgt.)



Wunsch.

In weiten unbekannten Zonen,
Gleich fern dem Neide, wie dem Spott,
Möcht' ich mit dir und meinem Gott,
Des' Teil du bist, vergessen wohnen!

An eines fernen See's Gestaden,
Auf dem die Lotosblume schwimmt,
Der mit sich das Vergangene nimmt,
Wenn wir in ihm die Glieder baden.

An eines fernen Berges Hängen,
Aus dessen wunderthät'gem Schooß
Sich Blumen durch das saft'ge Moos
Voll Liebesdufts zum Lichte drängen.

Ein Teilchen dieses Erdenlandes
So dürftig, engbegrenzt und klein
Sollt mir beglückt durch Liebe sein,
Und lachen wollt' ich all des Tandes,

Um den in unser'n kalten Zonen
Die Menschheit kämpft in Neid und Spott
Wo immer teilend Staat und Gott,
Gottsöhne bei einander wohnen!

Rudolf Presber.

Auf der Halde.

O sonnige Halde auf Bergeshöh'n
Wie bist du so schön, so wunderschön;
Da rinnen die Wasser in's tiefe Thal
Und glänzen wie Silber im Sonnenstrahl,
Der Bergklee blüht und der Enzian,
O Halde, du hast mir's angethan.

Da ging ich so oft im Sonnenschein
Und schaute träumend in's Land hinein,
Das lag verdämmernd, als ob es schlief,
Nur manchmal eine Glocke rief,
Es schwebte herauf ihr heller Klang,
Und unten im Walde die Amsel sang.

Die Sonne doch sinkt und der Sommer geht,
Und über die Halde der Herbstwind weht.
Ich schreite hinab in's tiefe Thal
Wo die Menschen wohnen — und Lust und Qual;
In Träume versunken wandre ich zu —
Die Glocken läuten, sie läuten zur Ruh'.

Hans M. Grüninger.

Wiedersehen.

O, reich' die Hand mir wieder,
Blick' mir ins Aug', wie einst,
Sing' Deine alten Lieder —
Du senkst den Kopf und weinst . . .

Ich bin zu spät gekommen,
War in der Fremde weit.
Zum Weib hat dich genommen
Ein Andrer in der Zeit.

Ach, stille deine Thränen,
Ach, lächle, scherze doch —
Ich muß ja schmerzlich wähnen:
Du liebst mich immer noch!

Eduard Heß.

Ragnar Lodbrocks Tod.

Ragnar Lodbrock, Dänenkönig rief zu seinem Dienertrosse:
„Nicht gesäumt ihr flinken Mannen, rüstet schnell die Meeresrosse;
Denn wir zieh'n gen König Ella, der uns immer stört die Ruh!" —
Und die siegsgewohnten Dänen jubelten dem König zu. —
Lustig fuhr die Dänenflotte in das weite Meer hinaus,
Hell erklangen Schlachtgesänge durch der Wogen wild Gebraus;
Doch die heiligen Schwanenfrauen stiegen aus dem tiefen Meer
Und sie sangen Klagelieder zum Verderb dem Dänenheer —
Wilde Stürme trieben alle Bote auf ein Felsenriff.
Und das Land erreichte Ragnar nur mit einem kleinen Schiff.
Laut erkrachten Schild und Schwerter, Strand und Haide wurden rot.
Doch die müden dänischen Recken litten all den Heldentod. —
Ragnar sah' sich um im Kreise, doch schon stand er ganz allein,
König Ellas rauhe Krieger drangen auf den Helden ein. —
„Werft ihn in den Turm der Schlangen!" Ella sprach's mit kalter Ruh'
Und dann rief er stolz und höhnisch dem besiegten König zu:
„Ragnar Lodbrock, stolzer Recke, nie konnt Furcht dein Herz erfassen,
Held von Leire, aber heute sollst du lernen das Erblassen." —
Lächelnd sprach der kühne Recke: „Ella, ich will nicht erbleichen,
Wie ein Held will ich auch sterben, laß mir meine Harfe reichen." —
Fest nahm er sie in die Rechte, stieg dann in den Turm hinein
Und die giftigen Schlangen stürzten wütend auf den Helden ein. —
Aufrecht aber stand der König und zu seiner Harfe Klang,
Sang er zwischen all den Schlangen, seinen eignen Sterbgesang;
Sang ein Lied, so stolz und mächtig klang noch keines in der Welt,
Und der König Ragnar Lodbrock blieb im Tode noch ein Held! — —

G. Westenberger.

 Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Unterstaatssekretär.

Lustspiel in vier Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

(Schluß.)

Röschen
(wieder mit einem verstohlenen, trostlosen Blick auf Kurt).

Was sollt' ich noch anders thun, Vater —

Kurt
(in seiner Aufregung näher tretend).

Ja, das wollte ich sagen: was sollte sie anders thun? Nachdem sie die Thorheit begangen hatte, diesen Mann zu lieben — — (da alle ihn anstarren) Ja, es muß heraus! Ich hab es hinuntergewürgt, habe stillgeschwiegen — länger halt' ich's nicht aus. Diesen Mann zu lieben — — Röschen fühlt es, Marianne glaubt es, ich seh' es, (zum Vater) vielleicht ahnst Du's auch — und wir alle sind still. Wir lassen dieses arme, stolze, kummervolle Mädchen ins Examen, in die Kränkung, in die Schande rennen — und dann stehn wir da, und sehn ihre Thränen, und uns trifft die Schuld!

Röschen
(sich am Tisch aufrecht haltend, stammelnd).

Ich — versteh' Dich nicht. Was sprichst Du —

Oberst.

Willst Du mir gefälligst aufklären, mein Sohn, was diese unverständliche Expektoration bedeutet?

Kurt.

Ja, das werd' ich — das muß ich. Mit diesem meinem Finger werd' ich auf ihn zeigen — auf den Mann, der sie dahineingetrieben — der dies alles zu verantworten hat, vor Gott und vor uns — den ich hasse, hasse! Der sich in ihr Herz gestohlen hat, Gott mag wissen wie — vor dem sie geflohen ist, bis nach Indien und nach Ninive — und Ihr in Eurer Blindheit nahmt ihn noch freundlich auf, zogt ihn ins Haus herein — (gegen den verstört näher tretenden Vater) ja, ja! diesen Feind! — Frag' Marianne; sie weiß es. Sie hatte es erraten. Sie hat mir's gestanden. Der neue Freund aus dem Seebad! Herr von Werben! Frag sie doch, da steht sie!

Marianne (außer sich).

Du hast Deinen Verstand in irgendwas eingewickelt, Kurt. Herr von Werben? Ich sprach ja von Dir! von Dir! mit dem Sonnenschirm auf Deiner Brust — immer nur von Dir!

Kurt (stotternd).

Wie? — Von mir? — Das ist ja un — — (Sieht, daß Röschen sich beide Hände aufs Gesicht legt.) Röschen! Von mir?

Röschen.

Heiliger Gott! Jetzt geh' ich ins Wasser. (Stürzt hinten zur Thür hinaus.)

Kurt.

Röschen! Röschen! — Nein, nein! Du gehst nicht ins Wasser! Ich hab' ihn ja nur gehaßt, weil — — Röschen! Röschen! (im Vorbeistürzen zum Vater) Sie geht nicht ins Wasser! (Ihr nach, ab.)

Oberst (völlig verblüfft).

Weg sind sie — alle beide. — Gott in Deinem Reich!

Marianne.

Ja, Gott sei Dank!

Oberst.

Wieso „Gott sei Dank"? Zwischen den Beiden ist ja der Teufel los!

Marianne.

Ein ganz kleiner Teufel, ja . . (den Oberst der ihnen nachgehen will, zurückhaltend) Laß sie lieber allein! (Für sich.) Wie sagt Herr von Werben? (Laut, an den Oberst angeschmiegt.) Das ist ein luftreinigendes Gewitter, glaub' ich . . . Sie ist ihm nicht gram, Vater; und Du siehst, er ihr auch nicht!

Oberst.

Allerdings — das scheint so. (Die Brauen auf und ab ziehend.) Kind, mir könnt's recht sein: der Junge müßte ja dann mit Gewalt zur Vernunft zurück —

Marianne (fährt zusammen).

Herr von Werben! — — Wirklich!

Vierter Auftritt.

Der Oberst, Marianne; Helmuth (von hinten).

Helmuth (in der Thür).

Darf man noch guten Abend sagen, Herr Oberst? Es ist wohl schon etwas spät —

Oberst.

Sie sind immer willkommen; das wissen Sie ja

doch. (Helmuth tritt näher; der Oberst drückt ihm die Hand.) Also von der See endlich wieder zurück!

Helmuth

Ja; (mit einem Blick auf Marianne) schon zum zweiten Mal. Ich war gestern hier in der Stadt — einer Verabredung wegen, die ich halten mußte — — und — fuhr dann wieder hinaus. Die richtige Brandung nämlich — erwünschte Wellenbewegung . . Und nun tret' ich noch einmal ein, um Ihnen Adieu zu sagen: morgen reis' ich ab.

Oberst.

Ah! — Ich bedaure herzlich —

Helmuth.

Lieber Herr Oberst, ich auch. Dieses erfrischende gemütswarme, (mit einem Blick auf Marianne, den nur sie bemerkt) politiklose Herbst-Idyll in Ihrem Hause werd' ich nie vergessen. Ich bleibe dafür sehr in Ihrer Schuld!

Oberst

(der zuweilen unruhig nach hinten blickt).

Bah! Wir in der Ihren. (Für sich.) Wo sie sich nun wohl ausweint, die Kleine? — Ob sie sich vertragen? (Laut.) Und was thun Sie nun, Herr von Werben? Gehn Sie aufs Land zurück?

Helmuth.

Vorläufig — in die Residenz. — Ich komme übrigens vom Meer gebildeter wieder, als ich hingegangen bin: ich hab' dort heute Morgen sämtliche Gespräche des Marius gelesen. Bei meinem Hotelwirt, der ein sattelfester Fortschrittsmann ist, fand ich sie alle beisammen; nahm sie mit zur Brandung —

Oberst (lächelnd).

Nun, und wie fanden Sie dieses tolle Zeug?

Helmuth.

Wie ich es fand? Wunderlich genug. Aus Kleinem und Großem gemischt; in allerlei Farben spielend — und von allerlei Wert. Hätte zum Beispiel diese Gespräche eine Frau geschrieben, so müßte man vor diesem unerschrockenen Talent alle Achtung haben; für einen Mann sind sie nicht sachverständig, weltkundig genug. Und so haben sie das mit dem edlen Schwärmer von La Mancha gemein, daß sie zuweilen gegen Windmühlen kämpfen — was für Roß und Reiter bekanntlich nicht gesund ist.

Oberst (lächelt).

Nun, und haben Sie einen Verdacht auf einen bestimmten Mann?

Helmuth.

Auf einen bestimmten Mann — nein. Das ganz und gar nicht!

Marianne

(die seitwärts allein steht, für sich).

Wie er mich quält, mich foltert. O, er ist nicht gut!

Oberst.

Übrigens, was sag' ich? Diese Leute schreiben fix und forsch drauf los, bis man sie endlich doch liest!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen; Kurt und Röschen.

Marianne

(sieht Kurt und Röschen hinten in der Thür erscheinen. Kurt hält Röschen an sich gedrückt, will sprechen; als er Helmuth erblickt, fährt er leicht zusammen und schweigt, hält aber Röschen fest, die sich zurückziehen will. Marianne leise).

Vater! (deutet mit dem Kopf nach hinten).

Oberst (leise).

Da sind sie! (Kurt nickt ihm strahlend zu: zeigt auf Röschen und dann auf sich, durch Geberden andeutend, daß sie einig sind. Röschen wischt sich mit den Fingern eine Thräne fort, selig lächelnd; zeigt dann auf Kurt und sich. Faltet die Hände, wie um des Vaters Segen bittend. Der Oberst leise, gerührt). Es scheint, bei Gott, sie sind einig. — Ich will doch hinaus, Kind —

Marianne (leise).

Thue das!

Oberst.

Sie entschuldigen — eine Minute! (Geht nach hinten, wo Kurt und Röschen zurückkehren; ab, die Thür schließend.)

Helmuth

(der inzwischen mit einem raschen Blick die Sachlage erfaßt hat, für sich).

Etwas länger, hoff' ich. — Offenbar die Gründung einer Familie . . . (laut). Fräulein Marianne!

Marianne (kalt).

Sie wünschen?

Helmuth.

Hätt' ich Sie heute Abend nicht allein gesehen, Fräulein Marianne, so hätt' ich Ihnen morgen — einen Brief geschickt; oder vielmehr ein Gespräch. Der Geist des Marius ist nämlich auch über mich gekommen: ich habe da am Wasser ein sechstes Gespräch verfaßt — und ich bitte Sie nun, da wir doch allein sind, hören Sie es an. Ein Gespräch zwischen Herrn von Stargard und Marius —

Marianne

(weicht auf die andere Seite des großen Tisches zurück. Hält sich die Ohren zu).

Nein! ich will es nicht hören! Gehen Sie, lassen Sie mich! Sie wollen mich verspotten, mich kränken!

Helmuth.

So wahr ich lebe, ich will Sie nicht kränken. (Ein mit Bleistift beschriebenes Blatt hervorziehend.) Sie sollen es nur hören — und mir Ihre Meinung sagen. Findet es nicht Ihren Beifall, so vernicht' ich es, so hat es nicht existiert: ich geb' Ihnen mein Wort. — Haben Sie gehört?

Marianne

(die Hände von den Ohren nehmend, mit schwacher Stimme).

Ja, ich hab's wohl gehört —

Helmuth.

Nun, dann schenken Sie mir noch eine Weile

Gehör! — Ich beginne mit einer Einleitung, wie Sie: (liest.) „Man erzählt sich in Stadt und Land, daß Herr von Stargard, das blutende Opfer der Gespräche des Marius, dieser Tage den Verfasser zufällig kennen lernte und grenzenlos überrascht war, in diesem Tyrannenfeind eine junge Dame zu finden. Nach der ersten Verblüffung brach er, wie man sagt, in die Worte aus: „Mein geehrtes Fräulein, es ist wunderbar, wie wir uns gegenseitig in einander täuschten. Ich vermutete in Marius einen wilden, hageren, langbärtigen Mann und finde eine sehr angenehme Dame“ —

Marianne (gereizt).

Nun, und was findet sie? Doch nicht etwa einen sehr angenehmen Herrn?

Helmuth

Bitte, hören Sie nur, was Marius spricht (liest). „Marius, Herrn von Stargard unterbrechend: Aber mein Herr, inwiefern hab' denn ich mich getäuscht? Sind Sie etwa ein altes Weib?“

Marianne (besänftigt lächelnd).

Sehr richtig!

Helmuth.

„Herr von Stargard: Nein, mein Fräulein, das nicht. Aber durch irgend einen Intriganten betrogen, haben Sie einen Mann, der das Talent hatte, Ihnen zu mißfallen, für mich angesehn, und im Garten Ihrer Nachbarin gegen Herrn von Wachsmuth gedonnert, während Sie mich zu bekämpfen glaubten. Sehn Sie, Marius —“

Marianne (starrt ihn an).

Was heißt das? — Herr von Wachsmuth?

Helmuth.

Bitte, hören Sie! — „Sehn Sie, Marius: ich bin weder Herr von Wachsmuth, dieser Goldmacher, dieser „Phonograph“, noch bin ich auch die Teufelsfratze eines Staatsverwüsters, die Ihr jugendlicher, angefeuerter Zorn aus mir machen will. Schauen Sie mich an; seh' ich nicht aus wie ein Mensch? Ich habe meine Fehler, gewiß, denn ich stamme von Menschen; ich bin herrisch, stolz, vielleicht sogar hochfahrend gegen meine Feinde; ich liebe es, mich zuweilen in eine Maske zu stecken, harmlose Leute zu täuschen; aber glauben Sie mir, ich hab' ein gesundes, deutsches Herz wie irgend einer von denen, die mich mit Zunge und Feder bekämpfen. Ich bin Gott sei Dank noch verrückt genug, lieber für mein Land zu sterben als für mich zu leben; (das Blatt sinken lassend, frei fortsprechend, den Blick auf Marianne geheftet) und wenn ich nicht zu stolz bin, Ihnen das zu sagen, so sag' ich es nur, weil ich Ihre Achtung will, weil Sie mir gefallen, weil ich Ihr verblendetes Herz zu öffnen, zu gewinnen wünsche!

Marianne.

Gott im Himmel! Herr von Werben — Sie sind Herr von Stargard!

Helmuth.

Warum werden Sie so tötlich blaß, Fräulein Marianne? — Hören Sie mich noch an! Ich wollte nicht wiederkommen — Sie nie wiedersehen ... Aber als ich die Gespräche gelesen hatte — Ihren Geist, Ihr Herz, Ihre verirrende, aber reine Seele — da las ich auch dieses letzte, (zieht das Blatt hervor, das er im dritten Aufzug mitgenommen) das Sie nur erst angefangen hatten — das ich Ihnen noch schuldig bin — und auf der Rückseite, sehn Sie, fand ich diese Zeichnung. Offenbar von Ihnen ... Wie es Bilder giebt: „Marius auf den Trümmern von Karthago“, so haben Sie da hingeschrieben: „Martha auf den Trümmern des Marius“ — und darüber das (voll Empfindung lächelnd) nicht sehr gelungene Bild. Aber offenbar wollen Sie damit sagen: kein Marius mehr, jetzt Martha ... Oder versteh' ich es falsch?

Marianne (mit schwacher Stimme).

Nicht falsch. — Ich wollte das Gespräch nicht mehr weiterschreiben — nie mehr — und da machte ich diese Zeichnung, die Sie so schrecklich finden —

Helmuth (schüttelt lächelnd den Kopf).

Die mich so glücklich macht. Ein ganzes Museum von Zeichnungen macht mich nicht so glücklich! — Ich sah diese Martha an, die so reizend unähnlich auf das „Buch von der deutschen Hausfrau“ niederblickt, und ich sagte mir: also als ich entdeckte, Marianne ist Marius, da war sie es schon nicht mehr! Was sie selbst überwunden hat, weil — (mit einem Blick auf Marianne) weil ihr Herz sich regte, nicht wahr? weil die allmächtige Mutter Eva in ihr Meister wurde — kann das nicht auch Helmuth von Stargard überwinden? Muß er es nicht, um diesem Marius zu zeigen: mein holder Feind, Du hast mich doch nicht gekannt? — Und so weiterdenkend wußte ich auf einmal: die ist mir, Alles in Allem, grade die rechte Frau! (Marianne bebt zusammen.) Die hat Kopf und Herz für Alles; Keine so wie sie. Weiß sie erst, wer ich bin, dann weiß sie es besser als die ganze Welt. Und es trifft sich grade, ich bin sehr in sie verliebt. Wenn sie mich wollte, die nehm' ich!

Marianne.

Großer Gott! (vor sich hin) Er oder ich, Einer ist verrückt!

Helmuth.

Aber sie? dacht' ich dann. Ob sie wollen wird? — Ich hab' einmal geglaubt, Lili von Helldorf zu lieben, das verflog so gründlich; Marianne Felsing hat geglaubt, Helmuth von Stargard zu hassen, wird das nicht auch verwehen? Den sie sich dachte, den hat sie gehaßt; vielleicht wird sie den wirklichen um so besser lieben ... Oder könnten Sie das nicht, Fräulein Marianne?

Marianne (mit großem, ehrlichem Blick, leise, schwermütig).

Herrn von Werben ja —

Helmuth.

Ich bin Herr von Werben —

Marianne.

Nein, nein, nein! Sie sind es nicht! Alles ist aus?

Helmuth.

Herr von Stargard heiß' ich, Herr von Werben bin ich. Können Sie das leugnen? Sehen Sie mich doch an. Den Mann, der hier steht, können Sie den lieben?

Marianne (die Augen schließend).

Gehen Sie, gehen Sie, bitte. Kommen Sie in acht Tagen wieder: so lange brauch' ich, nach diesem Schreck, diesem unbegreiflichen Märchen mich zu fassen. Nach acht Tagen werden Sie aber nicht mehr wiederkommen: dann ist diese Phantasie verflogen — — und Alles ist gut!

Helmuth.

Und wenn ich nach acht Tagen dennoch wiederkomme, werden Sie dann meine Frau?

Marianne.

Ich verstehe Sie nicht. Ich heiße doch nur Marianne Felsing; gar kein „von" davor —

Helmuth.

Ah! Sie sind hart. „Du Junker", wollen Sie sagen . . . Es nützt Ihnen nichts. Hier hab' ich Ihre Gespräche, alle (zieht sie aus der Brusttasche); in dem letzten steht: Adel und Bürgertum sollten sich versöhnen und vereinen. Diese Politik nehm' ich an. Helmuth von Stargard bittet den Bürger Marius, sich mit ihm zu vereinen. Können Sie sich weigern?

Marianne.

Und wenn die Welt dann erfährt, ich war Marius?

Helmuth.

Dann wird die Welt lachen — und wir lachen mit. Die Welt wird dann sagen: die Regierung hat die Opposition geheiratet; kann sie etwas Klügeres thun, um sie zu besiegen? (niederknieend) Hier kniet Herr von Stargard vor Marius; kann Marius mehr verlangen?

Marianne.

Nein, nein! Auf den Knieen kann ich Sie nicht sehen; (kniet auch) oder ich muß mit. Stehn Sie auf! Stehn Sie auf!

Helmuth.

Nicht ohne Sie —

Marianne.

Nun, dann steh' ich auf. (Thut es.) Kommen Sie! (Nimmt seine Hand.)

Helmuth.

Wohin?

Marianne.

Ach — Sie fragen so viel. Wohin? — An mein Herz!

Helmuth (steht auf).

Marianne! (Umschlingt und küßt sie.) Marius!

Marianne.

Helmuth von Stargard! Ich begreif' es nicht! kann es nicht begreifen!

(Der Vorhang fällt.)

Kehre um!

Des Wissens eis'ge Höhen zeigen
Des Lebens Freuden uns so klein;
In warme Blütenthäler steigen
Mußt du hinab, ein Mensch zu sein.

Laß nur die kalten Sterne scheinen
Und dämpfen deiner Sehnsucht Blick,
Ach, im Beschränkten nur, im Kleinen
Wohnt was du suchst — ein Menschenglück.

O lenk' den steilen Pfad hernieder!
Aus Freundesaug' grüßt dich ein Strahl,
Du findest deine Rosen wieder,
Die roten Rosen hier im Thal.

Ich weiß wohl eine holde Fraue,
Das ist der Rosen Königin:
O tritt herzu und schaue, schaue
Hier deines Glückes Anbeginn!

Fr. Karstedt.

Sonnenschein.

Die Wipfel wogen und flüstern,
Als ob sie der Wind geschreckt —
Der hat sich heimlich im düstern,
Harzduftigen Tann versteckt.

Dort mag er schlafen und träumen
Von nebliger Spätherbstnacht:
Sieghaft auf Felsensäumen
Hält lichter Sonnenschein Wacht.

Hoch flattert sein Banner, golden
Vom blauen Äther geschwellt,
Und er streut Blütendolden
Über die lachende Welt.

Max Geißler.



Ein Sieg.

Novelle von A. Schöbel.

(Fortsetzung.)

Einige Tage später sollte mir eine sonderbare Überraschung werden. Ich sprach in den Nachmittagsstunden bei Winfried vor und wurde Teilnehmer einer äußerst anziehenden Familienscene. Cäcilie, lang ausgestreckt auf ihrem Vigognefell, das mit seinen blonden Locken wie eine Fortsetzung ihrer hellen Haare erschien; auf ihren Knieen das Kind, das seine dicken, halbnackten Beinchen baumeln ließ und neben ihr Gregor, aus „Hermann und Dorothea“ vorlesend. Um das Idyll zu vervollständigen, türmte sich auf dem Tisch neben der Lampe ein ganzer Berg feingestickter Wäsche auf und dahinter saß in gouvernantenhafter Bescheidenheit, fleißig nähend, ein junges Mädchen. Ein glattes Viperköpfchen nickte mir verblüffend harmlos zu — und das war Heidi!

Nachdem ich Cäciliens herzliche, Gregors ein wenig beklommene und des Fräuleins ruhevoll sichere Begrüßung entgegengenommen hatte, bat ich alle, mich als nicht anwesend zu betrachten, bis die Vorlesung, die bereits beim Kapitel „Aussicht“ angelangt war, zu Ende gebracht sei.

Goethes wundervolle Rhythmen klangen getragen durch's Zimmer — und Heidi, die seit meinem Eintritt Gregor nur ihr verlorenes Profil zugewendet hatte, rückte langsam mehr und mehr ihm zu, wie von geheimen Gewalten gezogen. Endlich waren sich die beiden Gesichter voll und offen zugekehrt und ich sah, wie sie sich langsam röteten, als spielten heiße, leidenschaftweckende Ströme zwischen ihnen hin und wieder.

Von neuem sah ich die fürchterliche, auffallende Ähnlichkeit zwischen den Beiden. Das Merkwürdige und Naturwidrige war, daß das Weib des Mannes Züge nach den ihren gemodelt hatte. Dieselbe Veränderung, die in seinen Schriften zu Tage trat, zeigte sich auf diesem Gesicht, das einst hell und rein und licht, jetzt voll von fieberhafter Spannung und Schatten war. Gregors Auge, das einen großen, ruhigen Blick besessen, flackerte in unstäter Leidenschaftlichkeit hin und her — der Mund war wie der Heidis in geschlossenem Zustand fest zugekniffen, so daß die Luft durch die beweglichen Nasenlöcher einging, was mit einem leis fauchenden Geräusch geschah. Um diesen Mund that's mir am meisten leid — ich hatte ihn einst einem jungen Bacchus geben dürfen in seiner freudigen Schönheit.

Während des Abends, den ich in der Familie verlebte, macht' ich noch mancherlei Bemerkungen. Zunächst fiel es mir auf, daß Heidi und Gregor es mit einer verräterischen Geflissentlichkeit vermieden, sich in die Augen zu sehen. Aber sie hatten es zu einer Virtuosität darin gebracht, einander zu sehen, ohne sich anzuschauen. Sie sahen an die Wand, an die Decke, in die Nähe des geliebten Gegenstandes und beobachteten auf diese Weise interessiert ihre gegenseitigen Bewegungen. Mich konnte die Komödie der Harmlosigkeit, die sie aufführten, nicht täuschen, nachdem Gregors umgewandeltes Gesicht mir die Wahrheit verraten hatte.

Cäcilie überraschte mich dadurch, daß sie sich lächelnd verwöhnen ließ, daß sie anscheinend geschmeichelt jedes Lob, das ihr oder dem gut erzogenen Kindchen von Heidi und Gregor zu teil wurde, aufnahm.

Es schien mir, als hätte sie die Zügel des Haushalts weniger leicht in die festen kleinen Hände der Anverwandten legen sollen. Heidi

wußte in jedem Schrank, in jeder Truhe Bescheid und kein kleinstes Schubfach schien ein Geheimnis vor ihr zu bergen. Mit großer Freiheit kommandierte sie die Dienstboten und ich mußte ihr wirtschaftliches Talent bewundern, mit dem sie in Ruhe und Sicherheit, ohne jedes Aufhebens allerlei häusliche Angelegenheiten besorgte.

Aus gewissen Anmerkungen entnahm ich, daß Heidi aus „reiner Freundschaft“, ganz ohne irgend welchen Vorteil, dem Hause ihrer Cousine fast ihren ganzen Tag opferte. Solch „reiner Freundschaft“ hatt' ich bereits mehrfach in meinem Leben einen traurigen Roman zu Grunde liegen sehen.

Auch die sonderbare Verwandlung von des Mädchens pompösem Namen in „Heidi“, wurde mir durch Cäcilie aufgeklärt. Gregor hasse das anspruchsvolle „Adelheid“ und da der Name von Byrons junger Inseltochter ihm stets sympathisch gewesen sei, so habe er die Hausgenossin „Heidi“ genannt, und sie, Cäcilie mit, und alle anderen.

Jedenfalls deckte sich in Gregors Augen die Lichtgestalt der holdseligen Jonierin mit Adelheids Erscheinung. Mich gemahnte dieselbe an eine heiße, schwüle Tropennacht, an ein Wildfeuer, denn daß sie voll toller, wirbelnder Einfälle steckte, und sich nur zurückhielt, das trat hier und da, zum Beispiel wenn sie mit dem Kindchen spielte, hervor.

Nach jenem Abend kam ich oft und ging als Freund zu jeder mir passenden Tagesstunde im Hause Winfried aus und ein.

Immer und immer fand ich Cäcilie im Lehnstuhl, mit leichten unnützen Handarbeiten beschäftigt, ihr Kindchen hegend, aber ohne starkes Interesse für Winfried oder den Haushalt zu zeigen. Ihr eigenes Wort über sich selber mußt' ich bestätigt finden: man bemerkte ihr Dasein nicht, wie das der Palmen. Aber warum war das so? Warum hatte sie nicht die kleinen liebevollen und durchaus keine Anstrengung erfordernden Aufmerksamkeiten der Gattin für ihren Mann? So krank war sie nicht; zudem sah ich sie oft die Gäste des Hauses liebevoll umsorgen. War es eine Gleichgiltigkeit, die den Künstler schließlich zu einer kleinen Abschweifung berechtigt hätte? Zumal neben dieser Cousine hätte sie sich nicht so ganz passiv verhalten dürfen!

Heidi wußte sich in der That unentbehrlich zu machen und ich begann langsam den Zauber zu begreifen, den sie auf Gregor übte. Sie verstand jene gefährlichste Kunst, die selbst eine unschöne Frau unwiderstehlich zu machen imstande ist, den Mann bei seiner Eitelkeit zu fassen, ihn zum Gott zu erheben, ihn fortwährend erkennen zu lassen, in Wort und Miene, hauptsächlich aber durch Bethätigung, daß ihr Leben nichts ist, als ein Dienen, ein sich Opfern für einen Gegenstand — —

Es war nicht anders, ich mußte Cäcilien eine gewisse Trägheit verdenken, auch in geistiger Beziehung. Die Bildung ihrer Stirn, ein gelegentliches Aufblitzen im Gespräch ließen durchaus nicht an eine Beschränktheit der jungen Frau glauben

Zudem vernachlässigte sie die Pflicht einer Künstlerfrau, den Gatten in seinen Werken anzubeten. Gewiß ist es nicht jedem weiblichen Geist gegeben, ein Kunstwerk geistvoll zu analysieren, aber sich liebevoll hineinversenken und sich an seinen hervortretendsten und allgemein anerkannten Schönheiten immer wieder begeistern, das muß die Gattin eines Künstlers können, — aus dem Herzen heraus, aus ihrer Liebe heraus!

Cäcilie sprach überhaupt nie über ihres Mannes Werke, während Heidi mit dem Feuer ihres impulsiven Wesens stundenlang bunte Strahlen auf Gregors Geschaffenes fallen ließ. Sie verstand es, Stellen in's Licht zu rücken, auf die der Dichter selber kaum Wert gelegt hatte!

Und wenn sie aus seinen Dichtungen vorlas!

Mein Gott, eine durch die Liebe selber inscenierte Interpretin! Ein Wort wurde bedeutend, ein Ausruf inhaltvoll, sie vermochte es, den Situationen eine unheimliche Belebtheit zu geben. Das Sonnenlicht zitterte hin über die Gespräche von Liebenden, — oder auch das Feuer der Leidenschaft.

Und die Pausen, die sie in den pointenreichen Dialogen anbrachte! Gregor schwor eines Tages scherzend, er würde eine Dichtung schreiben, fast nur aus Pausen bestehend — und Heidi würde sie zum Leben erwecken durch den Zauber ihres Schweigens.

Ich sah ihn oft Notizen hinwerfen, während das Mädchen vorlas — mit Bleistift auf lose Blätter — ohne hinzuschauen, weil seine Blicke die Gestalt der Vorleserin umklammerten. Ideen voll spielender Grazie, leidenschaftliche Einfälle flogen ihm dann in Fülle zu. Heidi war die Göttin seiner Arbeit, durch sie schuf er in ungestümer, verblüffender Produktivität.

Aber was er schuf, war nicht mehr das

Große, Weite. Es ging in die Miniatüre. Seine Dichtungen waren ein Filigrangeflecht von goldenen und silbernen, meist von schwärzlichen Fäden — unheimlich überflackert von dem phantastischen Feuer, das die kleine Viper mit den glühenden Augen in ihm entzündet hatte.

Nun ist es wohl erwiesen, daß zu keiner Zeit eine dämonische Leidenschaft künstlerischer Größe Abbruch gethan hat, ja, wir haben mannigfaltige Beispiele, daß solche nur gewachsen und erstarkt ist unter heißer Liebeswärme — aber Gregor hatte sich mit der ganzen Durchsichtigkeit und Klarheit seiner Natur so lange abwehrend verhalten gegen jeden gewaltsamen Einbruch in sein Inneres, er hatte die Leidenschaft so lange geleugnet, daß er nun erst Zeit brauchte, um sich an die trüben Zustände, welche seine Liebe zu Heidi in ihm hervorbrachten, zu gewöhnen.

Zudem war Heidi trotz ihrer äußerlichen Aufopferung für Gregor, trotz all ihres Feuers keine eigentlich erhabene und so vieler Anbetung würdige Natur, die alle eigene Größe hineinbegräbt in die Seele des Einen, den sie liebt. — Sie war eine Egoistin.

Sie hatte Gregor verändert, ihn langsam in ihre dunkle Eigenart hinübergezogen aus der freudigen Helle, in der er so lange gestanden. Nur indem sie ihn veränderte, konnte sie ihn lösen von Cäcilien, die licht und heiter war, eine Ergänzung seines eigenen Ich. Und sie that es und nahm ihn für sich, nahm ihn der Gattin — aber auch der Welt.

Der Kampf mit der Pflicht hatte ihm die helle Seele verschattet, die dunklen, gegen Verzweiflung und Wahnsinn kämpfenden Gestalten seiner letzten Werke geboren. Daß es keine Lösung gab von den Gewalten, die Besitz von ihm genommen hatten, nagte an ihm, rieb seine Kraft auf, so daß ihm ein großer Wurf nicht mehr gelang.

Die öffentliche Meinung wandte ihre Teilnahme von ihm ab, man hielt sein Talent für verdampft, verpufft. — Nach den ersten jugendlichen Bethätigungen hatte man von dem gereiften Manne anderes erwartet. — So schloß sich der Gekränkte enger an Diejenige an, welche ihn auf Weihrauchwolken bis in den Himmel hob — Heidi. Sie nahm ihn allmählich ganz für sich. Der Kreis seiner Intimen wurde enger und enger.

Er hätte sehr viel Zeit zu tüchtiger Arbeit gehabt, aber — er verbrauchte fast alle Tagesstunden für seine Liebe.

Ich sah das mit Staunen und begriff nun vollkommen, wie er so ins Enge, Kleinliche hatte geraten können.

Gelegenheit, seine Menschenkenntnis zu erweitern, zu vertiefen — das eigentliche Studium des Künstlers bis ans Lebensende — suchte er nicht mehr. Große Reisen, die seinen Blick hätten weiten können, unterließ er zu machen.

Wieviel hörte ich draußen in der Welt über ihn spotten und über seine ménage à trois — leider auch über Cäcilien!

Aber schließlich verloren die Menschen das Interesse für das seltsame Verhältnis und Gregor Winfried wurde allmählich zu den Toten gerechnet.

Er verrannte sich immer tiefer in die Leidenschaft für Heidi.

Er hatte fortwährend darüber nachzudenken, wie und wo und wann er das Mädchen wohl sehen könnte, zufällig und absichtlich. Er ersann fortwährend Beschäftigungen für sie, welche sie an sein Arbeitszimmer fesselten. Er diktierte ihr, ließ sie Kopien machen und was dergleichen mehr war.

Ich hatte ihn im Verdacht, in Heidis Abwesenheit an das Mädchen zu schreiben, denn ich hatte ihn mehrfach Briefblätter verstecken sehen, wenn ich unvermutet in sein Zimmer getreten war.

Einen Grund mehr für Gregors zunehmende Abschließung von der Welt mußt' ich in seiner maßlosen Eifersucht erkennen. Heidi hatte für Männer der verschiedensten Kategorien große Anziehung, deßhalb strebte Gregor danach, das Mädchen zu isolieren, und bemerkte es gar nicht, wie ihm diese kleinliche Angst, die einem welken Greise angestanden wäre, der sich nicht mehr getraut, in Wettbewerb zu treten, den letzten Rest von Jugend, den er sich unter den jahrelangen Kämpfen noch bewahrt hatte, raubte.

Und Heidi hatte so viel Jugend! Gefährlich viel! Und sie trumpfte oft darauf, wie etwa verzogene Kinder es zu thun pflegen.

Sie beherrschte den armen Gregor und übte einen Despotismus ohne Maß über ihn aus. Freilich war er sehr subtil, dieser Despotismus. Keine brutale Willensäußerung, kein heftiges Trotzen brachte er hervor — aber er war da, fein und giftig und nachhaltig.

Hundertmal konnte ich es beobachten, wie Heidi den Dichter von irgend einer Angelegenheit, die ihr nicht genehm war, abzog, ja, wie sie Gregor ihre Meinung als die seine geschickt unterzuschieben wußte.

Immer drohender schienen sich die Wolken über dem Winfriedschen Hause zusammenzuziehen. Blitz und Schlag schien nicht fern.

Ich mußte mir gestehen, daß es nach wenigen Jahren Heidi gelungen sein würde, Gregor völlig zu hypnotisieren und ihn zu leiten, wohin es ihr belieben würde.

Sie machte sich ihm unentbehrlich durch eine Verwöhnung ohne Gleichen, eine Verwöhnung, die sich aus lauter Kleinigkeiten zusammensetzte. Fühlte er, daß er nicht Lust habe, sich um einer Mahlzeit willen von seinem Schreibtisch zu trennen, so legte sie flink die Speisen auf heißen Tellern zurecht, zierlich zerteilt. Ein scherzhafter Vers, irgend eine huldigende Aufmerksamkeit war schnell hinzugefügt und der Dichter hatte nicht nötig, sich auch nur zu erheben.

Kam er stundenlong nicht aus seinem Zimmer hervor, so trug ihm Heidi einen Kelch Wein ins Zimmer oder eine seerosenartig zerlegte Orange. Auch wußte sie ihm stets frische Zweige oder Blumen auf seinen Arbeitstisch zu schmuggeln — kurz, sie durchsetzte sein Leben mit einer Poesie, die sich fortwährend neu bethätigte.

Dabei vernachlässigte sie keineswegs Cäcilien. Sie nahm der jungen Frau jede Arbeit ab, jeden Gang, hielt musterhaft Ordnung im Haushalt, stickte, nähte und besserte aus, wie eine bezahlte tüchtige Hülfe es nur hätte thun können. Mit der kleinen Cilly spielte und tollte sie, putzte sie auf, wurde zum Kind, zum Pferd, zum Löwen, zum Hund, wie der reizende kleine Quälgeist es verlangte — jauchzte, lachte und tobte mit ihm. Aber stets in Cäciliens Räumen —; von Gregors Arbeitszimmer wußte sie jeden Lärm fernzuhalten.

In der Dämmerstunde riß sie die kleine Cäcilie auf ihren Schoß, erzählte ihr wilde und lustige, fromme und rührende Geschichten, bunt, selbstersonnen — oder auch Schnurren, die wie Schmetterlinge durchs Zimmer taumelten, ungreifbar, luftig, farbenschimmernd. —

Wenn dann dem Kindchen die Lider über die großen Augen fielen, begann sie es auszukleiden, wusch es und packte es in sein Bettchen. —

Hier nun war die Stelle, an der mir eines Abends eine seltsame Vermutung kam.

Da ich Gregor nicht anwesend gefunden, war ich den Frauen scherzend in das Zimmer des Kindes gefolgt. Heidi hob die Kleine ins Bett, und wollte gerad' deren Händchen falten — als Cäcilie mit einer ihr sonst nicht eigentümlichen Heftigkeit der Bewegung Heidi von dem kleinen Bett fortdrängte. Das Kind, wie ein kleiner Engel in seinem langen Nachtröckchen, die Seidenhärchen ganz verwirrt, schlang seine Ärmchen um den Hals der Mutter und stammelte sein selbstverfaßtes Gebetlein.

Cäcilie hielt das Kind sehr heftig an sich gedrückt, während, über das Goldköpfchen hinweg, ihre Augen mit einem dunklen, rätselvollen Ausdruck nach oben schauten. —

Es ging mir etwas wie ein Stich durch's Herz. — „Wenn diese Frau alles durchschaute, so gut wie Du — wenn ihr lässiges Wesen angenommen — ihr Benehmen wohlüberlegte Klugheit wäre —"

Die Vorstellung eines fürchterlichen Martyriums jagte mir einen Schauder durch die Adern — aber Cäcilie selbst, die für den Rest des Abends noch sanfter und freundlicher als gewöhnlich gegen Heidi war, zerstörte das schreckliche Bild.

Dennoch verfolgte mich seit jenem Tage der Gedanke, Cäcilie wisse um alles und ich beschloß, eine Vorstellung an Gregor zu wagen, mit ihm offen all das zu besprechen, was mich bedrückte und bedrängte — und ihn offenbar noch stärker.

Aber er zog sich zurück vor mir, er machte durch eine fast beleidigende Kälte jedes warm hervorbrechende Wort erstarren. Ich mußte meine Absicht aufschieben, immer wieder aufschieben, bis endlich ein merkwürdiger und schmerzlicher Zufall mir in dieser Angelegenheit gänzlich den Mund verschloß.

* * *

Es war um die Weihnachten herum.

Die „drei" Winfrieds und ich hatten gemeinschaftliche Einkäufe besorgt. Wir hatten uns schließlich paarweis gesondert, Cäcilie mit mir, Gregor mit Heidi, um noch sogenannte „heimliche" Überraschungen auszudenken.

Wir, Cäcilie und ich, hatten unvermutet rasch etwas besonders Passendes für Gregor entdeckt und beeilten uns, aus der feuchtkalten Temperatur, wie sie Tauwetter hervorbringt, an die behagliche Wärme des häuslichen Herdes zurückzukehren.

Soeben hatte es sich die junge Frau auf ihrem Vigognefell bequem gemacht. Sie hielt auf ihren Knieen die Sammlung herrlicher alter Meisterstücke der Kupferstichkunst, die wir für Gregor bei Honrath erstanden hatten, als wir Schritte in dem Wohnzimmer hörten, das nur durch einen einzigen Raum von Cäciliens Gemächern getrennt war.

Durch einen seltsamen Zufall schien auch das zweite Paar schnell in seinen Wünschen befriedigt worden zu sein. Es waren Gregor und Heidi, die zurückkehrten, in einer leidenschaftlichen Auseinandersetzung begriffen. Keinesfalls vermuteten sie unsere Anwesenheit in der Wohnung, denn sie sprachen in einem Tonfall, den ich bis dahin nie vernommen hatte.

Gregors Stimme zitterte. — Und diese Worte! Das war die Sprache seiner letzten Bücher, eine ausbrechende, schäumende Wildheit des Gefühls. Dazu dieses „Du“ — mit welchem sie sich beide so selbstverständlich nannten.

Ich saß wie paralysiert auf meinem Stuhl — vor meinen Ohren brauste wie ein vernichtender Strom der Schwall jener sich überstürzenden Worte, die drinnen erklangen.

Da sah ich, wie sich Cäcilie erhob. Langsam wie ein Schatten glitt sie über den Teppich hin und zog an einer Schnur. Geräuschlos fiel eine dichte Smyrnadecke über die Thür. Zum Überfluß schob Cäcilie noch eine Schiebethür hinter den Teppichen zu und wir waren isoliert — jene anderen drüben waren isoliert.

Dann trat die Frau in den hellen Lichtschein der Lampe zurück.

Ich sah sie an.

Ich wagte es, sie anzusehen.

Sie lächelte. Ein entsetzliches, die Mundwinkel zerrendes Lächeln, das sich plötzlich davonschlich. Sie bemerkte, wie ich nach Worten suchte.

„Lassen Sie, lassen Sie,“ sagte sie mit jener Härte, welche starke Menschen annehmen, wenn sie fühlen, daß sie genau an den Punkt angelangt sind, wo ihre Kraft in die grenzenloseste Schwäche umschlägt.

Das blasse, verschwommene, kränkliche Wesen war abgestreift von Cäcilien — sie stand vor mir, wie in ihrer Brautzeit, fest, kräftig, fähig jede Situation zu beherrschen. Aber an dem Gehen und Kommen der Röte auf ihren Wangen erkannt' ich, wie ihr das Blut unruhig durch die Adern schoß.

„Ihr Herzleiden“ — brachte ich ungeschickt hervor — mit Schrecken dacht' ich an die Wirkung dieser Scene auf Cäciliens leidenden Zustand.

„Mein Herzleiden! Drüben steht die Flasche mit Digitalis. Meinen Sie, es wird mir groß schaden, wenn ich jetzt ein bischen rot werde darüber, daß Sie hinter mein Geheimnis gekommen sind? Die Tage, die mir das Klopfen dahier zufügten, sind vorüber.“

Sie setzte sich und begann nervös die Mappe mit den Bildern zu durchblättern. Aber anderes, als das was Künstlerhand auf den Blättern dargestellt hatte, sah sie wohl.

„Das erste Mal — das erste Mal, als ich so etwas wie vorhin hörte“ — sie sagte es langsam und starrte nieder auf eine dunkle Scene voll blutigen mittelalterlichen Lanzknechtgräuels. „Das erste Mal — Es war fürchterlich! Ich hatte es ja lange kommen sehen — es war bald nach Cillys Geburt und ich sehr schwach und viel mit dem Kinde beschäftigt. Der Anfang war meine Schuld. Ich habe meinen Mann vernachlässigt. Da kam eine andere und — verstand ihn besser. Das Diktieren war der Beginn. Mir war es bequem damals, daß ich nicht viel zu schreiben brauchte und sie — nun sie hatte eine Schrift, klar wie Druck. Zudem behelligte sie ihn nie mit Fragen, die ihm den Gedankengang hätten stören können. Gab er ihr abzuschreiben, wußte sie das Undeutlichste zu entziffern — oder auch änderte sie so geschmackvoll, im Sinne des Dichters, daß er es selber kaum bemerkte —“

Cäcilie schwieg lange. „Aber sagen Sie mir eins,“ fragte sie mich dann plötzlich, „wie kommt es, daß er seit jenen entzückenden ‚Kinderstimmen‘ nichts Großes, Einheitliches mehr geschaffen hat —“ Sie sprach gegen ihre Gewohnheit unvermittelt, aus ihren Gedanken heraus.

„Der Kampf — die Selbstqual — seine Natur ist im Unterliegen —“

Die Frau zuckte zusammen und nickte mit unheimlichem Ausdruck vor sich hin. „Sie hat Schuld,“ murmelte sie — „sie ist der Aufruhr und er braucht den Frieden —“

In mein dunkles Denken fiel plötzlich ein Lichtstrahl. „Wenn er sich zu Ihnen zurückfinden könnte,“ wagte ich zu sagen.

Sie lächelte sehr bitter und schüttelte den Kopf. Dann aber wie von einer Eingebung betroffen, versank sie in ein nachdenkliches Schweigen. Nach Minuten sah ich sie die Augen gegen den

Himmel richten, wie ich es schon einmal gesehen, als sie mit ihrem Kinde betete.

Dann blickte sie mich sehr ruhig an. „Zu mir sich zurückfinden? Das kann er nicht," sagte sie fest.

Ich fühlte, daß sie die Bedeutung von Heidis Herrschaft über Gregor in ihrer ganzen Größe erkannt hatte.

„Ja, wenn Sie das genau wissen — warum denn diese Qual des Schweigens — dieses Mitansehen von Dingen —"

„Weil ich meinem Kinde den Vater erhalten wollte! Begreifen Sie das? Ich habe mich frühzeitig daran gewöhnt, mir jeden Zustand klar zu machen, das Auf und Ab des Lebens genau zu erwägen. So that ich damals, als ich Gregor einer blitzartig wirkenden Leidenschaft erliegen sah. Es war zuerst ein stark sinnliches Wohlgefallen an der feurigen Natur des Mädchens. Das war nicht gefährlich. Das konnte vorübergehen. Ich hütete mich, die Eifersüchtige zu spielen, die stets im Leben im Nachteil ist. Aber leider vertiefte sich das Gefühl bei Beiden zu einer geistigen Neigung und solch ein Band reißt nicht leicht — das glauben Sie mir. Wie eine Sonne stand diese Liebe über den Beiden — die ihnen alles, was in der Wirklichkeit und in der Phantasie vorhanden ist, überfunkelte —"

Sie blätterte weiter und betrachtete sich anscheinend sehr genau einen der Stiche. Nach einem langen Schweigen winkte sie mir. „Meine Medizin übrigens — es ist die Stunde. Darf ich Sie bitten, mir die Flasche zu reichen?" Sie schluckte einen Löffel voll hinunter. „Fürchten Sie doch nichts, lieber Freund, von der Aufregung dieses anhaltenden Sprechens. Es ist mir eine Wohlthat, mir endlich einmal dies Geheimnis von der Seele lösen zu können. Ich hätt' es ja nie gethan, ohne den Zufall von vorhin. Trotzdem hab' ich es längst bemerkt, daß Sie alles durchschauten. Natürlich! Die ganze Welt weiß von der Sache, aber sie ist doch irre geworden an meiner Ruhe! Und das ist gut. Nur keine Gewaltsamkeit in solchen Fällen! Hat sie je genützt? Entweder die Schuldigen suchten, trotzend auf ihr großes Gefühl, das Weite, oder aber sie trennten sich und — der Frau blieb ihr Gatte. — Aber hatte sie ihn darum wirklich? O, wie die Beiden mich gehaßt hätten, wenn ich zwischen sie getreten wäre, umstrahlt von Glorie und getragen von dem Mitleid der sogenannten Welt! Wie ich Heidis Temperament kenne, hätte sie Gregor nach einem Eklat zu einer Entscheidung gedrängt, und sie wäre nicht zu meinen Gunsten ausgefallen! — Und nun? Was wollen die Beiden gegen mich machen? Sie können nichts, als mich lieb haben!"

Cäcilie saß da, so gerade, so einfach, so anbetungswürdig, daß ich ihre Füße hätte küssen mögen. Sie las wohl die Bewunderung in meinem Blick.

„Denken Sie doch nicht, daß das alles so — leicht kam, wie ich es Ihnen heut in ein paar Worten sage. Hundertmal war ich daran, ins Herkömmliche zu verfallen — und wenn sie, Heidi, mein Kind, meine kleine Cäcilie, mit bunten Lappen ausputzte, oder mit ihren lustigen Geschichten zu sich hinüberzog, dann hätt' ich mich auf sie stürzen und ihr das Kind entreißen mögen. Aber gerade um des Kindes willen beherrschte ich mich —"

Sie wies mit der Fußspitze gegen den Teppich hin. „Dort auf der Erde habe ich oft gelegen, hier in meinem hellen Zimmer, unter den Blumen, die Hände in den Teppich gekrallt, mit den Zähnen daran nagend —! Sie ahnen gar nicht, wie viel Äußerlichkeiten es giebt, in denen man die furchtbare Spannung des Innern entladen kann. — Lassen wir das — ich gewöhnte mich, eine Komödie aufzuführen, die für meine Natur ein Gräuel war. Ich gewöhnte mich, eine Kränklichkeit zu zeigen, die ich in so hohem Maße gar nicht besaß, eine Kälte zu heucheln, die ich nicht empfand. Langsam löste ich Gregor von mir, um ihn um so fester zu binden. Mit leidenschaftslosen, freundschaftlichen Augen sah ich ihn an, ich hörte langsam auf, ihn zu umsorgen — dabei hatte ich die zarteste Aufmerksamkeit für seine Beziehung zu Heidi. Nichts erschien mir auffallend — ich störte nie — ich kündete mein Nahen durch laute Hustenanfälle an, wenn ich die Beiden allein mit einander wußte. Ich gab langsam die Herrschaft des Hauses in fremde Hände. — Ich ließ es geschehen, daß Heidi meines Mannes Zimmer, unser Speisezimmer mit ihrer wilden, zügellosen Phantasie herrichtete. — Eine Horde Indianer könnte ja ganz gut darin ihre Mahlzeit abhalten. Ich billigte alles. — Ich habe mir diese Entschlüsse innerlich blutend abgerungen — aber mit Sanftmut und Ergebung allein konnt' ich die Beiden in Schranken halten.

Ich bannte sie, demütigte sie, entwand ihnen jede Waffe —"

Sie warf plötzlich die Bilder durcheinander, sprang auf und ging leidenschaftlich schnell auf und nieder. Dann blieb sie vor mir stehen, erfaßte meine Hände mit den ihren, — kleine, weiße, eiskalte Frauenhände waren es — und sah mir starr ins Gesicht. Blaue Blitze sprühten auf zu mir aus ihren Augen — ein vibrierendes Flüstern war es, das von ihren Lippen kam.

„Und mit all dieser Qual, diesen wahnsinnigen Schmerzen nicht einmal sein Talent gerettet zu haben! O! — Die Opfer! Die Opfer! Und die Sehnsucht! Mein Fühlen ist stark und rein und ich habe einen Stolz ohne Gleichen — sonst hätt' ich das nicht vermocht' über mich. — Ich würde auch meine Gefühle einem Manne, der eine andere liebt, niemals nachwerfen. — Aber ich möchte sterben in der nächsten Minute, wenn ich noch eine Stunde an seine Liebe, an seine goldene, warmsonnige Liebe von damals glauben könnte!"

Sie zitterte am ganzen Leibe unter den Schmerzen, die ihr die ewig blutende Wunde ihres Herzens verursachte. Sie war schön, berauschend in dieser unbeherrschten Auflösung. — Aber nur für einen Augenblick gab sie ihre Natur frei, dann ließ sie meine Hände los, glühend vor Scham über ihr letztes Bekenntnis. Wie war sie mir lieb um dieses weichen, sehnenden Gefühls willen, das sie noch immer zu Gregor zog.

„O Freund," sagte sie dann innig. „Vergessen werden Sie ja diese Stunde nicht können, aber machen Sie mich glauben, daß Sie sie vergessen haben! Und noch eins: denken Sie doch nicht, daß ich Heidi hasse — — Die unvernünftigen Frauen sind es, die ein Wesen hassen, das mit ihnen gleichen Herzschlag hat. — Und nun, die Maske wieder vor —"

Sie trank hastig ein Glas Wasser und erlaubte mir für heute zu gehen, ohne mich von Gregor zu verabschieden, der inzwischen mit Heidi sein Arbeitszimmer aufgesucht hatte. Ich hätte es nicht vermocht', ihn zu sehen, und vermied es unter irgend einen Vorwand fast zwei Wochen lang sein Haus zu besuchen, bis mich ein Billet Cäciliens herzlich bat, alles beim Alten zu lassen.

(Schluß folgt.)

Walzer

Aus dem Italienischen der Annie Vivanti von **Valerie Matthes.**

In deinen Armen
Die fest umschlingen mich,
Enger stets fesseln mich,
Leiten und pressen mich,
Faßt mich das wirbelnde
Schwindelnde Hasten
Eiligen Walzertakts.
Ohne zu rasten
Fliegen die tanzenden
Paare im Reigen,
Streifen den Boden im
Wiegen und Neigen . . .

Trage mich, hebe mich,
Schneller noch immer;
Drücke mich, halte mich,
Lasse mich nimmer!

In deinen Armen
Zitt're und bebe ich,
Wonnige Schauer mich
Leise durchrieseln.
Was gilt mir Fieberwahn
Von Liebesschmerzen
Und Haß? ich ruhe nun
An deinem Herzen,
Höre sein stürmisches
Pochen und Schlagen . . .
Und rings im Kreis herum
Tanzen und jagen
Flüchtig wie Schatten die
Paare noch immer. —
Drücke mich, halte mich,
Lasse mich nimmer!

In deinen Armen
Die fest umschlingen mich,
Enger stets fesseln mich,
Lenken und tragen mich,
Während die Wange sich
An Wange drängt,
Und unser Atem sich
Glühend vermengt,
Feurig die Hände sich
Drücken und pressen,
Zittern die Lippen in
Trunknem Vergessen
Küssen die Seelen sich. —
Weh mir! ich wanke . . .
Es schweigt der Walzerklang —
Du neigst zum Abschied dich mit kühlem Danke.

Biographieen deutscher Dichter.

II.

Ein tüchtiges und geschmackvolles, wenn auch in Auffassung und Durchführung ein wenig philiströses und pedantisches Buch über Gottfried Keller hat Emil Brenning („G. K. nach seinem Leben und Dichten", Bremen, M. Heinsius Nachf.) erscheinen lassen. Der Stil könnte ja ein wenig durchgebildeter und flüssiger sein; Sätze wie: „Er brachte mit heim einige ungetüme Zeichnungen zu ossianischen Landschaften, aber er saß ohne Befriedigung vor seiner Staffelei, um Mißlungenes zu Mißlungenem zu häufen" und unzählige andere machen den Eindruck, als führe man in einem schweren Karren auf knüppelreicher Dorfstraße dahin, aber alles Biographische ist zum ersten Male mit ungemeinem Fleiß zusammengetragen, die Charakteristik der Persönlichkeit durch sorgliche Zusammenfassung verschiedener Berichte so gut getroffen, als es eben ohne eigenes Schauen und Hören möglich war, und auch das Ästhetische wird man im Ganzen gelten lassen dürfen, obwohl Brenning, der zweifellos ein Lehramt bekleidet — man sieht es an der ganzen Vortragsweise — beim Zergliedern der einzelnen Novellen mit seinen Lesern ebenso verfährt, wie der Botaniker mit seinen Schülern: über die Zahl der Staubfäden und die Form des Kelchs werden sie Bescheid wissen, vom Duft bekommen sie nicht viel zu spüren. Aber Alles in Allem doch eine respektable Leistung, die auch ihren Zweck, den Schriften Kellers neue Freunde zuzuführen, wohl zu erfüllen vermag. Daß Brenning die beiden Quellen, welche diese Zeitschrift zur Kenntnis Kellers erschlossen hat, den schönen Aufsatz K. F. Meyers und den Briefwechsel Vischers mit Keller fleißig ausgeschöpft hat, ist durchaus begreiflich, hingegen war es wohl nicht ganz gerecht, wenn er das Verdienst der letzteren Mitteilung nur Herrn Prof. Vischer in Aachen zuschreibt. Das gleiche Verdienst gebührt auch Herrn Prof. Bächtold in Zürich, der die Vischer-Briefe beisteuerte. (Gewiß! Die Red.)

„Dies Buch hat nicht nur ein Schicksal, sondern es stellt ein Schicksal dar" — so hat Gottfried Keller vor elf Jahren die „Gedichte" seines Landsmanns, des „ächten und wirklichen Lyrikers" Heinrich Leuthold dem Publikum empfohlen, als sie ein anderer Freund und Landsmann des Unglücklichen, der eben genannte Prof. Bächthold, zum ersten Male herausgab. Der Erfolg der Sammlung war ein höchst erfreulicher, sie hat mehrere Auflagen erlebt; in der Schweiz, wie in Deutschland gedenkt man nun Leutholds ebenso oft, als man seiner zu Lebzeiten selten gedachte, und auch an Schriften über ihn ist nun kein Mangel. Eine anspruchslose, warmherzige, liebevolle Arbeit ist Heinrich Fenners „kritisch-biographische Skizze" über Leuthold (Basel, Benno Schwabe). Der Verfasser hat Bächtolds etwas kühle und kurze, aber verständige und geschmackvolle Biographie, die den Gedichten voransteht, zu Grunde gelegt und durch zahlreiche, fleißig erkundete Einzelheiten bereichert; da er auch das Peinliche darlegt, z. B. die häßlichen Familienverhältnisse des Dichters, aber in würdiger Tonart, so ist er berechtigt, an der Pietätlosigkeit eines Andern herbe Kritik zu üben. Mit vollem Grunde geißelt Fenner die „beleidigende Offenheit" und „augenscheinliche Übertreibung", mit der ein oberbayrischer Erzähler, Ludwig Ganghofer, in einem seiner Romane „das ganze Trauerspiel des Leuthold'schen Lebens dargestellt"; wenn sich Fenner gegen die Art verwahrt, in welcher der erwähnte Schriftsteller den Unglücklichen „buchstäblich in den Sumpf tiefster sittlicher Verkommenheit herunterzieht" und „zum Zerrbild macht" so ist ihm die Zustimmung jedes feinfühligen Beurteilers sicher. Freilich ist da ein Trost: der Roman ist vergessen, Leutholds aber wird man gedenken. Auch Fenners Bemerkungen über Leutholds Verhältnis zur Heimat scheinen uns ganz zutreffend.

Viel anspruchsvoller giebt sich das Buch: „Heinrich Leuthold. Ein Dichterporträt. Mit ungedruckten Gedichten und Briefen und dem Bildnis Leutholds (nach Lenbach). Von Adolf Wilhelm Ernst". (Hamburg, Conrad Kloß, 1891). Der Verfasser erhebt den Anspruch, die erste, „auf autentischen Mitteilungen beruhende Biographie des Dichters" zu bieten; in Wahrheit giebt er nur eben die erste umfangreiche Biographie Leutholds und die Zuthaten, welche sie äußerlich anschwellen ließen, sind zum Teil von fragwürdigem inneren Wert. Das gilt namentlich von den 45 ungedruckten Gedichten. Leuthold war mit Abschriften seiner Gedichte nicht sparsam; außer Bächtold, der Alles besitzt, verwahren noch eine Reihe seiner Freunde Gedichte von ihm; es wäre also nicht schwer, viel mehr und Wertvolleres mitzuteilen, als Ernst; es geschieht nicht, weil Leutholds Ruhm dadurch keine Förderung erwarten darf. Wie sich Bächtold in seiner Ausgabe große Zurückhaltung auferlegte, so die „Deutsche Dichtung", als sie (am 15. August 1887) ihr Leuthold-Heft brachte. (Die etwa 30 Gedichte, die dort zum ersten Male mitgeteilt wurden, waren durchweg einem Hefte entnommen, welches Leuthold 1875 an J. J. Honegger zum Zwecke der Veröffentlichung geschickt. Die Red.) Diese einzige Gabe aus Leutholds Nachlaß, welche dichterischen und biographischen Wert hat, kennt Herr Ernst offenbar nicht, wie er sich denn überhaupt um die Litteratur über Leuthold wenig bekümmert hat; er hält seine Aufgabe für gelöst, wenn er seine neuen Materialien mitteilt und den Zwischenraum mit Redensarten ausfüllt. Aus diesen Materialien aber sind zunächst, wie bemerkt, als fast überflüssiger Ballast die Gedichte auszuscheiden, druckwert waren höchstens die bisher unbekannten drei Romanzen aus dem Cyclus „Hannibal", das Übrige sagt poetisch und biographisch wenig; einiges, wie das Sonnett mit dem Vers: „Der Salon, Weib, ist deine Poesie", zu veröffentlichen, war geradezu eine Pietätlosigkeit. Wichtiger sind die Briefe von und an Leuthold, und die Mitteilungen über seine Beziehungen zu den Frauen. Das Gesammturteil über den Unglücklichen wird sich dadurch nicht viel ändern, aber viele Einzelheiten sind psychologisch interessant, andere freilich nur pathologisch beachtenswerth. Ob es unbedingt nötig war, die Reihe dieser Geliebten — verheirathete Frauen! — mit vollem Namen zu nennen, mag dahingestellt bleiben; es war bisher üblich, derlei nur nach Ablauf einer längeren Zeit zu thun, und wir meinen, der Brauch ist löblich. Auch über die Art, wie Ernst die Münchener „Krokodile" beurteilt oder richtiger, durch ein ganz obscures Mitglied des Kreises verurteilen läßt, wird man erstaunt sein dürfen, noch mehr über den Vorwurf: „Leuthold hoffte und hoffte — ein Grab konnten ihm seine Landsleute geben und zweijährige Pflege im Irrenhaus, mehr haben sie ihm nicht geboten." Was hätten ihm die Schweizer gewähren sollen? Eine feste Stellung? Er wollte keine! — Dauernde Beschäftigung? Er verschmähte sie! Ein Gnadensold? Der wurde ihm ja, sobald er die Heimat betrat! Daß er als Geisteskranker dahin geschafft wurde, ist nicht die Schuld der Schweiz! Kurz, mit Ernst's Urteilen und Beleuchtungen ist wenig anzufangen, hingegen ist das Material an Thatsachen über den Stuttgarter und Münchener Aufenthalt, sowie über die letzten Lebensjahre zum großen Teil neu und wertvoll. Alles in Allem: das Buch von Ernst ist als litterarische Leistung geringwertig, hingegen kommt ihm als Quellenwerk ein gewisser Wert zu.

Dem unglücklichen Albert Lindner, der gleich

Leuthold in den Räumen eines Irrenhauses sein Asyl vor der Not und dem Jammer eines verfehlten Lebens fand, ist nun gleichfalls ein Biograph geworden, Adalbert von Hanstein, der auf sein Buch: „Albert Lindner. In seinem Leben und seinen Werken dargestellt“ (Berlin, Max Schildberger) viel Fleiß, Mühe und Liebe gewendet hat. Man wird dies gern betonen und daneben doch nicht verschweigen dürfen, daß das Buch weit minder interessant ist, als man bei dem eigentümlichen Talent und dem erschütternden Geschick Lindners hätte glauben und erwarten sollen. Hanstein ist nicht bloß selbst ein Dichter von achtungswerter Begabung, sondern auch ein guter Kritiker, bei aller Pietät für das Schaffen seines Helden ist er doch auch für seine Schwächen nicht blind und wenn wir auch nicht alle seine Urteile unterschreiben möchten, so muß doch die kritische Analyse der einzelnen Dramen als besonnen, zutreffend und geschmackvoll anerkannt werden. Aber was wir von einer guten Biographie verlangen: daß sie den Menschen ebenso plastisch und greifbar klar hinstelle, wie den Künstler, daß sie darlege, wie er zu seinem Schaffen gekommen, kurz: daß sie die organische Verbindung zwischen der menschlichen und der künstlerischen Persönlichkeit herstelle und nachweise — dies Alles hat Hanstein wohl versucht, aber was er davon giebt, geht nicht über die dürftige und unzureichende Andeutung hinaus. Zu seiner Entschuldigung muß allerdings gesagt sein, daß er sich in der denkbar ungünstigsten Stellung zu seinem Stoff befand: er ist zu spät oder zu früh an ihn herangetreten, zu spät, denn er konnte Lindner nur noch als Wahnsinnigen in Dalldorf kennen lernen, zu früh, weil ihm das Material nur zögernd geboten wurde und er zudem durch Rücksichten gegen die Spender gezwungen war, es nur teilweise zu benutzen. Die beste Biographie entsteht gewiß dann, wenn der Biograph sowohl seinen Helden genau gekannt, als auch die volle, unverschleierte Wahrheit über ihn sagen kann; eine gute, wenn er ihn gekannt, und noch wenigstens das Wichtigste sagen kann, ebenso, wenn er ihn nicht gekannt, aber die Quellen voll ausschöpfen darf. Wenn aber nun keins von beiden der Fall ist?! Über die Kindheit und Jugend Lindners erhalten wir auf zwei Seiten einige dürftige Notizen, die sich dahin zusammenfassen lassen, daß er armer Leute Kind und ein fleißiger Schüler war. Über Wesen und Werden der Jugendarbeiten, die äußere Erscheinung kein Wort. Dann die erste Schulmeisterzeit am Spremberger Progymnasium — wieder fast nichts Bezeichnendes; der Einzige, der darüber reden könnte, hat die Bitte des Biographen um Mitteilungen nicht erfüllen wollen. Auch über die Rudolstädter Zeit, wo „Brutus und Collatinus“ reifte, nur einige Brocken äußerer Daten; mühsam mag sich vielleicht ein menschenkundiger Leser konstruiren können, wie es kam, daß diesem Manne selbst der Schillerpreis ein Danaergeschenk werden mußte, klar wird es aus dem Briefe nicht: die Persönlichkeit zerrinnt einem unter den Händen. Die letzten 14 Lebensjahre gar hat Hanstein „absichtlich sehr fragmentarisch behandelt, da eine genaue Darlegung dieses Zeitabschnitts des Unerquicklichen und Persönlichen zuviel ans Tageslicht gefördert haben würde.“ Er hätte es getrost sagen dürfen, denn „tout comprendre c'est tout pardonner“. Armer Leute Kind, das einsame Wege gegangen, hat Lindner viel gelernt, ohne es doch zu einer harmonischen Bildung zu bringen; äußerlich rauh und nie die Proletarier-Abkunft verleugnend, war er innerlich weich und wehleidig; auch seiner dichterischen Begabung fehlt die Harmonie: er weiß scharf zu charakterisieren, hat den sichersten Instinkt für das scenisch Wirksame, aber ein eigentümlicher Stil, künstlerischer Geschmack, eine festgegründete Weltanschauung sind nicht zu finden. Gewiß war „Brutus und Collatinus“ eine Probe seltenen Talents; ob das Drama den „Schillerpreis“ verdient hat, wäre zu untersuchen müßig, denn das Menschenalter, wo der Preis verteilt wird, hat wahrhaftig noch keine klare Antwort darauf gebracht, unter welchen Gesichtspunkten eigentlich die Verleihung erfolgt; zweifellos ist, daß Lindners Entschluß, sich nun ganz der Dichtkunst zu widmen, selbst dann schwerlich zum Guten ausgegangen wäre, wenn er ein wenig mehr Glück gehabt hätte. Denn als freier Schriftsteller kann nur leben, wer sich fest in der Hand hat; eine undisziplinierte Natur geht dabei zu Grunde, früher oder später, geräuschvoll oder still, aber Untergang ist ihr sicheres Ende. Haben die Klagen über „deutsches Poeten-Elend“ im Allgemeinen nur eine beschränkte Geltung, so dürfen sie hier vollends nicht angestimmt werden; gerade für Lindner ist mehr geschehen, als für Andere; der Staat bot ihm ein Amt, das fast als Sinecure zu betrachten war, (die Stellung eines Reichstags-Bibliothekars), auch fand er Mäcene. Anfangs überschätzt, dann unterschätzt gehört er nach Talent und Schicksal nicht zu den Sternen, sondern zu den Meteoren am Himmel unserer Litteratur, allerdings zu jenen, die man nie ganz wird vergessen dürfen.

Die beste Biographie, sagten wir, sei da zu erwarten, wo der Autor seinen Helden gekannt und die Wahrheit sagen wolle; diese beiden Eigenschaften zeichnen das Buch: „Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß“. Mit Randbemerkungen von Julius Rodenberg (Zwei Bände, Berlin, Gebr. Paetel) vorteilhaft aus. Man findet darin mehr, als der Titel verspricht: die „Randbemerkungen“ sind eine so erschöpfende Biographie, als man sie irgend wünschen kann; in der Vereinigung von Pietät und Wahrheitsliebe, in der treffsicheren Hervorhebung alles dessen, was wir mitgeteilt erhalten müssen, wenn wir einen Menschen und Schriftsteller in seinem innersten Wesen erkennen sollen, in der zugleich lebhaften und gründlichen Darstellung muß Rodenbergs Buch als eine mustergültige Arbeit bezeichnet werden. Will zuweilen der Freund und Landsmann über den Kritiker und Menschenkenner das Übergewicht gewinnen und entführt ihm ein wärmeres Wort, als er verantworten kann, so weiß er es dann selbst fein und ehrlich zugleich auf das richtige Maß zurückzuführen. Dingelstedt hat in seiner Jugend mehr versprochen, als er später gehalten hat, das giebt natürlich auch Rodenberg zu, sucht aber zunächst den Grund darin, daß er vielleicht zu vielseitig begabt gewesen, um seinen Namen mit einem bleibenden Werke zu verknüpfen.“ Das ist an sich zu euphemistisch, aber Rodenberg verschweigt auch nicht, wie sehr es an Energie gefehlt und findet schließlich auch das unseres Erachtens treffendste Wort, wenn er sagt: „Ein glänzendes Talent, aber leicht, nicht nur in dem Sinne, daß die Lösung seiner Aufgaben ihm wie spielend gelang, sondern mehr noch in dem, daß er sie vorwiegend in den bunten Äußerlichkeiten des Lebens, nicht in den Tiefen oder Abgründen desselben suchte.“ Ähnlich sein Urteil über den Menschen. Unzweifelhaft war Dingelstedt weniger ein Strebender, als ein Streber; Einer, „der weniger sich selbst zu entwickeln, als vielmehr Andere zu verwickeln sucht, in sein eigenes Interesse nämlich“, wie es der alte ehrliche Scherr einmal kurz und gut definiert hat. Auch Rodenberg „will nicht sagen, daß es dem allgemeinen Urteile über Dingelstedt an einer gewissen Begründung fehle; ich begreife, daß es einer starken Rücksichtslosigkeit und einer ebenso feinen Berechnung bedurfte, um solcher Erfolge teilhaftig zu werden, wie er sie erstrebt, errungen und behauptet hat; daß es mit einem Wort unmöglich ist, die eigene Eitelkeit zu befriedigen, ohne diejenigen der Einen zu verletzen und derjenigen der Anderen zu schmeicheln.“ Aber er weist darauf hin, wie sich dieser Zug in Dingelstedt ausgebildet. „Seine Mutter und die Poesie sind ihm untrennbar: wenn er an seine Mutter denkt, will er nur Dichter sein . . . Aber mit den Augen des Vaters (eines kurhessischen Rechnungsbeamten) sieht er zu den „höheren Regionen“ empor, wo die Geheimen Räte wohnen, nicht mit Ehrfurcht, wie dieser, sondern mit keckerem Verlangen . . . Dingelstedt war stolz darauf, durch sein Beispiel bewiesen zu haben, daß auch der Schriftsteller — und nota bene, der deutsche! — zu der

höchsten Staffel der gesellschaftlichen Position emporklimmen könne, wenn . . . nun freilich, dieses „wenn“, welches ein unermeßliches Opfer in sich birgt, sprach er nicht aus.“ Es war der Verzicht auf die poetische Produktion.

Dennoch ist in seinen „Sämtlichen Werken“ Vieles von bleibendem Werte zu finden; Romane von perlender Frische des Geistes, wie „Die Amazone“, sind wahrlich keine alltägliche Erscheinung in unserer Litteratur und vollends als Lyriker ist er sehr hoch zu stellen; der Cyklus: „Ein Roman“ wäre genügend, ihm Rang und Andenken eines Berufenen zu sichern. Als Münchener, Weimarer, Wiener Intendant spielte er in der Geschichte des deutschen Theaters eine merkwürdige und bedeutsame Rolle. Am interessantesten aber wird er dem Psychologen sein, ohne Zweifel einer der eigentümlichsten Menschen, die je gelebt. Mit Recht hat denn auch Rodenberg darauf den größten Wert gelegt und der Nachlaß bot ihm erfreulicher Weise ein sehr reiches Material dazu. Es besteht aus Tagebüchern und Versen, Briefen von und an Dingelstedt; der Herausgeber weiß sie so geschickt zu gruppieren, so verständnisvoll zu kommentieren, daß das Buch trotz der eigentümlichen Struktur einen fast einheitlichen Eindruck macht.

Auf Grund dieses Buches dem Lebensgange Dingelstedts im Einzelnen zu folgen, kann nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, aber da unseres Wissens in dieser Zeitschrift nie vorher eingehender von ihm die Rede gewesen, so sei zum Mindesten Einiges hervorgehoben. Das Kind ist des Mannes Vater — als der achtjährige Franz (geboren 1814) sein „Tagebuch“ zu schreiben beginnt, trägt er nur Eines ausführlich ein: sämtliche Belobigungen, die er in der Schule erhält; es wimmelt nur so von „Sternen“ und den Zwölfjährigen interessiert nichts so sehr, als Komödienspiel und „Komödien zu machen“ . . . . „Meine Sterne 1827 bis 1828“ überschreibt er eine tabellarische Übersicht aller Auszeichnungen, die er in der Schule erhalten — und die Rede, die der ehrgeizige Knabe als Primaner hält, handelt „über die Sehnsucht der Menschen nach einer besseren Zukunft“. Höchst bezeichnend ist auch das erste größere Gedicht, das er verfaßt: „Die Ressource“, eine Verhöhnung der gesellschaftlichen Freuden der heimatlichen Kleinstadt. Und dieser Jüngling, der sich nach bewegterem Leben und größerer Eleganz sehnte, als sie in Rinteln zu finden waren, sollte — Theologe werden, wurde es auch (in Marburg), und hat sogar gepredigt; einige dieser litterarischen Werke Dingelstedts, von denen wenige gewußt, haben sich im Nachlaß vorgefunden, z. B. über „Die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit“. Aber die letzte dieser Predigten heißt: „Der Glaube an uns selbst“, und was er dann zunächst schrieb, waren zwei Theaterreden. „Valet will ich dir sagen, du altes Hessenland, — dir, heilige Theologie, und dir, bestaubtes, graues Altertum“, schreibt er an seinen Freund Oetker, beginnt drauf los zu dichten und drucken zu lassen, daß die Funken stieben, wird Schriftsteller und führt ein „wildes, leichtes Leben“. Da stirbt ihm die heißgeliebte Mutter, er ist im tiefsten erschüttert. „Leiden läutern, sagen die Philister“, schreibt er (8. April 1836) an Oetker. „Zum Satan, Fritz! Ich fühle so was. Ich möchte gleich Schulmeister werden. Wenn ich es ein Jahr früher geworden wäre, lebte sie noch“. Und fünf Tage später, 13. April 1836, ist er — Gymnasiallehrer in Kassel! Ein guter Lehrer sogar, der sich freilich den trockenen Beruf durch feuchte Allotria würzt und daneben die sehr radikalen „Spaziergänge eines Kasseler Poeten“ schreibt. Darum verbannt ihn auch die Regierung 1838 nach Fulda. Dort lehrt er die Knaben, wehrt aber auch den Mädchen nicht, schreibt einen frischen Roman, der wenig gelesen, ein schlechtes Trauerspiel, das ausgepfiffen wird, dazu viele Lieder und einige Novellen, Alles im steten offenen oder stillen Krieg mit der kurhessischen Zensur, bis Campe seine „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“ in Verlag nimmt, Cotta ihn als Mitredakteur der „Allgemeinen Zeitung“ nach Augsburg beruft. Nun kann er seine Demission als Lehrer nachsuchen, geht 1841 für die „Allgemeine“ nach Paris und London, lernt dort die Sängerin Jenny Lutzer kennen und lieben und folgt ihr 1843, nun einer der berühmtesten politischen Lyriker, nach Wien. Dort wird seine Stellung, da die Wiener Polizei ihn wegen seiner Korrespondenzen für das Cotta'sche Blatt drangsaliert, bald unhaltbar und nun springt er mit einem unerhörten Salto mortale aus der Opposition in die Hofluft hinein und wird Vorleser und Bibliothekar des Königs von Württemberg. Die ihm die goldene Brücke gebaut, waren „Weiber, immer Weiber, Gott, segen mir das Geschlecht“! Auch Rodenberg kann den Abfall nur erklären, nicht entschuldigen; denn mag er wohl auch nicht aus politischen Gründen nach Stuttgart berufen worden sein, der „Nachtwächter“ Dingelstedt und der württembergsche Hofrat gleichen Namens waren zwei verschiedene Menschen. Während ihn die bisherigen Genossen zu den Toten warfen, lebte er allerdings in Stuttgart sehr vergnügt, aber so sorglich er in sein Tagebuch, wie einst als Knabe die Sterne, so nun die Orden und sogar jeden „Händedruck des Königs“ oder „der König sehr gnädig“ verzeichnet, wohl wird's ihm dort innerlich doch nicht; die Reue, der Mangel an größerer Thätigkeit lassen ihn auch nicht auf Tage zu einem ungetrübten Glücksgefühl kommen; auch was er schreibt — vornehmlich Gelegenheitsgedichte für Hoffeste — macht ihm geringe Freude. Die äußere Nemesis soll nicht ausbleiben. Als der Sturm von 1848 die Reaction in Deutschland wegfegt, fühlt er, daß seines Bleibens in Württemberg nicht mehr sei, gegen den Renegaten kehrt sich der Volkshaß weit mehr, als gegen die konsequenten Rückschrittler — seine Frau wendet sich wieder ihrer Kunst zu — was aber soll er nun aus sich machen? Mit derselben, sagen wir, Kaltblütigkeit, mit der er fünf Jahre zuvor aus einem Radikalen ein Hofdiener geworden, versucht er nun das Umgekehrte: er will in Hessen gewählt werden und bietet sich (man traut seinen Augen nicht, aber Rodenberg teilt den Brief mit) Arnold Ruge als Tendenzdichter an. Da dies nicht geht, so gründet er mit Hackländer die antidemokratische „Laterne“, beginnt einen Roman, der — leider! das Mitgeteilte läßt auf ein sehr bedeutendes Werk schließen — unvollendet bleibt, und entwirft allerlei dramatische Pläne, von denen nur die Tragödie „Das Haus der Barneveldt“ zur Ausführung kommt. Aber diese einzige ernste Aufbietung seines Könnens wird auch seiner fabelhaften Gewandtheit zum Sprungbrett für eine neue Höhe. Die Tragödie wird auch in München gegeben, mit ehrenvollem Erfolg, aber durchschlagend ist Dingelstedts Erfolg in Hofkreisen. Er läßt alle Minen springen und wird Intendant des Theaters. Sechs Jahre ist er es geblieben; er nennt diese Zeit des „fröhlichen Krieg, berauschenden Siegs“ selbst die glücklichste seines Lebens, gewiß für ihn bezeichnend; ohne Hofgunst, Kampf, Intrigue, Erfolg wird ihm nicht mehr wohl: hier hatte er es in Hülle und Fülle beisammen. Nachdem ihn die bajuvarischen Autochthonen schließlich doch gestürzt, nahm ihn für zehn Jahre Weimar auf und den Rest seines Lebens hat der „Freiherr“ in Wien zugebracht. Das Buch ist bei aller Würde so kurzweilig, daß es weit über jenen Kreis hinaus, der sich sonst für derartige Schriften interessiert, gelesen zu werden verdient.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Ein Abtrünniger.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

VII.

Das altberühmte „Collegium de Urbe Germanico-Hungaricum“ von Ignatius Loyola selbst gestiftet und durch alle Stürme der Zeit aufrecht erhalten, befand sich damals nicht mehr in seinem Stammhaus, dem „Apollinaris“ und hatte seine neue Burg, den „Palazzo Borromeo“ noch nicht erlangt; es war zeitweilig in den Räumen des Jesuitenklosters al Gesù, am Fuße des Capitols untergebracht. Das ist ein wirrer Haufe vieler Gebäude, Gärten und Kapellen, die um die große mit verschwenderischer Pracht, aber grell und plump aufgeputzte Kirche gelagert sind; der Eindruck auf den Beschauer ist namentlich in Rom, wo sich das Schönheitsgefühl an den edelsten Kirchenbauten der Welt stärken und schärfen kann, kein erfreulicher und ich habe den gewaltigen Bau später nie betrachten können, ohne mich im Stillen zu fragen, warum wohl alle anderen Orden ihre Klöster geschmackvoller aufzubauen verstanden, als der unsrige, dem es ja nie an Geld und ausgezeichneten Kunstkennern gefehlt.

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß dies nicht der erste Eindruck war, den ich von der „Casa al Gesù“ empfing, als Frater Marcus das Wägelchen, in dem er mich abgeholt, vor der Klosterpforte halten ließ. Wie all' die Straßen, die wir durchfuhren, sah ich auch dies Haus nicht; die ungeheure Erregung machte mich blind und taub; der Bruder mußte mich stützend unter den Arm fassen, als er mich durch ein Labyrinth von Treppen und Korridoren zur Wohnung des Spirituals führte. Gregorius trat mir mit ernstem, aber nicht unfreundlichem Antlitz entgegen — „fasse Dich!“ mahnte er, als ich in Thränen ausbrach, „es wird all' Deiner Kraft bedürfen, um mich nicht bereuen zu lassen, was ich in diesen beiden letzten Tagen für Dich gethan . . . Von Deinem Vorleben“, fügte er bei, „weiß Niemand Deiner Kollegen, natürlich wirst auch Du es Keinem sagen!“ Dann übergab er mich dem Bruder, damit er mich einführe.

Draußen auf dem Korridor begegnete uns ein junger Mann in seltsamer Tracht: einem feuerroten, bis an die Knöchel herabfallenden Talar mit schwarzem Gürtel, auf dem Haupt ein dreieckiges Hütchen. Ich zog ehrfurchtsvoll den Hut, der Jüngling dankte etwas erstaunt. „Wofür halten Sie den?“ fragte Marcus lächelnd. „Es ist einer Ihrer Kollegen, ein „Gambero Cotto“ (gesottener Krebs), wie Sie es in einigen Minuten sein werden. Ich führe Sie eben zur Schneiderei.“ Als wir in den Zöglingstrakt kamen, wimmelte es von roten Talaren, doch waren auch Jünglinge in weltlicher Tracht zu sehen. „Neue Ankömmlinge wie Sie“, belehrte mich der Frater, „aber auch die älteren Zöglinge sind erst gestern vom Lande, aus San Pastore, hierher zurückgekehrt; heute beginnt das Semester.“ Im Kleidersaal war viel Leben; der Bruder Schneider, der das Maß nahm und dann Jedem zwei annähernd passende Anzüge, einen alten und einen neuen heraussuchte, hatte alle Hände voll zu thun; zudem wollte Niemand warten; der Mann, ein grober Bayer schalt und wetterte, die Jünglinge lachten; ich stand regungslos, mit gesenktem Haupte, neben der Thüre und hätte wohl noch lange harren müssen, wenn Marcus nicht für mich eingetreten wäre. „Na, warum melden Sie sich nöt?“ schrie mich der Schneider an, indem er mir das Meine besorgte. „Da stehen S' wie a Jungfer oder wie a Zuchthäusler!“ Die Andern lachten, mir gab es einen Stich durch's Herz und ich atmete wie erlöst auf, als ich endlich in meiner Zelle allein war.

Es war ein hoher, aber enger, weißgetünchter Raum, ein Bett, zwei Stühle, ein Wandschrank

und ein Betschemel füllte ihn schon ganz aus; an der Wand hing ein eingerahmtes Bild des heiligen Ignatius von Loyola, neben der Thür ein Näpfchen mit Weihwasser. Auf dem Bette war meine Wäsche ausgebreitet, darunter Strümpfe in der Farbe des Talars. Ich legte die mitgebrachten Kleider dazu und sank auf den Stuhl; jeder Nerv in mir zuckte vor Erregung: ich fühlte mich so müde, totmüde. Nach einer Weile klopfte es, es war ein Zögling. Er blieb an der Thüre stehen. „Ich bin der Präfekt der Camera philosophorum (der unteren Abteilung)", sagte er. „Der Pater Spiritualis entbietet uns in die „Camera Communis" (den allgemeinen Versammlungsraum); warum sind Sie noch nicht angekleidet?" — Ich hätte nicht gewußt, erwiderte ich, daß es sofort sein müßte. — „Und warum", fuhr er strenge fort, „liegen die Kleider auf dem Bette, dafür ist der Wandschrank da!" Er blickte mich forschend an, da wurde er milder. „Sind Sie nicht wohl?" fragte er. Es sei nichts, wehrte ich hastig ab. „Doch, Sie sind so blaß", sagte er mitleidig. „Ich würde Ihnen gern helfen, in Ordnung zu kommen, aber Niemand von uns darf eine fremde Zelle betreten!" Er ging; hastig legte ich das neue Gewand an und folgte ihm.

In der „Camera communis" wimmelte es von roten Talaren; die älteren Zöglinge schwatzten mit einander, die jüngeren musterten lachend ihre Tracht und machten rasch Bekanntschaft; ich stand schweigend und gedrückt in einer Ecke. Dann erschien Gregorius, nach kurzem Gebet hielt er uns eine Ansprache über unsere nächste und höchste Pflicht, den Gehorsam gegen die Lehrer und die Präfecten. Er sprach eindringlich, bilderreich, warm, aber nur von dieser einen Tugend der Unterwürfigkeit, die der Schlüssel zu allen anderen sei. Dann wieder ein Gebet und wir gingen zum Mittagessen ins Refektorium.

Auch hier machte, nachdem wir in dem großen, dämmrigen Raum an den langen, mit blinkenden Linnen gedeckten Tischen Platz genommen, ein Gebet die Eröffnung, dann las, während die Schüsseln herumgereicht wurden, einer der Zöglinge aus einer Biographie Gregor VII. vor; die Meisten zischelten währenddeß ungeniert miteinander. Ich versuchte, so weit es mein wüster Kopf zuließ, der Vorlesung zu folgen, und geriet in Verlegenheit, als mich mein Nachbar, ein flachsköpfiger Westphale mit biederem, breitem Gesicht — Fritz Richters hieß er — ansprach und nach Namen und Herkunft befragte. „Oh", flüsterte er mir lächelnd zu, als er aus meinem ängstlichen Blick den Grund meines Zögerns erriet, „heute wird's nicht so genau genommen, von heut' Abend ab, wo die Exercitien beginnen, müssen wir eine Woche ganz schweigen." Doch fuhr er zusammen, kaum daß er dies ausgesprochen und beugte sich errötend auf seinen Teller nieder, ein strafender Blick des Präfekten hatte ihn getroffen; auch die Anderen verstummten, man hörte nun nichts, als die näselnde Stimme des Vorlesers, dazwischen das leise Klappern der Bestecke. Wieder ein Gebet, dann begaben wir uns in die Kapelle des Heil. Stanislaus, des Schutzpatrons von uns „Philosophen", die obere Abteilung, die Theologen, wandelten nach jener der Apostel Peter und Paul. In der Kapelle beteten wir eine Weile auf den Knieen das Sakrament an, dann wurden wir auf eine gedeckte Gallerie geführt, zur halbstündigen „Rekreation". Sie bestand darin, daß wir auf und niedergehen und mit einander sprechen durften, aber nicht in Gruppen, sondern paarweise. Da ich sah, wie jeder der Zöglinge sich zu einem anderen gesellte, wollte ich auf Richters zutreten. Aber der Präfekt rief mich an. „Niemand wählt seinen Genossen frei", sagte er, „ich bestimme die Paare, heute gehen Sie mit Herrn Igalffy." Es war ein Ungar, ein kleiner, sehr beweglicher Mensch mit häßlichem, tiefbrünettem Gesichte, der mich in dem grellroten Talar unwillkürlich, so wenig ich zum Spott aufgelegt war, an einen Affen in ähnlicher Jacke erinnerte, den ich in Triest seine Künste hatte machen sehen. Er stolperte hastig auf mich zu. „Bist Daitscher?!" rief er erfreut. „Ich sprich gern daitsch, weil ich will lernen!" Aber wieder trat der Präfekt dazwischen. „Die Herren haben einander stets „Sie" zu sagen und mit „Domine", des Abends „Signore" anzusprechen. Nachmittags wird lateinisch, Abends italienisch gesprochen, Deutsch nur, wenn Sie ein Oberer so anspricht." Nun lief der zappelige Ungar schweigend neben mir her, bis er mir erregt zuflüsterte: „Ober kann' ich schlecht latainisch, soll ich stumm blaiben wie Fisch?!" Ich errötete und erwiderte dann tugendhaft in der Sprache Ciceros, wir müßten uns der Weisung fügen, es werde schon gehen. „Versteh nix!" seufzte Igalffy und warf die Arme verzweifelt in der Luft herum. Darauf fragte ich, da ihm die Worte „pater" und „mater" doch wohl bekannt sein mußten, ob ihm diese lebten? Er nickte erfreut, aber da

trat der Präfekt, der mich, wie es schien, besonders genau beaufsichtigte, zum dritten Male auf mich zu. „Sie dürfen nur von der Religion und ihren Studien sprechen", sagte er. „Weltliche Dinge und Persönlichkeiten dürfen hier nie genannt werden!" Und so gingen wir schweigend neben einander her, bis die halbe Stunde um war; gar zu lebhaft war auch, so weit ich es gewahren konnte, das Gespräch der anderen Paare nicht.

Darauf erhielt jeder von uns Novizen einen älteren Zögling zugewiesen, der ihn des Genaueren in der Hausordnung unterrichten sollte. Mein Mentor, ein Schwabe, Johannes Hefele mit Namen, dessen Zischlaute sein an sich seltsames Latein nicht verständlicher machten, unterwies mich, in der offenen Thüre stehend, ohne die Zelle zu betreten, mehr durch Geberden als durch Worte, wie ich meine Stube in Ordnung halten und mit dem Besen reinfegen, mein Bett machen, meine Stiefel und Kleider reinigen müsse. Dann riet er mir, mein Herz für die Exercitien vorzubereiten, denn aus ihnen komme den Novizen die Erleuchtung, und verließ mich. Der Rat war überflüssig; mit größerer Sehnsucht mochte ihnen noch kein Bewohner dieser Zelle entgegengeharrt haben. Nichts lenkte meine Gedanken ab, es war totenstill um mich, auch von der Straße her klang kein Ton empor. Als ich an das Fenster trat, frische Luft einzulassen, sah ich erst, daß man nicht hinabsehen konnte; die unteren Scheiben waren durch Holzbretter von außen her verschalt. Aber mich gelüstete es nicht nach der Welt da draußen; gesenkten Hauptes saß ich da, ließ die Spätherbstluft meine heiße Stirn kühlen und flehte wortlos, aber mit aller Inbrunst meines Herzens zu Gott empor, daß er mir beistehen möge, mein altes Leben zu vergessen und ein neues würdig zu beginnen.

Die Glocke rief zum Abendessen; ich ließ die Schüssel unberührt vorübergehen; mich dürstete nach himmlischer Speise. Diese zu empfangen wurden wir wieder in die „Camera communis" geleitet. Der Raum war in Dämmerung gehüllt, nur auf die Kanzel, wo Gregorius stand, fiel helles Licht. Er sprach über den Zweck der Exercitien, die ähnlich, wie das Turnen den Körper stärke und gegen schädliche Einflüsse wappne, alle unreinen Regungen der Seele vertilgen und uns lehren sollten, den Willen Gottes aufzusuchen und zu finden. Je länger er sprach, desto mehr schien es mir, als ginge das Licht, in dem er stand, von seinem eigenen Antlitz aus; er sprach hinreißend; auch heute noch will es mir scheinen, als hätte ich in meinem langen Leben keinen besseren Redner gehört. Selbst die rein äußerlichen Vorschriften der Hausordnung, die während dieser Woche galt, wußte er fesselnd mitzuteilen, geschweige denn die Hauptpunkte, aus denen diese Exercitien nach dem Willen und Befehl Loyolas bestanden. Das Schweigen, die Betrachtung, die Gewissenserforschung, das Gebet und die Beichte. Er sprach lateinisch; wo er jedoch besonders rühren und erschüttern wollte, erklang die Rede plötzlich in den Lauten der Muttersprache, als quöllen sie ihm aus tiefstem Herzen unaufhaltsam empor; dann ging ein leises Schluchzen durch den Raum, und wenn nicht Alle, Viele teilten sicherlich meine Empfindung: „Klammere Dich an diesen Mann, mit ihm ist Heil und ohne ihn Verderben!" Mit heißer Inbrunst wurde das Schlußgebet gesprochen, beim Ausgang erhielt Jeder eine genaue schriftliche Weisung für die nächsten vierundzwanzig Stunden und ging in seine Zelle.

„Versiegle Deinen Mund!" begann die Weisung; von nun ab durfte er nur noch zur Beichte aufgethan werden. „Erkenne, was Du nun noch bist!" hieß es ferner; geboten war die Vorstellung, man stünde als ein des Todes Schuldiger vor Gott, dem Richter. Ach, mir fiel diese Vorstellung leicht, schwerer die Erfüllung der Mahnung, spätestens nach Mitternacht den Schlaf zu suchen. Nur wie ein leichter Schleier senkte er sich mir endlich auf die brennenden Lider, und als uns um fünf Uhr der mit diesem Amt betraute Zögling, der „Bidellus" weckte, war ich bereits wach.

Eine halbe Stunde später fanden wir uns in der „Camera" zusammen; nach dem Morgengebet bezeichnete uns Gregorius jene Punkte auf unserem Zettelchen, die zunächst zur Betrachtung kämen: es war die bekannte, auch oft von Malern behandelte „Contemplatio" Loyolas über die „beiden Banner", jenes Christi und Lucifers. Wir hatten uns zunächst das Vorspiel auszumalen; bei Jerusalem versammelt der Heiland die guten, bei Babylon Lucifer die bösen Menschen um sich. Auf ein gegebenes Zeichen knieten wir nieder, schlossen die Augen und die Betrachtung begann. Die Gestalt des thronenden Heilands konnte ich mir nach den vielen guten Bildern, die ich gesehen, leicht vorstellen, auch der Raum um ihn her bevölkerte sich mir rasch mit bekannten Gestalten: Vater und Mutter, Adalbert und Vroni,

die Patres von B., der gute, dicke Coelestin an der Spitze und viele Andere, die meisten Menschen, denen ich bisher begegnet. Hingegen schwankte mir die Gestalt des Lucifer; anfangs malte ich ihn mir als einen gemeinen Teufel mit Schweif und Hörnern aus, dann, da ich mich erinnerte, daß er ein gefallener Engel sei, als einen Jüngling mit blassem, edlem, aber widrig verzerrtem Antlitz; je deutlicher ich es mir vorzustellen suchte, um so bekannter wurden mir die Züge: die vollen Lippen zuckten, das rotblonde Haar umfloß die niedrige Stirn und aus halbgeschlossenen Lidern traf mich der starre Blick der blauen Augen. Ein Stöhnen brach mir aus tiefster Brust, auch hier ließ mich der Unhold meines Lebens nicht los. Ich raffte alle Kraft zusammen und suchte mir wieder die Schar der Guten vorzustellen, aber sie zerrann wie ein Nebel. . . Bebend, von Angst und Reue gerüttelt lag ich auf den Knieen, bis das Zeichen klang, uns wieder zu erheben. Es schlug sieben, eine Stunde nur hatte diese erste Betrachtung gedauert; erstaunt zählte ich die Schläge; mir hatte sie alle Engel und Dämonen meines ganzen Lebens vor Augen gestellt.

Nun die Messe, dann das hastige Frühstück, von Acht bis Neun eine Vorlesung aus dem Codex dieser Übungen, den „Exercitia Spiritualia“, die Loyola ursprünglich in spanischer Sprache niedergeschrieben. „Bringe Deinen ganzen Willen Gott dar“, hieß es darin, „und er wird Dir beistehen! Sind Dir bei der Betrachtung besondere „Lumina“ (Lichtpunkte) aufgegangen, so sage sie dem Meister, verschweige ihm aber auch nicht, was Dir unklar geblieben.“ Dann durften wir auf eine halbe Stunde nach unseren Zellen, um diese Lichtpunkte und Unklarheiten wohl zu überlegen, ehe wir damit hervorträten; ich hatte mir leider nur die Worte zurechtzulegen, in denen ich Gregorius meine Pein gestehen wollte. Dann folgte die Anbetung des Sanktissimums in der Kapelle. Beim Hinausgehen fiel mir ein Bild der Hölle in die Augen; diese Teufel, die arme Sünder mit glühenden Zangen zwickten, hatten keine Ähnlichkeit mit der Franzi, gierig sog ich den Anblick der scheußlichen Fratzen in mich ein. Um Zehn standen wir wieder vor Gregorius; auf die Frage nach den „Lumina“ schwiegen Alle, zu einer Unklarheit bekannte ich mich als der Einzige; er verwies mich auf später.

Nun folgte das erste Hauptstück der Betrachtung: Lucifer entsendet unzählige Teufel, ihm durch Verbreitung der drei Hauptlaster: Habgier, Ehrsucht, Stolz alle Menschen zu unterjochen; wir hatten uns die Aussendung körperlich vorzustellen und den Wortlaut der Rede auszudenken. Das gelang mir leichter, weil ich eben jenes Bild gesehen und auch die Rede schien leidlich zu glücken, aber je länger ich über die Habsucht nachsann, desto deutlicher nahmen die Teufel vor Lucifers Thron die Züge der Mathilde und des Paters Marian an. Ich versuchte zur Ehrsucht zu gelangen — aber da stand der Grazer Jesuit mit Hörnern auf dem Kopfe und hinter der Kutte guckte der Teufelsschweif hervor. So endete auch die zweite Betrachtung schlimm für mich, und Zeit, mich zu sammeln hatte ich nicht; nun folgte eine Stunde Vorlesung aus der Heiligengeschichte; um zwölf Uhr das Mittagessen. Erst nach demselben hatten wir eine Stunde auf unserer Zelle Muße, die Lumina und Unklarheiten der zweiten Betrachtung zu fixieren, aber auch, unser Gewissen zu erforschen, welcher Sünden wir uns dabei bewußt geworden. Daß ich Pater Marian als Teufel der Habgier gesehen, deutete offenbar auf die Sünde der Rachsucht und Undankbarkeit, aber jene Vision der Franzi?! Die Totsünde der Wollust war dies nicht, denn ich verabscheute sie ja nun aus ganzem Herzen und konnte mich nur schaudernd erinnern, in welchem häßlichen Aufzug ich sie zuletzt gesehen. Um halb Zwei läutete es zum kurzen Spaziergang auf unserer Gallerie; einzeln, mit niedergeschlagenen Augen schlichen wir an einander vorbei, um uns dann abermals in die Camera zu begeben.

Die Frage nach den Ergebnissen der zweiten Betrachtung fand dieselbe Antwort wie jene über die erste: Lumina hatte Niemand, Unklarheiten nur ich. Bei der dritten sollte ich mich wohler fühlen; nun hatten wir uns Christum vorzustellen, wie er seine Jünger aussendet, um die Menschen die Grundtugenden des Mitleids, der Armut und der Demut zu lehren. Hierauf von Drei bis Vier geistliche Lektüre, eine halbe Stunde auf der Zelle zur Feststellung etwaiger Lumina und Unklarheiten, eine halbe Stunde Gebet, von Fünf bis Sechs die vierte Betrachtung: Jeder hat drei Zwiegespräche zwischen sich und der heiligen Jungfrau, dem Menschen Christus und Gott Vater zu ersinnen, worin er sie anfleht, bei dem göttlichen Christus ihre Fürbitte einzulegen, damit er den reuigen Sünder unter seinem Banner kämpfen

und siegen lasse. Hier machte es mich wirbelig, den Unterschied zwischen der menschlichen und der göttlichen Person Christi festzuhalten, aber mein Hirn war zu ermattet, ihn in voller Schärfe zu erfassen. Auch alles Folgende: fromme Lektüre, Gewissenserforschung, Gebet, welches die Zeit bis zum Abendessen füllte, glitt ohne tieferen Eindruck an mir vorbei. Erst als wir uns um neun Uhr zum letzten und wichtigsten Exercitium des Tages versammelten, raffte ich mich wieder auf, um der Rede des Meisters zu folgen. In einer Reihe kurzer, aber farbensatter, von glühender Phantasie erfüllter Schilderungen malte er nun die ganze „Contemplatio" von den beiden Bannern aus, gleichsam als Musterbild dessen, wie wir es hätten machen müssen. Daran knüpfte er einen scharfen Verweis, daß keiner ein Lumen aufzuweisen vermocht, und schloß mit einem Gebet, daß die folgenden sechs Tage ein besseres Ergebnis haben mögen. Damit waren wir entlassen und erhielten am Ausgang wieder die Weisung für den nächsten Tag ausgehändigt.

Die Anderen durften sich nun nach ihren Zellen begeben; mich winkte Frater Marcus, der dem Spiritualis stets wie ein Schatten folgte, zurück: Gregorius fragte nach den Bedenken, die mir gekommen, ich beichtete sie, freilich aus übergroßer Ermüdung wirr und stammelnd. Auch er schien die Sünde gegen Pater Marian für schlimmer zu halten, als jene Vision der Franzi, denn auf die ging er gar nicht ein, während er mir für die „teuflische Undankbarkeit" die Strafe dreier Fasttage, die ich in den Wochen nach den Exercitien abzubüßen hätte, auferlegte. Dann aber absolvierte er mich.

Dies war der erste Tag der Übungen. Nach der Vorschrift des Loyola sollen sie vier Wochen währen. Wollte man dies durchführen, so kämen wohl nur die stumpfsten oder verderbtesten Naturen heil davon, die Anderen müßten an Körper und Geist siech werden. Darum begnügte man sich im Kollegium stets nur mit einer Woche. Wie sie auf meine Kommilitonen wirkte, habe ich erst viel später und nicht von Allen erfahren. Die Einen, die anfangs eifrig mitgethan, wurden schon am zweiten oder dritten Tage so matt, daß sie wohl die Augen schlossen, aber nichts mehr betrachteten; Andere, kälteren Wesens, konnten die ganze Zeit über so weit mitthun, um den Fragen des Meisters Rede zu stehen, einen tieferen Eindruck empfingen sie nicht, als höchstens den der Bängnis von all' den Schrecken, durch die sie gepeitscht worden. Zwischen Widerstreben und Extase hin- und hergezerrt, wie ich, fühlte sich meines Wissens nur noch Einer, ein Rheinländer, Namens Viktor Harthoff, von dem hier noch wiederholt die Rede sein wird, aber seine Kraft war noch rascher erschöpft, als die meine und nach Schluß der Übungen mußte er auf mehrere Wochen ins Hospital. Daß ich nach den ungeheuren Erschütterungen des Körpers und des Gemüts, die ich in hageldichter Folge seit langen Monaten durchlitten, dennoch aufrecht blieb, erscheint mir heute rätselhaft, vielleicht hatte es darin seinen Grund, weil ich ohnehin in einen Zustand der Überreizung war, den nichts mehr steigern konnte,

Aber wie unendlich fern lag mir damals ein solcher Gedanke! Ich empfand die Extase, in die ich immer tiefer hineingeriet, je mehr sich mir die Phantasie entflammte und den Widerstand der Vernunft aufzehrte, als den Glückszustand der Gnade, der Erleuchtung, das zeitweilige Widerstreben aber war sicherlich nur eine Versuchung des Teufels und es schien mir als herrliches Zeichen für mein Seelenheil, daß es immer schwächer wurde. So machte ich selbst die Contemplatio über die Hölle ohne viel Anfechtung durch, und doch gehören die „fünf Punkte", die Loyola darüber als Anleitung aufgezeichnet, zu den Grauenvollsten, was je menschlicher Phantasie zugemutet worden: man messe mit seinen Augen die Länge, Breite und Tiefe des Höllenraums, sehe den Feuerbrand und die brennenden Leiber, höre das Heulen der Verdammten, rieche den Qualm von Pech, Schwefel und Unrat, schmecke auf seiner Zunge die Thränen und den Geifer der Gequälten. . . Allerdings war dies der sechste Tag der Betrachtung und mein Hirn stumpf geworden. In welchem Zustand an diesem Tag bereits auch die Unempfindlichsten unter uns waren, erwies unser Verhalten bei einem unerwarteten Zwischenfall. Die Exercitien waren bisher ohne alle „Lumina" verflossen; als nun Gregorius an diesem Tag vorwurfsvoll ausrief: „Weiß denn auch heute Niemand ein „Lumen" beizubringen?!" schnellte Igalffy empor, lief hinaus und kehrte in wenigen Sekunden mit einer offenbar bereitgehaltenen brennenden Wachskerze wieder. Das Antlitz des Spiritualis färbte sich hochrot und um seinen Mund zuckte es, er mußte die Lippen fest zusammenpressen, um ein Lachen zu unterdrücken, aber von uns Novizen lachte oder lächelte Keiner,

ich glaubte sogar, Keiner empfand das Komische des Mißverständnisses, wir waren allesamt zu müde dazu. Nachdem die siebentägige Erbauung beendet, die Beichte abgelegt, die Communion aus des Rektors Händen empfangen war, waren wir wohl Alle, wie es ein Heiliger des Ordens wünscht, „wohl gekneteter, mürber Teig.“ Von mir wenigstens kann ich es versichern.

Das Studium begann; das Leben floß nun eintönig, ohne besondere Erregungen dahin. Mir ist dies Halbjahr meines Noviziats die toteste Zeit meines Lebens, an die ich nicht ohne leises Grauen zurückdenken kann. In meinem Hirn war's wüst und öde; bisher überall ein trefflicher Schüler, vermochte ich nun den Anforderungen, die an uns gestellt wurden, nur eben zu genügen, und doch waren sie wahrlich nicht groß. Des Vormittags eine Stunde Heiligen-Geschichte bei Gregorius, dann eine Stunde formale Logik im benachbarten „Collegium Romanum“, Nachmittags an derselben Schule eine Stunde Mathematik, das war alles. Anderen machte der lateinische Vortrag Schwierigkeiten, mir keine; dennoch konnte ich kaum eine halbe Stunde dem Professor folgen oder für mich studieren; die Krankheit, die Exercitien hatten eben meine Denkfähigkeit so arg herabgebracht. Ähnlich stand es um mein Gemüt. Glücklich fühlte ich mich allerdings äußerst selten: nur in jenen wenigen Momenten, wo ich mich durch einen Vortrag des Spiritualis, durch den ergreifenden Eindruck einer Ceremonie, so der Weihnachtsmette wieder zur Extase entflammt fühlte, aus eigener Kraft gelang es mir nie. Aber auch jede Qual der Seele blieb mir in dieser öden Zeit fast gänzlich ferne; mich überkamen keine Zweifel oder ich konnte sie doch leicht niederkämpfen; an die Außenwelt dachte ich nicht. Einmal, kurz nach Neujahr, übergab mir Gregorius ein Briefblatt von Kudelkas Hand, in dem mich dieser im Namen meiner Mutter beschwor, doch endlich auf seine Briefe selbst zu antworten; die Beruhigungen von fremder Hand könnten die Angst ihres Herzens nicht beschwichtigen. „Ich habe bisher in Deinem Namen geschrieben,“ fügte er bei, „um Dir während Deines Noviziats, wo sich Dein Schicksal entscheidet, jede Beunruhigung fern zu halten; ich habe aber nichts dagegen, daß Du nun selbst schreibst, ob Du Dich hier wohl fühlst. Natürlich genau, wie Dir um's Herz ist; wir beaufsichtigen die Briefe nicht.“ Ich schrieb, daß ich völlig zufrieden sei und pries meinen Retter Gregorius; es war keine Heuchelei, jenes Hindämmern der Seele, das Versinken aller anderen Empfindungen in ein Gewoge nebelhafter oder verzückter Phantasien erschien mir thatsächlich als Glück. Kurz bevor meine Noviziatszeit zu Ende war, im März 1843, brachte mir Frater Marcus einen Brief aus Bodenbach auf meine Zelle; die Adresse wies die plumpe Handschrift des dicken Karl. Schon wollte ich das Siegel brechen, da erinnerte ich mich des tiefen Eindrucks, den ich einige Tage zuvor in jener Zelle unseres Klosters empfangen, wo der Stifter unseres Ordens seine letzten Lebensjahre verbracht hat. Sie wird genau so erhalten wie sie in seiner Sterbestunde war; „in diesem Kamin,“ sagte unser Führer und wies auf die schwarze Höhlung, „hat der Heilige die Briefe seiner Geschwister ungelesen verbrannt, um nicht vom Sinnen für das Seelenheil seiner Mitmenschen abgelenkt zu werden!“ Und ich sollte den Brief meines Jugendfreundes lesen, in dem vielleicht Schmähungen gegen meinen Retter standen?! Der Brief blieb unerbrochen und wanderte abends in den Kamin des Refectoriums.

Als der April und damit die Prüfungszeit zu Ende neigte, wurde ich unruhig; mir bangte, nicht aufgenommen zu werden. Gern hätte ich mich gegen einen der Kollegen ausgesprochen, aber ich war keinem näher getreten; das Verbot gegenseitiger Besuche auf der Zelle, die Einschränkung aller Gespräche auf die kurze Zeit des Spaziergangs, der stete Wechsel des Partners, die Feierlichkeit der Anrede wie der Zwang der fremden Sprache verhinderten das Aufkeimen jeder wärmeren Beziehung. Doch schienen alle, so weit ich es sehen konnte, guten Mutes, nur Igalffy schlich betrübt umher, hatte auch allen Grund dazu, da er sich während des Noviziats nicht bloß als unwissend, sondern auch als ungeberdig erwiesen. Aber seine Trauer hatte, wie er mir bei einem Spaziergang anvertraute, einen anderen Grund, er fürchtete trotzdem dableiben zu müssen, denn, fügte er in seinem entsetzlichen Latein bei: „quem patres habent, non liber fit.“ Ich war darüber entrüstet, aber Recht hatte der kleine, schmutzige Ungar doch: wir wurden allesamt als Alumnen aufgenommen, auch er. Daß die Entscheidung über mich günstig ausgefallen, erfuhr ich schon am Abend vor der offiziellen Verkündigung durch Gregorius; es habe ihn wiederum einen überaus harten Kampf gekostet,

versicherte er, und schnitt meinen gerührten Dank kurz ab: „Beweise es durch Thaten, Liebster!"

Das war auch mein heiliger Vorsatz und die Mitteilung des nächsten Tages schwächte mir das heiße Dankgefühl nicht: war ich doch unter den neuaufgenommenen Alumnen sicherlich der Einzige, der sich bereits mit so häßlichen Sünden beladen. Bei der feierlichen Aufnahme, die bald darauf vor versammelten Priestern und Alumnen, in Gegenwart des Ordens-Generals stattfand, vermochte ich meiner Bewegung kaum Herr zu werden und gewiß hat kein Anderer die Worte des vorgeschriebenen Dankgebets mit heißerer Inbrunst nachgesprochen, als ich: „Allmächtiger! Deine Vorsehung hat uns aus der Welt heraus in diese Zufluchtsstätte der Wissenschaft und Frömmigkeit geführt und Du hast uns vor so vielen Fährlichkeiten des Leibes und der Seele bewahrt, was sollen wir Dir nun wiedergeben?" Und heilige Schauer durchrieselten mich, als ich den Eid leistete: „Ich Georg Winter, Sohn des Johannes Winter, von Nation ein Deutscher, aus dem Kaiserstaat Österreich, dem Königreich Böhmen, der Diözese Königgrätz habe nunmehr eine vollständige Kenntnis dieses Kollegiums und unterwerfe mich seinen Gesetzen und Einrichtungen. Ich schwöre, daß ich den kirchlichen Stand erwählen und alle Weihen empfangen will!" Nach abgelegtem Schwur durften wir einzeln vor den General hinknieen und seinen Segen empfangen. Es war damals der Schweizer Johannes Roothaan. Ehrfürchtig blickte ich zu seinem hageren, durchfurchten Greisenantlitz empor. Als ihm der Pater Rektor meinen Namen zuflüsterte, reichte er mir die Hand zum Kusse und sagte so leise, daß nur ich es vernahm: „Werde so fromm und rein, mein Sohn, wie Du es einst gewesen."

Ich darf wohl sagen: ich habe mich ehrlich gemüht, es zu werden und in der nächsten Zeit ist es mir wohl auch, wenigstens im Sinne des Ordens, annähernd geglückt; die Zeit vom Mai bis Oktober 1843 ist die beste gewesen, die ich in Rom verbracht, namentlich mit der voraufgegangenen und der folgenden verglichen. Hatte mir das Bewußtsein, daß mich jetzt nur noch eine neue Sünde aus diesem Haus des Heils bannen könne, wieder Kraft gegeben, oder hatte sich mein Körper allmählig erholt — der dumpfe Druck, der auf meinem Hirn gelegen, schwand immer mehr; ich konnte mich dem Unterricht mit weit größerem Erfolge widmen, als bisher. Viel wurde auch nun nicht von uns gefordert, immerhin trat zu der Mathematik nun auch ein wenig Physik, und die „philosophische" Lehrstunde wurde anregender, da nach beendeter „Logik" die „Metaphysik" an die Reihe kam. Form und Inhalt waren streng im Sinne der Scholastik, aber doch packender, weil lebhafter und spitzfindiger ausgeschmückt, als es meine Zeitgenossen sonst wohl an gelehrten Schulen gehört; auch an den weltlichen Anstalten Österreichs und Deutschlands wurde ja damals vielfach diese Methode gehandhabt. Den Beginn jedes Abschnitts machte stets die Hauptthese, kurz, klar, faßlich, mit dem vollen Gewicht einer unumstößlichen Wahrheit vorgetragen, dann, nachdem sie bereits dem Gedächtnis und Gemüt eingeprägt war, durch möglichst viele Ausführungen bewiesen, die aber nie ins Blaue schweiften, sondern Vernunftschlüsse waren oder es doch der Form nach schienen; den Beschluß machten die Einwendungen und ihre Widerlegung. Unser Professor, ein Pole, Pater Josephus, verfuhr namentlich bei diesem letzten Teil jedes Abschnittes mit ungemeiner Gewandtheit und Menschenkenntnis. Die Einladung, ja die Bitte, doch nie einen Zweifel unausgesprochen zu lassen, wurde stets wiederholt, wer ihr nachkam, wurde zunächst belobt und ermuntert, mochte das Vorgebrachte noch so kühn klingen oder wirklich sein, dann folgte ein Disput, der natürlich, dank der überlegenen Dialektik des Professors, stets mit seinem völligen Siege endigte, aber auch mit einem Kompliment für den Fragenden. Gleich entschlossen ging der kluge Mann der weltlichen Philosophie zu Leibe, wir hörten von Rousseau und Hume, Kant und Spinoza und zwar nicht, nach der üblichen Manier, als von Dummköpfen oder Ketzern, vor denen man sich hüten müsse; sie seien — wurde uns immer wiederholt — tiefsinnige, ja geniale Denker, deren Irrtümer sich aber doch widerlegen ließen. Auch wurde bei der Wiedergabe ihrer Systeme im Ganzen ehrlich verfahren, so daß auch Jene von uns, die sie bereits kennen gelernt, nicht stutzten; mit welchen Waffen dann der Pantheismus Spinozas oder Schellings Idee des Absoluten vernichtet wurden, dies nachzuprüfen, hätte es schärferer Augen als der unseren bedurft; wir waren befriedigt. Kurz, diese überaus dürftige, völlig unter den Zwang der Dogmen gebeugte Philosophie gewann durch die Methode einen Anschein des Kühnen und Wahren, der mit fortriß und ich brauche nicht erst zu sagen, wie anregend

sie auf einen grüblerischen Geist, wie den meinen wirken mußte.

Auch der Schönheitssinn fand allmählig einige Befriedigung. Freilich nicht im eigenen Hause; was in den Gängen und Kapellen des Klosters an Gemälden und Statuen zu sehen war, konnte den Geschmack eher verwirren als festigen. Aber nun wurden mindestens Einige von uns dreimal des Monats unter kundiger Leitung durch die kirchlichen Kunstschätze Roms geführt. Vorbedingung war neben dem eigenen Wunsch — den äußerte fast Jeder, schon der Abwechslung wegen — vor Allem die Würdigkeit: wer sich nicht bei Gebet und Unterricht gesammelt genug erwiesen, durfte nicht mit; auch war die Erlaubnis leicht verscherzt, so wurde sie mir zweimal entzogen, weil ich von einer Darstellung des Fegefeuers geäußert, sie sei „zu entsetzlich“, und von einem San Sebastian gemeint, der Künstler habe zu viel Pfeile angebracht; offenbar konnte ein Fegefeuer nicht zu entsetzlich und ein Sebastian gar nicht genug mit Pfeilen gespickt sein. Daß wir nur kirchliche Kunst zu sehen bekamen, ist selbstverständlich; sogar der Alexanderzug Thorwaldsens im Quirinal wurde uns nicht gezeigt. Indes blieb auch so genug übrig, unser Auge zu erfreuen: Sankt Peter und der Lateran, Santa Maria del Popolo und della Pace und wie die herrlichen, von edelsten Kunstwerken erfüllten Kirchen heißen mögen; von Palästen bekamen wir nur den Vatican zu sehen, aber der wog ja alles Andere auf. Von den Resten der antiken Welt oder von römischem Straßenleben gewannen wir freilich keine Vorstellung, dafür machten wir jeden Donnerstag, wo es keine Vorlesung gab, einen Ausflug, zu dem Jeder mitdurfte, der nicht eben eine schwere Pönitenz abzubüßen hatte: nach San-Saba oder Macao, zwei dem Kollegium Germanicum gehörigen Landgütern vor den Thoren Roms. Dort, wo wir beliebig mit einander verkehren, auch Deutsch sprechen durften, fand ich noch Besseres als den Kunstgenuß und die Anregung durch die Waffen einer spitzfindigen Scholastik, gleichgesinnte Freunde, die mir tragen halfen, was mir jene Tage an Kämpfen und Bitternissen brachten. Denn auch daran fehlte es wahrlich nicht.

Die Namen dieser Freunde habe ich bereits genannt; Fritz Richters aus Westphalen, Johannes Hefele aus Schwaben, Viktor Harthoff aus Düsseldorf am Rhein. Von dem Schwaben, der uns zusammenführte, auch den meisten Einfluß auf uns übte, ist wenig zu sagen: ein braver, stiller, fester Mensch, aus Pflichtgefühl glaubensstark, so weit es vorgeschrieben war. Das Holz, aus dem man tüchtige Landpfarrer schnitzt; das wäre er auch am liebsten geworden; nachdem ihn der Ehrgeiz seines Vaters, eines bischöflichen Beamten, hierhergeführt, war sein Ideal nun die Leitung einer Missionsanstalt unter nicht allzugefährlichen Wilden oder eine Professur der Mathematik am Kollegium. Eigentümlicher war der Westphale; das offene wohlgenährte Gesicht log nicht, es war viel praktischer Sinn in ihm, fröhliches Behagen an den Freuden, die das Konviktsleben bot, namentlich an der reichlichen Tafel, dem guten, nicht spärlich zugemessenen Wein. Aber die wasserblauen Augen, die bei Tisch so fröhlich auf den roten Albaner niederblinzelten, konnten auch so starr, so gespenstisch blicken, daß es Einen überlief; Richters behauptete, daß in seiner Familie — der Vater war ein wohlhabender Landmann im Münsterland — das „zweite Gesicht“ erblich sei; ihm selbst sei es nicht gegeben, aber wenn ihn die Erleuchtung überkomme, sehe er doch mehr als Andere; auch von zukünftigen Dingen. Glaube und Aberglaube, Schlauheit und ungewöhnliche Schwärmerei mischten sich unberechenbar, ja unbegreiflich in seinem Wesen. Mit ihm verglichen war der schlanke, feingegliederte Rheinländer mit dem blassen, schönen Antlitz, den blitzenden, dunklen Augen, dem tiefschwarzen Lockenhaar ein leicht zu ergründender Mensch: von kindlicher Reinheit und Güte, an Verstand und Gemüt gleich ausgezeichnet, voll heißesten Dranges nach den Idealen, schon aus Herzensbedürfnis unendlich fromm, und noch mehr deshalb, weil ihm stets nur das Höchste genügen konnte, hier das völlige Aufgehen im Glauben. Wie ihn der Brand, den jene Exercitien in seine Seele geworfen, fast verzehrt hätte, habe ich schon erwähnt; nun loderte die Flamme gedämpfter, aber noch immer stärker, als dem zarten Körper gut war, so daß uns oft bange um ihn werden wollte.

Diese Freunde und ich, wir wurden bald an den Donnerstagen auf San Saba, dann während der Ferien auf San Pastore, unserer Villegiatur bei Tivoli, unzertrennlich. Die Oberen sahen es nicht gerne, so gut jeder Einzelne von uns angeschrieben war, eben weil alle Freundschaften unter den Alumnen verpönt waren; „die Krebse müssen einzeln gesotten werden“, sagte Richters bitter mit Anspielung auf den Spitznamen, den uns das Volk unserer roten Talare wegen gab.

Verboten wurde uns der Verkehr zunächst freilich nicht, aber man beaufsichtigte uns immer schärfer und es war sicherlich kein Zufall, daß sich Frater Marcus so oft als möglich mit oder neben uns zu thun schaffte. Der süßliche und dabei bösartige Mensch war uns sehr zuwider, wir begriffen nicht, daß ihn Gregorius, den wir Alle hochschätzten, seines vertrauten Verkehrs würdigte, auch war es uns rätselhaft, warum er, trotz seiner gelehrten Vorbildung, nur eben als dienender Bruder Aufnahme gefunden. Wir hielten uns den Menschen ferne, so wenig unsere Gespräche sich auch gegen den Orden, geschweige denn gar den Glauben kehrten. Im Gegenteil, ehrlich standen wir einander bei, der Bedenken Herr zu werden, die uns etwa aufstiegen.

Namentlich die Wunder-Legenden machten uns viel zu schaffen. Unter den Alumnen bestanden zwei fromme Brüderschaften, die des heiligen Scapuliers und der heiligen Jungfrau. Das Scapulier besteht aus zwei kleinen, durch Bänder zusammenhängenden Tuchlappen und wird unter dem Talar in der Weise getragen, daß der eine auf der Brust, der andere auf dem Rücken ruht; es ist das Ordenszeichen der Carmeliter; ihr Stifter, der heilige Simon Stock soll es aus den Händen der Gottesmutter selbst empfangen haben. In den Versammlungen der Brüderschaft wurden Betübungen abgehalten, moralische Betrachtungen angestellt; das gefiel uns, wir traten bei. Daß uns eingeschärft wurde, das Bundeszeichen unversehrt zu erhalten, fanden wir natürlich ganz in der Ordnung, nicht aber die Begründung: wer mit unverletztem Scapulier am Leibe sterbe, komme in den Himmel. Zum Beweise wurde uns folgende Legende erzählt: Ein ausgestoßener Alumnus, der dann alle Laster auf sich gehäuft, ja sogar — und das war der schlimmste Frevel, den man nach Anschauung unserer Oberen begehen konnte — Protestant geworden, trotzte vor dem Tode im Vertrauen auf das Scapulier jeder Bekehrung. Der Pater konnte nicht leugnen, daß der Sünder Recht habe, warnte ihn aber: die Vorsehung werde es so fügen, daß er im Todeskampfe die Bändchen selbst zerreiße. Darauf ließ der Sünder die beiden Tuchlappen mit goldenen Ketten verbinden; der Pater zog betrübt ab. Nach dem Tode aber fand man die starken goldenen Ketten zerrissen; die Vorsehung hatte es so gefügt wie der Pater prophezeit. Wir aber quälten uns nun mit der Frage: blieb wirklich das unverletzte Scapulier auch bei verletzter Tugend in Kraft? Auch die Zusammenkünfte der Marien-Kongregation erbauten uns aufrichtig; sie setzten jenen Kult der Gottesmutter freiwillig fort, den wir im Monat Mai unter Anleitung der Oberen verrichtet. Daß bei diesen Betrachtungen, die streng nach dem Buche des Jesuitenpaters Muzzarelli vorgenommen wurden, jede Versuchung, auch die zur Unkeuschheit, deutlich genannt und in drastischen Worten bekämpft wurde, fanden wir damals löblich und ich möchte es auch heute nicht tadeln: wir waren erwachsene Jünglinge, die man nicht als geschlechtslose Engel behandeln durfte und die Art, wie dies geschah, war eine durchaus würdige, so daß ich den Tadel, den Andere darüber geäußert, für ungerecht halte. Aber auch hier störten uns die Legenden, die den Wert des „Ave Maria“ beweisen sollten. Da wurde uns zum Beispiel von einem lasterhaften toledanischen Edelmann erzählt, dem die Gottesmutter Gnade erwirkt, weil er doch einmal täglich aus alter Gewohnheit jenes Gebet gesprochen. Womöglich noch schwerere Bedenken machte uns die bekannte, wunderthätige Holzstatue des „Santo Bambino“ in unserer Nachbarkirche „Ara Coeli“, deren Anbetung uns um die Weihnachtszeit stets dringend empfohlen wurde, und zwar unter Hinweis auf seine Geschichte. Nun ist aber diese Geschichte die folgende. Ein frommer Franziskaner thut in Jerusalem das Gelübde, ein Christuskind aus Ölbaumholz zu schnitzen, mit Fleischfarbe zu bemalen und auf seinen Armen nach Rom zu tragen. Nachdem er es fertig geschnitzt, fehlt ihm die Farbe, aber nach neuntägiger Andacht, in welcher er den Himmel um Herbeischaffung der Farbe angefleht, steht der Knabe angestrichen da; der Mönch kann mit ihm zu Schiff nach Rom gehen. Das Fahrzeug strandet, der Mönch ertrinkt, die Statue schwimmt selbst ans Ufer und wandert nach Rom. In zwei Städten angehalten, in die Kirche gebracht und angebetet, weiß sie zu entfliehen, gelangt endlich nach Ara Coeli und wird dort hochverehrt. Eine fromme Frau stiehlt das Heiligenbild und verschließt es in ihre Kammer, doch öffnet es heimlich des Nachts die Thüre und kehrt auf seinen Standort zurück. Zum Dank dafür wird es nun, damit es sich nicht einsam fühle, einem dazu angefertigten Muttergottes-Bildnis in die Arme gelegt, aber gleichzeitig zum Schutz vor Diebstahl, wie etwaigen Fluchtgelüsten an diese große Statue angeschraubt. Alles wollten

wir glauben, nur nicht, daß sich der Bambino ohne die größere Statue unbehaglich gefühlt oder wirklich durch Schrauben zurückgehalten werden könne, wenn er gehen wolle. Auch die Lektüre machte uns zuweilen arge Gewissenspein, obwohl wir nur geistliche Bücher lasen. Aber eben darum! So wurde uns eines Tages die vom Jesuiten-Pater Garcia verfaßte Biographie des Heiligen Joseph mit dem Bemerken empfohlen, jeder Satz sei so lauter und unumstößlich, wie das Evangelium. Da fanden wir nun aber Stellen wie die folgende: „Ahme namentlich seinen Hang zum Stillschweigen nach! Der Heilige Joseph war so schweigsam, daß sich in der ganzen Heiligen Schrift auch nicht ein Wort findet, das er geredet hätte." Das faßten wir nicht. „Wie?!" rief ich. „Das Wort ‚Gott' sollte er nie ausgesprochen haben?!" — „Und um das Wörtchen ‚und'", fügte Richters hinzu, „kann er doch auch schwerlich sein ganzes Leben lang herumgekommen sein!"

Da wir selbst keinen Ausweg aus diesen Nöten fanden, beschlossen wir eines Tages unsere Beichtväter zu fragen; Hefele und Richters, die uns um einen Kursus voraus waren, den ihrigen, einen Deutschen, Pater Lorenz; Harthoff und ich den unseres Jahrgangs, den Italiener Pater Vitus. Der Deutsche erwiderte kurz: „Non est de fide" (das ist kein Glaubenssatz), sie mögen es damit halten, wie ihnen recht scheine. Wir aber erhielten von Pater Vitus die ebenso entschiedene Antwort: „Est de fide" und dazu die energische Mahnung, auch in minder wichtigen Dingen keinem Zweifel Raum zu geben. So ward unsere Ratlosigkeit nur gesteigert und daher beschlossen wir den Pater Spiritualis als Oberaufseher unserer Seelen, mit dem sich ohnehin Jeder allmonatlich zwei Male aussprechen mußte, zu befragen. Wohl war es strengstens verboten, etwas aus dem Inhalt dieser Unterredungen zu verlautbaren, diesmal mußte es eben sein. Aber wer schildert unsere Empfindung, als wir vom selben Manne verschiedene Auskunft erhielten: Hefele und Richters das erlösende: „Non est de fide", wir das Gegenteil! Menschen, die in freieren Anschauungen aufgewachsen, werden unsere Verstörung kaum nachzufühlen vermögen. Hefele kam am leichtesten darüber hinweg, er hielt sich eben an das doppelte Nein; Richters war je nach seiner Stimmung beunruhigt oder getröstet; Harthoff und ich aber trugen es bitter schwer . . .

Noch deutlicher erwies sich der Gegensatz unserer Naturen in der Frage der Bußübungen Vorgeschrieben waren nur bestimmte Fasttage, hingegen waren Füßeküssen, Selbstgeißelung, Tragen von Stachelgürteln dem Willen der Einzelnen überlassen; der Spiritualis riet wohl dazu, doch wurde die Unterlassung nicht bestraft. Das Füßeküssen war nicht schmerzhaft, nur unappetitlich; der Erste unter uns, der damit begann, war Igalffy, der nur durch Demut zu ersetzen suchte, was ihm an Wissen abging: als wir eines Tags beim Mittagessen saßen, sprang er auf, sagte das Sündenbekenntnis her und kroch dann in seinem roten Talar, der freilich kaum noch unsauberer werden konnte, unter dem Tisch umher, uns Allen die Stiefel zu küssen. So hatte es ihm Frater Marcus geraten: Andere folgten seinem Beispiel; wir konnten es nicht über uns gewinnen. Was aber die Selbstpeinigung in der Zelle betraf, so unterließ sie nur Hefele ganz; der arme, zarte Victor geißelte sich bis aufs Blut, so daß ich ihn — wir waren Zellennachbarn — oft mit innigsten Mitleid die ganze Nacht hindurch stöhnen hörte; Richters war auch darin nicht konsequent, spottete des einen Tags über die zerbläuten Rücken der Anderen und geißelte sich gleich darauf selbst erbarmungslos: ich selbst versuchte es einige Male, namentlich, wenn die Erinnerung an jene Grazer Mansarde nicht von mir weichen wollte, und da ich hier in allem die Wahrheit schreibe, so muß ich bekennen, daß ich mich dann stets in meinem Gewissen erleichtert fühlte.

Das währte so bis zu den Ferien von 1843, die wir, wie erwähnt, auf San Pastore verbrachten. Diese Spätherbsttage sind mir in fast ungetrübter Erinnerung. Hier war Geißeln und Studieren gleich streng verboten; wir sollten nur unserer Erholung leben, und was uns irgend an ländlichen Vergnügungen und Ausflügen geboten werden konnte, geschah redlich. Auch war der strenge Spiritual abwesend, er verbrachte, von Marcus begleitet, diese Monate wieder in Deutschland — „auf Novizenfang" entfuhr es einmal dem Pater Vitus, welcher dem jungen Deutschen, der ihn überflügelt, überhaupt unhold war; doch machte mir die Bemerkung keinen tieferen Eindruck; daß er mich nicht „gefangen", sondern aus Erbarmen hierher gebracht, wußte ich ja. Nach wie vor hing ich ihm in innigster Dankbarkeit und Verehrung an, aber daß mir seine Abwesenheit einen vertrauteren Verkehr mit den Freunden gestattete, empfand ich doch freudig. Hier traten wir ein-

ander noch näher als bisher und auch unsere Anschauungen glichen sich immer mehr aus: wir wurden ruhiger und gefesteter. Namentlich auf Harthoff wirkte diese Zeit günstig; seine krankhafte Extase verlor sich immer mehr und wir Alle, nicht bloß unser engerer Kreis, fühlten uns durch die reine Liebenswürdigkeit seines Wesens erquickt.

Gern gedenke ich dieser Zeit, aber die Monate die nun folgten — könnte man Erlebtes aus seiner Erinnerung tilgen, was hätte ich nicht geopfert, sie zu vergessen! Zum Mindesten brauche ich mir nicht die Pein aufzuerlegen, sie hier eingehend zu schildern. Wer bisher der Entwicklung meines Wesens gefolgt, wird schon aus den Thatsachen ermessen können, wie tief sie auf mich wirkten.

Nachdem wir ins Collegium zurückgekehrt, entbot Gregorius mich und Harthoff zu sich. Liebevoll, fast mitleidig eröffnete er uns, daß er unseren vertrauten Verkehr mit den beiden älteren Genossen nicht dulden könne. Dies eben bezwecke die Erziehung im Orden, jede selbstsüchtige Regung zu ertöten: wir müßten Jeder dem Himmel opfern, was uns das Liebste sei, auch die Freundschaft; dem echten Priester müsse jeder Mensch gleich teuer sein. Und gerade diese Beziehung erweise sich zudem für uns verhängnisvoll; nur sie habe uns in die Versuchung geführt, gegen alles Gebot den Inhalt unserer Unterredungen mit ihm Preis zu geben. Die Folge sei nur die Wirrnis in unserer eigenen Seele gewesen; wir hätten nicht begriffen, warum er von uns mehr Glauben fordere, als von Jenen und doch sei die Erklärung leicht: das Höchste dürfe man nur von ungewöhnlichen Naturen verlangen, wie wir Beide es seien; so viel wie wir ließen selten Alumnen erwarten; in unserer Hand liege das herrlichste Los, sofern wir nur wollten . . .

So vorbereitet traten wir in die Exercitien ein, die, wie alljährlich den Beginn des Schuljahrs machten, die Contemplationes betrafen dieselben oder doch ähnliche Stoffe; man sollte meinen, daß sie uns weniger tief erschüttert, aber das gilt höchstens von unserem körperlichen Befinden, seelisch war die Erschütterung noch tiefer, denn während wir das Jahr zuvor nur eben im großen Haufen untergegangen, that Gregorius nun Alles, insbesondere auf uns Beide zu wirken, unsere Phantasie, unsere heiße Sehnsucht nach Vervollkommnung zu entflammen. Es war natürlich, daß nun Jeder von uns Lumina aufzuweisen hatte und wie viele! Die Anderen blickten uns neidisch an, Hefele mitleidsvoll, Richters bald spöttisch, bald bewundernd, je nach seiner Laune — wir aber peitschten uns immer tiefer in die Extase hinein. Das ist auch wörtlich zu nehmen: wir geißelten uns fast täglich, Harthoff so erbarmungslos gegen sich selbst, daß ihm der Hausarzt Schonung auferlegen mußte. O, nun hatten wir Lumina genug, die Schwierigkeit war nur, sie zu bannen, wenn wir sie nicht brauchen konnten, z. B. beim Unterricht. Wir nahmen nun die Ethik durch, in derselben Manier wie die Metaphysik, haarscharf wurden die verschiedenen Pflichten und Gebote der Sittlichkeit erwogen, da bedurfte es des Verstandes. Harthoff, der nie ein geübter Dialektiker gewesen, konnte bald nicht mehr mit, ich von Woche zu Woche mühsamer. Aber was lag daran, da sich unseren verzückten Sinnen alle Tiefen des Himmels immer herrlicher, und die der Hölle immer schrecklicher enthüllten?! Ich schreibe dies als Greis, der auch sonst Schweres erlitten hat — an jenen Winter kann ich nicht ohne Grauen denken. Die Tage glitten schattenhaft vorüber, da drängte sich die Wirklichkeit in unseren Traum und störte ihn — die Nächte aber! . . . Da sitze ich, nachdem ich mich an einem Legendenbuche müde gelesen, mit geschlossenen Augen da und male mir die Seligkeiten und Gräßlichkeiten aus, von denen ich eben vernommen. O wie böse ist die Welt, wie mächtig der Teufel! Da naht er auch mir — wieder, wie einst — ich kenne diesen starren Blick aus halbgeschlossenen Lidern — ich muß mit ihm kämpfen. Und ich greife zur Geißel und während die Schläge auf den entblößten Rücken niedersausen, höre ich das dumpfe Geräusch der Hiebe aus der Nachbarzelle und höre das Stöhnen meines Freundes, oft bis zum ersten Morgenschein. Es war grauenhaft . . .

Ja grauenhaft war dies Traumleben, aber noch gräßlicher das Erwachen. Es war in einer Mainacht von 1844. Ich hatte einige Tage zuvor die Lebensgeschichte eines Heiligen des Ordens, Franz de Borgia, gelesen. Darin war erzählt, wie er eines Abends, in seine Zelle zurückgekehrt, den Teufel in seinem Bett gefunden, ihn ruhig dort gelassen und sich unter das Bett gestreckt, worauf der Versucher, dem solche Milde gegen die böse Absicht gegangen, verschwunden. So oft ich seither in die Zelle trat, hatte mein erster ängstlicher Blick dem Bette gegolten, ob

dort nichts von Hörnern und Krallen zu sehen sei. Nach mir hatte Harthoff das Buch bekommen In jener Nacht nun werde ich plötzlich durch Hülferufe aus dem Schlaf aufgeschreckt; es ist die Stimme des Freundes. „Georg! Hülfe!“ klingt es gellend wie in höchster Angst und dazwischen: „Fort mit Dir!“ Ich springe empor, mache Licht, öffne seine Zellenthür. Da steht er im Dunkeln, im Nachtgewand, mit totblassem, verzerrten Antlitz, die Augen starr auf sein Bett gerichtet, den geweihten Palmzweig wie ein Schwert mit zitternder Hand vor sich hinstreckend. „Hilf mir!“ stöhnt er mir entgegen, „da liegt er ja!“ Ich suche ihn zu beruhigen, andere Alumnen eilen herbei und sind mir behülflich, aber nun beginnt er zu toben. „Er ist in mich gefahren“, schreit er und plötzlich brechen wüste Lästerungen, schmutzige Reden von seinen Lippen, die uns, die in diesem Hause nie ein unkeusches Wort vernommen, eine unkeusche Regung gewahrt, doppelt entsetzen — und nun gar aus diesem Munde! Der Spiritual wird geholt; bleich, aber anscheinend ruhig, befiehlt er, den Unglücklichen, der nun das Gerät der Zelle zu zertrümmern beginnt, zu fesseln. Auch der Hausarzt eilt herbei. „Es wird bald vorüber sein!“ tröstet er und läßt den Wahnsinnigen ins Spital schaffen.

Nach acht Tagen war es vorüber, da war Victor Harthoff von seinen Qualen erlöst. Er hatte sich in einem unbewachten Augenblick aus seiner Zelle gestohlen und in den Hof herabgestürzt.

Ich will nicht erzählen, wie viel ich damals gelitten habe. Nicht allein aus Schmerz um den Freund, sondern auch aus Grauen vor mir und den Wegen, die ich bisher gewandelt. Der Schleier, der mir die Augen umhüllt, war zerrissen. Nicht der Glaube an Gott und die Kirche starb mir in diesen Tagen, aber der an den Orden. Die Freunde und Berater meines Lebens traten vor mich hin: Der Pfarrer Adalbert, der gute Coelestin, der weise, milde Romuald und mein treuer Binnenthal und ich fühlte ihren Blick warnend, mahnend auf mir ruhen . . . Nein, dieser Weg führte nicht zu Heil und Licht, sondern zu Nacht und Wahnsinn . . . Und wie ein Echo meiner eigenen Gedanken klang es, als mir Hefele eines Tages im Colleg einen Zettel zuschob. „Und wenn ich darüber zu Grunde gehen sollte,“ schrieb der wackere Mensch, „ich muß Dich warnen, Georg! Du taugst zum Priester, hättest vielleicht sogar zum Jesuiten getaugt, aber zum Schützling und Paradepferd des Gregorius taugst Du nicht. Richters und ich beschwören Dich: geh', so lang es Zeit ist. Wir haben uns in unser Los gefunden, Du wirst es nun nimmer können. Hier wirst Du nach dem, was geschehen ist, entweder wahnsinnig oder ein Heuchler!“

Sie hatten Recht. Aber wohin mich wenden? Doch, das fand sich wohl! Aber wie konnt' ich gehen, ohne mich mit dem häßlichsten Undank zu beflecken?! Der Weg, den mich Gregorius führen wollte, war nicht der rechte, aber seine Absicht war gut und rein gewesen; liebevoll hatte er sich zu mir geneigt und mich emporgehoben, da sich alle von mir gewendet, er hatte aus dem Sünder, den das Gefängnis bedrohte, die „Perle des Kollegiums“ gemacht, wie mich nun die Oberen nannten — und ich sollte die Hoffnungen trügen, die er auf mich gesetzt?! „Wie Gott will,“ dachte ich, „aber mit solchem Frevel belade ich meine Seele nicht!“

Zwei Monate verstrichen mir in qualvollen Kämpfen. Im Juli ließ mich Gregorius zu sich rufen, Abschied zu nehmen. Er ging wieder für einige Monate in die Heimat. Schon wollte ich mich ihm offenbaren, aber als er sagte: „Führe Dich wie bisher, täusche nie die Hoffnungen, die ich auf Dich gesetzt!“ — da schnürte sich mir die Kehle zusammen und ich brachte kein Wort mehr hervor.

Er war diesmal allein gegangen, ohne Frater Marcus. Durch Igalffy, der viel mit dem Italiener zusammensteckte, erfuhr ich, wie wütend dieser darüber sei. „Recht hat er,“ fügte der Ungar bei. „Der Marcus hat in früheren Zeiten was angestellt, darum konnte er nicht Pater werden. Der Spiritual hat versprochen, ihn doch dazu zu machen, wenn er ihm treu dienen wolle. Und er hat ihm gedient wie ein Knecht, aber Gregorius hat sein Wort nicht gehalten und jetzt hat er ihm sogar gesagt, es kann nie was d'raus werden, und darüber haben sich die Beiden entzweit!“ — „Das geht mich nichts an!“ erwiderte ich kurz und wollte weiter gehen. — „O,“ sagte der Ungar, „es geht Sie an. Der Marcus sagt, wenn Sie Pater werden dürfen, kann man ihn nicht davon ausschließen. Sie, sagt er, hätten Ähnliches gethan, wie er. Aber, sagt er, mir hat der Winter nichts gethan, ihn will ich schonen, ich weiß mir ein besseres Mittel, den Gregorius zu ärgern. Ja,“ schloß er, „so sagt er und daß

er Sie gern sprechen will." Ich erschrak, gewiß, Marcus wußte um meine Vergangenheit, dennoch sagte ich: „Was gegen meinen Wohlthäter geht, will ich nicht anhören, sagen Sie dies Ihrem Freunde!"

Gleichwohl trat Marcus an einem der nächsten Tage in meine Zelle. „Der Besuch geht gegen die Regel," sagte er, „und Sie haben die Unterredung nicht gewünscht, dennoch werden Sie mir dankbar sein. Ich höre, Sie betrachten den edlen Gregorius als Ihren Wohlthäter! Sind Sie wirklich so dumm, nicht einzusehen, daß, wenn nicht alles, so doch vieles eine Komödie war, Sie herzubringen, weil man sich Ungewöhnliches von Ihren künftigen Leistungen versprach?" — Ich fuhr auf und starrte ihn wortlos an. „Lüge!" rief ich dann. Er lächelte. „Bitte, lesen Sie diese beiden Briefe, die ich —" Er stockte. „Gestohlen hab' ich sie," sagte er kaltblütig. „Auf's Geratewohl, ich verstehe nicht deutsch. Wahrscheinlich sind es nicht die interessantesten, aber da ich sie mir von einem Freunde habe übersetzen lassen, so darf ich versichern, daß Sie sich dabei nicht langweilen werden."

Es waren Briefe Marians an Gregorius. In dem ersten, aus der Zeit meines Verkehrs mit Binnenthal, hieß es: „Ich gebe mir alle Mühe, ihn von diesem gefährlichen Menschen loszumachen, weil Sie es so dringend wünschen und ich selbst einsehe, daß er eine gute Acquisition wäre. Aber es ist sehr schwer und ich fürchte, da haben wir das Nachsehen, den kriegen die Benediktiner." Der zweite Brief, vom August 1842, wo ich krank im Spital der Jesuiten lag, enthielt die Stelle: „Die Vorwürfe, die Sie mir machen, muß ich als ungerecht zurückweisen. Sie haben mir bei Ihrer Durchreise gesagt, Sie müßten den Burschen haben, gleichviel durch welche Mittel; daran habe ich mich gehalten; daß ich die alte Vettel und ihre Tochter, die Dirne dazu benutzen mußte, war mir selbst nicht erwünscht. Aber sonst wäre er Ihnen eben entgangen, und nun haben Sie ihn, wenn er überhaupt mit dem Leben davonkommt . . ."

Es blieb lange still, nachdem ich diese Briefe gelesen. „Nun," fragte Marcus endlich, „haben Sie genug oder soll ich Ihnen auch noch beweisen, daß Ihr zweitägiger Karzer eine Komödie war, Sie völlig mürbe zu machen?!"

Ich versuchte zu sprechen, ich konnte es nicht. „Gehen Sie," flüsterte ich endlich heiser.

Eine Stunde später stand ich vor Pater Lorenz und sagte ihm, daß ich das Kollegium sofort verlassen wolle. Ich muß es dem greisen Manne zur Ehre nachsagen, daß er, nachdem ich ihm alles erzählt, kaum minder erschüttert war, als ich und auch nicht den Versuch machte, mich zu halten. „O, wie schrecklich!" murmelte er immer wieder. „Ich habe es nicht geahnt — bei Gott dem Allmächtigen, ich nicht!" Es war gewiß die Wahrheit.

Er übernahm es, die Sache dem Rektor vorzutragen. Auch der erhob keinen Widerstand. Noch mehr, da die zwanzig Gulden, die meine arme Mutter im Laufe dieser beiden letzten Jahre für mich gesendet und die mir nach der Regel des Kollegs nicht hatten ausgehändigt werden dürfen, als Reisegeld zur Heimkehr nicht genügten, so ließ er mir eine Spende anbieten. Ich lehnte sie ab — „lieber verhungern!" dachte ich.

In der Abenddämmerung schlossen sich die Pforten des Kollegs hinter mir. Ich übernachtete im nächsten kleinen Wirtshaus, das ich gewahrte. Am nächsten Morgen trat ich meine Wanderung nach der Heimat an.

(Fortsetzung folgt.)

Vor der Schlacht.

Der Tambour rührt die Trommel,
Ein Lärmen hub sich an.
„Die Fahnen lasset fliegen,
Wir Landsknecht wollen kriegen
Allhier auf grünem Plan."

„Hie Schwaben und hie Schweizer!"
Ein Jeder stellt sich auf;
„Noch laßt uns niederknien
Und beten zu Marien,
Dann nimmt die Schlacht den Lauf."

Vor dem verlor'nen Haufen
Der Hauptmann steht und sinnt —
„Die Fahnen lasset fliegen,
Wir Landsknecht wollen kriegen —"
„Lebt wohl! mein Weib und Kind!"

Hans M. Grüninger.

Versöhnung.

Wie war das Herz von Zorn und Pein
Den ganzen Tag durchzogen!
Nun brach die stille Nacht herein,
Nun glätten sich die Wogen.
Nicht besser ward, was mich empört,
Kein Trost ward mir beschieden —
Und dennoch flutet ungestört
Durch mich der heilige Frieden.

Was ich so ungestüm gewollt —
Jetzt regt sich kein Verlangen,
Was in der Seele wild gegrollt,
Verrauscht ist's und vergangen.

Erfüllung käme nun zu spät,
Die Fehde stumpf zu schlichten:
Erlösend durch das Herz mir geht
Ein seliges Verzichten.

So löst sich auch des Lebens Streit,
Der früh und rauh entglommen;
Ruft immer zu: „Halt aus im Leid,
Es muß der Frühling kommen."
Ich seh versöhnt in mildem Licht
Den Zug von trüben Tagen —
Nein, Frühling, weiß ich, wird es nicht,
Ich lern' den Winter tragen.

Friedrich Adler.

Glosse.

„Keinem Erdensohne raube
Trosteslicht in Leidensnacht!
Heilig sei dir jeder Glaube,
Der das Sterben leichter macht!"

Wenn in nächtlichen Gewittern
Schrecklich loht der Blitze Glast,
Wenn, von Wirbels Wut erfaßt,
Eichenforst und Felsen splittern,
Wähne nicht, daß dann im Staube
Kühn sein Haupt erheb' ein Wurm,
Daß den stolzen Mut der Sturm
Keinem Erdensohne raube!

Unsre kurze Lebensbahn
Ist umdroht von tausend Schrecken,
Ob wir uns auf Pfühlen strecken
Oder auf dem harten Plan.
Doch, die uns bedrängt, die Macht
Hat uns Hoffnung auch gegeben,
Hoffnung auf ein beßres Leben,
Trosteslicht in Leidensnacht.

Ob Elysium, ob Walhalla
Heiße das gelobte Land,
Wie der Ew'ge zubenannt,
Ob Jehova oder Allah,
Laß den „Weisen" das Geklaube!
Der da fordert, recht zu handeln,
Der da mahnet, keusch zu wandeln,
Heilig sei dir jeder Glaube!

Wie sich auch vom Druck der Schuld
Ein geängstet Herz befreie,
Welche Sühne, welche Weihe
Ihm verbürge Gnadenhuld:
Trosteslicht in Leidensnacht
Keinem Erdensohne raube!
Heilig sei dir jeder Glaube,
Der das Sterben leichter macht!

Friedrich van Hoffs.

Gesang an die Sonne.

Dir, Sonne, mein Sang,
Du Leuchte der Welt!
Rings hast du gestellt
Von Gestirnen ein Meer
Zum Gebet um dich her,
Um den Thron deiner Macht;
In die blauende Nacht;
Doch in Licht ist dein Gang.

Tot liegt die Natur.
Wie im Baartuche ruht
Ihre schlummernde Pracht
Unterm Schatten der Nacht.
Und die Trauer durchbricht
Nur blinkendes Licht.
Da steigst du in Glut
Auf über der Flur.
Und die Schöpfung erglüht,
Wie die Rose erblüht.
Da belebst du den Staub,

Wechst Farbe so schön
Auf den flammenden Höhn,
Auf dem flimmernden Laub.
Wie erstarrt war der Quell
Alles Lebens. Doch schnell
Nimmt wieder er mild
Und schaukelt dein Bild,
Bis der Ruhe du denkst
Und zum Westen dich senkst,
Wo sich leichtet die Last
Der ermatteten Hand
In der Seligen Land
Durch erquickende Rast.
Aus dem himmlischen Haus
Wann zogst du hinaus?
Warst mit du im Rat,
Da des Ewigen Macht
In die tagende Nacht
Warf flammende Saat?

Oder hast du gesehn
Seine Engel. Des Hoh'n
Unsichtbaren Thron
Anbetend umstehn?
Und wolltest du nicht
Auch beugen wie sie,
Dein stolzeres Knie?
Traf dich sein Gericht?
Hat ein Wurf seiner Hand
Dich ins Blaue gesandt,
Zu verkünden der Nacht
Die verleugnete Macht?
Darum eilst du als Ball
Wohl so schnell durch das All?
Darum, Wanderer, hast
Du nicht Ruhe noch Rast?
Darum ziehst du den Flor
Auch der Wolken dir vor,
Wenn dich Trauer befällt,
Daß der Schöpfer der Welt
Dich als Rächer verstieß
Aus dem Weltparadies,
Aus der Engel Verein
In die Öde hinein.

Sprich, wirst du nicht matt
Auf dem einsamen Gang?
Wird der Weg dir nicht lang,
Der so oft dich gefreut?
Jahrtausende hat
Sich dein Kommen erneut.
Doch dein goldenes Haar
Blieb jugendlich klar.
Und du gehst wie ein Held
Voller Glanz durch die Welt,
Froh drehet um dich
Dein Planetenheer sich. —
Doch nicht ewig bestehn
Wird dein leuchtender Ball,
Wird mit dröhnendem Knall
Einst berstend vergehn.
Wenn er krachend zerbrach,
Dann stürzen ihm nach
Auch die Enden der Welt.
Und dem Tode verfällt,
Wie dein strahlendes Kleid,
Auch die fliegende Zeit. —
Wenn ein Engel dann dort
Überfliegt einst den Ort,
Wo du schwammst deine Bahn
Wie ein goldener Schwan;
Dann beachtet er kaum
Den verödeten Raum.
Dich findet er nicht,
Deine Prüfung ist aus.
An der Vaterbrust hast
Du gefunden die Rast
In des Ewigen Haus,
Hast vergessen den Harm
In des Gütigen Arm.

So vollende denn du,
Lichtball, deinen Gang
Der Verherrlichung zu:
Wenn im schöneren Blau
Nach unendlicher Nacht
Ich erneuert dich schau,
Dann begrüß' deine Pracht
Ich mit schönerem Sang.

Aus dem Schwedischen des **Esaias Tegnér** von **Fr. Ohnesorge.**

Spießruten.

Aufgestellt wie eine Gasse
Steht die Kompagnie, der blasse
Deserteur dabei, gebunden,
Und bis auf den Gürtel bloß,
Leise sagt er: „Herr Profos
Wenn ich dalieg totgeschunden,
Bringet meinen letzten Sold
Eurem Kind, es war mir hold."

Berg und Thal in Frühlingswonne
Glühen in der Mittagssonne,
Und der Hauptmann tritt heran,
Hält erst eine lange Rede
Von der Kriegspflicht, über jede
Spricht er mit Bedacht und Plan.
Nimmer müde zu salbadern
Schwellt der Eifer ihm die Adern,
Endlos dauert sein Sermon,
Mancher Hörer nickt schon leise,
Schwüler wird's, umher im Kreise
Blickt der Pußta schlanker Sohn,
Sieht, die Augenlider fallen
Immer müder zu fast allen.

Auch der Lieutenant halb im Schlafe
Nickt und träumt von einer Strafe,
Die ein armer Teufel bald
Hier erstehen soll. Der aber
Wie ein Pferd, erhitzt vom Haber
Blickt empor und sieht den Wald,
Plötzlich springt er durch die Reihe,
Blitzschnell und entkommt ins Freie,
Und erreicht die Höhe. Dort
Löst sein Mädchen ihm die Bande
Weiter ziehn'n sie durch die Lande,
Nach dem freien Süden fort,
Frei von Licht und Windeswehen,
Nie mehr hat man sie gesehen.

Hermann Lingg.*)

*) Der Herr Verfasser schreibt uns: „Das Gedicht „Spießruten" ist eine wahre Geschichte, wie sie uns ein österreichischer Oberst, der Augenzeuge war, erzählt hat. Wenige Tage nach dieser mißglückten Exekution kam ein Befehl, kraft dessen das Spießrutenlaufen in der österreichischen Armee abgeschafft wurde."



Ein Sieg.

Novelle von A. Schöbel.

(Schluß.)

Fast ein Jahr lang ging das Leben ruhig weiter, die Beiden konnten immer nichts machen gegen soviel wirkliche Güte. Da verschlimmerte ein äußerlicher Anlaß Cäciliens Zustand bedeutend.

Sie war nun wirklich sehr leidend und ihr Aussehen erschreckte Gregor in einer Art, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Er ging totenbleich umher, verschaffte Cäcilien jede Erleichterung und behandelte sie mit der liebevollsten Sorgfalt.

Ihr weißes Cameenprofil streckte sich immer länger, ihre Hände wurden schmaler und die bleichen Finger mußten den einzigen Ring, den sie je getragen, den Trauring, lassen. Ihr ganzes Wesen hüllte sich wie in sanfte Schleier, es wurde dämmrig, sehr weich, und ihre Augen blickten still und groß, wie mit einem ahnungsvollen Leuchten letzter Freude.

Sie brauchte nun Gregor und Heidi niemals mehr allein bei einander zu denken! Eines der Beiden weilte stets bei ihr. Die gemeinschaftlichen Beschäftigungen hatten ein Ende, ebenso die Gänge zu Zweien, die kleinen Verabredungen. Und all das unterblieb auf Gregors Veranlassung, wie ich täglich beobachten konnte. Die Frau fühlte wohl, daß es mit ihr zu Ende ging, aber sie litt nur noch körperlich.

Ihr langes Sterben war ein herrlicher Sieg über die Beiden, die kaum wagten, die Augen aufzuschlagen. Keine Anspielung verriet Cäciliens jahrelang getragenes Martyrium, sie sprach auch nicht in romantischer Weise von einem künftigen Bund der Beiden, den alle Welt voraussah, und ich nicht zuletzt.

Gregor ging umher wie ein Gerichteter. Eines Tages traf ich ihn an seinem Schreibtisch mit aufgestemmten Ellenbogen, schluchzend wie einen Knaben. — Als er aufsah, fand ich sein altes liebes Gesicht wieder — „Gott! Gott! wenn sie sich nicht mehr erholte“, sagte er unaufhörlich vor sich hin. Und danach verfiel er in ein an Verzweiflung grenzendes Brüten.

Die Kranke trug er buchstäblich auf Händen. Er hegte und pflegte sie, als wäre sie ein ganz kleiner flügellahmer Vogel, den man in warme Watte packt, mit dem man leise und sehr zärtlich spricht und dem man frische Zweige hinlegt, um ihn zu erfreuen.

Die grünen, schönen Palmen standen um das Krankenbett her und darunter saß Gregor und lauschte andächtig auf Cäciliens Wünsche. Die zarteste, innigste, tiefste Liebe und Reue sprachen aus seinem Benehmen. Mich überraschte diese Erkenntnis aufs Äußerste. Ich mußte mir sagen, daß Gregor, der einstige Verächter der großen und zwingenden Leidenschaften, durch eine merkwürdige Schicksalsfügung dahin gekommen sei, in den beiden Frauen seiner nächsten Umgebung die äußersten Pole der weiblichen Natur zu lieben, wechselseitig zwischen ihnen hin und her gerissen zu werden. Ein Los, an dem seine, alles Klare, Durchsichtige, liebende Natur notwendig zu Grunde gehen mußte.

Jetzt, wo er der launenhaften Tyrannei von Heidi's Augen mehr und mehr entzogen war, fand er viel von seinem ehemaligen Wesen zurück.

Auf den Wunsch der Kranken las er ihr seine ersten Werke nacheinander vor. Seine weiche, zitternde Stimme machte alles Gute und Helle lebendig, an das er einst so enthusiastisch geglaubt

hatte. Als er zu jenen rührenden Stellen kam, welche sein Buch vom Kinde so reichlich enthält, und die mit der unbewußten Herzensreinheit eines Kindes geschrieben waren, weinte er laut, und auch über Cäciliens Gesicht rannen große, stille Thränen.

Ein Frieden ohne Gleichen lag um dieses Krankenbett gebreitet. Cäcilie ertrug die großen Schmerzen einer Herzkrankheit, die oft zu qualvollen Beängstigungen ausarteten, mit großer Geduld. Sie sprach nie von der letzten Vergangenheit, ebensowenig von der Zukunft. Nur die Gegenwart, die ganz von der Sorge ihrer Umgebung für sie erfüllt war, gab ihr Anlaß zu freundlichen Bemerkungen.

Mir, der ich sie nicht mehr allein sehen sollte, erschien sie getröstet und wie von einer großen Hoffnung erleuchtet. Das Kind hatte sie fast immer bei sich, aber sie ängstigte es niemals mit Ausbrüchen leidenschaftlichen Abschiedsschmerzes, sondern sprach heiter und lieb mit ihm, wie sie es gewohnt war.

Sie wurde immer lichter und heller — es schien, als sollte sie erlöschen, wie eine niedergebrannte Kerze. Ihre Schmerzen wurden geringer, die Herzthätigkeit schwächer und schwächer. Ihr helles Haar blich ganz aus und ihre Stimme war die eines Kindes geworden. Sie sah ganz jung aus und war zarter als ein Blumenblatt.

Als der letzte Kampf kam, waren wir alle, die im Leben so viel um sie gewesen, bei ihr: Gregor, Heidi und ich. Nur das Kind fehlte. Es war auf seinem Spaziergang mit der Wärterin.

Sie schien nicht sehr zu leiden, war bei vollem Bewußtsein, schwieg aber mit einer Beharrlichkeit, die Gregor, wie ich bemerken konnte, das Herz zerriß.

Er kauerte neben ihrem Lager, und betete beinahe zu ihr um ein letztes Wort. Sie aber preßte die erbleichenden Lippen fest zusammen; vielleicht hätte sie in der letzten Stunde das Geheimnis ihres Lebens doch noch verraten und ihrem Opfer den halben Wert genommen, wenn sich diese Lippen geöffnet hätten.

Heidi ging langsam hinaus — sie schien ihre Fassung nicht bewahren zu können.

Da hob Cäcilie ihre sanften schönen Augen, in denen es schon wie das Ende erdämmerte, zu ihrem Gatten und sah ihn an — lange.

„Mein Gott, mein Gott“, stammelte Gregor. Er richtete sich auf und zog seine Hände von Cäciliens Decke fort.

Der Blick der Frau hatte ihn gefaßt und ohne Macht demselben zu entweichen, versuchte er es, halb unbewußt, der Nähe dieses forschenden, seltsamen Blickes zu entrinnen.

Gregor wich auf seinen Knieen zurück, zitternd wie ein armer Sünder, — aber die sterbenden Augen folgten ihm — folgten ihm. —

Schweigen webte durch den Raum hin, nur leise, leise tickte eine Uhr und in den Palmen knisterte es. Cäciliens Atem war kaum noch wie ein Hauch zu spüren.

Da hob ein Aufzucken den Körper der Sterbenden — sie regte mit einem heftigen Vibrieren die Fingerspitzen — grub die Nägel in die Decke — ein letzter, lang zurückgehaltener Blitz der Leidenschaft entwich aus ihrem Auge, dann verdunkelten es die Schleier des Todes.

Gregor blieb wie erstarrt auf seinen Knieen, zwei Schritte von dem Sterbelager entfernt, alle Zeichen eines maßlosen Entsetzens in seinem fahl gewordenen Gesicht.

Mich überlief es eiskalt.

Minuten verstrichen — da klang ein Stöhnen durch das stille Totengemach.

Mit einer fremden, sehr tiefen Stimme fragte mich Gregor, plötzlich all seine Verschlossenheit und Zurückhaltung abwerfend: „Um der Barmherzigkeit willen, sag' es mir, hat sie gewußt — gewußt. — O mein Gott, nein, nein, nein! Es ist ja nicht möglich — — —“

Ich blickte auf dem Teppich umher, ich sah zu der Ampel auf, die matter brannte, als mangele ihr die Nahrung, ich blickte zu den Fenstern hin, durch die die schimmernde Pracht beschneiter Bäume hereinsah, als könnten mir all diese Dinge Rat erteilen — und dann blickte ich die junge Tote an. —

Nein, ich durfte nicht länger lügen — jetzt nicht mehr.

Ich wandte mich ab und sagte ganz leise, wie in ungeheurer Scham:

„Ja.“

Und dann blickte ich zu Gregor hin. —

Ich habe einmal in Paris einen jungen Menschen gesehen, der im Wahnsinn sinnloser Trunkenheit seine Mutter erschlagen hatte und dem man das nun mitteilte.

An ihn mahnte mich Gregor, als mein „Ja“ ihm seine tastende Vermutung bestätigt hatte.

Er bleckte die Zähne, als wolle er sie in sein eigen Fleisch schlagen, in seinen Augen war eine sonderbare, graurote Farbe, geschmeidig wie ein gereizter Tiger sprang er auf die Füße, drehte sich ein paar Mal um sich selber und fiel dann haltlos, taumelnd in sich selber zusammen.

Ich führte ihn zu einem Sessel. Er sank hinein und schloß die Augen; sein Gesicht glättete sich und nahm den Ausdruck einer stupiden Gleichgiltigkeit an.

Ich überließ ihn seiner Betäubung und setzte mich an das Totenlager. Liebkosend strich ich über Cäciliens bleiche, kindlich gewordene Hände hin — die Hände, die immer so viel Wärme für mich gehabt. — Erschauernd fühlt ich jene merkwürdige, erschreckende Kälte des Todes, die wir nicht begreifen.

Da trat leise eine Gestalt unter den Vorhang der Thür — Heidi's große Augen sahen mich fragend an. Sie führte Cäciliens Kind an der Hand, das von seinem Spaziergang zurückgekehrt war. Durch einen Wink deutete ich an, daß eine Schlafende im Zimmer sei.

Das Kind drückte mit klugem Blick sein Fingerchen auf den rosigen Mund, als es die Mutter so still in dem dämmrigen Gemach liegen sah.

Gregor fuhr herum. Dann griff er tastend nach der Stirn, als wolle er von dort einen zwängenden Reif entfernen, der ihm das Hirn zusammenschnürte. —

Nach einigen Minuten lag wieder der ganze Jammer der Erkenntnis über seine Züge gebreitet. Er sprang auf:

„Mein Gott — mein Gott —“ sagte er, als wüßte er nichts weiter, als sich an ein mitleidiges, hohes, helfendes Wesen zu wenden — er, der Dichter, dem alle Töne, jeder Ausdruck, zu Gebot gestanden hatten.

Heidi blickte in maßlosem Schrecken von ihm zu mir, von mir zu der bleichen stillen Toten. —

Nur das Kind stand ahnungslos, tröstlich hell mit seinem goldigen Lächeln in diesem geheimnisvollen Durcheinanderweben von traurigen, erschütternden, schmerzlichen Empfindungen. —

Gregor öffnete ein paar Mal den Mund, er suchte anscheinend nach einer Form — nach Worten für das, was gesagt werden sollte — gesagt werden mußte. — —

Ein paar unartikulierte Laute drangen zuerst über seine Lippen, trocken, gequält — dann kam ein fürchterliches, heiseres Flüstern — sein Arm hob sich schwer — gegen die Tote hinweisend. —

„Tot, Tot! Gestorben — stolz und still — — und hat Alles gewußt — verstehst Du — Alles! — !“ Und in einem zischenden Laut erlosch die gräßliche Stimme. —

Dem Mädchen fielen die Arme schlaff am Körper nieder. Wie eine Schlafwandelnde erschien sie, mit weit offenen, leeren Augen ins Nichts blickend, in einer Öde sich ihres Daseins nicht bewußt.

Und dann plötzlich faßte Gregors Blick den ihren, wie vorhin Cäciliens sterbende Augen sich unentrinnbar in die seinen gesenkt hatten. —

Es war ein Schweigen zwischen den Beiden, minutenlang anhaltend, und doch das ganze Zimmer erfüllend mit einer unheimlichen, stummen, furchtbaren Beredsamkeit. —

Wie eine ungeheure Last legte es sich den Beiden auf die Schultern, und beugte die hohen Gestalten nach vorwärts, eine Last, die sie niemals mehr abschütteln würden und die Jedes würde allein tragen müssen ohne Hilfe des andern — lebenslang. — —

Zögernd, schwer, rissen sie ihre Blicke von einander los und senkten sie zu Boden.

Scheu, rückwärts schreitend ging Heidi zu der Thür, ohne Wort, ohne Händedruck, ohne noch einmal die Augen aufzuschlagen. Und Gregor — ließ sie gehen.

Das war der Abschied — das Ende.

Gleich einem Schatten, einem Gespenst verschwand Heidi unter dem Thürvorhang. Eine lebende Tote verließ sie die Stätte, an der sie so lange geherrscht — und die Gestorbene, die demütig zur Seite gewichen war, in der Hoffnung eines endlichen Sieges für ihr Kind, sie lag da unter ihren Palmen, weiß und schimmernd — triumphierend — unsterblich. —



Lied.

Vom Rande des Bechers blinken
Mit weichem Dämmerschein
Die toten Tage und sinken
Mir still ins Herz hinein.

Ein Leuchten und Funkensprühen
Füllt wieder mir den Sinn . . .
O Leben, in solchem Glühen
Schmilzt all dein Weh dahin!

Bruno Salmer.

Abend am Meere.

Dämmrige Nacht umhüllt
Des Meeres Wogengefilde.
Einsam wandelnd
Nah dem Strande,
Lausch' ich der melodischen Brandung,
Die mir zu Füßen
Anstimmt schaurigsüße Musik.
Fern anheben
Leise schwellend die Akkorde.
Näher rollt und immer näher
Dumpfes Rauschen der Wellenmassen,
Wuchtig wachsend,
Bis plötzlich die Woge sich bricht.
Und horch! mit jähem Getos und Gezische
Schäumt's empor und schwillt und brodelt,
Und gewaltig donnernd
Hinwälzt sich der kochende Schwall,
Zerschäumt und zerrinnet
Im Ufersande,
Und es ersterben verhallend die Klänge.
Aber wieder und wieder erklingt,
Unaufhörlich,
Die wunderbare, tief ergreifende Melodie.

Und deutlich vernehm' ich
Den schmerzvollen Aufschrei,
Die stöhnenden Klagen,
Verhallenden Seufzer der Oceaniden,
Die in ewiger Sehnsucht
Auf zu den himmelentrückten Helden,
Den strahlenden Sternbildern,
Ihr Antlitz erheben.

O Drang nach oben
Zum Reiche des Lichts,
Du nie gestillter, ewig erneuter
Drang auch der seufzenden Menschenbrust!
Nun wirft der Mond
Sein silbernes Licht
In die schäumende Brandung.
Der Meerestöchter ragende Stirnen
Leuchten und flimmern
Von blitzendem Perlgeschmeide.
Auch ich schau' empor —
Es strahlen die ewigen Sterne
Mild herab.

Jetzt auch schaun wohl
Holde Augen
Auf nach ihnen im fernen Süden.
Ihr lieben Sterne,
Grüßt mir die lieblichen Schwesteraugen!
Auch du, willkommener Hauch vom Norden,
Trage zur Heimat meinen Gruß!

Wilhelm Idel.

Wandlung.

Als ich verließ das alte Nest,
In dem ich saß so lange fest,
Fast wie in einem Kerker:
Im Wind ein weißes Tüchlein flog,
Grad als ich um die Ecke bog
Zum Abschiedsgruß vom Erker.

Da fühlt' ich, daß ein gutes Stück
Von meinem Leben blieb zurück;
Im Auge mich was drückte.
Ein Mücklein, das verfehlt sein Ziel,
Mir dummerweis ins Auge fiel,
Als ich mich seitwärts bückte.

Am ersten Tag ging's wie beim Schneck,
Gar langsam kam ich nur vom Fleck
Auf holprigen Geleisen.
Ich dankte kaum auf einen Gruß,
An jeden Stein stieß auch mein Fuß,
Es war ein schlimmes Reisen.

Schon flotter ging's am zweiten Tag,
Rings Sonnenschein auf Erden lag,
Wußt' auch ins Herz zu schillern.
Hell jubelierte Fink und Staar
Und eh' ich's wurde recht gewahr,
Fing ich auch an, zu trillern.

So fiel vom Misanthropentum
Mir täglich ab ein tüchtig Trumm,
Es platzte gar die Puppe.
Verwandelt war der alte Thor,
Ein loser Vogel kam hervor
Und dem war alles Schnuppe.

Ein Schafkopf ist, der Sorgen trägt
Um Eier, die er nicht gelegt,
Laß laufen, Herz, laß laufen!
Ihr Herrn und Damen, mit Vergunst,
Es ist doch alles blauer Dunst,
Um was die Leut' sich raufen.

Drum lautet kurz nun mein Brevier:
Ein kühler Wein, ein frisches Bier,
Ein Kuß als Liebesspende.
Ein freies Lied und meine Ruh
Und etwas kleines Geld dazu
Bis an mein sel'ges Ende.

Armin Werherr.



Ungedruckte Briefe

von

Adalbert von Chamisso, Gustav Schwab und Friedrich Rückert.

Mitgeteilt von Georg Hirzel.

II.

Keiner weiteren Bemerkung bedarf der folgende Brief Chamissos:

p. p.

Ich bitte demüthigst um Verzeihung, daß ich es so lange anstehen lassen, Ihnen den richtigen Empfang von Geld, Brief, Propheten und kindischen Gedichten mit gebührendem Danke anzuzeigen.

Ich habe Ihnen meinerseits nicht viel zu vermelden. Vieles läuft schon ein aber doch wahrhaftig nicht viel. Wir wollen hoffen, daß das Beste nachkommt.

Ich hoffe gegen Ende des Monats Urlaub von der Botanik nehmen zu können, um dem Redaktionsgeschäft mich zu widmen. — Jetzt ist die Botanik an der Tages-Ordnung und nebenbei ein Gedicht zu dem ich aber noch keine Mußestunden erübrigen kann.

Rückert darf nicht losgelassen werden wo würden wir sein ohne ihn? — Sind Sie den vornehmen Leuten Göthe, Platen, Tieck schon beigekommen? — Davon gelegentlich.

Mit alter Anhänglichkeit

4. März 1832. Ad. v. Chamisso

Seinen Almanachsbeitrag, das „Hausgartengewächs" mit 36 Früchten, schickte Rückert mit folgendem Brief an Hirzel:

Erlangen d. 7. Mai 1832.

Verehrter Herr und Freund!

Meine eine Schuld trage ich hiermit ab; möge Chamisso, den ich schönstens grüße, seine Freude an meinem Hausgartengewächs haben. An die Propheten will ich nun aber auch ernstlich denken. Doch jetzt kein Wort weiter, damit die Sendung nicht noch länger liegen bleibt, wie sie es schon zur Ungebühr einige Tage gethan, und dadurch noch mehr anschwelle, denn ich habe noch einen ganzen Sack voll Lieder im Kopf und es schüttelt der Frühlingswind alle Tage einige davon heraus. Empfehlen Sie mich schönstens Ihrem Herrn Schwager, und seyn mir selbst herzlich gegrüßt und behalten mich so lieb, als ich Sie bei Ihrem kurzen Besuch bekommen habe.

Rückert.

Aus dem folgenden Briefe Chamissos hat Hitzig (Leben und Briefe Ad. v. Chamissos, 3. Aufl. II. Teil p. 122) in einer Anmerkung ein Stück abgedruckt, das aber hier des Zusammenhanges wegen nochmals mitgeteilt wird.

Mit dem vierten Jahrgange veränderte der Musenalmanach seinen Titel in: „Deutscher Musenalmanach". In dem nachstehenden Briefe giebt Chamisso seine Einwilligung zu dieser von Schwab vorgeschlagenen Änderung, und schickt außerdem die eigenen Beiträge an die Buchhandlung, die er in diesem Jahre, in welchem der Almanach zum ersten Male unter seiner Flagge hinausging, besonders reichlich bemessen hatte.

Chamissos Schreiben lautet:

p. p.

Der Almanach ist und bleibt der Alte, deutsch oder nicht deutsch, vierter Jahrgang versteht sich von selbst und wie ich frageweise das Beiwort vorschlug, hatte ich ausdrücklich: vierter Jahrgang hinzugesetzt, wie noch in meinem Memorandum zu lesen sein muß. Schwab sagt mir einmal gelegentlich in Litteris „wenn es ein deutscher Almanach sein soll, ein Titel der mir sehr lieb wäre". Mir wäre es auch sehr lieb, wenn das Institut nehmlich sich versprechen dürfte, ihn noch lange mit Ehren zu tragen. Es möchte albern sein ihn auf dem Sterbebette zu nehmen um damit zu Grabe getragen zu werden. Gut wenn der Almanach sagen kann: Wir haben unsere Köpfe geprüft, wir wissen nun wer wir sind, wir sind eben der deutsche Musenalmanach und gedenken es zu bleiben, so lange die jetzige Ordnung in unserem Vaterlande besteht. —

Zu einem deutschen Musenalmanach müßten zuförderst, wie von uns geschehen, alle deutschen Dichter und alle Deutschen, die sich für Dichter halten, aufgefordert werden sich einzufinden; nur müßten zwei Ehrenmänner am Eingang stehen, den Hinzudringlingen das Wort abzufordern und Ordnung überhaupt zu stiften.

Würde es nicht gut sein, daß diese Wächter und Herolde mit jedem Jahre wechselten, oder mit jedem Jahre einer derselben ausschiede einem neuen das Amt zu überlassen, der im nächsten Jahre als Altmeister auftreten und im dritten wieder ausscheiden müßte?

Würde es nicht gut sein zu diesem Amte eher Männer von anerkanntem Geschmack als selbstproduzirende Dichter zu berufen.

Würde es nicht überhaupt gut sein, daß die zeitlichen Herausgeber sich gänzlich enthalten müßten Beitraege zu liefern? — Sie sehen, daß ich im Zuge bin für das Institut des deutschen Musenalmanachs eine Constitution zu entwerfen, die wenigstens so schön

wäre, als die vom Jahre 1830 und mit dieser auch nur den einzigen kleinen Fehler der Unausführbarkeit haben würde. Die schöne, vortreffliche, untadelige Stute die Roland feil bot, die aber leider todt war! — Das Ausführbarste haben wir glaube ich ausgeführt, da nehmen Sie in Gottes Namen das Beiwort Deutsch an, wenn Sie den Willen und die Hoffnung haben, diesem Jahrgang noch andere folgen zu lassen. — Ich werde mich, solange Sie meine Mitwirkung für ersprießlich halten, nicht zurückziehen, Unvorhergesehenes müßte mich denn dazu vermögen; finden Sie mittlerweile eine gute Gelegenheit mich entbehrlich zu machen, so gewähren Sie mir mit Lob und Dank meine begehrte Entlassung. Es kamen mir, wie ich jüngst an Sie schrieb, diese Grillen in den Sinn, darauf zu beziehende Worte haben Sie mißverstanden, als habe ich irgend ein Werk unter der Feder, was nicht der Fall ist. Ich habe auch, außer dem Schlemihl keine Novellen geschrieben, und glaube nicht, daß mir je wieder einfallen werde eine andere zu schreiben. Der Schlemihl ist ins Leben getreten, schon die Klugheit muß mir verbieten ihn mit einem neuen Machwerk todt und zu zu decken.

Sie würden mich verbinden, von meinem Abba Glosk einige Abdrücke (wie damals von den Verbannten) abziehen zu lassen, und ich glaube es würde dem Absatz des Almanachs nur förderlich sein, wenn sie ihn, wie die Franzosen zu thun pflegen, auf dem Titel besagter Abdrücke nennen. (Aus dem Almanach u. s. w. besonders abgedruckt.) — Ich habe nehmlich dieses Gedicht der strengen Censur etlicher unserer gelehrten Juden (David Friedlaender und D. Jott) unterworfen, und verdanke ihren Rügen, die ich strenge beobachtet habe, daß es jetzt vollkommen in den Sitten gehalten ist, — Friedlaender, ein Gleichzeitiger und Freund von Mendelssohn, hat den Abba gut gekannt und mit reger Theilnahme in meinem Lied erkannt; ich bin ihm die Artigkeit wohl schuldig geworden.

Ich glaube aus den Aushängebogen 6 und dem Blättchen 143 144 zu ersehen, daß trotz einem Rechnungsfehler, den ich begangen hatte, wir uns bequem nach der Decke werden strecken können, — wäre nur erst Schwab mit seinen Beiträgen angekommen! Ich sehe mit gespannter Erwartung Ihren nächsten Mittheilungen entgegen.

Ich wollte auch an Schwab schreiben, es mag für das nächste Mal aufgespart bleiben.

Von meinen Beiträgen drucken Sie und lassen Sie aus, was Sie wollen und mögen. —

Mit alter Liebe, Ihnen und den Ihrigen gute Gesundheit und alles Gute wünschend

ganz der Ihrige

28. Juni 1832. D. A. v. Cham.

Hieran schließt sich ein Schreiben Schwabs vom 21. Juli aus Stuttgart. Über das im Anfange des Briefes erwähnte Gedicht „Die Triumvirn" bemerkt Chamisso auf einem Zettel vom 7. Juli:

„Das von Schwab verworfene Gedicht hat uns sehr wohl gefallen. Ich glaube aber nicht befugt zu sein, es gegen den Willen des Autors drucken zu lassen. Die drei anderen*) werden schon die Hauptzierde des Buches sein, das, wie Sie schon bemerkt haben, fast zu sehr in Liederklängen verweht und des mehr körperlichen Leibes ermangelt, des Spißchen."

Verehrter Herr!

Nur einige Dankesworte auf Ihren freundlichen Brief: Warum ich die Triumvirn nicht abgedruckt wünschte, wird Ihnen und Freund Chamisso vielleicht deutlich, wenn Sie Uhlands Romanze „ver sacrum" (in der 5. Auflage seiner Gedichte) noch einmal lesen wollten. Uhland konnte selbst nicht läugnen, daß der Haltung und dem Tone nach meine Romanze ganz an dieses Gedicht erinnert. Es ist offenbar Nachbildung. Aber der Inhalt hat freilich etwas für den Moment, den schrecklichen Moment sehr packendes.

Auf legalen Widerstand ist bei uns gerüstet, wer dazu berechtigt ist; wir harren auf unsere Stände. Bis dahin Gewitterstille. In Hessen, Nassau und Baden braust freilich das Wetter schon näher. Armes Deutschland! Uebrigens haben die Ordonanzen Wunder gethan, sie haben fast dem ganzen Juste milieu des Bürgerstandes bei uns die Augen geöffnet!

Die Almanachsverhandlungen wollen wir freilich vertagen.

Hoffentlich haben Sie von Zimmermann, Grüneisen, Mayr**) noch etwas aufgenommen? Was von dem letzteren möchte ich bald wissen, da er mir Beiträge zum Morgenblatt***) geschickt hat, worunter auch die von mir für den Almanach ausgesuchten.

Heute Abend ist Herr Meyer v. Knonau, der Sohn, aus Zürich, bei mir zum Thee. Wahrscheinl. ein Landsmann von Ihnen? Auch hat ein sehr ehrenwerther Mann, der Philhellene Dr. Hirzel mit mir auf dem hies. Gymnas. v. 1808—9 studirt u. 1822 mit uns auf dem Griechenlandtag hier gewesen. Das ist wohl auch ein naher Verwandter von Ihnen?

Ich empfehle mich Ihnen, verehrter Herr Schwager, auch Herrn v. Chamisso aufs herzlichste und bin mit der wärmsten Hochachtung

Ihr

ganz ergebener

G. Schwab.

Stuttgart
Samstag den
21. Juli 32.

*) Das Diadem, Herzog Alba, das Gelübbe.

**) Von Zimmermann wurden 3, von Grüneisen und Mayr je 2 Gedichte aufgenommen.

***) Morgenblatt für gebildete Stände. (Stuttgart, Cotta.)

(Ein Schluß-Artikel folgt.)



Goethe und Friederike Unzelmann-Bethmann.

Der eben erschienenen Gabe der Goethe-Gesellschaft für 1892: „Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. Aus neuen Quellen bearbeitet von Julius Wahle“ seien einige Ergänzungen zu dem in Band IX der „Deutschen Dichtung“ veröffentlichten Mitteilungen: „Aus Goethes Briefwechsel mit Friedrike Unzelmann-Bethmann“ entnommen. Über die erste Beziehung der Künstlerin zu Goethe, über die unsere Quellen keinen Aufschluß gewährten, berichtet Wahle, Goethe habe ihre Bekanntschaft bereits in Karlsbad gemacht, ferner verweist er auf die auch von uns erwähnte Beziehung durch Goethes Mutter, die, eine leidenschaftliche Theaterfreundin, Gelegenheit gehabt hatte, die Künstlerin als Mitglied der Goßmannschen Truppe in Frankfurt, der sie als Sängerin und Schauspielerin bis zu ihrer Übersiedlung (1788) angehörte, lieb zu gewinnen. Der erste briefliche Verkehr, der auch unsere Mitteilungen als bestimmt vor das Jahr 1800 fallend voraussetzten, ergab sich 1798; in jenem Jahre richtete die Künstlerin an Goethe das nachstehende Schreiben:

„Hochwohlgebohrner Herr Geheimerath!

Ob Sie sich so meiner noch erinnern wie ich mich Ihrer, daran zweifle wohl freilich, allein wissen werden Sie wohl fileicht noch das eine gewisse Unzelmann in Carlsbad war, die von Figur zwahr sehr klein, doch mit einer großen Empfänglichkeit für alles Schöne und Große gebohren wurde, sich daher nie wieder so angenehmer Augenblicke erinnern kann, als die waren, welche ich in Ihrer Gesellschaft zubrachte, und seit der Zeit war immer mein Lieblings Wunsch noch einmal dießes Glück zu genießen. Hierzu haben Sie allein das Mittel in Händen, könten Sie mir nehmlich versprechen, daß ich bei Ihrem Herzog eine gute Aufnahmen finten könte, das er als ein Beschützer der Künste mir verstatten wolle Gastrollen zu spielen, so wehre es mir möglich auf 14 Tage Urlaub zu bekommen und das gröste Glück welches ich mir schmeichlen kann wehre mir dann gewärth, mein kleines Talent Ihrem Unparteischen Urtheil zu unterwerfen und nach dießem mich hinfort gantz zu bilden. Dies wehre dann der Haubtzweck meiner Reise, ich würde Ihnen daher gar keine Rolle vorschreiben, sondern sie mir von Ihnen vorschreiben lassen, und mich gantz dem unterwerfen was Sie sagen. Machen Sie mir diese Freude, ich weis das Sie es können, und ich werde Ihnen gewiß die grösten fortschritte meines Talents zu dancken haben. Bestimmen Sie mir gefälligst die Zeit, wo just der Herzog nicht abwesend ist. Noch in dießem Monath wehre es mir am liebsten, weil just der König verreist und ich auch noch ein wenig von der Leipziger Messe profitiren könnte. Ich hoffe auf eine baltige und gütige Antwort und bin mit der allervorzüglichsten Hochachtung

des Herrn Geheimraths

ergebenste

Friederique Unzelmann.

Berlin den 1. Aprill 1798.

N. S. Der dicke Musch, der Mopshund nehmlich von Ihnen Quix genannt lebt noch und freut sich mit mir des Glücks Sie zu sehen.“

Die Orthographie wird unseren Lesern nach den seinerzeit von uns mitgeteilten Briefen nicht überraschend sein; nur daß die Künstlerin später ihren Vornamen „Friderike“ zu schreiben pflegte. Goethes Antwort hat sich im Konzept erhalten, sie lautete:

„Sie werden mir wohl glauben, schöne, kleine Frau, wenn ich Ihnen sage, daß demjenigen, der Sie einmal gekannt hat, der Wunsch immer übrig bleiben muß Sie wieder zu sehen, und daß mir daher Ihre Neigung sehr erfreulich ist, uns wohl einmal in Weimar zu besuchen und durch Ihr Talent die angenehmste Unterhaltung zu verschaffen. Zugleich werden Sie sich versichern, daß es keine leere Ausflucht ist, wenn ich für diesmal Ihre Reise widerrathe, indem Sie vielleicht bey Ankunft dieses Briefes schon unterrichtet sind, daß wir Herrn Iffland zu eben der Zeit, welche Sie uns widmen könnten, erwarten.

Lassen Sie uns auf eine andere Epoche die Hoffnung auch Sie zu sehen und zu bewundern, so wie wir alsdann die Bedingungen, die Ihnen angenehm sein könnten, vorher klar und deutlich verabreden wollen. Zu dem Honorar, welches ein fremder, auf unserem Theater auftretender Künstler, wie billig, erhält, trägt der Hof unmittelbar nichts bey, sondern es ist bloß eine Sache der Theaterdirection und wenn man sich daher bey uns freilich keine außerordentlichen Gaben zu erwarten hat, so ist man doch gewiß dasjenige zu erhalten, worüber man sich vereinigte. Es versteht sich von selbst, daß wir in solchen Fällen, außer dem bedungenen Honorar, die Reise bezahlen und den hiesigen Aufenthalt frey geben.

Sie sehen aus meinem umständlichen Briefe, der fast einer Punctation zu einem Contracte ähnlich sieht, daß es mir Ernst ist, Sie zu irgend einer günstigen Zeit bey uns zu sehen. Da es denn auch übrigens an dem was sich nicht versprechen läßt, an einer recht gemüthlichen Aufnahme Ihrer lieben kleinen Person und einer lebhaften Theilnahme an Ihrem schönen Talente nicht fehlen soll. Leben Sie recht wohl, haben Sie Dank für Ihren Brief und streicheln den würdigen beneidenswerthen Quyx aufs allerschönste.“

Gewiß einer der liebenswürdigsten Briefe, den Goethe je in Theatersachen geschrieben. Die Künstlerin erwiderte:

„Hochwohlgebohrner Herr Geheimerath!

Dießen Brief wollte ich Ihnen eigentlich durch Herrn Iffland selbst überschicken, allein der Himmel hatt es anders beschlossen indem ich den Abent vor seiner Abreiße nicht aus einer Gesellschaft konnte, die mich bis 11 uhr festhielt. Ich dancke Ihnen von Hertzen vor Ihren gütigen Brief, ich bin gantz Stolz damit einen Brief von einem Manne zu haben den die gantze Welt liebt und schätzt und ich vor allen. Wenn es Ihnen gefällig ist, das Sie mich in Weimar haben wollen, so bitte ich ergebenst, mir die Zeit zu bestimmen wenn es Ihnen an gelegensten ist. Ich freue mich unendlich darauf vor so einem Einsichtsvollen Puplicum zu spielen, und besonders Sie wieder zu sehn. Alles übrige überlasse ich Ihrer Güthe. Mit der vorzüglichsten Hochachtung habe ich die Ehre mich zu nennen

Ew. Hochwohlgebohrn

ergebenste

Unzelmann.

Berlin den 27. April 1798.

N. S. Herrn Iffland bitte ich ergebenst meine Empfehlung zu machen.“

Die nächste Verhandlung über ein Gastspiel fand ein Jahr später, im Frühling 1799 statt. Frau Unzelmann, die eine Kunstreise nach Österreich antrat, wollte auf der Rückreise in Weimar anhalten; sie betraute Iffland, die Verhandlung für sie zu führen, für das Weimarer Theater trat nicht Goethe selbst, sondern in seinem Auftrage Hofkammerrat Kirms ein. Dieser fand die durch Iffland bekannt gegebenen Bedingungen der Künstlerin zu hoch und wollte sie herabdrücken, wozu Goethe seine Einwilligung gab. Einige Tage darauf (28. März 1799) schrieb Kirms an Goethe:

„Die Herrschaften müssen etwas für Herrn Hofrath Schiller thun, wir können sie also nicht wegen der Mad. Unzelmann angehen. Der Herzog meinte noch, wir würden dabei keine Seide spinnen

Iffland sagte mir, als er hier war, man möchte der Unzelmann keine Kost geben."

Die Briefstelle illustriert die jammervolle Kleinlichkeit der Verhältnisse aufs Deutlichste. War die Unzelmann, wie es scheint, eine starke Esserin und gab man ihr die Kost, so blieb vollends nichts für Schiller übrig, aber auch wenn sie keine Kost bekam, konnten die Herrschaften nicht gleichzeitig dem Dichter zu einigen Thalern und dem Theater zur berühmten Gastspielerin verhelfen.

Nachdem sich die Verhandlung bis zum Mai ohne Ergebnis hingezogen, war es nun Goethe, der das Erscheinen der Künstlerin nicht mehr wünschte; er hatte inzwischen seinen Aufenthalt in Jena genommen und wollte denselben nicht unterbrechen. Als ihm Kirms am 9. Mai schrieb: „Der Himmel gebe, daß Mad. Unzelmann nicht kommt!" erwiderte Goethe scherzend: „Sie werden wohl die Betrübnis erleben, diesmal das Angesicht der Madame Unzelmann nicht zu sehen." Und wirklich kam sie nicht.

Die nächste Beziehung ergab sich im folgenden Jahre aus dem Wunsche der Künstlerin, zu ihrem Benefiz Goethes Egmont zu geben; das Schreiben, worin sie den Dichter um das Manuskript ersucht, war die „Deutsche Dichtung" bereits (Band IX. S. 31) zu publizieren in der Lage, Goethe sagte zu; seinen Brief (vom 22. November 1800) konnten wir nicht mitteilen, auch Wahle ist leider nicht besser daran, da sich dies Konzept nicht erhalten hat. Die Antwort der Künstlerin (vom 3. Dezember 1800) findet sich (Band IX. S. 101) mitgeteilt; zwei Wochen später übersandte Goethe das Manuskript mit dem folgenden, bisher nicht bekannten Schreiben:

„Sie erhalten, liebenswürdige Frau, mit vielem Dank für Ihren zweyten gefälligen Brief das Exemplar Egmonts, wie er durch Herrn Ifflands Gegenwart bei uns möglich geworden.

Ich habe einen Augenblick hineingesehen, um zu überlegen, was man etwa zu Gunsten einer Vorstellung noch daran thun könnte; allein ich erschrak über die Arbeit, die man unternehmen müßte, um etwas daraus zu machen, wofür man allenfalls stehen dürfte.

Nehmen Sie ihn also freundlich auf wie er ist und machen Sie daraus das, was der Autor zu seiner Zeit nur andeuten konnte. Leben Sie recht wohl, gedenken Sie mein und haben Sie die Güte mir das Manuscript gelegentlich zurück zuschicken.

Jena am 16. Dec. 1800."

Die Bearbeitung rührte bekanntlich von Schiller her; wie Goethe über sie dachte, steht zwischen den Zeilen dieses Briefes nicht undeutlich zu lesen.

Das Schreiben, welches die Künstlerin nach der Aufführung an den Dichter richtete, haben wir (Band IX. S. 31) mitgeteilt.

Im September 1801 fand endlich das beiderseits gewünschte Gastspiel statt; die darauf bezüglichen Briefe haben wir (Band IX. S. 152 ff.) gleichfalls schon mitgeteilt. Nachzutragen ist nur die folgende Stelle aus einem bisher ungedruckten Briefe Goethes an den Göttinger Historiker Sartorius vom 10. Oktober 1801:

„Madame Unzelmann traf auch zu Ende September hier ein und gab etwa 7 Vorstellungen. Ihr durchaus charakteristisches, gehaltenes, verständiges, gehöriges, ungezwungenes Spiel hat mir außerordentlich viel Vergnügen gemacht und wenn ich über das, was sie leistete ins Einzelne gehen dürfte, so würde ich an ihr rühmen, daß sie gegen die Mitspielenden mit der größten Fertigkeit eine gefällige Lebensart ausübt, aber auch, wenn sie nichts zu sprechen hat, jedem pantomimisch etwas artiges zu erzeigen und das Ganze dadurch zu beleben weiß."

Man vergleiche damit das übereinstimmende Urteil Goethes über die Künstlerin in dem gleichsam amtlichen Bericht, den er im März 1812 im „Journal des Luxus und der Moden" veröffentlichte; wir haben es Band IX. S. 29 citiert.

Zur Geschichte des Engagements von Karl Unzelmann bietet das neue Buch Einiges, was unsere Darstellung (Band IX. S. 153) ergänzt; leider nicht viel Wichtiges; die uns nicht erreichbar gewesenen Stücke der Korrespondenz hat, wie es scheint, auch Wahle für die offizielle Publikation nicht erlangen können. Bemerkenswert wäre höchstens, daß die Bemühungen der Künstlerin, den Sohn nach Weimar zu bringen, in Kirms den heftigsten Gegner fanden; unmittelbar nachdem ihm Goethe den auch von uns erwähnten Bittbrief der Künstlerin übersendet, erwidert er:

„Madam Unzelmann gehet darauf aus, ihren Sohn Ew. Hochwohlgeb. aufzuhangen. Sie hat recht! Wollen Ew. Hochwohlgeb. diese Kosten, diese Last übernehmen? Es ist wahr, es gibt Ruf, wenn dieser Knabe hergeschickt wird; was hilft er uns aber? Mehrere werden auch ihre Kinder hier erziehen und unterstützen lassen, und wenn sie brauchbare Männer geworden, wieder wegnehmen. Wenn das Theater unterstützen soll, so ist für selbiges eine dergl. Unterstützung ein reiner Verlust, denn diese Knaben besetzen keine Stellen und erfordern doch einen Aufwand von Gage, und besonders von Kleidungsstücken, die für sie gemacht werden müssen. Wenn unsere Kasse nicht so miserabel wäre, so würde es gut sein, Kinder der Dienerschaft zu unterstützen, die uns einmal Dienste thun können und müssen. Ich will damit in Ansehung der Unzelmann Ew. Hochwohlgeb. Willen keine Grenzen setzen, sondern ich erwidere dies Alles nur als Meinung."

Trotz dieser Versicherung am Schlusse schrieb er vier Tage später wieder:

„Auch lege ich den Brief der Madam Unzelmann bey. Alles weiter überlegt, würde Ew. Hochwohlgeb. die meiste Last mit ihrem Sohn, von dem man nicht ohne Bedeutung Ihnen schreibt, daß er Ihren Vornamen führe, haben. Handeln Ew. Hochwohlgeb. dabei nach Ihrer bekannten Klugheit; wird er aber gut, so gehet er bald seiner Wege; indessen könnte man es einmal darauf ankommen lassen."

Daß sich Goethe nicht abhalten ließ, ist bekannt; aus unserer Darstellung und den von uns mitgeteilten Briefen Goethes an der Mutter weiß man auch, welche liebevolle Sorge er dem Knaben widmete. Auch war es der rasche Fortschritt Karl Unzelmanns, der in Goethe die Idee einer förmlichen Theaterschule anregte, die im Oktober 1803 bereits auf zwölf Pensionen angewachsen war. Daß Karl bei allem Talent seinem großmütigen Gönner durch Leichtsinn und Unbotmäßigkeit das Leben schwer machte, haben wir bereits betont: Goethe wurde naturgemäß kälter gegen ihn, ohne doch ganz die Hand von ihm abzuziehen. Charakteristisch ist folgendes „Pro Voto" Goethes an die Hoftheater-Kommission, als es sich 1809 um die Scheidung Karl Unzelmanns von seiner Frau, geb. Petersilie, handelte:

„Herzogl. Commission hat dergleichen Dinge weder zu befördern noch zu hindern, doch möchte es gut sein, sich umzuthun, wie eigentlich das Verhältniß der beiden Personen zu einander steht. Ist es gar nicht wieder herzustellen, so wäre es freilich eine Wohlthat, wenn sie getrennt würden".

Prinzipiell lehnt Goethe sonst jede Einmischung in die Ehehändel seiner Schauspieler ab, es sei denn, daß ihre Pflichterfüllung darunter leiden mußte. So wünscht er z. B., daß dem Schauspieler Röpke mit der Hauptwache gedroht werde, wenn er seine Frau wieder einmal prügeln sollte und bemerkt dazu:

„Wir lehnen bei der Commission, wie billig, alles ab, was außertheatralisch scheinen könnte; aber wenn ein Mann seiner Frau die Augen blau schlägt, so kann das sehr theatralisch werden, wenn sie gerade an demselben Abend eine Liebhaberin zu spielen hat. Es sollte deswegen bei dieser Gelegenheit sehr deutlich ausgesprochen werden, daß ein Acteur, der seine Frau prügelt, von Commissionswegen sogleich auf die Hauptwache geführt wird".

Als der Herzog den „Don Juan" im Januar 1811 in italienischer Sprache gesungen wünschte, wei-

gerte sich Unzelmann, den Leporello zu übernehmen. Da schrieb Goethe an Kirms aus Jena 10. Januar 1811: „Was Sie mir von Unzelmann schreiben, ist wohl nur vorübergehend. Geben Sie dem jungen Mann zu bedenken, was er uns und Durchlaucht dem Herzog persönlich schuldig geworden; wie unendlich oft er unser bei Gelegenheiten bedurfte, wo er sehr übel daran gewesen wäre, wenn wir uns auf den Contract berufen hätten. Es ist hier von einer Artigkeit die Rede, die er dem Hof und besonders dem Fürsten erzeugt, und er sollte Gott danken, daß ihm eine Gelegenheit wird, seine Dankbarkeit an den Tag zu legen".

In der That fügte sich Unzelmann, doch kam die Vorstellung — ohne seine Schuld — erst am 4. September 1813 zu Stande.

Eine sehr sonderbar anmutende, Friederike Unzelmann betreffende Episode, die auf die pekuniär so beschränkten Verhältnisse der Weimarischen Bühne ein grelles Licht wirft, wird aus dem Jahre 1806 berichtet.

Bekanntlich gastierte das Theater in den Sommermonaten abwechselnd in Lauchstädt, Erfurt, Rudolstadt, dann auch in Leipzig und Halle. Der Ertrag dieser Gastspiele hielt die Hofbühne im Winter über Wasser. Namentlich Lauchstädt erwies sich recht ergiebig, weil die Hallenser Studenten fleißig hinüberkamen, freilich nur dann, wenn die Leipziger Bühne nichts Besonderes bot, sonst wandten sie sich dorthin. „Besonders waren Iffland und Friederike Unzelmann, die in Leipzig immer einen auf Lauchstädt stark hinüber wirkenden Erfolg hatten. So auch 1806. Die Hallenser Studenten sprachen sehr energisch den Wunsch aus, daß die Unzelmann auch in Lauchstädt gastieren möge. Der Regisseur Becker schreibt an Kirms (23. Juni 1805): „Es ist ja eine wahre Schande, wie die Berliner herum reisen und brandschatzen. Wenn die Unzelmann in Leipzig mit 12 Rollen fertig ist, kommt Iffland und spielt auch 12 Rollen, das thut uns schon, was noch von Leipzigern kommen könnte, Schaden". Er wünscht, daß das verlangte Gastspiel der Unzelmann auf jede Weise verhindert werden möge".

So die Sachlage. Nun lernen wir Goethe als richtigen Diplomaten kennen. Er schreibt, nachdem ihm Beckers Brief vorgelegen, an Kirms:

„Wie Ew. Wohlgeboren selbst einsehen und sagen, so läßt sich in dieser Sache nichts Durchgreifendes rathen noch anordnen. Ich habe aber doch in beykommendem Blatt etwas aufgesetzt, das den Wöchnern*) bey ihrem Betragen zu einiger Leitung dienen kann. Ich habe es in der dritten Person abgefaßt und nicht unterschrieben. Doch ist ihnen durchaus nochmals zu empfehlen, daß sie es Niemanden sehen lassen". (Jena, 25. Juni 1806.)

Das geheimnisvolle Blatt hat folgenden Inhalt:

„In der Angelegenheit, worüber nachgefragt wird, ist es schwer, einen bestimmten Rath zu geben. Alles kommt auf die Umstände und auf den Augenblick an, wobey der Klugheit der Herren Wöchner die Hauptsache überlassen bleibt.

Anfangs könnten sie allenfalls erklären, daß sie beym Abschied von fürstl. Commission ausdrücklichen Auftrag erhalten, das Spielen von Gastrollen durchaus abzulehnen, weil in diesem Jahr die Gesellschaft vollständig und das Repertorium complet sei; welches voriges Jahr nicht der Fall gewesen. Diesmal könne die Gesellschaft aus und durch sich selbst das Publikum contentiren. Sie seyen ja selbst in Lauchstädt Gäste und wünschten sich nicht in ihren Rollen durch andere Gäste verdrängen zu lassen. In einer Stadt, wo man eine Gesellschaft das ganze Jahr, oder wenigstens den größten Theil über, sähe, sey es ganz was anderes, indem man alsdann zur Abwechselung allenfalls eine Gastrolle gestatte. Doch lehne man auch in Weimar sie gewöhnlich ab u. s. w

Sollten aber dergleichen Vorstellungen nichts fruchten, und das aufgeregte Publicum mit einigem Ungestüm die Erscheinung der Madame Unzelmann verlangen, so können die Herren Wöchner ihre Rolle fortspielen und mit Höflichkeit sagen, daß man freylich an eine Ankunft der Madame Unzelmann nicht denken könne, und sie deshalb unter den vorkommenden Umständen wohl die Verantwortung auf sich nehmen müßten; so seyen sie doch nicht im Stande, ein höheres Honorar als 20 Thaler für die Vorstellung zu bewilligen. Eine Benefizvorstellung werde niemals wieder zugestanden werden.

Dabey können jene Anfangs angeführten Argumente immer wiederhohlt werden. Man kann sich auf den completten Zustand der Gesellschaft und das wohlversehene Repertorium immer wieder berufen.

Gegenwärtiges Blatt wird secretirt und kommt nicht aus den Händen der Herren Wöchner, umsomehr, als sie die Abwesenheit des Herrn Geheimrath von Goethe, als ein Hauptargument ihrer Weigerung zu brauchen haben".

Ob die Ratschläge fruchteten, wird nicht gesagt. Jedenfalls wurde die Unzelmann nicht berufen.

Über die Beziehungen Goethes zu der Künstlerin in ihren späteren Lebensjahren bringt das Buch kein Material. Doch hat ja nach dieser Hinsicht unsere Darstellung bereits alles Wichtige beigebracht. —

*) Wochen-Regisseure; eine von Goethe eingeführte Einrichtung, für die er auch gleich den kurzen Terminus schuf.

Verwahrung.

Werthester Freund!

Ein Herr Georg von Schulpe in Preßburg hat im Jahre 1888 ein Büchlein herausgegeben, betitelt: „Perlen aus dem Meere des Lebens. Sprüche zeitgenössischer Dichter." Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. Als er es mir gleich nach dem Erscheinen zusandte, blätterte ich nur flüchtig darin und legte es beiseite. Dieser Tage jedoch, da es mir zufällig wieder in die Hand kam, sah ich es genauer an und fand zu meiner nicht geringen Überraschung außer vier von meinen Sprüchen, von denen zwei mit willkürlichen Änderungen abgedruckt waren, nicht weniger als sieben (auf Seite 62—64), mit meinem Namen bezeichnet, die nicht von mir herrühren.

Was den Herausgeber bewogen haben kann, mich mit fremden Federn zu schmücken, — eine allerdings sehr bedenkliche Freundlichkeit, da ich mich zu keinen dieser Sprüchen bekennen möchte, — ist mir völlig räthselhaft. War es ihm nur um eine Vermehrung seiner Sammlung zu thun, so stand es ihm ja frei, sieben authentische Sprüche meinem „Spruchbüchlein" zu entnehmen.

Mag es aber mit dieser Unterschiebung eine Bewandniß haben, welche es wolle, so wünsche ich doch nicht, diese falschen „Perlen" als mir angehörend gelten zu lassen und bitte Sie daher, dieser meiner Verwahrung in Ihrer „Deutschen Dichtung" einen Platz einräumen zu wollen.

Mit freundlichem Gruß Ihr

München, 12. April 1892. **Paul Heyse.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Ein Abtrünniger.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

VIII.

Ich wanderte zu Fuß und nährte mich fast nur von Maisbrot und Wasser; es galt mit den zwanzig Gulden bis Prag zu reichen. Dort wollte ich in's theologische Seminar treten, meine geistlichen Studien fortsetzen. Der Entschluß war mir schon am ersten Reisetag gekommen, kaum daß die schlimmste Betäubung abgeschüttelt war, und mit einer Entschiedenheit, die mich in späteren Jahren, wenn ich mein Leben überdachte, stets gewundert hat. Ich darf versichern, daß der Wunsch versorgt zu sein, dabei nicht mitwirkte, ausschlaggebend war sicherlich nur das Gelöbnis am Schlusse des Noviziats: „Ich schwöre, daß ich den kirchlichen Stand erwählen und alle Weihen empfangen will.“ Wie hätte ich daran rütteln dürfen?! In diesem Sinne schrieb ich denn auch von Orvieto aus an Mutter und Bruder; das Geschehene teilte ich mit wenigen Worten mit, ohne Gregorius anzuklagen. Erst nachdem dieser Brief abgegangen, auf dem Wege von Orvieto nach Florenz, kam mir der Zweifel: „Kannst Du den Schwur halten? Wird diese entsetzliche Erinnerung nicht immer störend zwischen Dich und Dein heiliges Amt treten? Auch Gregorius hat ja „ad majorem Dei gloriam“ gehandelt! Und dann: genügt Deine Gläubigkeit?! Als Du das Höchste erfassen, das Tiefste ergründen wolltest, stießest Du auf Menschentrug und die Ausgeburten einer krankhaften Phantasie und wärest darüber fast selbst wahnsinnig geworden. Nein, der „Santo Bambino“ ist nicht selbst durch's Meer geschwommen; ein unverletztes Scapulier, ein tägliches „Ave Maria“ genügen nicht, den Himmel zu erwerben! Aber dies Alles ist ja auch wohl in Prag, wo ein freierer Geist weht, als im „Collegium Germanicum“ gewiß für Niemand „de fide“. Aber kannst Du noch glauben, was auch dort und überall für einen katholischen Priester Dogma sein muß?! Dem Wahnsinn bist Du entgangen, willst Du ein Heuchler werden?!“

Möglich, daß mich diese Gedanken schon damals übermannt hätten, wenn ich mir allein überlassen geblieben wäre. Aber der Zufall ließ die Anschauung eines Anderen Macht über mich gewinnen. Als ich eines Abends in einem elenden Flecken vor Florenz — Berandenga hieß er — einwanderte, sah ich vor der Schmiede eine ausgespannte Reisekalesche stehen; ein großer Haufe Volkes drängte lachend um sie her. Als ich näher trat, sah ich einen greisen Herrn in geistlicher Tracht, offenbar den Besitzer der Kalesche, der sich abmühte dem Handwerker klar zu machen, wie er die Räder geflickt und beschlagen haben wolle; da er ein sonderbares Italienisch sprach — lateinische und deutsche Worte mit italienischen Endungen — so wollte dies begreiflicher Weise nicht glücken; sein Kutscher stand daneben und seufzte nur immer: „Ich hab's eh gesagt, die ‚Katzelmacher‘*) san keine Christen!“ Also Landsleute aus Österreich; ich bot mich zum Dolmetsch an und brachte die Sache rasch in Ordnung. Der Geistliche, ein Leitmeritzer Domherr, Pius Knöll mit Namen, begrüßte mich wie einen Boten des Himmels, und als er mein Reiseziel vernommen, ließ er mich auch nicht wieder los. Er war auf der Heimreise von Rom begriffen, wo er seinen Bruder, einen päpstlichen Beamten besucht; für die Rückreise hatte er einen Dolmetsch für überflüssig gehalten, weil er bereits genug Italienisch zu wissen glaubte und kutschierte nun mit seinem Rosselenker, einem biederen Linzer, unter den

*) Spitzname der Italiener im österreichischen Dialekt.

seltsamsten Mißverständnissen auf den toscanischen Landstraßen umher. Gern nahm ich sein Anerbieten an; daß ich mit meiner geringen Barschaft kaum bis zur Grenze reichen würde, war mir nun schon klar, auch war dies sichtlich ein freundlicher harmloser Mann. Der Eindruck log nicht; an Pius Knöll war Alles rund, die kleine Gestalt, der große Kopf, die munteren braunen Augen, aber auch in seinem Inneren gab es keine Spitzen und Ecken. Wir kamen einander auf der langen Fahrt recht nahe, ich glaube, der Greis gewann mich so herzlich lieb als bei seiner bequemen, kühlen Natur irgend möglich war, aber ich konnte es ihm auch ehrlich vergelten. Er war nicht geistreich, nicht gelehrt, nicht gebildet; er liebte gewiß zumeist sich selbst, aber so weit es die Selbstliebe nicht verbot, war er gut und hülfreich gegen andere. Keine opferfreudige, nach Wahrheit dürstende Natur, wie der Pfarrer von Hannburg, glich er diesem doch in der Abneigung gegen allen Fanatismus, wie in der Überzeugung, das Wichtigste jedes Glaubens sei doch die Moral, nicht das Dogma. „An Gott glauben und seine Menschenpflicht erfüllen", sagte er immer wieder, „ist die Hauptsache; ob der hölzerne „Bambino" wirklich gehen und schwimmen konnte ist ebenso Nebensache wie sehr viel Anderes. Ich hoffe auf ein Jenseits, habe aber zunächst hier so viel zu thun, daß mir zum Nachgrübeln über Himmel und Hölle die Zeit fehlt. Und meine Muße behaglich für mich zu genießen, halte ich nicht für sündhaft; der Priester ist auch ein Mensch." Ganz bekehrte er mich natürlich zu seiner Anschauung nicht, aber er beschwichtigte mir doch die Unruhe im Gemüt. An Gott glauben und den Menschen hülfreich sein — ja, das konnte auch ich!

Als ich Ende September 1844 vor den Rektor des Prager fürsterzbischöflichen Seminars trat, meine Aufnahme zu erbitten, blickte mich der alte Mann mit dem klugen behaglich glänzenden Gesicht lächelnd an. „Also kommen Sie wirklich zu uns!" sagte er. „Man hat sie uns bereits angemeldet!" — „Wer?" fragte ich erstaunt. — „Pater Gregorius", erwiderte er. „Bitte, erzählen Sie mir Ihr Leben, seit Sie das Kloster zu B. verlassen haben." Ich that es. Nachdem ich geschlossen, sagte er, noch immer dasselbe schlaue Lächeln um die Lippen: „Es ist klar, daß Sie dem würdigen Gregorius Unrecht thun — ebenso dem gleich würdigen Marian; derlei Dinge zettelt kein Priester unserer christkatholischen Kirche an und ich" — hier wurde sein Antlitz ernst und seine Stimme streng — „ich würde Ihnen nicht raten, jemand Anderem davon zu erzählen. Aufnehmen wollen wir Sie. Darf ich Ihnen einen Rat geben, so ist es der: studieren Sie fleißig und steigen Ihnen Zweifel auf, so werden Sie selbst damit fertig. Fragen wird Sie darnach Niemand."

In der That — darnach hat mich in dem halben Jahr, das ich im Seminar verbrachte, Niemand gefragt. Es wäre kaum möglich, einen größeren Gegensatz zu ersinnen, als er zwischen diesem und dem römischen Kolleg bestand, und doch waren es zwei demselben Zweck gewidmete Anstalten derselben Kirche. Was hier von dem Zögling verlangt wurde, war fleißiger Besuch der Kollegien und Befolgung der nicht eben strengen Hausordnung; wie es in ihm aussah, darum kümmerte sich Niemand, eigentlich auch der Beichtvater nicht. Das Ziel war, Pfarrer auszubilden, die alles Äußerliche wohl verrichten und in ihrer Gemeinde leidliche Zucht, Sitte und Gehorsam aufrecht erhalten konnten; von dem bösen Teufel der Revolution war zuweilen, von jenem des Unglaubens weit seltener, von dem der fleischlichen Sünde nie die Rede. Weltliche Studien wurden gern gesehen, seltsamer Weise namentlich die Beschäftigung mit Mathematik und Astronomie, noch dringlicher wurden Gartenbau und Agronomie empfohlen. Gab ein Zögling durch Spötteleien über Dogmen oder Wunder ein Ärgernis, so wurde er strenge vermahnt, wenn es eben sein mußte; am Liebsten überhörten die Oberen derlei Äußerungen. Kurz, im Prager Seminar herrschte derselbe Geist ganz unglaublicher Gemütlichkeit, der die gesamte vormärzliche Kirche Österreichs erfüllte; zelotisch geworden ist diese Kirche eigentlich erst in den fünfziger Jahren, als sie die Herrschaft des Staates an sich riß und dem Soldaten und Beamten wenig mehr übrig ließ, als eben den Schein der Herrschaft. In jenen Tagen aber war sie nach außen nur selten unduldsamer, als eben gerade nötig und nach innen so duldsam, als nur überhaupt möglich. Diese Männer wollten uns zu behaglichen, zufriedenen Menschen erziehen, wie sie selbst waren; aus uns Leuchten der Wissenschaft, streitbare Kämpfer der Kirche zu machen, lag ihnen ebenso ferne als etwa der Ehrgeiz, selbst als eifrige Inquisitoren des Gewissens gerühmt zu werden.

Gewiß, war es mir überhaupt noch möglich,

ein Priester zu werden, dann in dieser Umgebung, welche die Qual der Gewissenskämpfe erschlaffen ließ, aber Niemand, der mich aus diesen Bekenntnissen kennen gelernt, wie ich damals war, wird daran zweifeln, daß ich es überhaupt nicht mehr werden konnte. Es handelte sich nur noch um die Zeit, die ich brauchte, die Erkenntnis zu erlangen, der Weg, der zu ihr führte, war gegeben. Wem Zweifel und Grübeleien so im Blute stecken, wie damals mir, wer nach Wahrheit schmachtet, wie Andere nach Luft und Wasser, kann an keiner Schranke mehr stillhalten. Jene Wunder, welche die Jesuiten-Bücher verkündeten, hatten sich nie begeben, ich brauchte nicht an sie zu glauben und blieb deshalb doch ein guter, katholischer Christ. Aber die Wunder des Alten und Neuen Testaments?! Wer an ihnen zweifelte, war ein Sünder und waren sie an sich wahrscheinlicher und glaubhafter?! Ich habe erzählt, wie sich einst Herr Kubelka an mir müde geschlagen, weil schon dem Zehnjährigen das Wunder vom Stillstehen der Sonne auf Josuas Gebot unglaublich erschienen — und der Zweiundzwanzigjährige sollte nicht daran rütteln?! Noch hielt ich Anderes fest, die heiligsten, die mir theuersten Mysterien meiner Kirche, auch sie lösten sich Stück für Stück von mir ab. Nicht ohne Kampf gab ich sie preis, um jedes einzelne rang mein Gemüt mit meinem Verstand und unterlag immer wieder. Vergeblich auch versuchte ich mich in Studien zu stürzen, die mich davon ablenken sollten, und betrieb die beiden Disziplinen, denen ich mich in diesem Semester pflichtgemäß zu widmen hatte, das Hebräische und die Kirchengeschichte viel eifriger, als gefordert wurde, aber die Fäden, die von ihnen zu dem Gegenstand meiner Grübelei liefen, ließen sich nicht durchschneiden. Zwei Monate wieder las ich wie ein Verzweifelter dichterische, historische, geographische Werke, begann sogar selbst ein Epos zu schreiben, zu dem der Stoff hier gleichsam in der Luft lag, eine „Libussa" — aber da spielten Heiden- und Christenthum herein; die Rede, welche der Sendling Roms halten sollte, den Naturkult zu brechen, blieb ungeschrieben, das Wunder, durch welches das Volk bekehrt wurde, ungeschildert . . . Nun griff ich zu mathematischen und astronomischen Werken; mein Geist hatte sich früher in dieser nüchternen, klaren Welt wohlgefühlt, nun las ich aus diesen Ziffern und Zeichen nichts als den Beweis, daß es keine Wunder gebe. . .

Konnte ich noch Priester werden?! Ich klammerte mich an die Worte des guten, alten Knöll: „An Gott glauben, seine Menschenpflicht thun." An dies Höchste hatten meine Zweifel noch nicht gerührt und jene Begeisterung des Mitleids empfand ich noch jetzt. Aber genügte es auch in Anderer Augen?! Da unter meinen Prager Professoren Niemand war, an den ich mich hätte wenden mögen, so schrieb ich an den trefflichen Romuald im Kloster zu B. Er erwiderte, meine Anfrage hätte ihn tief erschüttert, schon weil sie ihm die Erinnerung an schmerzvolle Kämpfe der eigenen Jugend wachgerufen. Ja, auch in seinen Augen genügten jene beiden Hauptsachen, wenn auch vielleicht nicht, um Seelsorger zu werden, so doch für den Gelehrten geistlichen Standes. Er gebe mir diese Antwort ehrlich, wie ich sie gewünscht, aber irgend eine Verantwortung dafür, ob der schwere Beruf für mich der richtige sei, vermöge er nicht zu übernehmen. „Viel leichter", fügte der würdige Mann bei, „fiele meinem Gewissen das Gegenteil, denn ich fürchte, Dein Zweifel wird nirgendwo innehalten . . ."

Er hatte nur allzurecht. Zur Zeit, da sein Brief eintraf — Ende März 1845 — hatte der Kampf um jenes Höchste bereits in mir begonnen.

Den ersten Anstoß hatte eine Anekdote gegeben, die ich in einem weitläufigen wissenschaftlichen Werke aufgefunden. Die bekannte Anekdote von Napoleons Unterredung mit Laplace. „Haben Sie", fragt ihn der Kaiser, „in Ihren Forschungen Beweise für das Dasein Gottes gefunden?" — „Sire", erwidert der berühmte Astronom, „noch nie bedurfte ich dieser Hypothese bei meinen Untersuchungen."

Das war die Schneeflocke, die zur Lawine anwuchs, weil sich im Stillen bereits alles gelockert . . . Meine Gespräche mit Binnenthal klangen in mir auf, sein Bekenntnis auf der Höhe des Rosenbergs, das Schicksal seiner Familie . . . der Schrei jenes Trunkenen gellte mir wieder im Ohr. Und aus dem Buche vor mir, einer Weltgeschichte hallte der Todesschrei von Millionen, die gestorben, weil sich plötzlich die Erde unter ihnen geöffnet, oder weil das Getreide nicht gediehen, oder weil sie der Sehnsucht ihres gläubigen Herzens in anderen Worten und Formen Ausdruck gegeben, als ihre Würger. Und in dem anderen Buche hier, der Astronomie, stand, daß bereits größere Welten versunken und vergangen, als diese kleinen Sterne,

Welten, von denen die Vernunft gebiete, anzunehmen, daß sie mindestens von ebenso vollkommenen und fühlenden Menschen bewohnt gewesen, wie unsere Erde . . . In diesem dritten Buche aber, da standen die logischen und dogmatischen Beweise für die Existenz eines persönlichen Gottes . . .

Es war eine der schwersten Stunden meines Lebens, eine Stunde unsäglichen Jammers. Ich saß bleich und fiebernd in meiner Stube und las beim Schein eines flackernden Talglichts mit brennenden, überwachten Augen in jenem approbierten geistlichen Lehrbuch der Metaphysik und las und las . . . Ach, alle seine Lehrsätze konnten mir nicht mehr helfen . . .

Die furchtbare Wandlung in meinem Innern bedingte auch selbstverständlich eine Wandlung meiner äußeren Verhältnisse. Nun durfte ich nicht länger Zögling des Priester-Seminars bleiben. Die Nötigung hierzu lag freilich einzig in mir. Nichts zwang mich, meinen Oberen zu offenbaren, wie es um mich stand. Auch wußte ich ja, daß viele meiner Studiengefährten ebenso dachten wie ich und deshalb doch ganz ruhig in der Kutte blieben. Aber der innere Zwang meines Gewissens war viel stärker, als je irgend ein äußerer hätte sein können.

So ging ich denn am nächsten Tage zum Rektor des Seminars und erklärte ihm meinen Austritt.

„Warum?“ fragte er kurz.

Ich erklärte ihm ebenso kurz: „Weil ich nicht mehr glauben kann, was ich als Priester lehren müßte.“

„Und warum dies?“ fragte er wieder und sah mich starr an.

Ich gab ihm die Antwort so bestimmt, als ich eben konnte. Und darauf hielt mir der Mann eine ganz besondere Rede. Meine Zweifel berührte er mit keiner Silbe, auf irgend welche theologische Erörterungen ließ er sich nicht ein, auch von der Erhabenheit und Heiligkeit des priesterlichen Berufs sprach er kein Wort. Aber mit glänzender Pinselführung, mit einer Art satten Behagens entwarf er mir ein Bild von dem friedlichen, bequemen, der Wissenschaft, der Wohlthätigkeit und allen idealen Interessen gewidmeten Leben im Kloster zu B. Denn das sei mir ja wohl erreichbar.

Der Mann war ein guter Redner, das bewies sein Schlußeffekt. Denn unmittelbar an sein lachendes Zukunftsbild knüpfte er ohne jeden Übergang die Frage: „Wohin gedenken Sie sich nach Ihrem Austritt zu wenden?“

Daran hatte ich noch nicht gedacht. Aller Halt meines Lebens war in mir zusammengebrochen; all' mein Hoffen und Streben lag zu Boden, wie wüstes, morsches Trümmerwerk. Unerträglich erschien mir vor allem zu heucheln, der Bau stehe noch festgefügt wie einst. Dies mußte zunächst abgeschüttelt werden. Was dann? — Das war mir ebenso gleichgültig als unklar. Vielleicht sterben, vielleicht weiter leben und den Bau auf neuen Grundlagen neu beginnen. Auf welchen? — ich hatte keine Ahnung davon.

So schwieg ich zuerst, aber nur einen Augenblick, dann erwiderte ich ruhig: „Ich weiß es nicht; es ist auch gleichgültig; ich weiß nur Eines — ich muß fort.“

Der alte Herr sah mich wieder einmal starr an und hielt dann wieder eine lange Rede. Abermals ein virtuos gemaltes Zukunftsbild, jedoch diesmal Grau in Grau gehalten. Im Vordergrunde der entlaufene Priester-Zögling, der sich müde pocht an verschlossenen Thüren und schließlich einsam und verkommen hinter einer Hecke Hungers stirbt; im Hintergrunde die greise Mutter, an gebrochenem Herzen dahinsiechend. Alles war sehr anschaulich und im Detail ausgeführt.

Aber als er zu Ende war, fragte ich nur: „Wann darf ich gehen?“

„Gleich, augenblicklich, je eher desto lieber,“ erwiderte der hochwürdige Herr erzürnt.

Ich machte eine Verbeugung und wandte mich zur Thüre.

„Halt — noch ein Wort!“ rief er. „Sie glauben, weiß der Himmel wie ehrlich und mannhaft zu handeln. Lassen Sie sich denn gesagt sein, daß Sie handeln, wie ein undankbarer, betrügerischer Bube. Das Kloster zu B., die Gesellschaft Jesu, dann unser Seminar — wir alle haben Opfer an Geld und Mühen gebracht, in der Hoffnung, an Ihnen ein brauchbares Mitglied zu erziehen. Nun betrügen Sie uns alle um das, was Sie uns schulden. Das will ich Ihnen nur noch ganz unverhohlen gesagt haben. Jetzt können Sie gehen, wohin Ihnen beliebt . . . Nun — was sehen Sie mich so sonderbar an? . . . Was können Sie mir darauf erwidern?“

Der alte Mann war blaß geworden und trat einen Schritt zurück, ich mochte ihn in der That „sonderbar“ angesehen haben.

In mir stürmte es fürchterlich. Es war nicht nur die Empörung über den Schimpf, sondern auch ein bitteres Gefühl der Hülflosigkeit gegen solchen Vorwurf. „Der Mensch hat Recht," rief es in mir.

Ich faßte mich mühsam. „Ich werde dem Orden seine Auslagen zurückerstatten," stotterte ich, „sobald ich kann."

Meine Zerknirschtheit gab ihm den Mut wieder. „Sobald Sie können," meckerte er höhnisch, „wir hoffen, noch im neunzehnten Säculum!"

Sein Lachen klang mir noch nach, als ich den Korridor hinabschritt, der Wohnung des „Ökonomen" zu. Er war ein „Laie", ein schlichter, derber, aber gutmütiger, alter Mensch.

Er sah mich ganz entsetzt an, als ich ihm meinen Entschluß mitteilte. Brummend und kopfschüttelnd übernahm er meine Bücher, meine Wäsche, meine Kleider, alles, was dem Kloster oder der Anstalt gehörte.

Dann zog ich fünfzehn Gulden aus der Tasche, mein ganzes Besitztum, meine Mutter hatte sie mir im Laufe der letzten Monate geschickt.

„Herr Latschka", bat ich, „können Sie mir für dieses Geld einen weltlichen Anzug besorgen?" Er brummte etwas von Thorheit und Reue vor sich hin. „Es ist der einzige und letzte Gefallen, den Sie mir noch erweisen können", fügte ich sehr bestimmt hinzu.

Da ging er und kam mit einem Trödler zurück, der sein ambulantes Lager auf dem Rücken trug. Nach einer Stunde hatte ich die notwendigsten Kleidungsstücke und sogar ein fadenscheiniges Mäntelchen dazu. „Es ist ja noch lange nicht Sommer", hatte der vorsorgliche Alte bemerkt und dabei mit dem Trödler auf Leben und Tod gefeilscht, daß mich die ganze Herrlichkeit nur vierzehn Gulden kostete.

Drei Zwanziger blieben mir — damit trat ich meine Wanderung in's Leben an.

An der Schwelle dieses neuen Lebens steht mir die furchbarste Stunde, die ich hienieden zu durchleiden verurteilt war. Mit dieser verglichen, scheinen mir selbst jene anderen Stunden, von denen ich bisher erzählt, noch trostvoll und freundlich. . .

Es war im April, gegen die siebente Nachmittagsstunde; die sinkende Sonne lag hell über den Straßen und über dem Flusse und über den Zinnen und Türmen des „hunderttürmigen, heiligen Prag." Ich kannte mich in der Stadt nicht aus, ich wußte nur den Weg vom Seminar in's Kollegium. Aber was focht mich das an? — ich hatte ja kein bestimmtes Ziel!

So ging ich ruhigen Schrittes dahin. Die Augen hielt ich offen, der Lärm des Lebens schlug an mein Ohr, aber ich war doch wie gelähmt an Gesicht und Gehör.

Woran ich dachte? Es war wohl keine klare Gedankenfolge, es war nur eine Reihe trauriger Traumbilder, die mir durch die erschütterte, todmüde Seele zogen. Zuweilen blieb ich stehen und lehnte mich an eine Mauer, zuweilen flüsterte ich halblaut vor mich hin.

Die Leute sahen mich erstaunt an, ein alter Mann fragte mich mitleidig, was mir fehlte. Aber als ich ihn ansah, wartete er die Antwort nicht ab und ging rasch seines Weges. Ich mochte sehr unheimlich aussehen, zwei spielende Knaben liefen entsetzt davon, als ich auf sie zukam. Das berührte mich nicht, das erschreckte mich nicht.

Ich ging weiter, immer im gleichen Schritte, ziellos. Nur wenn ich in eine belebte Straße kam, suchte ich einen Ausweg in ein stilleres Nebengäßchen.

Die Dämmerung brach ein und das Leben ward stiller. Der Mond ging auf, die Leute saßen vor den Hausthüren und plauderten und lachten. Zuweilen hörte ich fröhlichen Gesang oder den wehmütigen Klang einer Flöte. Aber auch das verhallte unbeachtet an meinem Ohr.

Dann kam ich zur Moldau und zu der großen Brücke, auf der die Statuen von Heiligen stehen. In der Mitte der Brücke hielt ich an und lehnte mich über die Brüstung und blickte hinab.

Es mochte tiefe Nacht sein, alle Lichter waren erloschen, alles Leben erstorben, nur der Mond über mir wachte und goß sein volles Licht herab und unter mir wachte der Fluß und seine Wellen kamen gezogen, immer und immer wieder, und flüsterten leise, bis sie zur Brücke kamen. Dann rauschten sie zornig an den Pfeilern empor und zogen weißschäumend abwärts und neue Wellen kamen und flüsterten und rauschten und der Mondstrahl flimmerte über ihnen.

So stand ich da und schaute und schaute. Ein unsägliches dumpfes Weh pochte mir in den Schläfen und zitterte mir im Herzen. Die Bilder der Erinnerung kamen gezogen, mein ganzes, armseliges Leben.

„Wozu war das, wozu?" flüsterte ich und ich fand keine Antwort.

Und andere Fragen stiegen in mir auf wie sie schon den einsamen, verdüsterten Knaben gequält; aber was der Knabe verwunden, konnte der todmüde, zerschmetterte Jüngling nicht ertragen und ich stöhnte auf in rasendem, ohnmächtigem Grimm und Schmerz. . .

Ein Flimmern ging durch die Luft, eine Sternschnuppe fiel und ein kalter Windhauch strich über den Fluß. Ich zog den Mantel fester um mich, aber es schauerte mich noch immer; ich vergrub mein Haupt in den Händen, aber ich hörte das Flüstern der Wellen und die Stimme in meinen Ohren. . .

„Wozu ist das Leben? . . . Was ist so Großes am Leben, daß man es tragen sollte, trotz Kummer, Not und Qual? . . . Wem nützt es, wer gebietet es?"

Und dazwischen rauschten die Wellen immer wieder ihr eintöniges, lockendes, schauerlich süßes Lied: „Ruhe . . . hier ist Ruhe . . . Ruhe . . ."

Ich verstand es ganz deutlich.

Ich richtete mich empor und riß den Hut vom Haupte und schleuderte ihn in den Fluß. Er tauchte unter und dann wieder empor und prallte an den Brückenpfeiler und schoß dann pfeilschnell hinab . . .

Ihm nach! . . .

Ich faßte das Geländer fester, ich schüttelte den Mantel von den Schultern.

„Wir schreiben den 5. April", sagte eine langsame, schneidend scharfe Stimme neben mir, „und die Badezeit ist noch nicht da". Dabei legte sich eine feste Hand auf meine Schulter und hielt mich. „Auch ist hier nicht der richtige Badeplatz, junger Mensch."

Ich wandte mich entsetzt um.

Vor mir stand im Mondschein ein kleiner, höckeriger Mann im breiten Radmantel, auf dem Haupte ein kleines, schief aufgesetztes Mützlein. Er sah aus, als hätte ihn der Wind hergeweht, so plötzlich war er da, so schwächlich und so lustig sah er aus.

Aber seine Hand umklammerte mich wie eine Eisenfaust.

„Wer bist Du? . . . stammelte ich. „Was willst Du?"

„Zwei vernünftige Fragen", erwiederte er ebenso langsam, ebenso gleichmütig wie vorhin. „Zwei ganz überaus vernünftige Fragen. Wer ich bin? . . . hm! ein steuerzahlender Staatsbürger, der aus der Kneipe nach Hause geht. Und was ich will? Ich will Ihnen sagen, daß derjenige, der da hinunterspringt, ertrinkt, und wer ertrinkt ist tot. Nun lebt man aber nur einmal und sollte sich daher dergleichen reiflich überlegen. Der Selbstmord ist nämlich, wenn ich so sagen darf, ein etwas gewaltsames Mittel."

„Du höhnst mich", rief ich wild, „geh' . . . laß' mich!"

Seine Hand krallte sich noch fester um meinen Arm, aber die Stimme klang um keinen Ton milder oder rascher.

„Sie sprechen sehr kordial mit mir", sagte er, „und das beweist, daß Sie mindestens über die Formen dieser Welt hinaus sind. Versuchen wir's also mit dem „Du". Ich will Dich sehr gerne lassen, junger Mensch, aber da der Sebstmord, wie erwähnt, ein sehr gewaltsames Mittel ist, so möchte ich doch gerne wissen, ob Du Dir's gehörig überlegt hast. Du bist nämlich, soweit ich's im Scheine des Mondes erkennen kann, noch sehr jung. Und da wir da zu etwas ungewohnter Stunde und in etwas eigentümlicher Situation zusammentreffen, so begründet dies auch ein Verhältnis unter uns, wie es nicht häufig ist in dieser miserablen Welt — wir stehen nämlich so zu sagen, als Mitmenschen neben einander. Und darum will ich Dir einen Vorschlag machen. Du erzählst mir, warum Du da hinabspringen wolltest. Erkenne ich den Grund als vernünftig und stichhaltig an, so will ich Dir glückliche Reise wünschen und heimgehen und die Decke über die Nase ziehen, wie es ein biederer Staatsbürger zu nachtschlafender Zeit thun soll. Kommt mir aber Dein Grund nicht stichhaltig vor, so versprichst Du, mit mir von dieser ungesunden, zugigen Stelle fortzugehen und, mit Respekt zu vermelden, Dein Leben von Neuem anzufangen. Gehst Du darauf ein, junger Mitmensch?"

„Meinetwegen," sagte ich nach kurzem Bedenken. „Es wird zwar nichts nützen, aber — ich habe ja Zeit."

„Weise gesprochen," sagte der Kleine im Radmantel. „Ich hoffe, Du machst keine unverhofften Bewegungen und erlaubst daher, daß ich meine Hand zurückziehe. Im Übrigen — vederemo — sprich, junger Mitmensch."

Der Nachtwind wehte, die Wellen flüsterten, der Mond schien und wir lehnten neben einander an der Brüstung und ich erzählte dem Fremden die Geschichte meines Lebens.

Es mochte etwas wirr sein, aber er verstand

mich, denn er nickte häufig lebhaft und brummte Unverständliches vor sich hin.

Ich erzählte ihm Alles, Alles . . .

„Eine alte Geschichte,“ sagte er, als ich zu Ende war, „nur etwas drastischer, als sie gewöhnlich ist, auch spitzt sich das Ende sehr romantisch zu. Aber es ist nicht das Ende, sondern nur ein Abschnitt. Hör' einmal, mein Junge, es ist doch gut, daß ich die Gewohnheit habe, bis über Mitternacht in der Weinstube des biederen Wenzel Hoczelka zu verweilen. Denn es wäre sehr unvernünftig gewesen, wenn Du da hinabgesprungen wärest, sehr thöricht.“

Ich schüttelte den Kopf.

„Hör' einmal,“ fuhr er fort. „Ich will deutlich mit Dir reden, ganz kurz, ganz klar. Wenn ich Dir sage, auf welchen Grundlagen Du Dein Leben wieder aufbauen kannst, wenn ich Dir sage, wie das große, ewige Hungerrätsel gelöst werden kann, wenn ich Dir dies Alles in einer kurzen Formel zusammendränge und Dir dabei schwöre, daß diese Formel nicht trügerische Lüge ist, sondern nach meinem besten Wissen und Gewissen ewige Wahrheit, willst Du dann weiter leben?“

„Ja,“ versprach ich entschlossen.

„Nun denn — so höre! Es sind drei Worte. Sie sind uralt, aber erst vor fünfzig Jahren etwa hat man sie drüben in Frankreich zusammengefaßt und sehr laut in die Welt hinausgerufen. Seit der Zeit klingen sie fort, aber man spricht sie nur leise, weil die hohe Polizei sie nicht gern hört. Die Formel heißt: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! . . . Und nun komm!“

So sprach der seltsame Mann und ich folgte ihm, folgte willenlos. Und nicht bloß in jener Nacht!

In jener Nacht aber ging er mit mir die Brücke entlang, dann rechts ab, nicht die Straße zum Hradschin empor, sondern längs des Flusses, jenem armseligen Stadtteil zu, der am Fuß des Burgfelsens liegt. „Podskale“ heißt er.

Wir gingen sehr langsam und mein neuer Freund mochte wohl meiner Lebensfreudigkeit nicht recht trauen, denn er ließ mich nicht aus den Augen und blieb dicht an meiner Seite. Und so oft ich unversehens dem Ufer näher trat, legte sich sein Arm fest um den meinen.

Aber die Befürchtung war grundlos. Niemals ist ein Mensch, sofern sein Geist klar geblieben, weniger zum Selbstmord gelaunt, als unmittelbar, nachdem ihm ein Versuch hierzu mißglückt. Denn der mächtigste Trieb der Menschennatur, der Trieb der Selbsterhaltung rächt sich dafür, daß er vorher niedergetreten worden und loht doppelt mächtig auf. Erst später, nach langen Stunden, nach Tagen, pflegt sich der Versucher wieder heranzuschleichen.

Ich dachte nicht daran, meinen Sprung vom Ufer aus zu wiederholen. Ich war entsetzlich müde. Und wenn mein Blick die rauschenden Wasser streifte, so überschauerte es mich, mir graute vor dem Tode . . .

„Halt“, befahl endlich der Kleine im Radmantel. Wir standen vor einem baufälligen Häuschen. Er zog einen mächtigen Hausschlüssel aus der Tasche. „Hier wohne ich und darum vorläufig auch Du! Komm!“

Er geleitete mich durch einen Hausflur und eine wackelige Treppe empor.

Die Kniee wankten unter mir, immer mehr, ich kletterte je höher, desto mühsamer. Die Anspannung der Nerven hatte nachgelassen, die Müdigkeit in der Seele und der Hunger im Magen übermannten mich.

„Hier herein!“ — ich hörte die Worte noch, aber ich konnte nicht mehr folgen. Ohnmächtig brach ich an der Schwelle zusammen.

Als ich endlich wieder erwachte, schaute ich erstaunt und erschreckt um mich und schloß schnell die Augen, um sie nach einer Weile nur zögernd wieder zu öffnen. Es war heller, sonniger Tag, von den Türmen klang eben das Mittagsläuten. Ich lag entkleidet im Bette, in einer engen, niedrigen, dumpfen Dachkammer. Es stand nur noch wenig anderes wackeliges Gerät darin, an den Wänden hingen einige Kleider und Bilder, dann ein Brett, auf dem staubige Bücher standen.

Ich rieb mir die Augen, meine Gedanken fanden sich nur mühsam zurecht.

Plötzlich that sich die Thüre auf, der kleine, höckerige Mann trat hastig ein. Er trug ein verschossenes schwarzes Gewand, das blasse Antlitz war furchtbar häßlich, die Haare wirr und die unheimlichen, stechenden Augen bohrten sich in die meinen . . .

Ich erschrak und unwillkürlich, dem Zwange langjähriger Gewohnheit folgend, schlug ich das Kreuz.

Der Kleine lachte laut auf.

„Du appellierst da an eine Gewalt,“ sagte er, „von der Du vorgestern noch sehr geringschätzig gesprochen hast. Doch bist Du auch sonst im

Irrtum. Ich bin nämlich nicht der Teufel, sondern im Gegenteil Privatlehrer — Christian Hager mit Namen; Du siehst, ich war schon durch meinen Namen für meinen Stand prädestiniert."

„Entschuldigen Sie," stammelte ich.

„Du!" fiel er mir ins Wort. „Wir wollen bei dem Du bleiben, junger Mitmensch! Und darum: habe Du die Güte und zeige Du mir Deine Zunge!"

„Warum?" stammelte ich.

„Das Warum wird sofort offenbar werden," sagte er sehr feierlich. „Jetzt aber, die Zunge!"

Ich zeigte sie, er nickte befriedigt. Dann griff er mir den Puls und nickte gleichfalls.

„Wir sind außer aller Gefahr," rief er fröhlich, „und Hochdero Leibarzt, Frau Brigitta Schertassek, haben sich blamiert. Sprachen viel von einem beginnenden Typhus, der Herr Leibarzt, und riethen die Zuziehung weiterer Notabilitäten der Wissenschaft an. Ist aber nichts damit, gar nichts. Zunge normal, Puls normal, Augen hell! Stimmt!"

„War ich krank?" frug ich.

„Es schien beiläufig so. Als ich Dich vorgestern Nachts bis an die Thür dieses Prachtgemachs gebracht und nun voranschritt, um ein Kreuzerlicht anzuzünden, hörte ich hinter mir einen schweren Fall. Du warst ohnmächtig zusammengesunken. Sintemalen ich nun kein Herkules bin, weckte ich die Frau Brigitta, sowie ihr Kind, Herrn Wenzel Schertassek, einen zarten Eisenarbeiter von dreiundzwanzig Jahren. Sie waren etwas erstaunt, aber nachdem ich sie in kurzer Rede auf Deine Eigenschaft als Mitmensch aufmerksam gemacht, griffen sie zu, und wir bearbeiteten Dich darauf hier im Bette so lange mit Essenzen, angebrannten Federn und sonstigen Wohlgerüchen Arabiens, bis Du endlich wieder vernehmlich atmetest und sogar die Augen aufschlugst. Doch warst Du nicht bei Besinnung und sprachst die Frau Brigitta mit „Herr Spiritual" an, eine Würde, welche sie mit beharrlicher Bescheidenheit ablehnte. Nachdem Du solcher und ähnlicher Weise viel wirres Zeug gelispelt, riefest Du plötzlich mit Stentorstimme: „Ich bin hungrig!" Frau Brigitta war der Ansicht, daß nun die rechte Raserei beginne, ich aber nahm es für eine vernünftige, natürliche Offenbarung der Natur und ließ Dir in aller Frühe, kaum daß der erste Fleischerladen offen war, ein Süpplein kochen, oder vielmehr eine Suppe, eine Riesensuppe mit großen Fleischbrocken. „Vom Spiritual nehme ich nichts!" riefst Du stolz, und darum nahm ich der gekränkten Frau Brigitta die Schüssel ab und flößte Dir die ganze Riesenportion ein. Und darauf schliefst Du ein und schliefst in einem Strich — dreißig Stunden! Frau Brigitta meinte, so lange könne und dürfe Niemand schlafen und das Beispiel des durchlauchtigsten deutschen Bundestags, welches ich ihr tröstend entgegenhielt, konnte sie nicht beruhigen. „Wenn er nicht Mittags erwacht," meinte ich endlich, „so müßte freilich der dicke, blonde, kurzsichtige Doktor Bernaczek allhier erscheinen. Den haben sie nämlich zum Armenarzt der Vorstadt Podskale eingesetzt, in der fälschlichen Ansicht, daß uns armen Schluckern sterben süßer sei, als leben . . . Aber, was schwatz' ich da. Es ist Mittag und Du bist wach und — — Frau Brigitta!" rief er und stürzte zur Thür, — „komm nur einmal her!"

Und darauf schob sich langsam ein eisgraues, gebücktes Weiblein zur Thür herein.

„Ei du meine Güte!" rief es freudig, „er ist wach und gesund!"

„Und hungrig," fügte der kleine Mann hinzu.

„Ja, ja!" rief die Frau und humpelte eifrig hinaus.

Aber gleich darauf öffnete sie wieder die Thür und winkte ihn heran. Er ging zu ihr, sie flüsterte ihm etwas ins Ohr.

„Das weiß ich selber nicht!" lachte er. „Aber wenn Sie sonst keinen Kummer haben, dem wollen wir abhelfen."

Die Alte verschwand.

„Die Frau Brigitta", erklärte er mir nun, „ist so zu sagen, eine gemütvolle Person. Sie hat Dich gern gepflegt, sie will Dich gern im Hause behalten, aber Eines möchte sie wissen: wie Du heißest! „Was lebt, muß einen Namen haben", hat sie eben gesagt, „sei's Mensch, Hund oder Ziege. Sonst ist's ja förmlich unheimlich!" Aber ich konnte ihr nicht helfen und — wie heißest Du?"

„Oh!" rief ich tiefgerührt, „ich bin Ihnen so wildfremd und Sie haben mich gepflegt wie einen Sohn . . ."

„Wie einen Menschen!" fiel er mir ins Wort. „Und damit basta! Aber — nun?"

„Georg Winter."

„Winter! Georg! Ein schöner Name! Es reizt Einen ordentlich, einen Band lyrischer Ge-

dichte zu diesem Namen zu machen. Übrigens ist das schwerlich unsere nächste Aufgabe! Doch davon später — hier kommt Frau Brigitta mit ihrer Suppe . . ."

„Georg!" rief sie freudestrahlend beim Eintreten. „Ich habe draußen gehorcht. Lass' Dir's schmecken, Georg!"

Das that ich und schlief darauf wieder an die achtzehn Stunden und am nächsten Morgen war ich frisch und gesund und ein neuer Abschnitt meines Lebens begann. — —

IX.

Christian Hager hat eine große Rolle in diesem meinem neuen Leben gespielt — die Rolle der Vorsehung, könnte man sagen. Sie führt uns ins Leben hinein, stellt uns in diese oder jene Verhältnisse und läßt uns dann selbst mit ihnen fertig werden, so gut wir eben können . . .

Er war meine Vorsehung, wiederhole ich, und darum soll von ihm zuerst die Rede sein. Freilich wird es schwer halten, hier ein richtiges Bild dieser seltsamen Individualität zu geben. Ich meine da nicht jene Härten und Ecken seines Wesens, welche eine Folge persönlicher Geschicke und körperlicher Mißgestalt waren. Unglückliche und verkrüppelte Menschen giebt es so viele und man kann beobachten, wie ihr leidvolles Schicksal sie in herbe Verbitterung hineinzwängt oder hinaufführt auf die lichte Höhe der Entsagung und Ergebung. Aber die merkwürdige Eigenart dieses Menschen, welche aus der geistigen Atmosphäre hervorging, in der er aufgewachsen, diese läßt sich Spätgeborenen kaum deutlich machen. Was weiß man heute noch vom vormärzlichen Österreich und seinen Strebungen, was kann man davon wissen? Mit den Phrasen: „Absolutismus", „Geistesdruck" u. s. w. ist wenig gesagt. Es war nicht völlige Nacht im Metternich'schen Österreich, denn ein Reich läßt sich nicht gegen Licht und Luft verschließen, wie eine Kammer. Ein blasser Schein brach hinein und schuf ein graues, schwankendes Zwielicht. Aber das Zwielicht ist unheimlicher, als die Nacht, und Pflanzen, die im Dämmerlicht emporwachsen, geraten sonderbar schief. Wenn man sie aus dem Urwald heimbringt, werden sie bei dem Beschauer Verwunderung erregen, er wird nicht begreifen, wie sie so seltsame Formen annehmen konnten. Trifft er sie an der Stelle, wo sie aufgekeimt, dann wird ihm ihr Bau klar, sie haben sich vielleicht nur deßhalb gekrümmt und gestreckt, um eine Stelle zu erreichen, wo der Sonnenschein hinfiel. Wenn ich hier von dem seltsamen Menschen erzähle, der so nachdrücklich in mein Leben eingriff, handle ich kaum klüger, als wenn ich Jemandem in meinem Zimmer eine solche abenteuerliche Waldpflanze zeigte. Wie Christian Hager so werden konnte, wie er war — um dies ganz zu begreifen, muß man selbst die Luft des Vormärz gekostet haben . . .

Er war im Beginn dieses Jahrhunderts geboren, in Steiermark, bei Cilli. Sein Vater war ein Rentbeamter, der mit seinem fürstlichen Herrn die Kriege gegen Frankreich mitgemacht und als Lohn seiner Treue ein stilles, behagliches Amt erhalten hatte. Von der Mutter sprach Christian nicht gern und wenn er's doch that, so geschah es in recht sonderbarer Art. Die Augen wurden ihm feucht, aber die Fäuste ballten sich. Und einmal hat er mir gesagt: „Das mit meiner Mutter, hm! es war eine alltägliche Geschichte, aber sie kommt einem schrecklich neu und unerhört vor, wenn man daran denken muß, daß sie der eigenen Mutter begegnet . . . Sie war ein Engel!"

Daraus und aus sonstigen halben Andeutungen war unschwer zu ersehen, wie sich die Historie begeben: Der Herr hatte das Mädchen verführt und der Diener hatte es geheiratet. In der That eine alltägliche Historie, die gute Hälfte der Herrschaftsbeamten des Vormärz war auf dieselbe Weise zu einem Amt und zu einem Weibe gekommen. Nur daß hier das Verhältnis zwischen den Vermählten doch wohl ein eigentümliches gewesen, Martin Hager hatte seine Margarethe wirklich geliebt, vielleicht schon früher, ehe sie ihm angetraut worden, vielleicht noch eher, als sie dem Herrn gefallen. Und sie wieder vergaß nicht, was ihr angethan worden, und empfand ihre Schmach und siechte an dieser Schmach langsam dahin. Sie starb, als ihr Einziger, der Christian, fünfjährig geworden.

So war denn der Vater der Erzieher des Knaben. Auch dieser Martin Hager muß eine Pflanze gewesen sein, wie sie nur im Vormärz wachsen konnte. Er war seines Herrn Geschöpf; der Herr hatte ihm sein Herzensglück zertreten, der Herr hatte ihm sein Amt gegeben —

er nahm Beides hin, demütig und ohne zu grübeln, als müsse es so sein, wie etwa ein Gläubiger Segnungen und Schläge des Himmels aufnimmt. Daß er selbst dasselbe heilige Menschenrecht habe, wie sein Fürst, kam ihm nicht entfernt in den Sinn. Aber dabei war er ein wackerer, grundehrlicher, pflichtgetreuer Mensch. Sein Herz war gut und weich, er wäre nicht im Stande gewesen, einen Maikäfer überflüssiger Weise zu quälen. Aber die Bauern quälte er und wachte erbarmungslos über die Einlieferung des Zehnten und über die Leistung der Frohnden. Denn das war nicht überflüssig, sondern notwendig und gerecht. Gott hat den Bauern erschaffen, damit er für den Herrn arbeite, den Beamten, damit er den Bauer beaufsichtige und den Herrn, damit er genieße, was der Bauer erarbeitet. So stand für ihn die Weltordnung fest, so suchte er sie seinem einzigen Kinde einzuprägen.

Aber Christian verstand seinen Vater schlecht, wohl nur aus angeborener Weichheit und Feinfühligkeit: weil er unter einem Herzen gelegen, welches der Herr zertreten. Sein Instinkt trieb den scheuen, zarten Knaben zu den Armen und Unterdrückten, sein Instinkt ließ ihn die Mächtigen hassen. Als er — eine ungemeine Gnade, für welche der Vater kaum Worte des Dankes zu finden wußte — auf das fürstliche Schloß kam, um da mit dem jungen Herrn zusammen erzogen zu werden, wurde die Sache nicht besser, im Gegenteil viel schlimmer. Wenn das junge Fürstlein mit seinem Spielgefährten durch's Dorf ging und stellenweise zum Vergnügen Bauernkinder prügelte, riß ihm Christian die Peitsche aus der Hand, und wandte sich nun der Zorn gegen ihn selbst, so prügelte er das Herrlein. So kam's, daß die Herrlichkeit auf dem Schlosse bloß wenige Monate dauerte — freilich wirkte sie dann das ganze Leben lang nach.

Der Vater nahm betrübt das unartige Söhnchen wieder auf, faßte sich und nahm einen eigenen Lehrer in's Haus. Das war ein schlichter, klarer, vernünftiger Mann, der in den Traditionen des Josefinismus aufgewachsen war und jenen naturgemäßen Prinzipien huldigte, welche eben damals der edle Vincenz Milde für Österreich zu verkünden begann. Er war weder Atheist, noch Republikaner, gleichwohl konnte Christian von diesem Manne nicht viel lernen, was ihn den Ansichten des Vaters hätte näher bringen können. Was dem Kinde bisher nur sein Instinkt gesagt, das sagte ihm nun auch der Lehrer: daß auch der Bauer ein Mensch sei, und daß es keineswegs Gottes Zustimmung bedeute, wenn er nicht jedesmal, so oft ein Unterthan gequält werde, aus blauen Himmel einen Blitz auf den Peiniger niederfahren lasse. Der Vater durch sein Amt den Tag über dem Hause ferne, konnte nicht ahnen, daß der Knabe durch diesen klaren, bescheidenen Mann in seinen „thörichten Schwärmereien" bestärkt werde, bis er es eines Tages zu seinem Entsetzen sehr deutlich erfahren sollte.

Das war ein schöner, heißer Julitag, der Lehrer war auf einige Tage zu seinen Verwandten gereist und darum nahm der Rentmann den zehnjährigen Knaben mit, als er des Morgens mit einigen Knechten nach einem entlegenen Maierhofe fuhr, wo ein „störriger" Pächter saß, der seit Monaten den Zins nicht entrichtet hatte. Christian hatte ein Buch mitgenommen, den Robinson, der ihm damals eben erst in die Hände gefallen, und in der Sehnsucht, sich ja nur rasch wieder ungestört in die Wunderwelt zu versenken, war er, kaum auf dem Maierhofe angekommen, auf einen hohen Baume vor dem Pächterhäuschen geklettert und hatte da oben bald Alles um sich vergessen.

Da weckte ihn lautes Jammern und Fluchen aus seiner Versunkenheit. Unten begab sich eine Scene, wie sie in jenen Tagen wohl nicht allzu selten vorgekommen. Der Pächter lag vor dem Rentmann auf den Knieen und schwor unter bitteren Thränen, wie ihn nur die Krankheit seines Weibes und eines Kindes so weit heruntergebracht, den Pachtzins schuldig zu bleiben. Aber die Ernte verspreche reichlich zu werden und im September werde er Alles abtragen. — „Wer bürgt dafür?" fragte der Rentmann, „kannst Du kein Pfand geben?"

„Nein, aber die Ernte steht ja auf dem Felde." — „Das ist nicht genug", donnerte der Beamte, „die verkaufst Du vielleicht unter der Hand. Wir wollen uns selber ein Pfand holen." — Und er befahl seinen Knechten, den Hausrat auszuräumen und auf die mitgebrachten Wagen zu laden. Die Kinder des Pächters jammerten; der unglückliche Mann fuhr fort auf den Knieen zu flehen, aber es nützte nichts. Die dürftige Habe wurde gepfändet. — „Bettelpack", rief der Rentmann zornig, als nur wertloses Hausgerät aufgeladen wurde, „ist denn nichts Wertvolles in der Hütte?" — „Das Bettzeug der Frau"

meldete ein Knecht, „aber sie liegt im Bett und ist krank!" — „Reißt es ihr unter dem Leibe weg!" war die Antwort. Da zuckte der Pächter empor, jählings sprang er auf, ergriff eine Hacke und stellte sich vor die Thüre. „Wer hier herein will, ist des Todes", schrie er. Aber im Nu war der Mann überwältigt und geknebelt und der Rentmann schwang die Peitsche über ihm. Bis dahin hatte der Knabe oben regungslos zugesehen, obwohl sich ihm das Herz zusammenkrampfte. Aber nun hielt er sich nicht länger. „Vater!" rief er mit durchdringender Stimme, „Vater, halt ein!" Und in der Hast, dem bedrängten Manne zu Hülfe zu kommen, kletterte er so unvorsichtig hinab, daß er einen Tritt verfehlte und stürzte. Besinnungslos fiel er dem Vater vor die Füße.

Nun ließ dieser freilich von seinem Opfer ab und beschäftigte sich mit dem Knaben. Aber Christian hatte sein edles Werk um einen schweren Preis erkauft. Wohl kam er bald zur Besinnung, aber ein furchtbarer Schmerz im Rücken machte ihn wieder ohnmächtig. Er hatte sich die Wirbelsäule verletzt. Die Kunst der Ärzte erhielt ihn am Leben, aber er trug die Folgen seines Sturzes sein Leben lang. Der Rücken wölbte sich, das Wachstum des jungen Körpers stockte, er war und blieb ein Krüppel . . .

Es ist vielleicht frevelhaft, was ich nun niederschreibe, aber der Gedanke hat sich mir oft, sehr oft aufgedrängt, daß es diesem unglücklichen Menschen auch geistig genau so ergangen wie körperlich, daß ihn auch da die Menschenliebe zum Krüppel gemacht. Das klingt hart, böse, frevelhaft — aber es ist leider ein Korn Wahrheit darin. Wenn sich im jungen Körper ein einzelnes edles Organ besonders entwickelt, so geschieht dies nur auf Kosten der anderen und der Gesundheit selbst und für das geistige Wachstum gelten die gleichen Gesetze, nur daß sie sich selten so klar nachweisen lassen. Dem Knaben, der so entsetzlich dafür gebüßt, daß ein erbarmendes Herz in seiner Brust schlug, erschien die Welt als ein Kampfplatz zwischen Reich und Arm, zwischen roher Tyrannei und dem angeborenen Menschenrecht. Er sagte sich früh, daß es nichts nütze, für ein goldenes Zeitalter zu schwärmen, daß es einzig nütze, jene niederzuschlagen, welche es zu einem eisernen gemacht. Alle Schönheit der Natur und der Kunst lockte ihn wohl, aber er sagte sich, daß es eine Sünde sei, sich darein zu versenken, denn es lenke die Gedanken von dem Notwendigen ab und Schönheit sei keine Waffe gegen das Eisen. Sie ist es doch; aber ihm ging diese Wahrheit nicht auf.

So empfand dieser arme, mißgestaltete Knabe nie jene ziellose trunkene Begeisterung, welche auf der jungen Seele liegt, wie der Schmelz auf Faltersflügeln. Das war ein großes Unglück für ihn, denn jene Begeisterung ist der Frühtau der Menschenseele, und wenn er auch später aufgesogen wird, so bleibt doch die Erinnerung daran eine Labe für den heißen Mittag des Lebens. Christian Hager wäre vielleicht unter anderen Verhältnissen einer jener glücklichen, begeisterten Menschen geworden, welche ihr Leben lang an ihre Ideale glauben, für sie kämpfen, und wenn sie niedersinken, den stolzen Trost haben, daß nur die Menschen sterben, nicht die Ideale. In der Luft des Vormärz aber, dieser dumpfen, schwülen, grauen Gewitterluft, welche kein Sonnenstrahl verklärte, machte ihn seine Menschenliebe nur zum Fanatiker, zum düstern, nüchternen Fanatiker, der sich sein Leben lang darüber abquälte, wie der Gewalt die Gegengewalt entgegen zu stellen sei, der sein Leben nutzlos und eitel hielt, weil er noch immer nicht das Blut der Gewalthaber fließen sah, aus welchem sich wie er glaubte, einzig und allein die rote Sonne der Freiheit erheben konnte. Seine körperliche Mißgestalt, seine ungemeine Einsamkeit mögen wohl auch dazu beigetragen haben, ihn, dessen Herz das weichste, opferfreudigste war, so düster und unheimlich zu machen.

Er war sehr einsam, auch in der Knabenzeit, der Lehrer war nach jener Katastrophe aus dem Hause entfernt worden, angeblich weil das kränkelnde Kind nicht geistig angestrengt werden dürfe, in Wahrheit, weil der Vater wußte, oder mindestens ahnte, daß dieser Mann es war, der Christian in seiner Liebe für das „Bauernpack" bestärkte. Zum Vater selbst aber war der Knabe schon vorher in sehr kühlen Beziehungen gestanden, im Grunde war die Gewohnheit noch das stärkste Band, welches ihn an seinen Erzeuger fesselte — seit jenem Sturze hatte sich die Gleichgiltigkeit in Haß verwandelt.

„Er ist Schuld daran, daß ich ein Krüppel bin" — wenn er es nicht aussprach, so dachte er es doch. Der Vater litt schwer darunter, er war ja in seiner Art ein Gefühlsmensch, seinem Kinde gegenüber durfte er Gefühle haben, da-

gegen hatte ja sein Fürst nichts. Und neben der Vaterliebe empfand auch der starke, rauhe Mann ein heißes Erbarmen mit dem Verkrüppelten. Aber alle Versuche, sich seines Kindes Herz wieder zuzuwenden, mußten bei dem ungemeinen Widerstreit dieser Naturen mißglücken. Nachdem er alle Mittel der Güte erschöpft, versuchte er's mit der Barschheit, aber da zog sich der Knabe nur noch scheuer und trotziger in sich selbst zurück. Und so kamen die Beiden schließlich, ohne es selbst zu beabsichtigen, in ein Verhältnis, welches, wie die Dinge nun einmal lagen, vielleicht noch das erträglichste war: sie kümmerten sich so wenig wie möglich um einander. Der Vater ging seinen Geschäften nach und vergnügte sich auf der Jagd oder im Wirtshause, indes Christian still in seinem Stübchen saß und mit Heißhunger die fürstliche Bibliothek durchstöberte.

Es war dies eine recht sonderbare Bibliothek und in ihrer Zusammensetzung überaus charakteristisch für das Geschlecht, dem sie gehörte. Auch der Adel Inneröfterreichs hat eine Epoche zu verzeichnen, wo er sich für Litteratur und alle geistigen Strebungen interessierte — die Epoche, wo er sich heimlich oder offen dem Worte Luthers zugewendet. Jenes Geschlecht hatte seine Interessen immer eng mit denen der Habsburger zu verknüpfen gewußt; es war darum nach außen stets eifrig bei der alten Lehre geblieben, aber kaum irgendwo wurden die unzähligen Streitschriften für und gegen die Thesen des großen Augustiners so eifrig gesammelt und gelesen, als just auf dem Stammschlosse dieses erzkatholischen Hauses. Daneben sammelten die Herren mit Eifer Chroniken und weltliche Lehrschriften, ferner französische und insbesondere spanische Dichter. Aber die Gegenreformation und was mit ihr verbunden war: die Ketzerriecherei und die Erziehung durch Jesuiten, erstickten solche Strebungen gründlichst. Die folgenden Generationen ließen die Büchereien verstauben, welche der Vorfahr aufgesammelt und fügten höchstens jene dünnen französischen Bändchen mit Titelkupfern hinzu, welche dem barbarischen Ausland die sauberen Geheimnisse des „Hirschparks" zu Nutz und Nachahmung enthüllten. Dichter und Denker wurden nicht mehr gelesen, nicht einmal Voltaire — für ihn sprach seine Frivolität, aber gegen ihn seine Freigeisterei, und zur Zeit, da sich brausend und jugendmutig die deutsche Dichtung neu gebar und später, da von Thüringen aus der entzückten Welt das Evangelium des Schönen gepredigt ward, da stellten diese Herren bloß die Travestien des Blumauer in ihre Bücherei.

Der nun regierende Fürst freilich, derselbe, dessen Gunst den Eltern des Knaben in so ausgiebiger Weise gelächelt, der war wieder einmal ein eifriger Bücherfreund und ließ alljährlich mehrere Wagenladungen ins Schloß kommen. Aber er pflegte nur zwei himmelweit von einander verschiedene Gebiete der Litteratur: Obscönitäten und politische, namentlich revolutionäre Schriften. Welches Genre er mehr liebte, war schwer zu entscheiden, er umfaßte beide mit gleicher Leidenschaft und beide eigentlich — aus demselben Grunde. Er war in seinen jungen Jahren ein Wüstling gewesen, daneben Soldat, später Politiker. Als Soldat hatte er nicht viel geleistet, aber um so mehr als Staatsmann. Da hatte er sogar so viel gethan, daß es selbst dem klugen Metternich zu viel schien. Er hatte als Statthalter einer großen Provinz, später als oberster Leiter der Zensur bewiesen, daß man auch im neunzehnten Jahrhundert alle Mittel der Inquisition anwenden könne, nur auf das Verbrennen hatte er leider verzichten müssen, ersetzte es jedoch durch ausgiebige Festungshaft oder einige hundert Stockschläge. Das gefiel seinem Meister nicht; Metternich wollte den erbarmungslosen Absolutismus, aber ohne unnützes Aufsehen und auffällige Grausamkeit. Unser Fürst erhielt neben einer Belobung seines Eifers den bestimmten Befehl, sich zu moderieren. Aber das konnte der Mann nicht und als er einmal einen Prager Buchhändler, der verbotene Schriften vertrieb, so lange hatte prügeln lassen, bis der schwächliche Mann einen Blutsturz bekam und starb, da erhielt der Eifrige seinen Abschied. Nun saß er, körperlich gebrochen und geistig verödet, auf seinem Schlosse, von dem einzigen Bestreben erfüllt, die totmüden Nerven zu einem Scheinleben aufzukitzeln. Dies konnte er nur, wenn er sich die eine oder die andere Richtung seiner glorreichen Thätigkeit lebhaft vergegenwärtigte: darum las er Frivolitäten, ferner grimme Pamphlete für und gegen die Sache, der er gedient. Je mehr er herabkam, desto mehr Reizmittel mußte er anwenden und so brachte er schließlich auf seinem Schlosse eine so vollständige Kollektion dieser beiden Litteraturzweige zusammen, wie man sie schwerlich anderwärts finden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Schwäbisch.

Von Hyazinth Wäckerle.

Guat 'nausg'redt.

Der Friedr ist a fleißiger Bua,
Er schafft im Holz in aller Fruah,
Da lauft sei' Gretl wie a Has
Dur' d Wiesa her ins nassa Gras;
Die zwoi hand[1]) g'schwätzt von viele Sacha
Und wie sie bald wend[2]) Hoechzeit macha.
Doch z'letzt hat's Gretle grad no Zeit,
Daß s' ihrem Friedr a Küßle geit.[3])
„Wenns d' Muatter wüßt, mei lieber Bua,
Da giengs dahoim heut anderst zua."
Und flink und leicht als wie a Has
Lauft barfuaß d' Gret im nassa Gras.
Und richti — 's will scho' ug'schickt gau[4]) —
Sie sieht am Brunna d' Muatter stau.[5])
„Ja Mädle, was machst du für G'schichta?
Da mueß der Vater d' Ruat herrichta;
Woißt au, warum und wega was
Laufst du mit bloeße Füeß im Gras?"
„Ha, Muatter, han — i U'recht thau?[6])
Der Pfarrer Kneipp wills ja so hau."[7])

Hui, der Storch!

Hui, der Storch sitzt auf'm Dach
Erst seit heuta morga,
Wär i jatz a junger Frosch,
Hätt i tau̇sed[8]) Sorga.

Tau̇sed Sorga hat a Frosch,
I hau tau̇sed Freuda,
Mueß zum Oasterhasa-Neß[9])
Junge Wieda[10]) schneida.

Veigala, Baginggerla[11])
Staudet bald im Hölzle,
Daß i woiß, wer's Sträußle will,
Ist mei hoimlis[12]) Stölzle.

Blitzga.[13])

Zwoi nußbraune Äugla
Die blitzgat mi a',
I fürcht, daß i z'letzt kaum
No ausweicha ka'.

's ist g'fährli dös Blitzga,
Ma lauft it dervo',
I merks, i bi' troffa,
Es bremselat[1]) scho'.

O Fuirio! Schätzle,
Es sied't scho' mei Bluat,
Hätt'st it so arg blitzgat,
Dös thuat halt koi Guat.

Wir zwoi sind verschmolza,
Wir sterbat it d'ra',
Und schaffet mitenander
A Fuirspritze a'.

B'sondere Gedanka.

Mei Michel ist a bißle lahm
Und laßt si' it gern treiba,
Und i, i hätt afanga g'nua,
Mag nimma ledig bleiba.

I hau scho' denkt, 's ist ihm it Ernst,
I därf ihm nimma traua,
Da fangt mei Bua auf oimal[2]) a',
A Starahäusle[3]) z'baua,

Da bin i wieder z'frieda g'west,
Jatz will i nimma zanka;
A Bua, der so für d' Stara sorgt,
Hat b'sondere Gedanka.

A Ulmer Soldat.

A Ulmer Soldat
Ist scho' recht akkurat,
Ist scho' nett bei' enand
Macht sei'm König koi Schand.

Und z' Ulm auf der Bruck
Weicht koi Mädle it z'ruck,
Wenn's a Infanterischt
Grad beim Schärzle verwischt.

Und a Liadle vom Schatz
Dös pfeift z' Ulm jeder Spatz,
Und was der Spatz pfeift,
Der Soldat glei begreift.

[1]) haben; [2]) wollen; [3]) gibt; [4]) gehen; [5]) stehen; [6]) gethan; [7]) haben; [8]) tausend; [9]) Osterhasen-Nest; [10]) Weiden; [11]) Veilchen, Primeln; [12]) heimliches; [13]) blitzen.

[1]) man merkt den Brandgeruch; [2]) auf einmal; [3]) ein Starenhäuschen.



Auf dem Ausguck.

(Esthnisches Motiv.)

Vöglein, wer ist mir bestimmt? —
Möcht' ein Wamms ihm stricken,
Aber wenn man's Maß nicht nimmt,
Kann's ja nimmer glücken.

Handschuh auch mit bunter Naht
Möcht' ich für ihn nähen,
Aber wenn man's Maß nicht hat,
Wie denn könnt' es gehen?

Socken möcht' ich blütenweiß
Mit in's Haus ihm bringen,
Aber wenn man's Maß nicht weiß,
Kann ja nichts gelingen.

Vöglein fliegt davon und schweigt?
Zürnt mir's? — Nicht doch! Grillen!
Ei, es meldet ihm vielleicht:
Sie hat guten Willen.

Robert Waldmüller.

Moses Tod.

Erschauen kann ich's, nicht ergreifen,
Was mir Jehova zuerkannt.
Das Aug ist frei, gebunden Schritt und Hand
Und nur die Blicke sehnend schweifen
Hinüber in's gelobte Land,
Darin die Früchte golden reifen,
Am flutgesegnet grünen Strand. —
Auf Felsgestein, im Sonnenbrand,
Hier, wo die Gipfel in die Wolken greifen,
Verschmacht ich einsam, schuldgebannt,
Bis er genaht, die Fessel abzustreifen,
Der bleiche Bote, gottgesandt.
Noch einen Blick — nun will ich gerne gehn —
Dank, Herr! ich durfte das Verheißne sehn.

Oswald Schmidt.

Trost.

Immer, wenn der Abend naht
Blinkt ein Stern durch meine Scheiben:
Immer, wenn der Abend naht,
Klagt ein Käuzlein in den Eiben.
Und in meine Seele schrillt
Mir sein Schreien, mich zu schrecken;
Will dem Herzen, kaum gestillt,
Neu sein altes Wehe wecken. —

Soll ich ewig denn in Jammer
Ferner Jugend Fehle büßen? —
Da! — In meine stille Kammer
Seh' ich licht mein Sternlein grüßen! —
Immer, wenn der Abend naht,
Klagt ein Käuzlein in den Eiben:
Immer, wenn der Abend naht,
Blinkt ein Stern durch meine Scheiben.

Max Geißler.

Jugendklang.

Es kommt durch die Luft, durch die weiche Luft
Ein Klang, so süß und so zauberhell,
Sowie am Abend ein Sprosser ruft
Im Lindenbaum am flüsternden Quell.

Das sind deine Lieder, das ist der Klang
Aus der schönen, goldenen Jugendzeit,
Da die Freude von allen Zweigen sang
Und die Erde blühte so weit, so weit!

Das sind deine Lieder aus jener Zeit
Da das Glück seine Schalen auf mich ergoß,
Da Liebe meines Tages Geleit,
Und ein Traum von dir mir die Augen schloß.

Karl Bienenstein.

Über Nacht.

Elfenfüßig hüpft von hinnen,
Rosen an der jungen Brust,
Fort mit hellem Silberlachen
Mägdelein zu Tanzeslust.

In dem bleichen Morgenlichte
Kommt sie heim mit zagem Schritt,
Welk schleppt sich die letzte Rose
Und zerknickt am Busen mit.

Und darüber an dem Halse
Lugt das weiße Spitzenhemd —
Aus den blauen Kinderaugen
Starrt die Sünde, groß und fremd.

Paul Klir.

Sein Kind.

Schauspiel in vier Aufzügen von **Ernst Wichert.**

Personen.

Baron Remse.
Graf Lothar von Elgersheim.
von Roden, Intendant der fürstlichen Schauspiele.
Hofrat Bäumel, Theater-Sekretär.
Andreas Schilper, Musikus bei der Theaterkapelle.
Lydia, seine Tochter.
Frau Justizrätin Engel.
Dr. Ludwig Engel, ihr Sohn.
Flora Haller, frühere Choristin, jetzt Wirtin des Baron Remse.
Vera Mertens, Schauspielerin.
Reese, Theaterdiener.
Kerscholla, Rentier.
Jean, herrschaftlicher Diener.
Kronstein, Juwelier.
Ein Diener des Barons.
Ein Dienstmädchen.

Ort: Eine Residenzstadt. Zeit: Gegenwart.

Erster Aufzug.

(Vorzimmer der Intendanz. Vier Thüren, davon zwei in der Hinterwand, und zwar die links mit dem Schilde „Intendant“, die rechts mit der Aufschrift „Theater-Bureau“. Die Seitenthür links gewährt den Eintritt von außen, die Seitenthür rechts führt zur Bühne; auf der ersteren steht „Ausgang“, auf der letzteren „Zur Bühne“. An den Wänden ein großer Plan des Theaters, Bilder [meist Porträts von Bühnengrößen], Büsten berühmter Dramatiker und Komponisten. In der Nähe der mit Portièren versehenen Thür hinten links ein Stuhl [für den Theaterdiener]. Mehr nach der Mitte hin ein Tisch und Stehpult [für den Sekretär] mit Aktenfaszikeln, Skripturen, Theaterzetteln ꝛc. beladen. Vorn rechts einige Rohrstühle, links nicht weit vom Eingange ein Kleiderständer. Die ganze Einrichtung bureauartig einfach.)

Erster Auftritt.

Hofrat **Bäumel** am Pult. Theaterdiener **Reese** auf dem Stuhl an der Thür links. Rechts sitzen **Schilper** und **Lydia**.

(Schilper im Frack, weißer Binde, weißen Handschuhen, den Hut in der Hand, Lydia in winterlicher Straßentoilette; der Überzieher Schilpers hängt neben Rock und Hut des Hofrats am Kleiderständer. Schilper sitzt eine Weile, sich unruhig bewegend, steht dann auf und besieht die Bilder an der Wand, setzt sich wieder. Lydia hat ein Notenheft in der Hand und sieht von Zeit zu Zeit hinein.)

Bäumel. Reese!

Reese (steht auf). Herr Hofrat —?

Bäumel (giebt ihm eine Mappe). Tragen Sie dies in die Kanzlei. Was oben liegt, ist eilig.

Reese. Sogleich, Herr Hofrat. (Geht langsam nach rechts, indem er die Mappe öffnet und hineinsieht. Es schellt. Er bleibt stehen.) Excellenz schellen.

Bäumel. So hören Sie erst, was Excellenz zu befehlen hat. Unruhiger Tag heute. Wenn so ein neues Ballet im Anzug ist . . .

Reese (legt die Mappe wieder auf den Tisch). Ja, dann heißt's: Reese hier und Reese da.

Bäumel (giebt ihm Briefe). Nehmen Sie gleich diese neuen Eingänge mit.

Reese (ab durch die Thür hinten links).

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Jean (von links; in Livree).

Bäumel. Was bringen Sie, lieber Jean?

Jean. Ein Schreiben meiner Gnädigsten, Herr Hofrat.

Bäumel. An Excellenz?

Jean. Versteht sich. An wen denn sonst? (überreicht einen Brief.)

Bäumel. Sie wissen natürlich, was darin steht.

Jean. So ungefähr. Kann mir's wenigstens denken.

Bäumel. Doch keine Absage zu heute Abend?

Jean. Hm —!

Bäumel. Die Frau Baronin weiß, daß die Oper ohne sie nicht gegeben werden kann. Man drängt sich zur Kasse, um sie singen zu hören.

Jean (unverschämt die Achsel zuckend). Ja — wer kann helfen? Die Gnädige ist unwohl.

Bäumel. Schon wieder?

Jean. Wir singen nur, wenn wir vollkommen disponiert sind. So eine Stimme ist ein Kapital — ja!

Bäumel. Aber etwas rücksichtsvoller, sollt' ich meinen, könnte auch eine Primadonna verfahren. Am Tage der Aufführung . . . Was hat's denn gegeben?

Jean. Ach —! Was soll's gegeben haben? Der gnädige Herr war natürlich wieder im Klub gewesen, hatte die Bank gehalten — leider nicht mit eigenem Gelde — unsinnig verloren, mußte beichten — hä, hä, hä!

Bäumel. Wie wissen Sie das alles, lieber Jean?

Jean. Die Gnädige macht in solchen Fällen gewöhnlich von ihrem großen Organ ausgiebigsten Gebrauch.

Bäumel. Das verdammte Heiraten müßte den Sängerinnen der Oper von Polizeiwegen verboten werden.

Jean. Die siebenzackigen Kronen haben doch ihren Reiz.

Bäumel. Fatal!

Jean. Ja — Excellenz muß Rat schaffen. Den Brief werden Sie hinein besorgen — adieu also. (Ab nach links.)

Bäumel. Sehr fatal! Excellenz wird außer sich geraten. Dieser Brief verdirbt wieder die gute Laune auf acht Tage.

Reese (kommt zurück und legt geöffnete Briefe auf das Pult). Zur schleunigen Expedition. Es soll sofort nach dem Theaterschneider geschickt werden, Excellenz wollen ihn auf der Bühne sprechen.

Bäumel. Besorgen Sie das.

Reese (nimmt die Mappe). Wenn's klingelt, müssen der Herr Hofrat sich schon selbst bemühen. — (Ab durch die Thür hinten rechts.)

Schilper (sieht nach der Uhr). Schon mehr als eine halbe Stunde über die angesetzte Zeit, und noch immer nicht.

Lydia. Du bist so unruhig, Papa.

Schilper. Ja, ich befinde mich in einem förmlichen Fieberzustande. Diese großen Herren . . . Bei solcher Gelegenheit sollten sie nicht warten lassen, wo es sich um Sein und Nichtsein handelt.

Lydia. Doch nur für ein armes Mädchen, das schon dankbar sein muß für die Gunst, endlich zur Probe vorgelassen zu sein.

Schilper. Am Ende wird sie in der letzten Minute noch abgesagt! Wenn irgend etwas dazwischenkommt . . . Mir sind die Kniee ganz zittrig. Ein armes Mädchen, sagst Du — ja wohl. Aber was in dem steckt —! Wenn sich das nur erst einmal hat beweisen können! Wer weiß —? In einigen Monaten schickst Du vielleicht auch Seiner Excellenz so einen Brief —

Lydia. Papa —! Deine Hoffnungen sind ganz übermütig.

Schilper. Pah! Wenn man so eine goldene Stimme hat! Es kommt ja nur darauf an, daß Excellenz Dich singen hört. Auf die Bühne einen Fuß zu setzen, das ist die Schwierigkeit. Stehst Du erst darauf, so stehst Du fest.

Lydia. Ich ängstige mich recht, daß ich nicht genüge — vielleicht mehr Deinet- als meinetwegen.

Schilper. Warum meinetwegen? Ich bin ganz außer Sorge. Da bin ich ganz außer Sorge. Ganz. Du hast die Arie vortrefflich gesungen, bevor wir hierher gingen. Wenn Du nur ebenso . . . Aber das lange Warten auf den entscheidenden Moment ermüdet, spannt ab. Das ist so natürlich. Wie fühlst Du Dich?

Lydia (reicht ihm die Hand). Mein lieber, guter Papa.

Schilper. Du siehst recht angegriffen aus. Ich bitte Dich, Lydia, nimm all Deinen Mut zusammen. Dies ist ja der entscheidende Moment für Dein Künstlerleben.

Lydia. Daß ich das weiß, ist eben das Beängstigende. Aber ich hoffe, Dir Ehre zu machen.

Schilper. Mir, mir! Was bin ich? Ein unbedeutender Musikus jetzt, der im Orchester das Fagott bläst. Was weiß man von mir? Von dem, was hier innen . . . . Aber Dein Vater! Das wird gelten. Der Vater von Lydia Schilper!

Lydia. Du hättest mich nicht begleiten sollen, Papa, wie ich Dich bat. Es regt Dich zu sehr auf.

Schilper. Es konnte doch sein, daß Excellenz mich gleich nach der Probe zu sprechen wünscht. Ich halte das für sehr wahrscheinlich — für gewiß. Und sollte ich mich zu Hause mit Gedanken quälen . . . . Aber, kümmere Dich gar nicht um mich. Ich bin nicht da. Willst Du die Bilder besehen? Das lenkt ein wenig ab. (zeigt nach der Wand. Da ist die Sonntag — die Henriette Sonntag. Die hat auch einmal entdeckt werden müssen. Da die Jenny Lind — die Malibran . . . Jede große Sängerin hat ihren ersten Tag gehabt.

Bäumel. Wenn ich um eine weniger laute Unterhaltung bitten dürfte —!

Schilper. Ich schweige, Herr Hofrat, ich schweige. (Giebt Lydia einen Wink zu ihm zu treten, und zeigt ihr die Bilder.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Schauspielerin Vera Mertens von rechts.

Vera (sehr aufgeregt). Unerhört — ganz unerhört! Herr Hofrat, ich muß sofort Seine Excellenz sprechen.

Bäumel. Das wird nicht möglich sein, liebes Fräulein. Excellenz konferieren schon seit einer Stunde mit dem Dekorationsmaler und Maschinenmeister wegen des neuen Ballets und dürfen nicht gestört werden.

Vera. Freilich — das Ballet! Das Schauspiel ist doch nur das Stiefkind, das Aschenputtel. Wenn der Herr Dekorationsmaler und der Herr Maschinenmeister befohlen sind, muß ja alles Andere hintanstehen.

Bäumel. Aber warum ereifern Sie sich eigentlich so, liebes Fräulein? Was wollen Sie denn von Excellenz?

Vera. Was ich will? Beschweren will ich mich über den hochmögenden Herrn Oberregisseur. Dieser Mensch . . . seine Tyrannei wird von Tag zu Tag unleidlicher. Können Sie sich's vorstellen, daß er mir eine Rolle hat abfordern lassen, an der ich schon drei Wochen lerne, für die ich mir vier neue

Roben bestellt habe? Er wagt es, mir das zu bieten. Und weßhalb? Als ob man das nicht wüßte! Fräulein Lilli ist ja einige Jahre jünger, als ich — (sieht ihn scharf an) Worüber lachen Sie?

Bäumel. Ich lache nicht. Sie haben ja ganz recht: Fräulein Lilli ist einige Jahre jünger, als Sie.

Vera. Das ist doch kein Grund, mir eine Rolle zu nehmen, die unbedingt in das Fach schlägt, das ich spiele, so lange ich die Ehre habe, beim Hoftheater engagiert zu sein. Der Dichter, den ich besuchte, um mir einige schwierige Stellen interpretieren zu lassen, hat mich versichert, sie sei für mich geschrieben worden. Es handelt sich um einen Akt brutalster Willkür, um eine Perfidie —

Bäumel. St — st! Mäßigen Sie sich. Excellenz werden gleich um Ruhe im Vorzimmer bitten lassen.

Vera. O! Excellenz soll mich hören. Noch ist eine verdiente Künstlerin nicht rechtlos. Ich gebe die Rolle nicht heraus. Ich verteidige sie mit dem Mut einer Löwin, die ihr Junges —

Bäumel. Aber das können Sie ja halten, wie Sie wollen, bestes Fräulein. Nur, scheint mir, ist hier nicht der Ort zu einer solchen Kraftprobe. Bitte, bitte!

Vera. Sie wollen mich also nicht melden, Herr Hofrat?

Bäumel. Es wäre ganz nutzlos.

Vera. Und wenn die Herren Dekorateure und Maschinisten abgefertigt sind —

Bäumel. Wollten Excellenz sogleich auf die Bühne gehen. Die junge Dame da will als Sängerin auf Engagement geprüft werden.

Vera (betrachtet Lydia durch ein Lorgnon). Armes Kind! Wissen Sie, was Sie erstreben? Kennen Sie den schwankenden Boden, auf den Sie sich stellen wollen? Haben Sie die Nerven, alle die Widerwärtigkeiten einer solchen Laufbahn zu ertragen? Talent —! Was bedeutet das? Sie müssen sich Freunde zu erwerben wissen; und wehe Ihnen, wenn Sie diese Kunst nie erlernen, wie ich! — In einer Stunde frage ich wieder an, Herr Hofrat. (Ab nach links.)

Lydia. Es scheint der Dame Unrecht geschehen zu sein. Sie dauert mich.

Bäumel. Immer dasselbe Lied. Schauspielerinnen wollen nicht alt werden. Wenn's nach denen ginge, die im Besitze der Rollen sind, käme der junge Nachwuchs nie auf. Zu dem gehören Sie doch selbst. Ja — man muß immer einen fortschieben, wenn man in die Reihe will.

Lydia. Eine traurige Notwendigkeit.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Baron Remse (und) Graf Elgersheim (von links).

Baron (tritt vor und läßt den Grafen ein). Bitte also, lieber Graf, wenn Sie durchaus gerade heut hinter den Kulissen eingeführt sein wollen.

Graf. Es liegt mir wirklich viel daran.

Baron. So eine Balletprobe freilich —

Graf. Ach, deßhalb!

Schilper (bei Seite). Baron Remse — dieser unangenehme Mensch! Auch hier wieder . . .

Lydia (plötzlich erheitert). Papa, der Graf Elgersheim, der mir neulich so gütiges Lob spendete! Das hat eine gute Vorbedeutung.

Baron. Excellenz schon auf der Bühne?

Bäumel. Nein, Herr Baron.

Baron. Warten wir also, wenn's Ihnen recht ist, lieber Graf. Für mich selbst freilich habe ich seit rechtsverjährter Zeit unbeschränkten Zutritt zur Bühne — ein alter Praktikus — aber für Sie werde ich ihn vom Herrn Intendanten erbitten müssen.

Graf. Ich zweifle nicht, daß Dero hohe Protektion . . . (verneigt sich lächelnd und richtet seine Aufmerksamkeit dann auf Lydia).

Baron. Ja — hier hat sie wirklich etwas zu bedeuten. Wer hinter den Kulissen festen Fuß fassen will, muß viel Lehrgeld zahlen — und es gehören auch sonst noch Gaben dazu, über die nicht jeder verfügt. Es ist am Ende keine große Kunst, im Klub und auf dem Rennplatz eine passable Rolle zu spielen, wenn man einen alten Namen und einen unerschöpflichen Geldbeutel mitbringt — obgleich auch das erlernt sein will. Besonders wenn man so abseits der großen Welt erzogen ist, wie Sie. Nun — ich gebe mir mit Ihnen alle Mühe. Nicht wahr? Der Sohn eines alten Kameraden soll überall mehr als eine passable Rolle spielen. Auch dort — Aber Sie hören mir nicht zu.

Graf (zerstreut). In der That — verzeihen Sie. Da ist die junge Dame . . .

Baron. Welche junge Dame? Ah! Sie wußten —?

Graf. Eine gelegentliche Äußerung Ihrerseits —

Baron. Lassen Sie die Augen davon, lieber Graf — das ist nichts für Sie. (Geht hinüber und reicht Schilper nachlässig zwei Finger.) Guten Tag, lieber Schilper. Wie geht's?

Schilper (mürrisch). Wie es ehrlichen Leuten zu gehen pflegt, Herr Baron — schlecht und recht.

Baron. Ich hoffe, die Ehrlichkeit wird Sie nicht hindern, darüber hinaus etwas zu wünschen und zu erstreben. Guten Tag, Fräulein Lydia. (Klopft ihr die Wange.) Treffe ich da nicht auch Ihre Meinung, schönes Kind?

Lydia (entzieht sich ihm. Streng verweisend). Herr Baron —!

Schilper. Überhaupt, Herr Baron —

Baron (lachend). Ach, wie wir miteinander stehen —! Es ist wunderlich, wie Sie täglich mehr Ihrer verstorbenen Mutter ähnlich werden. (über die Schulter zum Grafen.) Ich sagte Ihnen wohl schon, daß ich die Mutter sehr verehrte, als sie noch keine Tochter hatte. Hinter den Kulissen . . . Sie war eine gefeierte Sängerin. Ja, man wird alt. Alte Bekannte, lieber Schilper, alte Bekannte — (zeigt auf Lydia und sich) auch wir. Wahrhaftig wunderlich! Derselbe unbewußt kokette Aufschlag der Augen, dasselbe stolze Zurücknehmen des Kopfes — (nähert seine Hand ihrem Kinn) da, wie eben jetzt. Unbewußt kokett ist eigentlich ein Nonsens, trifft's aber doch im Effekt. Das Reizvolle mit einem pikanten Zug, den doch die Natur hineingelegt hat.

Schilper (unbehaglich). Sie sehen das so, Herr Baron. Ich habe Sie schon öfters gebeten, meine Tochter ganz unbemerkt zu lassen.

Baron. Ich kam, um Lydia singen zu hören. Sie erlauben doch, daß ich mich für die talentvolle junge Dame interessiere?

Schilper. Ich habe hier nichts zu erlauben, Herr Baron.

Baron. Sie sind wieder einmal recht ungemütlich. Und undankbar dazu. Ich habe mir's nun einmal in den Kopf gesetzt, Fräulein Lydia die Wege zu ebnen. Der Mutter wegen! Sie soll eine große Sängerin werden, wenn sie das Zeug dazu hat. Weshalb glauben Sie denn, daß Fräulein Lydia zur Probe berufen ist? Weil ich bei Excellenz ein gutes Wort für sie eingelegt habe.

Schilper. Sie? Ich glaubte —

Baron. Sind Sie schon vorgestellt, lieber Graf? Fast scheint es so.

Graf. In der Matinee bei Professor Röhrfeld. Sie erinnern sich dessen hoffentlich noch, mein Fräulein.

Lydia. O gewiß, Herr Graf. Sie sagten mir in Gegenwart meines verehrten Lehrers so viel Gütiges über meinen Gesang, daß ich sehr stolz und beglückt war.

Baron. Sieh, sieh! Ja — mein junger Freund hat die treffliche Eigenschaft, sich noch enthusiasmieren zu können.

Graf. Ich lobte nur nach Verdienst, mein Fräulein. Übrigens Ihren Lehrer in Ehren, aber Ihr Gesang hat etwas, das keine Schule übermitteln kann. Sicher ist Ihre Stimme auf's Beste ausgebildet — davon verstehe ich wenig. Wie Sie aber das Lied vortragen — es ist, als ob Sie die Melodie aus Ihrem Innersten schaffen und genau den Worten anpassen. Oder umgekehrt; als ob Sie dem Empfindungsinhalt der Melodie jetzt erst Sprache geben. Man hat das Gedicht oft gelesen, das Lied singen hören — nun versteht man's doch erst.

Baron. Bravo, bravo!

Lydia. Was ich singe, ist mir immer ein Erlebnis, Herr Graf, und wenn ich's zum hundertsten Mal singe.

Graf. Deshalb wirkte es auch unmittelbar wie eine schöne Offenbarung. Man merkt's, daß Sie den ganzen Menschen einsetzen.

Lydia. Kann man denn anders singen? (Im Zimmer des Intendanten wird geschellt.)

Bäumel (ab durch die Thür hinten links. Er nimmt den Brief mit, den Jean gebracht hat).

Graf. Übrigens habe ich Sie noch einmal gehört: im Konzert des Konservatoriums.

Lydia. Ich sah Sie —

Graf. Es war mir nicht möglich, am Schluß bis zu Ihnen vorzudringen. Lehrer und ältere Freunde umringten Sie, Ihnen zu dem großen Erfolge Glück zu wünschen. Es wäre anmaßlich gewesen, wenn ich . . . Und aufrichtig gesagt: es widerstrebte mir auch, einer unter den Vielen zu sein.

Lydia. Das verstehe ich.

Baron (zu Schilper). Ich bin überrascht, alter Freund —

Schilper. O — der Herr Graf beweist Verständnis für das, was man die Seele des Gesanges nennt.

Graf. Ich erfahre es erst jetzt.

Lydia. Ich fürchte nur, Ihnen die Grenzen meiner Kunst gezeigt zu haben, Herr Graf. Vielleicht bringe ich es wirklich einmal zu einer Leistung, wenn ich mich auf das Lied beschränke. Das Al-fresco in Tönen, das die Bühne fordert . . . Ich weiß nicht, ob meine Mittel —

Schilper. O—o—oh! Das ist immer Dein drittes Wort. Hast Du nötig, Dein Licht unter den Scheffel zu stellen? Aber das ist Deine übergroße Bescheidenheit. Ich zittere nur . . . Sprechen Sie ihr Mut ein, Herr Graf.

Graf. Meines Beifalls sind Sie im Voraus gewiß.

Baron (bei Seite). Sehr verdächtig. Aufgepaßt! Wohin soll das?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. (Von hinten links) Intendant von Roden, der Dekorationsmaler, der Maschinenmeister (und) Hofrat Bäumel.

Intendant (den geöffneten Brief in der Hand). Diese ewigen Repertoire-Störungen! Hoheit werden schon ungeduldig. Schicken Sie den Theaterarzt hin — er soll gar keine Rücksicht nehmen. Mag es zum Bruch kommen! Was nützt uns eine Sängerin mit ewig verstimmten Nerven?

Bäumel. Aber für heute Abend wird jedenfalls vorgesorgt werden müssen. Darf ich mir Ew. Excellenz Befehle erbitten?

Intendant. Sehr ärgerlich. Man soll „Martha“ einschieben. Lassen Sie schleunigst die roten Zettel drucken. Die Oper steht zum Glück. Ausfall bei

der Kasseneinnahme unvermeidlich. Wäre noch das Wenigste. Aber Hoheit ... Könnte nur das Ballet schneller heraus! (Zu den beiden Herren, die mit ihm gekommen.) Begleiten Sie mich auf die Bühne, meine Herren. Chiarini verlangt durchaus mehr dekorativen Glanz für das Maskenfest im zweiten Aufzug; Sie müssen ihn schaffen.

Schilper (ängstlich für sich). Der Herr Intendant scheint bei schlechtester Laune.

Baron (vortretend) Sie haben wieder Verdruß gehabt, beste Excellenz. (Vorstellend.) Graf Elgersheim —

Intendant (verneigt sich). Immer, immer, lieber Baron. Kein Tag vergeht — oh! man ist auch nur ein Mensch.

Baron. Der Erfolg des Ballets wird Sie entschädigen.

Intendant. Hoffe, hoffe. Habe aber jetzt gar keine Zeit. Die roten Zettel!

Bäumel. Schreibe schon.

Baron. Darf ich daran erinnern, daß Excellenz die Güte haben wollten, eine Kunstnovize prüfen zu lassen?

Intendant. Ja — ja wohl. Das war ja heute. (Sieht nach der Uhr.)

Baron. Wenn die Zeit nicht gelegen ist —

Intendant (sich umschauend). Das Fräulein scheint ja schon zu warten. Wird uns hoffentlich nicht lange aufhalten.

Schilper (mit Stolz). Excellenz hatten die Gnade zu befehlen ... Meine Tochter.

Lydia (verneigt sich).

Intendant. Ja, ja, lieber Schilper. Obgleich ... (Betrachtet Lydia.) Ganz hübsche Erscheinung.

Schilper. Ich hoffe, daß die Stimme, Excellenz —

Intendant. Werden ja hören. Etwas ganz Großes könnten wir brauchen, etwas an die Stelle ... (Zu Bäumel.) Schreiben Sie's nur auf den Zettel: wegen plötzlicher Absage. — Jedenfalls sind Sie mir gut empfohlen, mein Fräulein.

Baron. Sehr verbunden, Excellenz.

Intendant. Sollte mir lieb sein, Ihnen gefällig sein zu können; aber Sie wissen, lieber Baron, ich habe vorläufig nichts versprochen, als eine Stimmprobe auf der Bühne.

Baron. Das Mädel ist wirklich sehr talentvoll, Excellenz.

Intendant. Also bitte. (Er geht voran nach rechts vorn ab.)

Baron (folgt ihm. Der Dekorationsmaler und Maschinenmeister ebenfalls ab.)

Lydia (will Schilper den Arm reichen). Du zitterst am ganzen Leibe, Vater.

Schilper (küßt sie auf die Stirn). Mein liebes, liebes Kind! Ein so großer Moment — alle die Jahre der Vorbereitung ... Ja, ich zittere. Es ist eine Dummheit, aber sie kommt aus dem Herzen.

Lydia. Du wirst mich wirklich noch mit Deiner Angst anstecken.

Schilper. Ja, ich fürchte ... Es ist doch wohl besser, Du gehst ohne mich.

Graf (reicht Lydia den Arm). Wollen Sie mir erlauben, Sie auf die Bühne zu führen?

Lydia (giebt ihm den Arm). Ich bitte darum, Herr Graf.

Schilper (begleitet sie bis zur Thür). Denke nicht an mich; denke immer an Deine gute Mutter, die jetzt von oben her ...

Lydia und der **Graf** (ab nach rechts vorn.)

Schilper. Von oben her ihr Kind segnet. (Er kehrt zurück und läßt sich auf einen Stuhl nieder.) Ich habe doch feste Nerven, aber das ... Weshalb es mich nur so mitnimmt? Es ist alles geschehen, was geschehen konnte. Wenns nicht gelingt — ich habe mir nichts vorzuwerfen. Aber nein, nein, nein! wie kanns nicht gelingen? Jeder, der sie singen hörte — (Steht wieder auf.) Ah! und ich selbst! Soll mein Urteil nichts gelten, weil ich der Vater bin? So kennt sie doch Niemand wie ich. (Zu Bäumel gewendet.) Von dem ersten Liedchen, das sie nachträllerte — so ein kleines Ding! Sprechen konnte sie noch nicht einmal ordentlich, aber an einer Melodie fehlte nie ein Ton. La—la—la—la, mit ihrem feinen Kinderstimmchen, hell und rein wie ein Glockenspiel. So etwas kommt von innen her, das ist eingeboren. Ihre selige Mutter —

Bäumel. Wollen Sie sich nicht setzen, Herr Schilper? Ihr fortwährendes Herumtreten stört mich.

Schilper. Die Unruhe, Herr Hofrat, die innere Unruhe — verzeihen Sie. Wenn man doch nur das eine Kind hat und ihm mit ganzem Herzen zugethan ist ... mit ganzem Herzen, Herr Hofrat. In ihr vereint sich alles, was mir von Glück und Freude und Hoffnung übrig geblieben ist, seit die Mutter starb. Ich habe nichts —

Bäumel. Es wird das Gescheidteste sein, die Feder fortzulegen.

Schilper. Ich habe nichts behalten, als das Mädchen und mein Bischen Musik. Mein Bischen ... Ich will nicht undankbar sein. Was die Natur in mich gelegt hatte ... Pah! Aber auch das was übrig geblieben war, gab mir doch die Mittel, Lydia von den besten Lehrern ausbilden zu lassen. Die Schulden, die ich machen mußte, blase ich leicht auch noch weg. Wenn nur erst ... Ja, das muß sich entscheiden — in den nächsten Minuten entscheiden. Sehen Sie, das ist eben das Fürchterliche, daß wenige Minuten die Hoffnungen von vielen Jahren umwerfen können. Irgend ein kleiner Zufall — eine augenblickliche Indisposition, Zerstreutheit, Beängstigung, was weiß ich? Ihrer Mutter, die gewiß sicher war, begegnete es manch-

mal, daß sie plötzlich stockheiser wurde, wenn sie sich durch irgend etwas ungewöhnlich aufgeregt hatte — meist nur für wenige Stunden, aber die Vorstellung mußte abgesagt oder unterbrochen werden; sie hätte keinen Ton herausbringen können.

Bäumel. Ihre Frau war Opernsängerin?

Schilper. Ja. Und sie konnte, so jung sie auch starb, schon eine kleine Berühmtheit genannt werden — sie war auf dem besten Wege, eine große zu werden. Mein Himmel! In zwanzig Jahren wird heutzutage viel vergessen — eins drängt das andere fort — das Leben überhastet sich. Aber den älteren Theater-Freunden wird der Name Liddy Burger doch nicht ganz aus dem Gedächtnis entschwunden sein und zumal hier —

Bäumel. Liddy Burger —! die war Ihre Frau? Hören Sie mal, lieber Schilper, das interessiert mich wirklich. Die Liddy Burger — ich habe sie ja gut gekannt; war damals ein junger Mensch und bis über die Ohren in sie verliebt wie alle Welt. Ja, die versprach etwas! Und ganz recht: es hieß, sie hätte irgendwo einen Musikus geheiratet und sei nicht lange darauf gestorben. Es muß an die zwanzig Jahre her sein.

Schilper (der von Zeit zu Zeit ungeduldig an der Thür rechts gehorcht hat). Der Musikus bin ich gewesen. Es ist schwer glaublich, wie Sie mich da sehen.

Bäumel. Nun, nun —! Man bleibt nicht immer jung und hübsch.

Schilper. Ach, das —! Aber ich hatte Grund, mich für etwas zu halten. Damals . . . ich war noch nichts, als der Dirigent der recht schäbigen Kapelle eines Provinzialtheaters, aber in meinen Gedanken konnte und mußte aus mir etwas Großes werden. Der Kopf steckte mir immer in den Wolken. Ich hatte eine gute Schule durchgemacht, war ehrgeizig, komponierte im Stillen. Als Fräulein Liddy Burger zum Gastspiel kam, sah ich sie von meinem Pult aus täglich — in den Proben und bei den Aufführungen, mitunter auch in ihrem Absteigequartier. Wie schön sie war, und wie herrlich sie sang! Diese Augen und diese Stimme — ach! ich schwelgte bald in Entzücken.

Bäumel. Sehr begreiflich. Hab' ich doch selbst —

Schilper. (nickend). Ich hatte bis dahin ganz meinen Musikstudien gelebt — ein armer Mensch, der vorwärts wollte —! die Weiber kaum beachtet. Jetzt liebte ich zum ersten Mal, ja! ich liebte mit solcher Leidenschaft ... O Gott! und gänzlich hoffnungslos. Wie durfte ich's wagen, der gefeierten Sängerin meine Neigung zu gestehen? Sie erkannte sie doch. Ach! sie war nicht wie andere. Ich bemerkte, daß sie sich gegen alle Huldigungen, die ihrer Person galten, streng ablehnend verhielt — meine warme Begeisterung schien ihr wohl zu thun. Ich wurde in kürzester Zeit ihr Vertrauter. Ihr melancholisches Wesen betrübte mich. Sie sagte mir, daß sie sich unglücklich fühle — alle Triumphe könnten ihr Herz nicht befriedigen . . . Und eines Abends, als ich sie aus dem Theater nach Hause begleitet hatte und wieder diese schmerzlichen Empfindungen Gewalt über sie erlangten, fiel ich ihr zu Füßen und gestand ihr meine wahnsinnige Liebe. Sie wies mich anfangs erschreckt und mit fast heftiger Abwehr zurück — Was hatte ich ihr auch zu bieten? Meine stürmischen Bitten, meine Verzweiflung bewegten Sie endlich doch. Ich sehe, Sie lieben mich aufrichtig, sagte sie, und mein Herz fliegt Ihnen zu — Schweige denn jedes Bedenken, ich werfe mich an Ihre Brust, es ist Ihr Schicksal, daß Sie mich lieben! — O, ich höre sie noch immer, jedes ihrer Worte ist mir ins Herz eingegraben. Unserer Verbindung stand kein äußeres Hindernis im Wege: nur wenige Wochen vergingen, und wir waren in aller Stille einander angetraut.

Bäumel. Das nenne ich eine Glücksnummer ziehen!

Schilper. Es war eine Glücksnummer — das große Los selbst. Ach, diese selige Zeit! Wenn Sie wüßten, wie kümmerlich mir vorher das Leben gewesen war, wie ich von allen seinen großen Gaben noch nichts genossen hatte . . . Und plötzlich in den Armen dieser schönen, dieser herrlichen Frau den Himmel auf Erden! Die nächsten Monate . . . Ich befand mich in einem beständigen Taumel des Entzückens, glaubte Flügel an den Schultern zu haben, irdischer Speise kaum noch zu bedürfen. Wenn Liddy sang . . . Sie sang bald nur noch für mich. Meine seligste Hoffnung sollte sich erfüllen. Ein Kind . . . (Plötzlich sehr traurig.) Ach! daß ich es nicht so heiß ersehnt hätte! Es war ihr Tod.

Bäumel. Das Kind? Ae—e—eh! Sehr bedauerlich.

Schilper. Ihr Zustand peinigte sie ungewöhnlich: allerhand düstere Vorahnungen beschwerten ihre Stimmung. In letzter Zeit hatte sie oft viele Nächte lang keinen Schlaf, Wahnvorstellungen bestürmten ihr Gemüt. Und dann nach einer furchtbaren Nacht — früher, als ihre Zeit erfüllt sein konnte — gab sie dem Kinde das Leben. Drei Tage wich ich nicht von ihrem Krankenlager — dann schickte sie mich selber fort, da ich ganz erschöpft war, und alle Gefahr beseitigt schien. Als ich wieder zu ihr trat, lag sie im Fieber — es verließ sie nicht mehr — die Kunst der Ärzte war machtlos. Meist sang sie — alle ihre Partien von der ersten bis zur letzten Note — mit einer so lieblichen Stimme . . . Und dann schwieg sie — für ewig.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Friedrich Bodenstedts Leben.

Das Weimarische Theater-Jubiläum vom Mai 1891 war das letzte große Fest, das der greise Dichter besuchte. Noch immer plauderte er lieber mit den hübschesten Frauen, als mit den weisesten Herren, erzählte seine kleinen Schnurren, improvisierte wohl auch noch ein Verschen, aber derselbe war er doch nicht mehr. Und nach seinem Befinden durfte man ihn schon gar nicht fragen. „Sie sehen ja — schlecht!" Dann aber brach doch wieder der Schalk hervor und am Schlusse des Festmahls, zu dem sich die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft vereinigt, entwickelte er seinen nächsten Sitznachbaren, was ihm noch das letzte und höchste Vergnügen bereiten würde, nämlich — seine Nekrologe zu lesen. „Wer wird da Alles mein vertrauter Freund sein und die intimsten Bekenntnisse von mir zu erzählen wissen! Und wie Viele, die seit zehn Jahren kein gutes Haar mehr an mir gelassen, werden mich dann einen Dichter nennen, auf den sein Volk stolz sein dürfe. Sogar . . . (er nannte einen fanatischen Vorkämpfer des Berliner Naturalismus) wird dann pietätvoll sein! Aber das ist Menschenschicksal — sein Bestes erlebt man nicht, ich nicht meine Nekrologe!"

Man darf heute sagen, daß der Greis richtig prophezeit hat. Sogar Herr . . . . ist pietätvoll gewesen, wenn er auch, um sich weder zu widersprechen, noch sich das Nekrolog-Honorar entgehen zu lassen, diesmal unter einem Pseudonym geschrieben hat . . .

Diese Zeitschrift braucht nicht erst dem Toten seine Verdienste um die Litteratur nachzurühmen, sie hat dies schon bei seinen Lebzeiten gethan. Das Bodenstedt-Heft der „Deutschen Dichtung" (Band II S. 305 ff.), im September 1887 erschienen, brachte neben reichen Gaben von ihm (einen Abschnitt seines damals noch ungedruckten Epos „Sakuntala", zahlreichen Gedichten und einen prächtigen selbstbiographischen Aufsatz „Aus jungen Tagen") einen Essay über ihn von Hermann Lingg, so liebevoll und so fein alles Charakteristische abwägend, wie nur eben ein bedeutender Dichter über einen andern schreiben kann. Mehr und Anderes wäre auch jetzt nicht über den Poeten Bodenstedt zu sagen; unter dem, was er seither veröffentlicht, war kein Werk von hervorragender dichterischer Bedeutung, das noch nachträgliche Würdigung erheischte. Wohl aber sind seitdem seine „Erinnerungen aus meinem Leben" (Zwei Bände, Berlin, Allg. Verein für Deutsche Litteratur) erschienen, und da sie bisher weder an dieser Stelle erwähnt worden, noch anderwärts die gebührende Beachtung gefunden, so mag jetzt hier Einiges über das hübsche Buch und aus demselben mitgeteilt sein, in dem Augenblicke, wo leider die Hoffnung, es zu Ende geführt zu sehen, für immer verschwunden ist.

Die beiden Bände behandeln nur die Zeit bis 1850, also die ersten drei Jahrzehnte seines Lebens. Ein Selbstbiographie im üblichen Sinne sind die Erinnerungen nicht; wohl schildert der Dichter auch seine eigene Entwicklung, aber nicht in stetigem Flusse, auch nicht als Hauptsache. Breite Culturbilder, historische und ethnographische Excurse schieben sich dazwischen. Bodenstedt ist weit herumgekommen und neben seinem Talent der Beobachtung haben es ihn auch die Verhältnisse unter denen er die Fremde kennen lernte, ermöglicht, mehr zu sehen, als Andere. Was dem Buche vielleicht an psychologischer Tiefe fehlen mag, ersetzt es durch Reichtum und Farbigkeit des Inhalts.

Das Werk eröffnet sich mit kurzen Erinnerungen aus der Kinderzeit des Dichters; es ist ein Auszug aus dem in der „Deutschen Dichtung" veröffentlichten Essay; manchen köstlichen Zug hat Bodenstedt nicht ins Buch aufgenommen; neu hingegen ist die folgende hübsche Erinnerung:

„Ich lag meiner Gärtnerei mit großem Eifer ob, und erinnere mich heute noch lebhaft der unbeschreiblichen Aufregung, die mich, ich weiß nicht mehr in welchem Kinderjahre, überwältigte, als ich zum ersten Male meinen Namen, nach eigener Zeichnung, in Kresse aus der schwarzen Erde hell emporgrünen sah. Er sah aus, wie hingehaucht; es war nur ein zarter Ansatz zu dem, was werden sollte, wenn die Kresse erst voll emporschoß, aber der Name war doch schon zu erkennen, und das grüne Wunder erschien mir um so größer, als ich selbst daran mitgewirkt hatte. Ich machte unsern vierschrötigen Hausknecht Heinrich, der eben durch den Garten kam, darauf aufmerksam, erwartend, daß er meine Begeisterung teilen werde, aber er sah erst die Kresse, dann mich mit überlegenem Lächeln an und sagte: „Dobi is doch nix zu verwunnern. Et mot ja heruter; det is doch ganz natürlich!" In der Gesindestube gab dann Heinrich seine Überlegenheit durch die Äußerung kund, daß er mich wirklich früher nicht für so dumm gehalten habe, mich darüber zu wundern, wenn Kressesamen aufgehe. Ich habe diese kleine Geschichte hier angeführt, weil sie kurz und bündig meine Verhältnisse zu den Durchschnittsmenschen meiner Umgebung charakterisiert. Für mein eigenartiges Empfinden fand ich kein Verständnis . . ."

Am wenigsten wohl beim Vater, einem tüchtigen, kernigen, aber nicht eben feinfühligen Manne. Schon wie er mit dem Körper des Knaben umsprang, wird man mit Unbehagen lesen. Das Kind kränkelte viel, nicht etwa, als ob es von Natur schwächlich gewesen wäre, „sondern diese Krankheiten waren meistens die Folgen der unglücklichen Abhärtungsversuche, welche mein guter Vater, der selbst eine harte Jugend durchgemacht hatte, unbeugsam mit mir anstellte, nach dem Grundsatz, daß man den Knaben daran wagen müsse, um einen Mann zu gewinnen." Liest man, daß er den Jungen im strengsten Winter im einfachen Röckchen gehen, in unheizbarer Kammer schlafen ließ u. s. w., so wird man allerdings nicht leugnen, daß er „den Knaben daran wagte;" auch die Art, wie er ihm Geisterfurcht und „poetische Grillen" austrieb, war so unglaublich roh, daß das gequälte Kind schließlich ernstlich krank wurde und zu nachtwandeln begann. Auch von den ersten Lehrern weiß Bodenstedt beim besten Willen, denn auch da sucht er nach Kräften zu beschönigen, wie es ihm sein mildes Gemüt eingiebt, nichts Löbliches zu berichten. Von einem derselben heißt es:

„Ich kam sehr gut mit ihm aus, bis er Witterung von meinen poetischen Heimlichkeiten erhielt. Es fielen ihm ein paar meiner Gedichte in die Hände, die sich in ein lateinisches Exercitienheft verirrt hatten. Das eine fand er albern und von dem andern wollte er wissen, aus welcher Sammlung ich es abgeschrieben hätte; denn daß es nicht von mir sein könne, stand bei ihm fest. Da es aber doch von mir war, so konnte ich ihm keine andere Quelle nennen, und darüber gab's zwischen uns einen heftigen Wortwechsel, der uns einander auf immer entfremdete. Er mochte wohl selbst fühlen, daß er in der Offenbarung seiner inneren Rohheit mir gegenüber zu weit gegangen war, denn er kam am folgenden Tage zu meinem Vater, um ihm klar zu machen, daß die Zeit der Goethe und Schiller vorüber sei und mein Fortwandeln auf dem poetischen Pfade mich nur ins Irrenhaus oder zum Selbstmord führen könne. . . Mein

Vater behandelte die Angelegenheit in einer Weise, die nicht verfehlen konnte, nachhaltig eindringlich auf mich zu wirken. . . Ich mußte ihm versprechen, alles aufzubieten, um meine poetischen Anwandlungen zu unterdrücken, und ich hielt Wort. . ."

Natürlich nicht für lange; schon ein Wechsel in der Person des Lehrers genügte, den Zwölfjährigen zu poetischen Schilderungen anzuregen. Auch der strenge Vater, der durch schweres Siechtum milder geworden, ließ den auch sonst fleißigen Knaben gewähren.

Dieser erste Abschnitt schließt mit der Konfirmation des dreizehnjährigen Knaben (1832). Im nächsten finden wir dann den zweiundzwanzigjährigen Jüngling als Erzieher im Hause des Fürsten Michail Galizin in Moskau. Die neun Jahre, die dazwischen liegen, Bodenstedts Leben als Handelslehrling, dann als Student, seine eigentliche Entwicklungzeit hat er seltsamer Weise mit keiner Silbe geschildert. Was Bodenstedt in diesem zweiten Abschnitt über die Deutschen in Rußland, sowie seine ersten Eindrücke im Lande, im dritten und den folgenden über das Moskauer Leben mitteilt, enthält nur wenige Momente, die uns über sein eigenes Leben und Streben Aufschluß geben. Die drei Jahre, die er im Hause des Fürsten Galizin zubrachte, zählt er den „ruhigsten und zugleich lehrreichsten seines Lebens" bei, „da keine äußeren Störungen von Belang den geregelten Gang meiner Thätigkeit unterbrachen, während die mich umgebende neue Welt, in der ich mich schnell zurechtfand, mir doch zugleich ein mächtiger Sporn wurde, ihren fremdartigen Erscheinungen auf den Grund zu kommen. Dazu bot sich mir in meiner Stellung die günstigste Gelegenheit, da ich das Haus gar nicht zu verlassen brauchte, um die vornehme Welt Rußlands in allen Spielarten und allen Licht- und Schattenseiten kennen zu lernen." Vieles, was Bodenstedt aus dieser „vornehmen Welt" der vierziger Jahre erzählt, ist sehr interessant, Anderes unerheblich oder nicht neu (so die traurige Geschichte, wie Alexander Puschkin in den Tod gehetzt wurde); Anderes wieder wird Jeder, der in Rußland gelebt, als nicht ganz zutreffend befinden müssen, doch handelt es sich dabei nicht eben um Wichtiges.

Sehr hübsch ist die Charakterschilderung von Bodenstedts Kollegen im Galizinschen Hause, dem Lehrer für russische Sprache; es war der nachmals berühmt gewordene Lyriker Wassili Iwanowitsch Krassow. Dieser ebenso begabte, als seltsame Mann war es auch, der unserem Dichter zum Führer im Gebiet der slavischen Litteraturen, namentlich der russischen wurde. „Mit meinen Übersetzungen russischer Dichter war ich schon so weit gekommen, daß sie leicht einen Band füllen konnten. Inzwischen konnte ich auch dem eigenen poetischen Drange nicht immer widerstehen und ließ dann, meist nur flüchtig, durch die Feder springen, was mir durch Kopf und Herz ging. Zur Ausführung größerer Entwürfe, deren genug vorlagen, fand ich keine Zeit. Meine Freunde und näheren Bekannten, sowohl die deutschen, wie die russischen, nahmen lebhaften Anteil an meinen Arbeiten . . . und ich ließ mich leicht bereden, eine Auswahl meiner Übersetzungen nebst einem Anhang eigener Gedichte zu veröffentlichen. Das Manuskript wurde im Verlaufe weniger Wochen druckfertig geordnet und es handelte sich nur noch um die Hauptsache: einen Verleger dafür zu finden. Mein Freund Dr. Tröbst, der einige Jahre hindurch Dozent an der Universität zu Jena gewesen war, schrieb an den ihm bekannten Buchhändler Christian Ernst Kollmann, der sich auch alsbald bereit zeigte, das Buch zu drucken, unter Bedingungen, welche den etwaigen Gewinn für mich vom Erfolge abhängig machten. Dagegen ließ sich nichts einwenden. Das Manuskript gelangte glücklich nach Jena, hatte aber zur Reise so lange Zeit gebraucht, daß mir Kollmann schrieb: wenn es mit der Beförderung der Korrekturbogen ebenso langsam ginge, so wäre der Vollendung des Drucks kein Ende abzusehen. Er bat mich deshalb ihm getrost alles allein zu überlassen, da Professor O. L. B. Wolff in Jena, sein litterarischer Beirat, sich erboten habe, die Revisionsbogen aufmerksam zu lesen. So entstand mein erstes Buch, welches zu Anfang des Jahres 1843, sehr hübsch, ausgestattet, unter dem Titel: „Koslow, Puschkin Lermontow. Eine Sammlung aus ihren Gedichten u s.w." erschien und merkwürdigerweise bei der Zeitungskritik und Leserwelt viel freundlichere Aufnahme fand, als bei mir selbst. Ich fand es nämlich durch sinnverkehrende Druckfehler dermaßen entstellt, daß ich eine schlaflose Nacht darüber hatte und gleich am folgenden Tage eine lange Reihe von Berichtigungen in der Moskauer Universität-Buchdruckerei drucken ließ, als Einlage für die in Moskau zum Vertrieb angekommenen Exemplare. Allein auch das half nicht viel, mich zu beruhigen; ich fand bei genauerer Prüfung, daß ich mich überhaupt mit der Veröffentlichung des Buchs übereilt hatte; ich war weder mit den Übersetzungen noch mit meinen eigenen Gedichten zufrieden, weil bei der Auswahl zu viele Rücksichten maßgebend gewesen, und ich entschloß mich kurz und gut, kein Opfer zu scheuen, das Buch wieder aus der Welt verschwinden zu lassen, soweit das noch möglich war. Ich schrieb an Kollmann, den Vertrieb einzustellen und alle noch vorrätigen Exemplare zu beseitigen. Natürlich mußte ich den Schaden allein tragen, brachte aber dies für mich nicht unerhebliche Opfer gern und fühlte mich förmlich erleichtert, als es geschehen." Ähnliche Empfindungen mag mancher Poet beim Anblick seines Erstlingsbuches gehabt haben, nur daß er nicht in der Lage war, ihnen praktischen Ausdruck zu geben. Wir kennen unter den hervorragenden deutschen Dichtern der Gegenwart nicht weniger als drei, die uns beiläufig dasselbe erzählt.

Im letzten Sommer, den er im Galizinschen Hause verbrachte, lernte Bodenstedt einen jungen Gelehrten kennen, von dem damals nicht zu ahnen war, daß er einst im Zarenreich so ziemlich der mächtigste Mann sein werde, den Zaren selbst kaum ausgenommen. Es war Michael Nikiforowitsch Katkow, der Moskauer Panslavist, der damals noch ein schüchterner, ungelenker Hauslehrer war. Kurz darauf nahm Bodenstedt eine Lehrerstelle am Gymnasium zu Tiflis an, weil ihn die fremde Landschaft lockte und ihm ein deutscher Freund, der dort als Hauslehrer wirkte, geschrieben hatte, daß die Ferien ein halbes Jahr währten. Dort sollte er jenen Stoffkreis finden, der ihm den größten und dauerndsten Erfolg seines Schaffens einbringen sollte, den einzigen, der ihn noch lange überleben wird. . . „Tiflis war", bemerkt er selbst, „der eigentliche Ausgangspunkt meiner schriftstellerischen Wirksamkeit. Ich gebrauche das Wort Wirksamkeit mit Absicht, weil Thätigkeit hier nicht klar genug ausdrücken würde, was ich meine; denn thätig bin ich von früh auf immer gewesen, aber nicht immer mit der Feder in der Hand, und für die Öffentlichkeit nur soweit, als die Notdurft des Lebens mich dazu zwang. Wenn ich nun Tiflis als den eigentlichen Ausgangspunkt meiner schriftstellerischen Wirksamkeit bezeichne, so geschieht das, weil sich dort Gelegenheit bot, dem rein Menschlichen tiefer ins Auge zu sehen, als anderswo, und weil ich dort Anregungen fand, deren Ausklang wir noch jetzt, nach einem Menschenalter, in vielen fremden Zungen wieder ins Ohr tönt." Dies ist aber auch die einzige Anspielung auf die „Lieder des Mirza Schaffy", die sich in dem Buche findet. Wüßten wir nicht ohnehin aus Bodenstedts sonstigen Darstellungen, wer Mirza Schaffy gewesen und in welchem rein äußerlichen, d. h. durch unseres Dichters Phantasie geschaffenen Verhältnis er zu den ihm in den Mund gelegten Liedern steht, aus Bodenstedts Selbstbiographie würden wir es nicht erfahren. Direkt wird Mirza Schaffy nur einmal flüchtig erwähnt. „Auch Dr. Georg Rosen nahm eine Zeitlang teil an meinem Unterricht bei Mirza Schaffy, wobei ich seinen Erklärungen tartarischer und persischer Lieder mehr verdankte, als denen meines Mirza, da diesem als Hilfssprache nur sein unzulängliches Russisch zu Gebote stand." Das ist Alles! Warum er die Mitteilung hier, wo sie von Jedermann erwartet wird, unterlassen, wissen

wir nicht zu sagen, seltsam berührt der Umstand jedenfalls. Im Übrigen gehören diese Kapitel, die Tiflis und den Kaukasus schildern, zu den farbigsten und amüsantesten des Buches. Über sich selbst spricht oder reflektiert gar der Dichter auch hier nirgendwo eingehend, dennoch vermögen wir zu erkennen, wie er damals — und auch in der Folge — war: sehr liebenswürdig, sehr gewandt, sehr fleißig, stets sorglich bedacht, sich vorwärts zu bringen und die Gunst der Oberen nicht zu verscherzen, aber nicht bloß in dieser Hinsicht, sondern auch den Frauen gegenüber von einer Vorsicht und Zurückhaltung, die schlecht zu dem Bilde paßt, das man sich etwa nach seinen Liedern von ihm machen wollte. Immer wieder betont Bodenstedt, so oft er irgend einer Neigung erwähnt, daß die Beziehung eine streng platonische geblieben; zuweilen, so S. 348 muß er zugeben, daß ihm dies kein Mensch geglaubt, beteuert aber um so geflissentlicher, daß er die Wahrheit sage, so daß wir ihm wohl glauben müssen.

Enthalten die „Erinnerungen", wie erwähnt, so gut wie nichts über Mirza Schaffy, so geben sie doch eine hübsche Schilderung, wie Bodenstedt zum ersten Male einen persischen Barden gehört und sich zur Nachdichtung seiner Lieder angeregt gefühlt. „Es war dies ein noch jugendlicher Hofsänger des Schahs, der eine Kunstreise nach den kaukasischen Städten unternommen und sich in Tiflis, wo er Tausende von Landsleuten fand, ein paar Wochen lang aufhielt. Was er mit seiner einschmeichelnd weichen Stimme in meist zitternd klagenden Tönen sang, konnte ich noch nicht verstehen und wie er es sang, machte auf mich zuerst einen mehr seltsam fremdartigen, als ergreifenden Eindruck, während die übrige Gesellschaft ganz verzückt davon erschien. Ich ließ mir durch meinen Tischnachbar, einen gelehrten Armenier, ein Lied erklären, dessen Wiederholung stürmisch verlangt wurde. Es begann, wie ich es später übersetzt habe:

„Des schönen Tages, da wir uns gefunden,
bleib' eingedenk!
Der Tage, die so selig uns entschwunden,
bleib' eingedenk!"

Ich begriff nun leicht die Wirkung dieses tiefempfundenen und schön ausklingenden Hafisischen Liedes, allein die Art, wie der persische Tenorist es zur Geltung zu bringen wußte, erschien mir nur um so befremdender nach der mir gewordenen Belehrung. Er war ein wohlgewachsener Mann mit edel geschnittenem, bräunlich angehauchtem Gesichte, allein seine Geberden und Bewegungen glichen ganz denen eines koketten Weibes. Hin und wieder hielt er einen zierlichen silbernen Teller wie einen Fächer vor das Gesicht, scheinbar um seine Rührung zu verbergen; die Spannung seiner Bewunderer war dann groß bis zu dem Augenblicke, wo der Teller wieder verschwand und ein lächelndes Gesicht sich zeigte."

In Tiflis begann auch die ethnographische und journalistische Thätigkeit Bodenstedts; er trat mit Cotta und der „Allgemeinen Zeitung" in Beziehungen. Den Vermittler machte Dr. Rosen. „Bei unserem täglichen intimen Verkehr hatte er natürlich auch genaue Kenntnis von meinen Arbeiten genommen, welche sich, abgesehen von den eigenen praktischen Ergebnissen, wesentlich darauf beschränkten, den fremden Sprachen, welche das Schicksal mir in den Weg warf, ihre poetischen Schätze abzugewinnen, wobei er, so lange wir beisammen waren, redlich mithalf. Etwas ganz Neues waren ihm meine Übersetzungen der ukrainischen Volkslieder, die ihm durch ihre Innigkeit der Empfindung und Keuschheit des malerischen Ausdrucks einen tiefen Eindruck machten. Er bat mich, die Sammlung so weit zu vervollständigen, um sie als besonderes Buch erscheinen lassen zu können; ein guter Verleger werde sich dann schon von selbst finden." In der That übernahm Cotta auf einige Proben hin den Verlag, Honorar gab es freilich zunächst nicht, doch wurden Bodenstedt zwei Dritteile des Reingewinns zugesichert. Auch mit den Blättern des Cottaschen Verlags gestaltete sich die Verbindung bald lebhaft, da Bodenstedt über alle Vorgänge im Kaukasus gut unterrichtet war und auch anschauliche Berichte über das Leben der Bergvölker zu schreiben verstand.

Der Brief, worin Cotta den Verlag der „Poetischen Ukraine" übernahm, „zog", erzählt Bodenstedt, „auch mich wie mit Geisterhand wieder zur Heimat hin. Ich durfte mir sagen, daß die Jahre der Trennung keine ganz verlorenen gewesen, aber ich fand zugleich, daß ein längerer Aufenthalt in der Fremde wenig förderlich für meine Zukunft sein werde". Er gab seine Stellung auf und ging über Kertsch, Odessa und Konstantinopel wieder westwärts, zunächst nach Triest, dann über Wien und Prag nach Hannover. Nachdem er da kurze Zeit ausgeruht, wandte er sich nach München, um dort ungestört der Vollendung seiner begonnenen Werke über den Kaukasus leben zu können. Auch hier gewann er sich rasch die Gunst einflußreicher Kreise, auch hier wich er meilenweit jeder schönen Verführerin aus. Für dies Letztere hier eine Probe:

„Es war schon eine geraume Zeit seit meiner Rückkehr in die Stadt vergangen, als ich eines Nachmittags eine seltsame Begegnung in der Cottaschen Litterarischen Anstalt in München hatte, wo ich mir ein neues Werk ansehen wollte, aber kaum angefangen hatte, darin zu blättern, als raschen Schrittes eine schlanke Dame eintrat und in schnell von der Zunge springendem, für ungeübte Ohren schwer verständlichem Englisch eine Frage an den Gehilfen richtete, die diesen völlig verwirrte, wozu vielleicht auch die auffallende Schönheit der Dame beitrug, welche unwillkürlich die Augen fesselte. Ich erklärte dem jungen Manne, daß die Dame eine englische Übersetzung der Gedichte des Königs Ludwig zu haben wünschte, da sie von der deutschen Ausgabe nichts verstehe, welche Seine Majestät ihr geschenkt habe. Während ich so leise sprach, faßte die schöne Dame mich scharf prüfend ins Auge und sagte dann, mir die Hand reichend, auf französisch: „Welch ein Glück, Sie hier wiederzusehen!" — „Ich kann mich nicht erinnern, früher die Ehre gehabt zu haben —" — „Voriges Jahr in Paris!" — „Ich bin nie in Paris gewesen!" — „Nun, dann war's in Petersburg!" — „Ich habe Petersburg seit fünf Jahren nicht mehr gesehen!" Allein sie ließ keine Ausflucht gelten, gab mir ihre Karte, sagte, sie werde mein Gedächtnis schon auffrischen, wenn ich sie in den nächsten Tagen besuchte, und schied dann mit einem warmen Händedruck. Auf der Karte stand „Lola Montez". Das war der Name der berühmten spanischen Tänzerin, welche sich schnell in die allerhöchste Gunst hineingetanzt hatte und so sehr darin wuchs, daß sie zur Gräfin von Landsfeld erhoben wurde. Obschon ich mich wohl hütete, sie zu besuchen, um nicht mit ihr in das Gerede zu kommen, das ihren leichtfüßigen Schritten folgte, nahm ich die Begegnung doch nicht so tragisch, wie Graf Max Bothmer, der mir riet, lieber gleich abzureisen, als mich der Gefahr einer näheren Bekanntschaft mit der schönen Dame auszusetzen, die schon Manchem eine hoffnungsvolle Laufbahn gekreuzt. Die Gräfin faßte die Sache ebenso ernst aber doch ruhiger auf, als ihr Gemahl, und meinte, ich sollte München nicht eher verlassen, bis die Verhältnisse wirklich dazu drängten, was noch nicht der Fall sei. Ich erkannte die rührende Besorgnis Beider um meinen Ruf mit dankbarem Gemüte und lebte so zurückgezogen, wie möglich . . ."

Das hinderte ihn zum Glück nicht, doch wenigstens die Bekanntschaft einiger hervorragender Männer zu machen, darunter der Naturforscher Spix und von Martius, die sich den unversöhnlichen Groll König Ludwigs dadurch zugezogen, weil sie, von seinem Vater, dem König Maximilian Joseph zu Forschungszwecken nach Brasilien entsendet, nach ihrer Rückkunft von dem Sohne die vorenthaltene Reiseentschädigung bei den Gerichten erstiegten. König Ludwig rächte sich dafür in origineller Weise. Begegnete er dem Professor Martius, so sagte Se. Majestät: „Wie geht's, lieber Spix? Und was macht der Martius, der dumme Kerl, der mir so

viel Geld gekostet hat für sein brasilianisches Heu, daß ich eine neue Kirche dafür hätte bauen können?!" Kam dem Könige der unglückliche Spix in den Wurf, so redete er ihn an: „Wie geht's lieber Martius? Und was macht der Spix, der dumme Kerl, der sich auch schon als Naturforscher aufspielt?!" Solcher und ähnlicher Scherze von König Ludwig erzählt Bodenstedt noch viele, ebenso ist die Schilderung seines Landlebens in Escheberg, wo er als Gast des etwas kuriosen Freiherrn von der Malsburg lebte, recht ergötzlich. Dieses Stillleben unterbrach im Herbst 1847 eine Reise nach der Schweiz und Italien. Die bewegte Zeit ließ auch unseren Dichter manches erleben, ja in Mailand kam er sogar, trotz all' seiner Vorsicht und Schmiegsamkeit mit der österreichischen Polizei in Konflikt, weil er eine Hymne auf — Pio nono übersetzt! Den Frühling 1848 verbrachte er in Rom. Auf der Heimkehr von italienischen Revolutionären gefangen genommen und nach Venedig geschleppt, wurde er dort durch die Vermittlung des Dichters Heinrich Stieglitz, des Gatten der unglücklichen Charlotte, befreit und konnte über Triest nach Deutschland zurückkehren. In Triest ereilte ihn die Nachricht, daß der Verleger seines eben erschienenen Werkes: „Die Völker des Kaukasus" Bankerott gemacht; der Autor war um die Früchte jahrelangen Fleißes betrogen. In dieser schlimmen Lage erschien ihm das Anerbieten des Redakteurs der „Allgemeinen Zeitung", Dr. Kolb, ihn als Redakteur des in Triest erscheinenden „Österreichischen Lloyd" zu empfehlen, als eine gütige Fügung des Himmels. Nachdem er der Eröffnung der National-Versammlung in Frankfurt, dann dem Slaven-Kongreß in Prag beigewohnt, trat er seine Stellung in Triest an, übersiedelte jedoch mit dem Blatte bereits nach einem Vierteljahr nach Wien, wo er die blutigen Oktobertage mitansah Kurz darauf wandte er sich nach Berlin.

Sein weiteres Leben, das ihn auch bekanntlich zu reichen sozialen Ehren führen sollte, hat er zu schildern vorgehabt, doch nahm ihm die Schwäche des Greisenalters die Feder aus der Hand, ehe ihm der Tod die klugen guten Augen und den feinen, beredten Mund für immer schloß. Die Geschichte unseres geistigen Lebens wird seinen Namen nie ohne Achtung und Anerkennung nennen. Ehre seinem Andenken!

Litterarische Notizen.

— Das Buch, dessen Titel wir nachstehend verzeichnen, hat bereits seine Geschichte, die freilich mehr die Politik, ja leider auch die Chronique scandaleuse streift, als die Litteratur: „Der Rhapsode der Dimbowitza". Lieder aus dem Dimbowitzathal. Aus dem Volksmunde gesammelt von Helene Vacaresco, in's Deutsche übertragen von Carmen Sylva (Bonn, Emil Strauß). Es handelt sich um eine litterarische Fälschung, wie sie gleich ungeschickt und gleich verwegen wohl noch nie in Scene gesetzt worden ist. Fräulein Helene Vacaresco, Hofdame der Königin von Rumänien und Tochter des damaligen rumänischen Gesandten in Wien, verfaßte eine Reihe von Liedern und Rapsodien, welche sie der Königin mit der Beteuerung übergab, daß sie sie wortgetreu in ihrem Heimatsthale aus dem Volksmunde aufgezeichnet. Warum sie dieses Gaukelspiel wagte, ist seither klargestellt: sie wollte dadurch, daß sie die Königin zur Übersetzung dieser „Volkslieder" bestimmte, in ein näheres Verhältnis zu ihr kommen und in ihr eine Gönnerin zur Verwirklichung ihrer kühnen Hoffnungen auf die Hand des rumänischen Thronfolgers gewinnen. Es gelang, die Gedichte ihrer Hofdame hätte die Königin schwerlich übersetzt, diesen „Volksliedern" aber widmete sie ihre Kraft. Das ist klargestellt, sagen wir, aber zweierlei bleibt in dieser unerquicklichen Geschichte unklar. Erstlich, wie sich die Königin täuschen lassen konnte. Haben doch Alle, welche rumänische Volkslieder nicht bloß vom Hörensagen kennen, beim Erscheinen des vorliegenden Bandes wie aus einem Munde ausgerufen: „Unmöglich! das sind sichtlich Erzeugnisse der Kunstdichtung. Nicht zehn Zeilen können echt sein!" Ist es möglich, daß die Königin allein, sie, die hunderte von rumänischen Volksliedern übersetzt, sich hat täuschen lassen?!" Es giebt Stimmen genug, welche diese Möglichkeit verneinen, aber kein Unbefangener, welche Carmen Sylvas Leben und Übersetzungen kennt, wird sich ihnen anschließen können. Die Königin hat wirklich bona fide gehandelt, nicht bloß, weil sie gläubigen Sinnes und edlen Herzens ist, weil sie ihrer bevorzugten Freundin eine derartige Handlungsweise nicht zutraute, sondern auch deshalb, weil Carmen Sylva durchaus nicht ist, wozu sie der Byzantinismus serviler oder die Unkenntnis anderer Kritiker gemacht: eine genaue Kennerin des rumänischen Volksliedes. Wer die Originale versteht und ihre Übersetzungen liest, kann nicht daran zweifeln, wie sehr es der hohen Frau an Verständnis der Volksseele und an dem Blick für das Charakteristische des Volksliedes fehlt; diese Übersetzungen, die sie angefertigt, sind Erzeugnisse einer reich begabten, edel strebenden Dilettantin, der die Fähigkeit der Selbstkritik, wie der Kritik der Originale, die sie nachdichtet, sowie die Fähigkeit, ihre Kraft zu wahrhaft künstlerischen Gestaltungen zu konzentrieren, leider nicht in gleichem Maße gegeben ist, wie die dichterische Empfindung und die ideale Gesinnung, die ihr kein gerechter Beurteiler absprechen wird. Sie also hat guten Glaubens gehandelt. Unklar aber bleibt, wie Fräulein Vacaresco so handeln konnte. Sie mußte ja auf die Frage gefaßt sein: „Wo sind die Originale?" Es scheint, als ob sie bezüglich der rumänischen Kritik auf die Autorität der Königin, bezüglich jener des Auslandes auf die Unkenntnis derselben gehofft hatte. In der That schien das verwegene Wagnis zu glücken, bis der Wahrheitsmut einiger rumänischen Gelehrten dem Gaukelspiel ein Ende machte. Helene Vacaresco hat nun Zeit, schmerzvoll darüber nachzusinnen, daß dies nicht der richtige Weg zum rumänischen Königsthrone war und Niemand wird diesen Schmerz durch Mitleid stören; wohl aber gebührt diese Empfindung der königlichen Frau, die um dieser unseligen Dinge willen so viel gelitten hat und noch leidet. Das Buch selbst ist lange nicht so interessant, wie seine Geschichte; gut die Hälfte der Gedichte sind poetisch wertlos und von erdrückender Langweiligkeit, aber auch die besseren, in denen zuweilen poetisches Talent aufglimmt, unklar und verschwommen. o. h.

— Heinrich Vierordt ist ein Dichter von schönem, wenn auch nicht allzugroßem Talent, dabei von ernstem Streben, ein Mann, der sich und sein Schaffen nicht überschätzt und darum haben wir es in seine Seele hinein als eine ihm unverdient zu Teil gewordene Widrigkeit empfunden, daß ihn ein Herr Julius Werner in einer litterarischen Studie: „Heinrich Vierordt und seine Dichtungen" (Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung) in überschwänglichstem Reclamestil lobhudelt. Ein ähnlich un—schüchternes Beginnen ist uns noch selten vorgekommen. o. h.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Ein Abtrünniger.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

X.

Über diese Bibliothek geriet der Knabe, sie war die Grundlage seiner Bildung und es läßt sich kaum ermessen, wie eigen all das absonderliche Zeug auf ihn gewirkt haben mag. Die Frivolitäten ließ er bald bei Seite, er verstand sie nicht und was er verstand, langweilte ihn oder ekelte ihn an. Nur die eine Lehre zog er daraus, daß die Vornehmen bodenlos verderbt seien, und die Töchter der Armen verführen, eine Lehre, welche vereint mit der Erinnerung an die unglückliche Mutter auf sein frühreifes, verbittertes Gemüt den tiefsten Eindruck machen mußte. Und nun erst jene politischen Pamphlete der Gegenwart, jene theologischen Streitschriften der Vergangenheit! Er hatte das wirkliche Leben nie kennen gelernt, er wußte nicht, daß die Menschen auch andere Interessen haben, als jene der Religion und der Politik — materielle Interessen und egoistische Strebungen — ihm waren diese Bücher die Welt, das Leben, Alles! Und diese Welt ward von unheimlichen Zuckungen durchtobt und stand im Feuer wildester Kämpfe. Alles nahm Partei, Alles stritt gegen einander und er mit. Freilich nur in seiner Stube, einsam und allein; was um ihn war, verstand ihn nicht, ging achtlos seine Wege, ruhig und sicher, während die Welt braunte! Er begriff dieses Pflanzenleben, dieses dumpfe, stumpfe Hinvegetieren nicht, es war ihm unheimlich, bis er es verachten lernte, und nun stolz auf seiner einsamen Insel lebte, der Einzige im Orte, vielleicht im Lande, der wußte, was höheres Leben sei und wozu man es lebe. Anfangs hatte ihm der Kontrast zwischen jenem Leben und dem, das er um sich sah, verblüfft und gestört, aber nachdem er die Verblüffung durch Verachtung niedergekämpft und sich zur Ironie emporgeschwungen, stachelte und peitschte ihn dieser Kontrast nur noch tiefer in seine Ideenwelt hinein. Übrigens nicht bloß ihn, sondern auch unzählige Andere im vormärzlichen Österreich — gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen — diese Erscheinung ist geradezu ein Charakterzug vormärzlichen Strebens. Individuell an unserem Christian war vielleicht bloß die große Sicherheit, mit der er sofort in jeder Frage Partei nahm und unerschütterliche Überzeugungen gewann. Dies kam daher, weil ihm schon seine Instinkte die Richtung wiesen und die absonderlichen Verhältnisse, unter denen er aufwuchs. Die Schriften und Schriftchen, die er da mit fieberhafter Hast verschlang, behandelten dieselben Fragen von grundverschiedenem Standpunkt, und an Leidenschaftlichkeit, welche ein junges Gemüt mitreißen konnte, fehlte es den Pamphleten keiner der Parteien. Aber ihm stand es sogleich fest, was das Gute und Schlimme sei. Schlimm war ihm der Katholizismus, besser das Luthertum, das Beste der Atheismus. Schlimm war ihm der Absolutismus, besser die konstitutionelle Monarchie, am Besten die Republik. Schlimm war ihm Leibeigenschaft, Proletariat, maßlose Geldanhäufung Einzelner, besser eine Ausgleichung des Besitzes durch freiheitliche Gesetze, am besten der Kommunismus. Aber das Beste ist nicht bloß des Schlimmen, sondern auch des Besseren Feind. Darum verachtete er die freiere Regung, welche den Protestantismus geschaffen, die Verfassungs-Monarchie und den Freihandel, sie schienen ihm nicht minder bekämpfenswert, als jene Verhältnisse, die er um sich sah. Daß sich das Gute, das Bessere, das Beste organisch entwickeln müsse, daß auch in der Welt des Geistes bestimmte Gesetze walten, was wußte er davon, was konnte er davon wissen? So wie er war, konnte er nur für Extreme schwärmen, nur aus einem Extrem

in das andere springen. Auch dies ist keineswegs individuell, sondern ein typischer Zug all unserer Streber vor 1848. Auch an das Licht muß man sich gewöhnen und wer sich jählings die Binde von den Augen gerissen, sieht im grellen Sonnenlicht Alles anders, als es thatsächlich ist. Liber und Libertinus — das ist ein ewiger schneidender Gegensatz, der durch alle Menschengeschichte geht, und des Dichters Mahnung, nicht den freien Mann zu fürchten, sondern den Sklaven, der die Ketten gebrochen, ist eine der größten politischen Wahrheiten, die je ausgesprochen worden. Und die Bildung, die der Jüngling endlich, nach jahrelangen, einsamen Studien, aus diesen Büchern gewann, war sicherlich höchst absonderlich, aber in ihren Grundzügen schwerlich ein Unikum. Er kannte die klassischen Sprachen kaum, Geschichte höchst oberflächlich, die schöne Litteratur nicht besser und vollends die Realien waren ihm ganz unbekannt. Um so besseren Bescheid wußte er in politischen und religiösen Dingen: das heißt, er kannte unzählige Doktrinen und Schlagwörter und wußte trefflich die Verwerflichkeit alles Bestehenden nachzuweisen. Es war eine einseitige, scharf zugespitzte Bildung, welche nicht auf fester Grundlage aufgebaut war, sondern auf Wolken: Instinkten und Gemütserregungen. Und eine solche „politische Bildung", hervorgegangen aus dem Gefühl ungerechten Druckes, war unzähligen seiner Zeitgenossen eigen. Auch diese Erscheinung ist geradezu ein Charakteristikon der Streber und Strebungen meines österreichischen Vaterlandes, so lange es geknebelt und mundtot war.

Christian Hager hat sicherlich noch später, ja sein Leben lang an dieser seiner „Bildung" gearbeitet, aber im Wesentlichen holte er sie sich aus jener fürstlichen Bücherei. Denn lange sieben Jahre war diese Lektüre seine einzige Beschäftigung bis in sein zwanzigstes Jahr. Wohl trat einmal, an seinem sechzehnten Geburtstag, sein Vater ihn an, was das für ein Ende nehmen solle. Christian zuckte die Achseln, der Vater wiederholte die Frage, fester und rauher; er sei ein alternder Mann und keineswegs so wohlhabend, daß der Sohn von den Zinsen des Vermögens werde leben können. Der verkrüppelte Knabe biß die Zähne zusammen und schwieg. Und erst als der Rentmann klagend und drohend in ihn drang, meinte er kurz: „Ich tauge zu keinem Beruf, der auch körperliche Anstrengung kostet. Darum will ich Lehrer werden, Erzieher oder Professor. Wer lehren will, muß zuerst selbst lernen, das thue ich mit Hülfe der Bücher, fremde Hülfe brauche ich nicht. Gönne mir noch vier Jahre, dann verdiene ich mir selbst mein Brot." Der Vater war zufrieden, er wartete geduldig; daß der Sohn fähig sei, sich zu bilden, bezweifelte er keinen Augenblick; wer so viele Bücher lesen konnte, „und ganz dieselben Bücher wie Seine Durchlaucht", der mußte ohnehin ein Genie sein.

Aber Christian hatte dem Vater nicht die volle Wahrheit gesagt. Wohl hatte er den Plan, zuerst sich selbst zu bilden und dann ein Lehrer zu werden, aber nicht für Einzelne, sondern für das ganze Volk. Ihm stand es felsenfest, daß blos Einer den Mut finden müsse, offen aufzutreten, um gleich Alle fortzureißen. Denn sie litten ja Alle unter dem Despotismus, und das Evangelium der Revolution, welches er ihnen verkünden wollte, schien ihm so klar und gerecht, daß es durch seine eigene Wucht und Wahrheit siegen müsse. Er malte es sich aus, wie er zuerst die Bauern seines Dorfes entflammen und aufwiegeln wolle, dann die des ganzen Bezirks, wie er darauf die Kreisstadt besetzen und von hier aus die Republik proklamieren werde. Dann, dachte er, erlasse ich Sendschreiben nach allen Richtungen und sie zünden überall und die Unterdrückten erheben sich und das große Werk ist binnen wenigen Monaten vollbracht! . . .

Daß der sechzehnjährige Knabe so dachte, ist nicht verwunderlich, aber die Jahre kamen und gingen und spülten den Plan nicht hinweg, im Gegenteil! — sie festigten ihn nur! Was hätte ihn auch in seiner engen Studierkammer stutzig und bedenklich machen sollen? Die stummen Wände widersprachen ihm nicht, sondern gaben nur die begeisterten Reden, die er sich da einübte, verstärkt zurück. Und einen gütigen, klaren Menschen, der sich dem Einsamen genähert hätte — einen solchen Menschen fand er nicht. So wühlte er sich stetig immer mehr in sich hinein, und das Bild, welches er sich von den realen Verhältnissen machte, blieb schattenhaft und verzerrt. Mit grausamer Energie bezwang er die Schwäche seines Körpers und studierte Tag und Nacht an seinen Reden und seinem „Organisationsplan". Endlich versagten die überhitzten Nerven den Dienst; er verfiel in Krankheit, anscheinend ein gefährliches Zehrfieber. Aber er überwand es, vielleicht weniger durch die Kunst der Ärzte, als durch seine ungestüme Willenskraft; er wollte

sich wieder aufraffen, es mußte sein. Und so geschah es auch; die Seele erwies sich stärker, als der Körper.

Damals war er eben neunzehnjährig geworden. Kurz darauf ereignete sich eine Scene, welche ihn auf das Tiefste aufregte und von großer Bedeutung für sein Leben werden sollte.

Eines Abends im Frühling trat der Vater in sein Stübchen. Es war dies ungewöhnlich und noch ehe er sprach, las es ihm der Jüngling vom Gesicht ab, daß ihn eine besondere Veranlassung hierher geführt. „Es ist so schwül hier“, begann er und wischte sich den Schweiß von der niedrigen Stirne, in welche das graue, struppige Haar tief hineinhing. „Du sitzest zu viel in der Stube — Du studierst zu viel — das thut Dir nicht gut — Du bist so blaß!“ Er sagte es ohne Spur von Zärtlichkeit, halblaut, verlegen, als wäre es nur eine Einleitung, über die er schnell hinwegkommen wollte. Der Jüngling blickte finster auf: „Ich werde bald ins Freie treten“, erwiderte er, „und das wird mir wohl thun, sehr wohl! Mir und — Anderen!“ Ein sonderbares Lächeln zuckte über sein blasses, hageres Gesicht. — „Wie meinst Du das?“ fragte der Alte erstaunt. — „Nun, Du weißt es ja!“ sagte der Jüngling abermals lächelnd, „ich werde bald genug wissen, um meinen Zweck zu erfüllen . . .“ — „Und Erzieher zu werden?“ — „Ja Erzieher . . .“. Er betonte das Wort recht sonderbar. — „Das ist schön“, sagte der Rentmann, „das ist sehr schön. Aber — hm! ist es auch gut für Dich? Siehst Du — ich meine — es sind doch keine rechten Aussichten dabei. Und da meine ich — siehst Du — eine gute Gelegenheit — gerade heute — ein anderer Beruf . . .“ — Der Jüngling blickte ihn starr an. „Was meinst Du?“ — Der Rentmann setzte sich, rückte hin und her, fuhr sich noch einige Male über die Stirne und brach dann plötzlich barsch, entschieden los: „Höre, Christian, Du mußt geistlich werden!“ — „Ich?“ rief der Jüngling erschreckt und schnellte empor. — „Ja — Du! Es ist das Beste für Dich! Ich will es, Durchlaucht will es und darum muß es so sein . .“ — „Niemals!“ sagte Christian dumpf. — „Es muß sein“, wiederholte der Vater drohend. Eine jähe Röte flammte über sein Antlitz. „Christian“, sagte er dann wieder ruhiger, „wir wollen vernünftig miteinander reden. Höre doch erst, um was es sich handelt, dann überlege es Dir. Wie ich heute zu Durchlaucht komme, fragt er mich: ‚Martin, wie gehts Deinem Buben?‘ — ‚Wieder gut, Durchlaucht, er studiert auch wieder‘. — ‚Da kann er was Sauberes zusammenlernen ohne Lehrer‘. — ‚Aber Durchlaucht‘, meine ich, ‚Ihre Bücher sind doch gewiß vortrefflich!‘ — Da lacht er und sagt: ‚Hoffentlich liest er nur die aus dem kleinen grünen Saal, die ich ihm erlaubt habe. Aber was will er denn werden? Er ist ja — hm! hm!‘“ — „Bucklig!“ sagte der Jüngling scharf und bitter, als der Vater stockte. — „Hm, ja, ich sage ihm: ‚Erzieher will mein Christian werden.‘ Da sagt Durchlaucht freundlich: ‚Wozu soll er sich sein Leben lang rackern? Ich weiß was Besseres für ihn. Du weißt, ich habe großen Einfluß auf die Cisterzienser in Rainburg. Da geben wir ihn hinein und er wird ein fettes, fröhliches Mönchlein. Die Kerls dort habens gut und es melden sich doch wenige Novizen. Da ist also beiden Teilen gedient. Freilich hält den Abt viel auf schönen, kräftigen Körperbau, aber wenn ich es wünsche, so wird auch der Christian sofort aufgenommen auch wenn er noch so —‘“ — „Bucklig ist!“ ergänzte der Sohn abermals im gleichem Tone. „Und Du, Vater, was sagtest Du?“ — „Natürlich habe ich mich bedankt und Durchlaucht die Hand geküßt. Es ist ja auch die größte Gnade, die uns hätte begegnen können. Ich weiß nicht, welche Regel die Cisterzienser eigentlich haben, aber das Kloster Rainburg ist das lustigste im Lande, und daß man ein Mönch ist, spürt man dort eigentlich nur am Gewande. Jeder darf thun, was ihm beliebt — ja, Christian, Du wirst es besser haben, als Dein Vater. Und dabei ist auch das Heil Deiner Seele gewahrt und obendrein kannst Du's zum Abte bringen. Denn Du hast ja einen guten Kopf und die Protektion unseres Fürsten wird Dir niemals fehlen. Mein Sohn, Abt in Rainburg! ich bin ordentlich närrisch geworden vor Freude und habe vor den Fürsten geweint. ‚Durchlaucht‘, hab' ich gesagt, ‚wie verdienen wir so viel Gnade?‘ — ‚Nun, nun‘, sagte er, ‚Du bist mir immer ein treuer Diener gewesen und wenn Deine Margarete —‘“ — „Vater!“ schrie der Jüngling gellend auf und preßte die Hand aufs Herz, ihm wars, als hätte ihn da ein Schuß getroffen. Der alte Mann wurde doch verlegen. „Hm ja — er hat's — hm! — gut gemeint . . . also — Nun“, brach er plötzlich doppelt rauh los, um sich aus der

Verlegenheit zu reißen, „wirst Du auch nun Nein sagen?“ — Der Jüngling preßte die Lippen zusammen, sein Gesicht war fahl. „Ich danke dem Fürsten für seine Gnade“, sagte er, „er mag einen Anderen beglücken!“ — Der Alte zuckte empor, seine Fäuste ballten sich, aber er hielt an sich. „Überlege es wohl. Du willst nicht? Weil es vom Fürsten kommt?“ — „Ja — hauptsächlich aber, weil ich nicht gläubig bin.“ — „Nicht gläubig?“ Der Rentmann stammelte es in höchstem Erstaunen. „Nicht gläubig? Was heißt das! Glaubst Du nicht an Gott und die heilige christkatholische Kirche?“ — „An Gott? Das ist meine Sache, das kann ich nur mit mir selbst ausmachen, davon rede ich mit Anderen nicht. Was aber die christliche Kirche betrifft — nein! sie kümmert mich nichts!“ — „Sie — kümmert Dich nichts?“ wiederholte der alte Mann tonlos. Dann preßte er die Hände vors Antlitz, sein Körper zuckte, es war eine peinliche Stille — eine, zwei Minuten lang. Als er endlich die Hände sinken ließ, trat Christian unwillkürlich zurück — ihm graute es vor diesen wohlbekannten Zügen, so unheimlich fremd, verzerrt erschienen sie jetzt .. Auch die Stimme klang wie die eines ganz anderen Menschen, heiser und leise. „Höre, Christian! Du bist ein sonderbares Kind gewesen, Du liebtest mich nicht, ich habe mir immer gesagt: Du wirst Unglück haben mit Deinem Sohne. Dann kam ein Unglück wirklich, nicht durch meine Schuld, obwohl Du es geglaubt hast — ich habe auch an jenem Pächter nur meine Pflicht gethan. Von da an haßtest Du mich noch mehr und ich konnte Dich darum auch nicht lieben. Gleichviel, dachte ich, er ist mein Sohn und ich will ihn ernähren und versorgen. Aber nun erst ist das große Unglück gekommen. Du bist gottlos, Christian! Nun werde ich thun, wie meine Pflicht ist. Ich habe Dich früher überreden wollen, nach Rainburg zu gehen, weil es eine gute Versorgung wäre, jetzt aber führe ich Dich dorthin, um Deine Seele zu retten. Nun mußt Du ins Kloster — gehst Du nicht willig, führe ich Dich gebunden hin. Und dort werden Dich die Mönche zur Vernunft bringen oder — langsam töten. Auch dafür haben die Herren in Rainburg trotz ihrer Lustigkeit einen Ruf. Mir, Christian, mir ist es gleichgiltig!“ — Damit ging er hinaus, wankend wie ein Trunkener. Ihm wars, als könnte nun auch die Erde nicht mehr feststehen unter seinen Füßen ..

Wie Christian diese Worte aufnahm und die Empfindungen, die ihn in jener Nacht durchstürmten — wie an den Aufruhr der Natur kein Wort hinanreicht, so auch nicht an jenen der Menschenbrust, wenn alle Instinkte und Leidenschaften wild durcheinanderwirbeln. . . Aber bald spannten sich alle Sehnen dieser energischen Seele wieder straff an und er wurde, wenn nicht ruhig, so doch fest und entschlossen. Sein Entschluß aber, der ihm, wie er nun einmal geworden und damals war, als der würdigste und vernünftigste Ausweg erschien, ging kurzweg dahin, gleich jetzt, am nächsten Tage, im nächsten Dorfe die Fahne der Revolution aufzupflanzen! Das muß glattweg als Wahnsinn erscheinen, ihm dünkte es weise, edel, ja notwendig . . .

Und er führte seinen Entschluß aus. Mit welchem Erfolge braucht wohl kaum gesagt zu werden. Es mag eine sonderbare Scene gewesen sein, so echt tragisch und dabei so echt komisch, wie sie sich wohl selten auf Erden begeben.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Gegen die Mittagsstunde wanderte Christian aus dem Hause und zum Dorfe hinaus, die Welt zu befreien. Daß er seine Thätigkeit nicht schon im Heimatsorte begann, hatte doppelten Grund: erstens war die ganze Jugend zur Kirchweih nach Hollenegg gegangen und zweitens fürchtete er, daß ihn die Knechte des Fürsten unterbrechen würden, wenn er zu reden beginne. Da eilte er denn nach Hollenegg und auf den Tanzplatz vor der Schänke unter der breitästigen Linde. Dort gabs viel Gewühl und große Lustbarkeit; die Alten tranken und sangen, die Jungen sangen und tanzten, die Musikanten, Geiger und Zitherschläger spielten auf. Anfangs beachtete ihn Niemand, wie er sich so in fieberhafter Hast durch die Menge drängte, der Tribüne zu.

„Schweigt!“ rief er den Musikanten entgegen, sie hörten ihn nicht. Da sprang er hinauf, riß dem Geiger sein Instrument aus der Hand und herrschte ihnen noch einmal gellend zu: „Schweigt!“

Nun verstummten sie wirklich, aus Staunen und Verblüffung. Der kleine verkrüppelte Mensch mit den unheimlich blitzenden Augen und den flammenden Wangen, den hagern Leib in ein fadenscheiniges Röckchen eingeschnürt, er war ja plötzlich wie aus der Erde vor ihnen aufgetaucht, aus der Luft herabgefallen. Sie schwiegen und darum blickten alle Dörfler auf und nach der Tribüne hin. Das nützte Christian, schwenkte den

Hut und rief mit zitternder, aber durchdringender Stimme: „Brüder! höret mich! Lasset ab von gedankenloser Fröhlichkeit! Euch armen Bedrückten ziemt es nicht, sich in tollem Jubel zu berauschen! Nur der Freie darf sich freuen! Die heilige, langersehnte Stunde ist gekommen! Brüder, nieder mit der Tyrannei!"

So weit hatten sie ihn, von Staunen und Neugier gelähmt, schweigend zugehört, aber nun brach das Fragen, Lachen und Johlen um so ungestümer los. Es war ein Höllenlärm. — „'s is a Pfaff!" schrie Einer. — „Na — a Narr is 's," der Andere. — „A Komödiant!" der Dritte. — „Hinunter soll er!" schrieen die Einen. „Musik! spielen!" — „Na, laßt's ihn reden!" schrieen die Anderen. Und dabei drängten sie Alle gegen die Tribüne, den seltsamen Gast näher beschauen zu können. Da erhob sich plötzlich eine Stentorstimme und rief, allen Lärm überschreiend: „Der Christel, meiner Seel', 's is des Rentners Christel! Er ist narrisch geworden!" Es war ein Knecht aus dem fürstlichen Schlosse. Und nun erkannten ihn auch viele der Anderen. „Er is narrisch geworden!" johlten sie und drangen auf ihn ein.

Der Unglückliche schwankte, er mußte sich auf einen Stuhl stützen, der neben ihm stand, um nicht umzusinken. Das Hirn wirbelte ihm, seine Gedanken verwirrten sich. Aber noch einmal raffte er sich auf. „Brüder", schrie er, „hört mich an, aus Erbarmen, nicht aus Erbarmen mit mir, sondern mit Euch selbst!"

Es war eine solche Dringlichkeit, ein so heißes Flehen in dieser Stimme, daß es selbst diesen rohen Menschen ans Herz ging, aber kaum hatte er die nächsten Worte gesprochen: „Ich will Euch aufrufen zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind", als dieselbe Stentorstimme rief: „Schamt's Euch! Macht's keine Komödi aus an armen Narren. Führ' ma ihn heim!" — „Führt's ihn heim!" johlten die Anderen. — „Hört mich!" schrie er verzweiflungsvoll. Aber sie hörten ihn nicht mehr. Im Nu war er von der Tribüne gerissen und vor den Dorfrichter gebracht. Er schrie, er schluchzte, er schlug um sich, aber das bestärkte die Leute nur in ihrem Glauben. Fünf Minuten später saß er auf einem Wägelchen zwischen jenem Stentor und einem anderen handfesten Knecht und wurde heimgeführt. Solche Fürsorge trafen sie für ihn, weil er ja des Rentners Sohn war und man einen „Narren" nicht sich selbst überlassen darf.

So weit hat mir Christian Hager diese Episode aus seinem Leben breit und ausführlich erzählt und oft, so oft ich es hören wollte. Er erzählte mit jenem bitteren Humor, jener grausamen Selbstironie, welche ihn ein ferneres wechselvolles Leben gelehrt. Freilich lachte nur sein Mund, in den Augen glänzte es wie von verhaltenen Thränen.

Nur über einen Vorfall, der sich auf jener Rückfahrt ereignet, konnte er nicht lachen. Als das Wägelchen in einen waldigen Engpaß kam, schwang er sich jählings hinaus und verschwand im Walde. Aber die Knechte stürzten ihm nach und nach wenigen Minuten hatten sie ihn wieder gefaßt. Er wehrte sich wie ein Verzweifelter und schlug nach ihnen; sie schnürten dem „Narren" die Arme auf dem Rücken fest, warfen ihn aufs Wägelchen und schafften ihn heim. Der Vater weigerte sich ihn aufzunehmen und befahl, ihn sofort nach Rainburg zu schaffen, obwohl der Arzt des Fürsten dringend davon abriet; der Unglückliche sei körperlich fast gebrochen, zudem in einem Seelenzustand der das Schlimmste befürchten lasse, er bedürfe der Wartung, der sorglichen Aufsicht, dann werde er sich mit Gottes Hilfe wieder erholen. Aber Martin Hager schüttelte das Haupt. „Gott hilft dem Gottlosen nicht!" sagte er und blieb bei seiner Anordnung. Der Arzt wandte sich an den Fürsten: „das könne des Jünglings Tod sein". „Er hat Aufruhr gepredigt", war die Antwort, „er verdient den Tod. Übrigens erhalten wir ihn ja am Leben, wenn wir ihn wohlbewacht ins Kloster schicken". Und so schleppten sie ihn gebunden nach Rainburg.

Es war wohl größere Lebenskraft in dem Jüngling, als der gebrechliche Körper vermuten ließ, er wurde nicht einmal ernstlich krank. Vor Allem aber muß die Willenskraft dieser Schwärmerseele schon damals eine ungeheure gewesen sein, denn er überwand die entsetzliche Enttäuschung und selbst der Gedanke an die Zukunft, die seiner harrte, ließ ihn nicht verzweifeln. Die Mönche brachten ihn in eine Zelle auf dem Korridor der Pönitenz und legten ihm die Zwangsjacke an, nicht weil sie ihn für wahnsinnig hielten, sondern um ihn an Selbstmord zu hindern. Es war überflüssige Sorge, er dachte nur an Flucht. Auch sein Wärter, der dicke, gutmütige Frater Marcellin bestärkte ihn in diesem Gedanken. „Das Sterben hat keinen Sinn für Dich, Ketzerlein," sagte er ihm immer wieder, „Du kommst

ja dadurch nach Deiner Meinung nicht einmal in den Himmel. Duck' Dich und sei vernünftig! Und weißt Du, was hier vernünftig sein heißt? Den Mund halten: Deshalb kann man doch glauben, was man will. Iß, trink, gieb dem Pater Chrysostomus ruhigen Bescheid, wenn er Dich besucht. Dann läßt er Dir dies unbequeme Kleidungsstück abnehmen.“ In der That gestattete dies der Pater-Arzt nach wenigen Tagen und nun durfte Christian mit Marcellin im Korridor auf und abgehen, bald auch im Garten. „Brav,“ meinte der Dicke, „wenn Du so fortmachst, kannst Du bald allein Spaziergänge machen, und wer weiß — vielleicht einmal einen sehr weiten ...“

Derlei Andeutungen wirkten auf den Gefangenen noch kräftigender, als die gute Kost. Er begann immer bestimmtere Pläne für seine Befreiung zu schmieden. Vorläufig hatte er volle Zeit dazu. Außer seinem Wärter sah er keinen der Mönche. Auch der Arzt, ein hagerer, ältlicher Mann mit düsteren, aber geistig bewegten Zügen kam immer seltener. Der Mann sprach nie ein überflüssiges Wort, nur bei seinem letzten Besuche sagte er: „Sie sind nun körperlich wieder so kräftig wie nur je! Ich wünsche in Ihrem Interesse, daß auch Ihre Seele dieselbe Heilkraft bewähre.“

Christian erwiderte nichts, aber er erzählte es dem Frater. Zu diesem hatte er Vertrauen gefaßt, weil der dicke Mann immer gut, fröhlich und gesprächig war. „So sieht kein Schurke aus,“ sagte sich Christian, und da irrte er freilich: es gibt auch dicke und freundliche Schurken. Aber Marcellin war zufällig wirklich eine brave Haut, dabei ein sonderbarer Kauz, eigentlich ein Stück von einem herabgekommenen Idealisten.

„Ja, Menschenkind,“ sagte er, als Christian ihm jene Äußerung berichtete, „nun geht's los. Duck Dich, das ist der einzige Rat, den ich Dir geben kann. Sag' zu Allem Ja, und denk' Dir im Stillen: Nein! Lieber heule ich mit den Wölfen, als daß sie mich zerreißen. Und sie werden Dich sonst zerreißen, verlaß Dich darauf! Der Fürst hat strenge Befehle gegeben und sie sagen, Du bist ein gefährlicher Mensch. Schweige, gehorche, mach' sie sicher. Und wenn sie endlich vertrauensvoll sind und Du lieber trockenes Brot essen willst, als unsere trefflichen Braten, so — ich hab's Dir ja schon gesagt — so geh' einmal spazieren. Dann werden sie Dich freilich suchen, aber wenn Du erst in den Bergen bist, gegen das Oberösterreich, unter den Protestanten in den Salzwerken, dann helfen Dir die schon weiter. Die wissen, was es heißt, von den Klosterleuten verfolgt zu werden. Und was die Rainburger betrifft, so hängen auch sie Niemand, sie hätten ihn denn zuvor. Jetzt aber haben sie Dich noch, sei klug! Mir scheint, daß Du gebrechlicher Mensch in der That die Kraft zu all dem hast, was ich Dir rate: zum Schweigen, zum Heucheln und dann zur Flucht. Es gehört viel Kraft dazu, ich, ich habe sie nicht gehabt ...“ — „Sie?“ fragte Christian erstaunt, — „Ich! Zum Ducken hatte ich die Kraft und was noch heute hier ist,“ er deutete auf die Stirne, „davon haben sie allesamt keine Ahnung. Aber fliehen konnte ich nicht, das fette Wohlleben gefiel mir, die Süppchen und Bissen. Ich konnte nicht fort und ins fremde Elend hinein, obwohl ich einmal fest dazu entschlossen war.“ Er wandte sich jäh ab und ging hinaus.

Einige Tage darauf trat ein anderer Bruder bei Christian ein: er möge ihm folgen. Sie gingen durch lange Korridore in den entgegengesetzten Flügel. Dort sah's ganz anders aus, als auf dem Korridore der Pönitenz: Marmorwände, Vergoldungen, Spiegel, Teppiche; selbst das fürstliche Schloß war dagegen bescheiden zu nennen. Vor einer hohen Flügelthür blieb der Bruder stehen und bedeutete Christian einzutreten. Es war ein Vorzimmer. Da harrte ein anderer Bruder. „Dort!“ sagte er und deutete auf eine Thüre, vor der prachtvolle Vorhänge niederhingen. Christian klopfte an. „Herein!“ Es war eine milde, weiche Stimme. Er trat ein. Ein Strom von Duft und Licht schlug ihm entgegen. Er stand in einem weiten Gemach, überaus prachtvoll, leuchtend vom Glanz der Geräte und des Wandschmucks. Es hatte keine Fenster, nur Thüren, die sich auf die Terrasse öffneten, wo alles blühte und duftete. Draußen blinkten die Berge. Verwirrt blickte der Jüngling um sich, aus einem Fauteuil an einer der Thüren, erhob sich ein hochgewachsener, schlanker Mann und winkte ihm, näher zu treten.

Zögernd schlich Christian über die weichen Teppiche, in denen sein Fuß versank. Einen Augenblick schlug er die Augen auf, aber vor jenen, denen sie begegneten, mußten sie sich senken. Das waren Adleraugen, deren Blick man kaum ertragen konnte, aber auf dem freien, stolzen Antlitz lag ein freundliches Lächeln und die weiße

Hand winkte herablassend. „Sie wissen, vor wem Sie stehen?“ Es war eine weiche, melodische und doch starke Stimme. — „Der Herr Abt!“ stammelte Christian — „Ja.“ Er setzte sich. „Ich habe Sie hierher bitten lassen, weil ich mich in wichtigen Dingen nicht gern auf Andere verlasse. Und Leben oder Tod eines Menschen ist eine wichtige Sache!“ Er heftete seine Augen auf den Jüngling. Dieser erbebte, wie unter dem Einfluß eines magnetischen Fludiums. Seine Wangen färbten sich hochrot, er nahm alle Kräfte zusammen, die Augen aufzuschlagen, aber er mußte sie wieder senken. Er beugte sein Haupt, zähneknirschend über seine Schwäche, aber er beugte es doch. Der Abt lächelte. „Es ist sonderbar,“ sagte er, „aber auch das Bild, welches ich mir von Ihrem Äußeren gemacht, stimmt mit der Wirklichkeit. Es ist mir dies eine Hoffnung, daß ich mich in Ihrem Innern nicht täusche!“ Er stand auf, trat vor den Jüngling und legte ihm die weiße, wohlgepflegte Hand auf die Schulter. „Ich will Ihnen keine Predigt halten, junger Mensch. Ich rechne Ihnen Ihre Verirrungen so wenig zur Schuld an, wie etwa Ihre Krankheit. Sie sind mir ein Beweis dafür, wie entsetzlich weit es mit einem Jüngling kommen kann, an dem Vater, Kirche und Schule nicht ihre Pflicht thun. Sie sind ein Opfer fremder Schuld, Christian Hager!“ Die Stimme klang gütig und doch so entschieden, so energisch. Der Jüngling bebte — er hatte andere Worte erwartet. „Ein Opfer fremder Schuld, wiederhole ich. Ich habe Ihre Tagebücher gelesen, jenen Plan zur Errichtung einer Republik. Ich war nur Anfangs erzürnt, bald erkannte ich, daß man einem armen Kranken nicht grollen darf. Und je weiter ich las, desto mehr Sympathie gewann ich für Sie. Ich habe Ihnen tief ins Herz geschaut, Christian, und ich habe es verstehen gelernt, dieses edle, einsame, verbitterte Herz. Sie sind gut, weichmütig, erbarmend und mußten Härte und Ungerechtigkeit um sich sehen. Und Sie waren allein — mutterseelenallein, wie das seltsame Wort lautet, welches bei Ihnen so tiefen Sinn hat. Denn mit Ihnen war wirklich nur die Seele Ihrer unglücklichen, gebrochenen Mutter“ ... Christian preßte die Augen fest zusammen, er fühlte wie sie ihm feucht wurden, wie ihm diese Stimme ins tiefste Herz griff. „Sie waren allein, thörichte Unvorsichtigkeit hatte Ihnen außerdem Gift in den Weg gestellt. Sie dürsteten und trafen auf das Gift und tranken es. Sie sind unschuldig, Christian Hager, und hätten Sie, der Seelenkranke, noch größere Verbrechen begangen — nicht Sie wären anzuklagen! Wie des armen vergifteten Leib widerlich zuckt und sich windet, so treibt das Gift in der Seele zu wüsten Thaten. Warum hat man Sie sich selbst überlassen? An Gott zweifelt nur, wer ihn schlecht versteht. Und warum hat Ihnen, als Sie Mord oder Brand sannen, kein Lehrer gesagt, wie sich der Fortschritt der Menschheit vollziehen muß, nicht durch grausame Gewaltthat, sondern durch Veredlung der Einzelnen? Warum hat Ihr weiches Herz, welches nach Liebe schrie, nie jene Liebe gefunden, nach der es gedürstet? Ihr Vater ist ein schlichter Mann, er hätte Ihnen nicht den Priester, den Lehrer ersetzen können, aber — er hätte Ihnen ein Vater sein können und wär' er's Ihnen gewesen, es stände heute anders um Sie. Ja! — noch einmal, Sie sind ein Opfer fremder Schuld!“ Wieder blieb er dicht vor dem Jüngling stehen und faßte seine Hand. „Und nun wissen Sie auch, warum ich so sehnlich wünsche, Sie hier zu behalten. Damit ich und meine Brüder gut machen, was Andere gesündigt; damit die Frevel gesühnt werden, die man an Ihnen begangen! Ja! mir ist's, als hätte Gott selbst Sie in mein Haus geführt, auf daß er dereinst Andere nicht fragen müsse: „Warum habt Ihr mir diesen herrlichen Menschen vergiftet und getötet?!“ Christian war tief erschüttert, nicht bloß von den Worten — weit, weit mehr von dem Zauber dieser wundersamen Stimme. Er konnte seinen Thränen nicht mehr wehren und fühlte, wie sie über seine Wangen herabrannen, während der Abt weiter sprach: „Und Sie sind ein herrlicher Mensch, Christian, Ihr Herz ist weich und edel, opferfreudig und selbstlos; es hat mich in diesen harten Tagen wie ein Märchen angemutet, als ich seine Offenbarungen las. Das ist mir das Wertvollste gewesen. Aber wie wenige Menschen sind gut und geistvoll zugleich — Sie sind es. Darum ist es nicht bloß ein Verdienst vor Gott, sondern auch ein Segen für Ihre Mitmenschen, wenn es uns gelingt, jenes Gift wieder aus Ihrer Seele zu bannen. An selbstsüchtige Zwecke wollen wir dabei nicht denken! Wohl wünsche ich sehnlich, es möge Ihnen gefallen eine Zierde dieses Klosters zu werden, aber es soll Ihnen völlig freistehen, einst über sich zu verfügen, wie es Ihnen belieben mag. Ja noch mehr! — wenn

mich meine innere Stimme nicht trügt, so sind Sie nicht für diese stillen Mauern geschaffen, sondern für die laute Welt. Sie werden ein Kämpfer für die Menschheit sein, Christian, ein Kämpfer und Sieger!" Seine Stimme brach sich, wie vor tiefer Rührung, erst nach einer Weile fuhr er wieder fort: „Dies unsere Zwecke mit Ihnen, mein junger Freund! Und die Mittel? Sie sind durch diese Zwecke bestimmt. Sie werden keine Bußprediger in diesen Mauern finden, sondern Priester, Lehrer, Freunde. Wir wollen an Ihnen thun, was bisher versäumt worden. Wir wollen es ohne Aufdringlichkeit thun, aber auch ohne Ermüden, wie es uns unser Amt, unser Herz gebietet. Was aber Sie betrifft, so habe ich nur eine Bitte: verschließen Sie uns Ihr Herz und Ihr Ohr nicht. Mißachten Sie uns nicht, ehe Sie uns kennen gelernt! Seien Sie weder unterwürfig noch vertrauensvoll — aber seien Sie nicht trotzig und hart. Hören Sie uns, dann richten Sie!" Er bot dem Jüngling die Hand. Dieser blickte auf und als er in diesen schönen, herrschenden Augen eine Thräne blinken sah, da that er, was ihm selbst rätselhaft war, er beugte sich auf des Abtes Hand nieder und küßte sie. „Ich danke Ihnen", sagte dieser und die Stimme schmolz in Weichheit. „Ich wünsche — ich hoffe das Beste! Gern hätte ich mir selbst das Glück zugewendet, Ihr täglicher Genoß und Freund zu sein, aber das verbieten meine sonstigen Pflichten. So habe ich denn den Pater Antonius hierzu bestimmt. Lernen Sie den Trefflichen kennen, er ist Ihrer wert! Aber auch ich werde Sie häufig sehen." Er küßte den Jüngling auf die Stirne. „Mit Gott, junger Freund! Auf Wiedersehen."

Der Jüngling ging, schwankend wie ein Trunkener, in unsäglichem Aufruhr aller Gefühle. Als er wieder in seiner Zelle war, da löste sich dieser Sturm in einem heißen, wohlthätigen Strom von Thränen. Er suchte keine Entscheidung, ob jene Überzeugung die rechte gewesen, die er bisher festgehalten, oder jene, die ihm eben verkündet wurde — er weinte, weil die Thränen seinem tief aufgewühlten Herzen wohl thaten, so wohl, wie es diesem armen, einsamen Herzen schon lange nicht geschehen. Aber diese Stimmung konnte naturgemäß nicht lange währen. Die Natur duldet keine Sprünge — auch die geistige nicht. Die dunkle Wetterwolke legt sich um die graue Felsspitze und fließt mit ihr zusammen zu weichen, runden, abenteuerlichen Formen. Wenn sie sich verzogen, ragt der Fels wieder starr und spitz empor. Was über Christian hingezogen, war ein seelisches Gewitter, nun zeigte sein Inneres wieder dieselbe seltsam und hart geprägte Form, welche ihm sein bisheriges Leben und Sinnen gegeben. Was zurückblieb war eigentlich nur ein starkes Staunen über sich selbst. Was hatte ihn bei dieser Unterredung so tief ergriffen, so fassungslos hinschmettern können?! Und war der Abt ein edler Mensch oder ein heuchlerischer Betrüger? „Was kümmert's mich?" dachte Christian. „Was kann es an meinen Ansichten und Plänen ändern?" Und doch mußte er darüber rätseln und wenn auch sein Verstand dagegen sprach so rief doch sein Herz: „Das ist nicht die Stimme, mit der die Lüge spricht".

In diesem Widerstreit der Empfindungen traf ihn sein dicker Freund, der Frater Marcellin. Er trat, wie gewöhnlich in der Dämmerstunde bei ihm ein und brachte seinem Pflegling die Abendsuppe. Außerdem trug er jedoch heute noch einen Korb am Arme, dem ein starker Duft von vielen guten Sachen entströmte. „Mein Abendbrot", sagte Marcellin schmunzelnd. „Du hast wohl nichts dagegen, wenn ich es bei Dir verzehre. Erstens brauchen die Anderen nicht zu wissen, daß der Pater Küchenmeister mein Freund ist". Er begann einen Fasan zu bearbeiten. „Und zweitens bin ich um Deinetwillen gekommen. Ich möchte gern hören, welcher Wind heute drüben geweht hat?" Christian zuckte die Achseln. „Der Abt war sehr freundlich . . .", sagte er zögernd. — „Ehem!" sagte Marcellin verständnisvoll, „das zweite Register! Wir haben nämlich als Seelenärzte guten Ruf im Lande und darum starken Zuspruch. Will ein Geistlicher nicht parieren, wünscht ein Vater seinem Sohne den Fortschrittsteufel auszutreiben, so kommt das räudige Schaf hierher. Wir setzen ihm schon den Kopf zurecht, so oder so. Den Anfang macht eine saftige Predigt des Abtes oder des Paters Antonius, je nach der Wichtigkeit. Mit Dir hat der Abt selbst gesprochen, Du gehörst zu den wichtigeren Fällen. Der Abt hat zwei Register — das grobe und das feine. Das grobe droht, das feine lockt. Das grobe ist für die schwachen, sinnlichen Naturen, das feine für die starken, ehrgeizigen. Aber auch das zweite Register schließt immer mit einem Gewitter — nicht wahr, Menschenkind?" — „Nein", sagte Christian scharf und herbe. Des Dicken Cynismus that ihm weh. Er erzählte

ausführlich wie ihm der Abt begegnet. Marcellin war sehr erstaunt. „Oh“, sagte er, „ich — ich werde Sie nie wieder „Menschenkind“ nennen. Sie sind kein gewöhnliches Menschenkind, sondern ein außergewöhnlicher Herr! Der junge Mensch, mit dem der Abt von Rainburg eine so schwierige und verwickelte Komödie zu spielen übernimmt, muß solcher Mühe wert sein. Sie sollen als wirkende Kraft dem Kloster erhalten werden. Allen Respekt, Herr Christian, Sie müssen ein Genie sein!“ — „Sie meinen, daß der Abt nicht aufrichtig war?!“ „Aufrichtig?“ Der Frater lachte, aber es war nicht sein gewohntes, breites, harmloses Lachen. „Aufrichtig? Es ist köstlich!“ Aber aus solchem Lachen heraus fand sich leicht der Übergang zu bitterstem Ernste. „Höre, ich will meine Pflicht gegen Dich thun. Ich will Dir drei Geschichten erzählen, schöne, wahre Geschichten — auch die dritte, obgleich sie sich noch nicht begeben hat“. Es trieb ihn auf; er ging in der Stube auf und ab, seine Züge hatten einen Ausdruck von Ernst, Zorn und Trauer, wie man ihn in diesem fettglänzenden, weitläufigen Gesichte wahrlich nicht gesucht hätte.

Erst nach einer Weile begann er, scheinbar wieder ruhig: „Da sind also zuerst Seine gräflichen Gnaden, Cölestin von Sternegg. Ich weiß nicht, wer zuerst die Mythe ausgedacht hat, daß der Satan ein gefallener Engel ist, aber es war gewiß ein tiefer Mensch, der das heimlichste Seelenleben ergründet hat. Ein rechter Teufel kann nur sein, der vorher ein rechter Engel gewesen ist. Und Cölestin war einst ein rechter Engel. Er war der drittgeborene Sohn eines vornehmen Geschlechts, der erste erbte das Majorat, dem zweiten war eine reiche Cousine zugedacht, den dritten sollte die Kirche ernähren. Zu diesem Zwecke ward er erzogen, aber auch die Natur selbst hatte ihn dazu bestimmt. Sanfter und gütiger, wahrer und barmherziger ist nie ein Knabe gewesen — ich weiß es, ich habe ihn gekannt. Und als er zum Priester geweiht war, zweiundzwanzig Jahre alt — mit wie gütigen, klaren Kinderaugen blickte er in die Welt! Da geriet er in die Netze eines Elenden, der seine Verderbtheit in die weiten Falten eines Bischofsmantels hüllen konnte. Der Mensch sagte sich, daß dieser junge, gräfliche Priester ausgezeichnete Dienste thun könne, sofern er recht gedrillt würde. Und er drillte ihn. Vor allem suchte er seinen Ehrgeiz zu erwecken, dann brachte er ihn mit einer ebenso schönen wie lasterhaften Frau in Berührung und Cölestin erlag der Verführung. Nun hatte der Bischof den „Sünder“ in Händen und nutzte seine Macht. Wie viel Cölestin in jenen Tagen litt, da sich ihm so das Gold seiner Ideale unter seinen Händen in Unflat verwandelte — genug — in jenen Tagen ward der Engel zum Teufel, der bald seinen Meister übertraf. Er wurde Cisterzienser, das ist ein stiller Orden, der sich seinem Statut nach nur mit der Seelsorge befassen soll, aber Cölestin bewies, daß sich auch aus diesem Materiale viel machen lasse. Er brachte es binnen zehn Jahren zum Abt, binnen weiteren zehn Jahren zu einem der mächtigsten und jedenfalls zum gefürchtetsten Prälaten der Monarchie.

Er regiert nicht bloß dies Kloster, nicht bloß Bischof und Diöcese Seckau, zu der wir gehören, sondern auch so weit ihm beliebt, den Kanzler und die Monarchie! So weit ihm beliebt — denn die Herrschsucht ist in ihm mächtig, aber sie ist lange nicht seine mächtigste Leidenschaft. Gleich hoch steht ihm die schrankenlose Befriedigung seiner Sinne am höchsten, aber ein wahrhaft satanisches Streben: Jeden in den Koth zu ziehen, der rein und edel ist. ‚Lieber Mathias‘, hat er mir einmal lächelnd gesagt, ‚ich kann Dir nicht helfen, Du mußt ein Frater Marcellin werden. Ich liebe die Idealisten nicht — es braucht Niemand glücklicher zu sein, als ich es bin‘. Darin liegt der Kernpunkt seines Wesens; er will zerstören, wie er selbst zerstört wurde! Und es gelingt ihm, denn wer sollte ihm widerstehen, ihm dem klügsten, schlauesten, rücksichtslosesten Menschen!“

Er verstummte. „So — das wäre die erste Geschichte,“ sagte er dann. „Und nun die zweite. Ich heiße Mathias Guldenberger, und bin eines reichen Bauern Sohn auf einem Dorf der Grafen Sternegg. Der Kaplan meinte, ich sollte geistlich werden, ich meinte dasselbe. Aber mein Vater, ein harter Mensch und voll Trotz gegen alles „Pfäffische“ schüttelte den Kopf, und die Sache hatte vorläufig ihr Ende bis zu dem Tage, da ich mit dem jungen Grafen Cölestin zusammentraf. Wir wurden Freunde, obwohl er ein Grafensohn war und ich ein Bauernjunge. Denn sein Herz kannte damals keinen solchen Unterschied und überdies wollte ja auch ich geistlich werden. Cölestin war bald Feuer und Flamme dafür. Er gewann seinen Vater und der „gewann“ meinen Vater,

das heißt: der Bauer fügte sich zähneknirschend in den Willen seines Herrn. Aber er wußte die Sache doch so lange hinzuhalten, daß ich fünfzehn Jahre alt wurde, bis ich in das Grazer Seminar kam. Drei Jahre hielt ich's da aus. Ich war ein ganz passabler Schüler — aber meine „Sitten"! Ich junger Enakssohn hatte mich bis zu meinem fünfzehnten Jahre frei, wie der Vogel, im Dorfe herumgetrieben und sollte jetzt still neben den kleinen Buben auf der Bank sitzen. Das ging mir gegen die Natur, und als sie mich gar einmal im Kuhstall bei den Mägden ertappten, da jagten sie mich zur Anstalt hinaus. Ich jubelte, mein Vater nicht minder, nur Cölestin war entrüstet. Nun hätte ich dem schönen, edlen Jüngling gewiß gern ein recht großes Opfer gebracht. Aber ins Alumnat ging ich doch nicht zurück. Ich blieb im Dorfe, wurde des Schulmeisters Gehilfe, vor allem aber ein rechter Landwirt. Daneben aber blieb ich auch, der Wahrheit die Ehre zu geben, ein sinnlicher Bursche. Weil aber der Kern meiner Natur im Grunde ein guter war, so zog ich mich allmählich selbst am eigenen Ohr aus dem Sumpfe hervor. Insbesondere hatten die Schriften von Justus Möser großen Eindruck auf mich gemacht. Ich begann mich für einen freien Bauernstand zu begeistern und in meiner Art dafür zu wirken. Meine Freunde warnten, der Graf würde mich zermalmen, ich aber änderte meine Reden nicht, obwohl ich längst wußte, daß Cölestin mich nicht schützen würde. Der war schon seit einiger Zeit Satan und Regent von Rainburg. Als er einmal zu Besuch nach Hause kam und auch mich aufsuchte, da schien mir blödem Thoren freilich, als hätten die Gerüchte ihm Unrecht gethan. Er war so freundlich, so herzlich, so edel — das Herz ging mir auf und ich sagte ihm, was ich dachte. Er hörte mit gütigem Lächeln zu — zwei Wochen später saß ich im Gefängnis des Herrschaftsamtes unter der Anklage, hochverräterische Gesinnungen verbreitet zu haben. Ein halbes Jahr lag ich dort ohne Verhör, dann ward ich in Ketten hierhergebracht. Es sei seine Pflicht, sagte mir Cölestin milde, des Jugendfreundes Seele zu retten. Als ich ihm aber klar machte, daß er, der Denunziant, mir gegenüber nicht mehr die Rolle des edlen Menschenfreundes spielen könne, zog er andere Seiten auf, er drohte: Dort der Kerker, hier das Wohlleben im Kloster — ich unterlag der Versuchung, ich war nicht aus dem Holze, aus dem man Märtyrer schnitzt. Was aber den Satan bewogen, mich plötzlich aus dem Kerker hierher zu bringen, hat er mir später frech und höhnisch ins Gesicht geschleudert: ‚Sie hatten Dich zu einem Jahre Kerkers verurteilt und dann wärest Du wieder frei und ein glücklicher Mensch im Bewußtsein, für Deine Ideale gelitten zu haben und ihnen treu geblieben zu sein. Es ist aber gar nicht notwendig, daß Du glücklicher bist als ich, und darum habe ich Dich zu dem gemacht, was Du nun bist: zu einem blöden Säufer und Schlemmer, der sich manchmal, wenn die Erinnerung an vergangene Tage über ihn kommt, stöhnend ins feiste Fleisch kneift!‘ Und dazu hat er mich wirklich gemacht, er hat alles Gute in mir zertreten, alles Gemeine in mir genährt — o der Satan!" Und er fuhr fort zu jammern und zu fluchen. Aber dann richtete er sich auf: „Einmal wenigstens soll dem Satan sein Werk mißlingen! Höre! ich will Dir die dritte Geschichte erzählen, welche wahr ist, obgleich sie sich noch nicht begeben hat — Deine Geschichte!"

„Halten Sie ein!" rief Christian. „Die Geschichte wird sich nicht begeben, ich werde stark sein!" Der Frater blickte ihn forschend an und nickte; auf diesem düsteren Antlitz lag die Festigkeit eines eisernen Entschlusses. „Möge es Dir gelingen," murmelte er, „soweit ich erbärmlicher Wicht Dir dabei helfen kann, soll es geschehen. Aber — mach' Dich d'rauf gefaßt — es wird ein schwerer Kampf sein! . . ."

Und es ward in der That ein schwerer Kampf. Das war eine eigentümliche Hetzjagd, die sie im Kloster Rainburg nach dieser freien Seele angestellt. Kein Rüstzeug des Gemüts, keine Waffe überlegener Bildung, kein Mittel scharfen Verstandes blieb unangewendet. Anfangs ließ der Abt seinen treuen Antonius wirken, einen hochbegabten Mann, der auch seine Pflicht that. Christian hörte aufmerksam zu und widersprach nie. Aber ebenso wenig war ihm offene Zustimmung zu entlocken und je schärfer sich die Frage zuspitzte, desto vieldeutiger war seine Antwort. So ward Antonius allmählich gereizt und unsicher und der Abt übernahm selbst das schwierige Werk. Er faßte es geistvoller und energischer an, aber hier erwiesen sich selbst seine Gaben machtlos. Wäre ihm offener Trotz entgegengetreten, er hätte ihn gebeugt oder gebrochen, dieser stillen wortkargen Demut wußte er nicht beizukommen. Christian las die Bücher, die er ihm

anwies, beantwortete die Fragen, die er ihm stellte, vollführte die Aufträge, die er ihm gab, und trat dabei doch um kein Haar weiter aus sich selbst heraus, als eben unbedingt notwendig war. Je schwieriger sich die Aufgabe gestaltete, desto eifriger und glühender widmete sich Cölestin ihrer Lösung. Warum? Weil es der Fürst so befohlen? Der gebrochene Mann hatte seinem mächtigen Freunde nichts zu befehlen und dann lag ja ihm und vielleicht auch dem Rentmann nur daran, daß Christian unschädlich gemacht werde. Die Milde als Mittel, die Bekehrung als Zweck schlugen sie nicht vor. Auch lag dem Abt gewiß recht wenig daran, ob die Kirche eine brauchbare Kraft gewann oder nicht. Wahrscheinlich also war es wieder einmal wie im Falle des armen, dicken Mathias, die Lust am Bösen, der Drang, jede ideale Richtung zu knechten oder zu besudeln, damit Niemand glücklicher sei, als er, der ja auch einst ein Engel gewesen. Er hatte es sich wohl nach jener ersten Unterredung sehr leicht gedacht, diese weltfremde, einsame, schwärmerische Seele zu überlisten, als es aber schwer ward, da machte ihm gerade dies die Sache interessant und immer spannender.

Aber diesmal entging ihm die Beute, vielleicht — denn schließlich wäre Christian doch wohl mürbe geworden — nur durch einen Zufall. Als Christian einmal Abends in seiner Zelle saß — er wohnte nicht mehr am Korridor der Pönitenz, sondern in einer bequemen Stube neben der Bücherei — klopfte es schüchtern an seine Thüre und Marcellin schlich herein. „Pst! pst!" flüsterte er. „Der Fürst ist da. Er übernachtet bei uns, wie alljährlich im Juni auf seiner Reise nach Teplitz. Die Herren sind eben beim Souper und ziehen sich dann in des Abtes Zimmer zurück, zu einer vertraulichen Unterredung zwischen Satanas und seinem gichtbrüchigen Helfer. Ich vermute, das diesjährige Gespräch könnte Dich interessieren, Dich ganz besonders. Komm'."

Er faßte des Jünglings Hand und führte ihn durch ein Gewirr von Gängen, Stuben und Treppchen, bis sie in einen völlig dunklen Raum traten. Christian stieß mit Kopf und Armen unsanft an Wand und Decke, es mußte eine enge, schiefe Dachkammer sein. Nur durch eine kleine runde Öffnung in der Diele drang ein Lichtschein empor. Marcellin kniete nieder und legte das Auge an die Öffnung. „Sie traten eben ein," flüsterte er, „sieh her!" Christian beugte sich nieder. Die Öffnung war geschickt angebracht, man übersah fast den ganzen, großen Arbeitssaal des Abtes. Der elegante Raum war hell erleuchtet, der Abt lehnte behaglich in einem Fauteuil, ihm gegenüber kauerte im Rollstuhl die gebrochene Gestalt des Fürsten. Die Herren sprachen vom Hofe, von der Politik. Dann kam die Rede auf andere lustigere Dinge, der Abt erzählte dem Freunde eine lange Geschichte von einer kleinen Komtesse Olga. Die Geschichte schloß: „Jetzt ist das dumme Ding melancholisch." Aber dem Fürsten mußte der Bericht sehr lustig erscheinen, er lachte so herzlich, daß er fast daran erstickte. „Ja! ja!" krächzte er endlich, „Sie sind ein Glückspilz, dem die fettesten Bissen nur eben recht sind. Ihnen widersteht Keine . . . O Sie!" Er drohte dem Freunde schalkhaft mit dem Finger. — „Kein Weib, aber doch ein Mann!" sagte dieser lächelnd. „Ein kleines, blasses, buckliges Duckmäuserchen. Und doch habe ich auf ihn zehnmal mehr Zeit und Mühe gewendet, als auf die schöne Olga. Der verrückte Christian!" Der Fürst wollte sich ausschütten vor Lachen, aber der Abt wurde ernst. „Der Mensch ist mir ein Rätsel", sagte er. „Ich habe ihn Anfangs für einen übergeschnappten Gefühlsmenschen gehalten und danach behandelt. Aber es ist ihm weder durch das Gemüt beizukommen, noch, wie ich's dann versucht, durch den Verstand. Der Mensch interessiert mich, weil er der erste ist, an dem sich meine Kunst machtlos erweist. Ich fürchte nur, daß sich mir vorzeitig die Geduld erschöpft und daß ich es bald mit ihm mache wie die Kinder mit dem Spielzeug, wenn sie wissen wollen, was darin steckt!" — „Hm!" sagte der Fürst, „Sie wissen vielleicht — seine Mutter. — Und dann — der Vater ist mein treuer Diener . . ." — „Fürst", lachte der Abt, „daß Sie Gewissensbisse haben, ist jedenfalls eine der kuriosesten Erscheinungen des Jahrhunderts! Aber beruhigen sie sich — wir werden den jungen Menschen nicht töten! Im Gegenteil, wir wollen ihn in stärkende Gebirgsluft schicken, zum Pater Rufus . . ." — „Aber der tötet ihn langsam! . . ." — „Das hat dann allein der Pater Rufus zu verantworten, weder Sie noch ich!" Das Gespräch wandte sich anderen Dingen zu.

„Komm", flüsterte Marcellin. Aber der

Jüngling regte sich nicht. Und als er sich endlich erhob, da zitterten seine Kniee und kalter Schweiß bedeckte sein blasses Antlitz. „Es ist entsetzlich", murmelte er. — „Im Gegenteil — ergötzlich!" tröstete der Frater. „Wir wollen dem Teufel ein Schnippchen schlagen, Menschenkind!" Er geleitete den Jüngling abermals vorsichtig kreuz und quer, bis sie wieder in dessen Zelle waren. „Wer ist der Pater Rufus?" fragte Christian. — „Ein alter, wahnsinniger, menschenscheuer Mönch. Eine grimmige, haarige, knochige, häßliche, herzlose Bestie. Wohnt droben auf der Reiteneck-Alpe in einer Einsiedelei. Hat vor drei Jahren einen armen, jungen, sanften Mönch, den Josefus, binnen drei Monaten zu Tode gequält. Aber was geht das uns an, Menschenkind?" — „Fort! fort!" stöhnte Christian. — „Das denk' ich auch. Stärkende Gebirgsluft, aber ohne den Rufus. Wir wollen die Geschichte ganz sacht machen. Morgen früh bringe ich Dir ein passendes Gewand, am Abend fliegst Du aus." — „Aber wohin?" — „Wird sich finden! Ich stecke Dir Mundvorrat auf zwei Tage zu und beschreibe Dir den Waldweg bis Wildegg. Von dort führt Dich die Fahrstraße nach Hüttenau und in Hüttenau bist Du vorläufig geborgen."

Am nächsten Morgen fand sich Marcellin pünktlich ein, noch dicker als sonst, denn er trug unter der Kutte einen vollständigen Bauernanzug und eine mächtig aufgebauschte Tasche mit Mundvorrat. „Woher haben Sie dies?" fragte Christian. — „Gestohlen", war die ruhige Antwort, „aus unserer Kleider- und Speisekammer. Wenn der alte Crispinus beim jüngsten Gericht vor dem Herrn besteht, so hoffe auch ich noch durchzuschlüpfen. Nun, probiere!" — Der Anzug paßte leidlich. — „Gut! Höre!" fuhr Marcellin fort. „Der Teufel ist aus dem Haus. Heute im Morgengrauen mit dem Fürsten bis Linz. Kommt erst in acht Tagen. Das giebt mir Mut, den ich sonst nicht hätte. Erwarte mich heute nach dem Speisen hinter der Kapelle bei den drei Tannen. Ich komme hin, mit dem Zeug da. Und dann — Adieu, Menschenkind!"

So geschah's. Als Christian gerüstet im Waldesdickicht vor dem Frater stand, traten den beiden Menschen, die sich unter so seltsamen Verhältnissen gefunden und nun auf immnr verlieren sollten, die hellen Thränen in die Augen. Aber Marcellin raffte sich rasch empor. „Kopf auf!" rief er, „den Weg bis Hüttenau hab' ich Dir beschrieben: dort fragst Du nach dem alten Schmied und sagst ihm zum Gruß:

„Bruder, ich kann nicht mehr,
Schütze mich vor Scheer' und Speer!"

Dann ist Dir ein freundlicher Willkomm gesichert und wenn er Dich frägt, so erzähle ihm offen Deine Geschichte! Leb wohl!"

Und damit wandte er sich um und lief, so rasch es ihm seine Leibesfülle gestattete, den Weg zum Kloster hinab. Christian starrte ihm nach, bis die lichte Kutte hinter den Tannen verschwunden war. Dann begann er hastig den steilen Pfad emporzuklimmen, in den Bergwald hinein, der sich mächtig, fast endlos zwischen Steiermark und Österreich bis in's Salzburgische hineinzieht.

(Fortsetzung folgt.)

Salpeter.

Salpeter in den Wänden scheint
Für Malerei der schlimmste Feind;
Denn mörderisch frißt sein scharfer Zahn
Das schönste Colorit Dir an.
Und ob Du ewig reparierst
Und handhoch deine Farben schmierst,
Den Schaden klug zu überkleistern,
Du wirst ihn nimmermehr bemeistern.
Aus tiefsten Tiefen seiner Burg
Frißt er sich immer wieder durch
Und nagt und wühlt; — kurz oder lang:
Das sichere Los ist Untergang.

Ihm gleicht ein anderer Übelthäter,
Ein (so zu sagen) Herz-Salpeter,
Der mit Gewalt sich und mit List
Durch jede Lebensfreude frißt,
Den keines Leichtsinns Faun bezwingt,
Kein Andachts-Engel niederringt,
Den resignierte Weisheit nicht,
Faustdicke Logik nicht besiegt;
Ein Giftquell, der der Höll' entspringt
Und alle Zuschüttung durchdringt. —
O Gott, Du weißt ja, was ich litt!
Meinen ärgsten Feind verschone damit!

A. Fitger.

Mein Lehnstuhl.

„lugete o Veneres.
Catull.

Des weint ihr Mädchen und wer sonst sich noch
In dieser Zeit ein fühlend Herz bewahrt hat.
Sie haben meinen Lehnstuhl mir gepfändet!
Den Dichterstuhl, aus dem manch' süßes Lied
Zu eurem Ruhm und Preis ich in die Welt sang.
Wenn es sonst Abend ward, des Lampenlichts
Gedämpfter Zauber durch die Stube träumte,
Stahl ich mich stillvergnügt in meinen Lehnstuhl,
Wie der Verliebte zu dem Liebchen schleicht.
In seinen Armen schien der Kampf des Lebens
Mir nur ein lärmend Kinderspiel zu sein,
Das wir mitspielen, weil wir Kinder sind.
Will ich mich heute müd' zur Ruhe setzen,
Weint mich verwaist die traute Stelle an.
Mein armer Lehnstuhl! Schönres hätte dir
Für deine Lieb' und Treue wohl gebührt!
Einst glaubtest du, du würdest noch einmal
In einer Dichterhalle thronend stehn,
Wo ehrfurchtsvolle Blicke dich umschwärmen,
Und mußt nun irgendwo bei einem Krempler
Die Bauernweiber um dich feilschen hören.
Des weint ihr Mädchen und wer sonst sich noch
In dieser Zeit ein fühlend Herz bewahrt hat!

Alfred Mombert.

Heut' nachts . . .

Heut' nachts bist du zu mir gekommen
Und reichtest mir die kleine Hand. —
Der Mond schien hell, die Sterne glühten,
Der Nachtwind ging in Purpurblüten —
Du führtest mich in fernes Land.

Weit, über gold'ne Traumesbrücken
Ging es dahin mit Geisterflug;
Weit fort auf duftumhauchten Wegen
Der Sonne zu, dem Glück entgegen
Uns tiefer Sehnsucht Flügel trug.

Und endlich still. — Die Wolken zogen
Tief drunten durch die Ewigkeit.
Da zeigtest du mir, glanzumflossen,
Gleich Wunderblumen aufgeschlossen
Der Erde ganze Herrlichkeit.

Karl Bienenstein.

Die Knospe.

In dieser braunen, harzigen Hülle,
So fest umhegt vom Schuppenkranz,
Wer ahnte wohl des Lebens Fülle,
Der Blätter Schein, der Blumen Glanz?

Doch Göttliches hat sie zu hüten,
Bis lau vom Frühlingshauch umweht
Sie springt, und eine Welt von Blüten,
Umwogt von Düften, draus ersteht.

Der Knospe wohl, der wunderreichen,
Die herb geschlossen harrt im März,
Doch Fülle birgt, magst du vergleichen
Des Dichters heilig schwellend Herz.

Walter Bloem.

Der Kaiser.

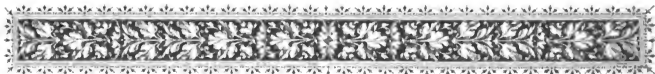
Zweifarbige Fahnen flattern in der Luft,
Von Reisigranken, voll mit Waldesduft,
Prangt jedes Haus und Blumen aller Orten.
Geputztes Volk strömt durch die Ehrenpforten
Die Flaggen bunt vor dem Palaste prangen,
In dem das Land den Kaiser will empfangen.
„Er kommt, er kommt"! Und durch des Volkes Gasse,
Das Hurrah ruft, fährt hin der alte blasse
Monarch. Nun steigt er aus dem Wagen — — —

Mich hat der Masse Strom zum Thor getragen
Und wie das Herz auch einst in jüngern Tagen
Sich freiheitdürstend aufgebäumt voll Glut
Nun steh ich da und ziehe still den Hut.
Der Kaiser! Welch ein Wort! Wie eine Wolke
Hängt's niederzwingend über all dem Volke,
Wie dunkler Kirchenschauer mich umweht
Des Kaisernamens heilige Majestät.

Nun steht er bei dem Thor. Zum ersten Mal
Seh ich die Majestät! Sein Haupt ist kahl,
Die Augen, die gerühmten, die gesprüht
Im Schlachtendonner, blicken ernst und müd,
Und schwer gebückt ist seine Heldgestalt,
Wie alt ist doch der Mann, wie alt, wie alt.
Und Mitleid faßt mich. Wieviel Sorgen trüben,
Den Blick ihm unter seinen müden Lidern!
Des Nimbus Mantel fällt von seinen Gliedern,
Er ist ein — Mensch. Ich kann den Kaiser lieben.

Hugo Salus.





Sein Kind.

Schauspiel in vier Aufzügen von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Bäumel (nach einer Pause). Ein Glück nur, daß Ihnen das Kind blieb.

Schilper. Ja, das Kind blieb mir — ein teures Vermächtnis der Geliebten. Ich will nicht sprechen von den Jahren der Trauer um sie — nie wird sie enden. Aber daß ich das Leben ertragen konnte, daß es mir bei aller Verkümmerung noch Freuden die Fülle brachte, wem anders verdank' ich's, als dem Kinde? Wenn man für so ein kleines hilfloses Wesen zu sorgen hat, dem die Mutter fehlt . . . wie einem das ans Herz wächst! Ich heiratete nicht wieder. All' mein Mühen und Streben richtete sich darauf, Lydia ein warmes Nest zu bereiten. Ich gab alle die hochfliegenden Pläne auf, mich musikalisch weiter auszubilden, in eigenen Kompositionen meine Kraft zu versuchen. Es hätte sich ja doch lange kein Verleger dafür finden lassen, keine Bühne — verlorene Zeit! Ich spielte im Orchester, wo ich einen Platz fand, gab Unterricht, schrieb Noten ab. Es war kein großer, aber ein ziemlich regelmäßiger Verdienst. Als das Mädchen heranwuchs und jeden Tag von dem ererbten Talent mehr und mehr Kunde gab, war mirs ein unerschöpfliches Vergnügen, diese Anlagen zu fördern. Lydia lernte so leicht, recht im Spiel!

Bäumel. Sie hatte einen guten Lehrmeister.

Schilper. Zuletzt genügte meine Lehrkraft doch nicht mehr. Ich entschloß mich, Lydia zu Liebe, aufs Ungewisse hierher zu ziehen, wo ja auch meine Liddy begraben war. Ich erhielt einen bescheidenen Platz im Orchester der großen Oper als zweiter Fagottist, Sie wissen ja. Lydia besuchte das Konservatorium. Wie gern darbte ich für sie! Und da ist sie nun so weit, an die Stelle ihrer Mutter treten zu können, ihre Triumphe fortzusetzen, zu überbieten. Ja, zu überbieten. Denn sie hat etwas in ihrer Stimme, in ihrer Vortragsweise, in ihrem ganzen musikalischen Wesen . . . (Horchend.) Waren das nicht Schritte draußen auf der Treppe vor der Bühne?

Bäumel. Aber mit einem Engagement ist's doch auch noch nicht gethan.

Schilper. Wie meinen Sie das?

Bäumel. Dann fangen die Sorgen erst recht an. Was bekommt so eine Anfängerin?

Schilper. Oh! Lydia wird nicht so klein anfangen Die steht gleich auf der Höhe. Der Herr Intendant müßte ja den Vorteil seines Instituts nicht im Mindesten verstehen, wenn er sie nicht dahin stellte, wo ihre Gaben leuchten können. Der Herr Intendant —

Bäumel. St—!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Reese (hat von außen die Thür rechts vorn aufgerissen. Intendant v. Roden (tritt ein. Bald darauf) Lydia, Graf Elgersheim, Baron Remse.

Intendant (zu Hofrat Bäumel). Kommen Sie sogleich in mein Zimmer, es sind noch Bestellungen für das Ballet erforderlich. (Will nach seinem Zimmer vorübergehen)

Schilper. Excellenz —

Intendant. Ah, Sie! Eine recht hübsche, wohlgeschulte Stimme, lieber Schilper, aber zu klein für unsere Räume, viel zu klein.

Schilper. Excellenz —!

Intendant. Ist auch die Meinung des Kapellmeisters. Überhaupt fürs Theater . . . Ich glaube nicht, daß hier der rechte Boden für dieses sehr zarte Talent ist. Will aber nicht abgeschreckt haben. Für uns jedenfalls unmöglich, außer in so untergeordneter Stellung, daß Sie selbst ein Engagement nicht wünschen dürfen. Kann aber eine bedeutende Konzertsängerin werden. (Geht nach seiner Thür.) Lieber Hofrat . . . (Ab nach links hinten.)

Bäumel (eilig hinterher). Excellenz . . . (Ebenso ab.)

Lydia (tritt ein, geht rasch auf Schilper zu, der wie erstarrt da steht, und wirft sich an seine Brust). Vater —!

Schilper (greift an seinen Kopf). Ja, wie ist mir denn? War das . . . Hörte ich recht? Ja, das bist Du — ich träume nicht. Und die Gesangprobe —?

Lydia (verbirgt das Gesicht an seiner Brust). Vater — lieber Vater! O schrecklich! es ist ja alles vorbei.

Baron (geht nach links hinüber). Fatal für alle Teile. Da gehen große Hoffnungen in die Brüche. Auch meine Rechnung stimmt nicht mehr.

Graf (zu Schilper). Fräulein Lydia hat ja wunderschön gesungen, nur —

Lydia. Nein, nein! Meine Gedanken wurden abgeleukt — ich weiß nicht, wohin. Ich hörte mein Herz schlagen, und es verwirrte mir das Tempo. Die Stimme aber . . . Ach! der weite — dunkle — leere Raum . . . Mir schien die Kehle wie zugeschnürt, ich vernahm meine eigene Stimme nicht, und was da von den Wänden zurückklang, schien mir ein fremder Ton. Der Herr Intendant sprach mit Jemand an der Kulisse — zuletzt ganz verzweifelt schrie ich die Worte heraus. Es war eine Folterqual!

Graf. Die sehr erklärliche Aufregung —! Beruhigen Sie sich doch nur. Ich kann Sie versichern, von meinem Platz aus —

Schilper (ganz schwach). Bringe mich — nach Hause, liebes Kind. Wenn Du eine Droschke . . .

Graf. Mein Wagen steht zu ihrer Verfügung.
(Er unterstützt Lydia, welche Schilper hinausführt.)

Baron. Und sie soll doch zur großen Oper! Das bin ich ihrer Mutter schuldig — ihr selbst. Da ist einer, der mir helfen wird. Darf ich —? Pah! ich bin des Mädchens sicher. Und ob eine vorwitzige Motte sich die Flügel verbrennt . . .

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

(Zimmer bei dem Musikus Schilper, einfach aber nicht ärmlich möblirt. In der Hinterwand zwei Fenster mit einfachen Vorhängen; an dem einen ein Nähtisch und Lehnstuhl, in der Nähe des andern ein Flügel und Notenschränkchen. Rechts an der Wand ein Sopha, über welchem das Porträt (Ölbild) einer jungen Dame in Goldrahmen. Davor auf einem kleinen Teppich der Tisch mit Decke und einige Stühle. Hängelampe über dem Tisch, auf welchem ein Album liegt. Links ein Schrank mit musikalischen Instrumenten, darauf die Gipsbüste Beethovens, Rohrstühle daneben. Thüren rechts und links. Zwischen den beiden Fenstern ein Hängeschränkchen für Bücher. Darunter, etwas vor, ein Tisch ohne Decke, worauf ein Tintenfaß und mehrere Bogen Notenpapier. Davor ein Rohrstuhl mit kleiner Pelzdecke für die Füße des Schreibenden. In der Ecke links eine Wanduhr.)

Erster Auftritt.

Schilper (im Hausrock mit Merzenschuhen, sitzt am hinteren Tisch und schreibt Noten). Lydia (steht am ersten Fenster, an das sie ein Blatt Papier über einer Vorlage andrückt, und zeichnet mit einem Bleistift das Muster nach).

Lydia. Der Novembernebel will nicht weichen. Er steigt vor den Fenstern auf wie eine Wand — Fußgänger und Fuhrwerke bewegen sich dahinter schattenhaft. Aber ich erkannte doch den Herrn Grafen; er ging zweimal vorüber.

Schilper. Komm vom Fenster fort.

Lydia. Ich muß das Stickmuster durchzeichnen. Die feineren Linien freilich sind schwer zu erkennen. Ich glaube, ich habe schon mehr phantasiert, als der Stickerei nützlich sein wird.

Schilper. Warum bist Du denn so eifrig bei dieser Arbeit?

Lydia. Um irgend etwas zu thun. Es wäre thöricht, eine neue Opernpartie einzustudieren, und die Liederübungen fordern nicht so viel Zeit. Bis ich Stunden erhalte, dauert's wohl noch eine Weile.

Schilper (seufzt).

Lydia (giebt das Durchzeichnen auf und wendet sich zurück). Du solltest den Tisch ein wenig vorziehen, Vater.

Schilper. Ich sehe genug.

Lydia. Warum willst Du Dir die Augen verderben? Sei nicht eigensinnig. Siehst Du, ich bin's auch nicht.

Schilper. In einer Stunde muß ich ja doch zur Orchesterprobe. Du weißt, die Musik zu dem neuen Ballet wird eingeübt. Lauter Diddeldudel.

Lydia (tritt zu ihm). Bis dahin ist's eben noch eine Stunde.

(Sie will ihm die Feder aus der Hand nehmen.)

Schilper (abwehrend). Laß nur, laß.

Lydia (ihn umarmend). Bist Du mir wirklich noch böse, Papa?

Schilper. Wie könnte ich Dir böse sein — je gewesen sein? Was kannst Du dafür, daß es so gekommen ist? Ich bin nur traurig . . .

Lydia. Aber vielleicht hat es sein Gutes, daß gleich dieser erste Schritt versagte, wenn doch meine Begabung —

Schilper (eifrig). Davon rede nur nicht, ich weiß es besser, was Du leisten kannst. Der Intendant hat kaum aufgepaßt, der Musikdirektor kann mich nicht leiden, weil ich ihm einmal meine Meinung über ein falsches Tempo gesagt habe.

Lydia. Du suchst nach Gründen. Ich habe aber wirklich nicht genügt — dazu nicht.

Schilper (steht auf und geht im Zimmer umher). Pah! das soll wohl in den wenigen Minuten . . . Es fehlt dort am guten Willen, den Versuch zu wiederholen. Was bin ich auch? An den Herrn Intendanten läßt man mich gar nicht heran. Da muß Einer ganz anders auftreten können. (Es klopft.) Herein!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Flora (im Straßenanzuge von links).

Flora. Man wies mich hierher zu Herrn Musikus Schilper.

Schilper. Der bin ich. Was steht zu Ihrem Befehl? Wenn Sie Noten abgeschrieben wünschen — für die nächsten Wochen besetzt.

Flora. Freut mich zu hören. Kam auch nicht in der Absicht, Sie in Nahrung zu setzen. Fräulein Lydia Schilper?

Schilper. Meine Tochter.

Lydia. Wollen Sie nicht Platz nehmen? (Zeigt nach dem Sopha.)

Flora. Ich danke — ich danke wirklich. Es handelt sich nur um eine Bestellung, eine Anfrage in Folge Auftrags.

Schilper. Darf ich wissen, mit wem . . .

Flora. Flora Haller — der Name ist gleichgiltig — Repräsentantin im Hause des Herrn Baron Remse.

Schilper. Des Baron Remse?

Flora (setzt sich). Ich komme in seinem Auftrage. Er meinte, daß eine mündliche Rücksprache leichter zur Verständigung führen würde, als ein Brief. Und da ich doch auch beim Theater gewesen bin —

Schilper. Sie waren? —

Flora. Nur Choristin, der Herr Baron wünschte … Lassen wir das. (Zu Lydia.) Sie wollen zur Oper gehen, mein Fräulein, höre ich.

Lydia. Das war früher meine Absicht —

Flora. Ich weiß, daß Sie mit Hindernissen zu kämpfen haben. Mein Gott! Sie werden sie unschwer forträumen, wenn Sie sich in Kreisen bekannt machen, die Einfluß auf die Entschließungen gewisser Persönlichkeiten haben. Verstehen Sie? Das meint wenigstens der Herr Baron.

Schilper. Und da soll Lydia —?

Flora. Es ist im Werke, Ihnen eine Einladung zu der soirée musicale bei der Oberhofmeisterin Gräfin Rosenthal zu verschaffen. Graf Elgersheim ist ein entfernter Verwandter.

Lydia. Der Graf —?

Flora. Ja wohl, durch ihn kann's gelingen. Sie wissen, man findet da die Aristokratie, die Haute-Finance, alles was auf anerkannte Künstlerschaft Anspruch erheben darf. Die Frau Herzogin selbst soll den nächsten Abend zugesagt haben.

Lydia. Und mich wollte man — einladen?

Flora. Um Ihnen Gelegenheit zu geben, zu singen. Der Herr Baron verspricht sich viel davon. Er zweifelt nur, daß Sie mit ausreichender Toilette versehen sind.

Lydia (verlegen). In der That … Nein, nein! das ist nichts für uns.

Schilper. Und immer der Baron. —

Flora. Er wünscht, Fräulein Lydia so einführen zu können, daß sie sich sofort zur Gesellschaft gehörig fühlen darf, und stellt dazu im weitesten Umfange Mittel zur Verfügung.

Lydia. Es ist sehr gütig von dem Herrn Baron —

Schilper (schroff). Es ist sehr … (Er bricht ab.) Entschuldigen Sie uns! Oder sagen Sie ihm die Wahrheit — ich will keine Ausrede vorschützen. Wir nehmen von dem Herrn Baron nichts an.

Flora. So ist mein Auftrag erledigt.

Schilper. Wenn Sie ganz aufrichtig sein dürften, mein Fräulein, und wenn Lydia Ihnen mehr wäre als eine Fremde, die Sie heut zum ersten Male sehen, könnten Sie's verantworten — würden Sie zureden?

Flora (aufstehend). Ja — (achselzuckend zu Lydia). Mit so zaghaften Schritten werden Sie schwer zum Ziel gelangen. Übrigens, wenn ich Ihnen aus Erfahrung raten darf — nehmen Sie unter allen Umständen beim Theater keine untergeordnete Stellung an in der Hoffnung aufzurücken. Man ist da Alles, oder man ist garnichts. Auch mir rühmten meine Lehrer und Freunde einiges Talent nach; weil mir die Übung fehlte, sollte ich kurze Zeit in den Chor eintreten, auf der Bühne gehen und stehen lernen. Aus der kurzen Zeit ist eine hoffnungslos lange geworden, und dann … Leben Sie wohl! (Sie küßt Lydia.) Ich sehne mich jetzt wieder in den Chor der Oper zurück, und finde vielleicht meinen Platz nur noch unter den — Statisten. — Adieu. (Links ab.)

Lydia. Sie schien bewegt zu sein. Ich verstand sie nicht.

Schilper. Es ist auch nicht nötig, liebes Kind.

Lydia. Du warst so schroff abweisend, es wird sie verletzt haben.

Schilper. Eine solche Unverschämtheit!

Lydia. Wie? Der Herr Baron scheint doch —

Schilper. Du kennst ihn nicht. Er ist ein Spieler und … Nein, glaube mir: Das ist nichts für uns.

Lydia. Du hast ihn schon immer nicht gemocht.

Schilper. Nein. Er ist mir zuwider — er ist mir von jeher zuwider gewesen. Menschen seiner Art sind mir zuwider. Drohnen im Bienenstock! Ich weiß nicht, weshalb er sich so wohlwollend an mich drängt, seit ich hier angestellt bin, aber es muß einen Zweck haben. Wenn er von Deiner Mutter spricht — der Ton schneidet mir in die Seele. Er spricht mit den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen von ihr — aber ich könnte ihn prügeln.

Lydia. Papa! — Du thust ihm gewiß Unrecht.

Schilper. Es mag sein, weil ich ihn überhaupt nicht leiden kann. Liddy hat nie von ihm gesprochen, zu ihren Freunden kann er nicht gehört haben. Er! Eine Opernsängerin muß für Jeden ein freundliches Wort haben. Aber er thut so, als ob sie seiner Protektion etwas zu verdanken gehabt hätte. Sie brauchte gerade auch einen solchen Protektor! Und nun bei ihrem Kinde — siehst Du, das ist's eben, was mich hauptsächlich verdrießt. Ich bin überzeugt, daß er mir um Deinetwillen — (Umblickend.) Wer da?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Doktor Ludwig Engel (Überrock, ohne Hut, langer Schnurrbart, einige Schmarren auf der linken Backe).

Engel (öffnet die Thür links und sieht hinein). Darf ich ein Bischen eintreten?

Schilper. Bitte, Herr Referendar, bitte. Wenn es Ihnen so paßt —

Engel (eintretend). Es paßt mir immer. Ich brauche mich zum Glück nicht mehr groß anmelden zu lassen. Wenn man auf demselben Treppenflur wohnt — und gewissermaßen als Respektperson behandelt zu werden Anspruch hat … ha, ha, ha!

Schilper. Wie ist das gemeint?

Engel. Haben Sie nicht meiner Mutter das Quartier abgemietet, und steht nicht in dem Mietsvertrage, daß der Vermieter zu jeder Tages- und Nachtzeit — das ist zu viel, aber zu jeder Tageszeit soll revidieren dürfen?

Schilper. Schickt Ihre Frau Mutter Sie?

Engel. Sie verstehen aber auch gar keinen Spaß. Guten Tag, Fräulein Lydia! (Reicht ihr die Hand.) Wie hübsch Sie wieder aussehen!

Lydia. Herr Engel! — Mit solchen galanten Redensarten sollten Sie mich doch verschonen.

Engel. Ich wollte hinzufügen: aber ein wenig bleich — das werden Sie gelten lassen. Wohl die Nachwirkung des gestrigen Examens? Wie ist es denn ausgefallen?

Schilper. Sprechen wir nicht davon.

Engel. Also doch wohl nicht nach Wunsch. Ich merkt's schon, als Sie nach Hause kamen. Na, freut mich —

Lydia. Es freut Sie?

Engel. Ach Gott — das ist auf einem Umwege zu verstehen. Es freut mich, daß ich nun für Herrn Schilper doch wieder ein Mensch zu sein scheine. An den vorigen Tagen so von oben herunter —: Der Vater einer Primadonna in spe, und ich so ein armseliges Geschöpf, das sich allenfalls an der Kasse ein Billet kaufen kann . . . Ich wagte ja gar nicht mehr aufzublicken. Und wie wäre das nun erst geworden nach dem großen Ereignis?

Schilper. Es ist nicht gerade zart, Herr Doktor, mir hoffnungsfreudige Stimmung als Hochmut auszulegen.

Engel. Aber Mann, verstehen Sie doch Spaß. Sie wissen, wie ich Fräulein Lydia verehre. . . .

Lydia. Sie erlauben, daß ich mich zurückziehe. Ich habe in der Küche zu thun.

Engel (hält sie). Nein, nein, nein! Das dürfen Sie nicht! Ach, Fräulein Lydia —! nein, bleiben Sie! Wir vertragen uns ja schon, nicht wahr, Herr Schilper? In der Küche — wie reizend das klingt. Zur Hausfrau also doch noch nicht ganz und gar verdorben — he, he, he! Aber es eilt gewiß nicht so. Kann ich Ihnen eine gute Cigarre anbieten, Herr Schilper? (Präsentiert seine Tasche.) Wirklich eine gute Cigarre, zweihundertfünfzig unter Freunden — Qualität und doch mild. Ja, davon verstehe ich etwas.

Schilper. Danke.

Engel. Aber zieren Sie sich doch nicht. (Er legt zwei Cigarren auf den Tisch und nimmt eine dritte für sich heraus.) Wir sind ja Nachbarn, und wenn's auf mich ankommt . . . Ich bitte, Fräulein Lydia, setzen Sie sich zu uns. (Er setzt sich und steckt die Cigarre an.) Wir plaudern ein halbes Viertelstündchen. Meine Mutter wollte auch noch herüberkommen, Ihnen guten Tag zu sagen.

Lydia (setzt sich). Ihre Frau Mutter kam in letzter Zeit seltener.

Engel. Ja, weil sie fürchtete . . . Es läßt sich nicht so geradeaus sagen. Meine Mutter ist eine treffliche Frau und hört auch ganz gern singen und hat sonst gegen Sie nicht das Mindeste. Im Gegenteil. Aber eine Opernsängerin, sehen Sie, sofern gewisse Voraussetzungen ... Ihre Ansichten sind ein Bischen altmodisch, kann man zugeben. Aber wenn so ein gutes Weibchen doch nur den einzigen Sohn hat. . . .

Lydia (lachend). Die Opernsängerin wäre ihm nicht gefährlich geworden! Die Frau Justizrätin hätte ganz ruhig sein können.

Engel. Ja, das sagen Sie so. Wenn die Freiheitsberaubung doch eigentlich schon vorher stattgefunden hat und naturgemäß eine Entfesselung heldenhaft abgewehrt wird . . . Ich verlaufe mich. Na, meine Mutter hätte sich am Ende auch darein gefügt. Aber besser ist freilich besser — und vom rein praktischen Standpunkt aus betrachtet . . . Hm! es läßt sich schwer sagen.

Schilper. Haben Sie schon Ihren Termin zum Assessorexamen?

Engel. Dazu kommt es überhaupt nicht. Ich habe meinen Abschied aus dem Justizdienst genommen, wissen Sie. Ganz kürzlich. Aus guten Gründen — (mit einem Blick auf Lydia, die in dem Album blättert) merken Sie? Um von allem Andern zu schweigen, das Fach ist überfüllt. Es dauert mir zu lange. Und die Verwaltung der Grundstücke meiner Mutter ... kurz, warum soll ich länger für den Staat umsonst arbeiten? Ich bin wohlhabend genug, mein eigener Herr sein zu können — sehr mein eigener Herr. Die Mama ist geneigt, mich auch von sich unabhängig zu stellen, sobald ich heirate — das Testament meines Vaters verpflichtet sie dazu. Ich bin gar keine ganz üble Partie. Zum Glück hab' ich gleich nach Beendigung meiner Universitätsstudien den Doktor gemacht. Da hat meine künftige Frau auch einen ganz hübschen Titel. Wie gefällt Ihnen „Frau Doktor“, Fräulein Lydia?

Schilper. Sie sind in beneidenswerter Lage.

Engel. Wenigstens in recht erträglicher. Ich werde so viel arbeiten, als ich will, und im Übrigen mein Leben so viel genießen, als ich kann. Das ist ein ganz vernünftiger Standpunkt, nicht wahr? Dazu gehört freilich auch eine Frau, die mir bequem ist. Aus anständiger Familie natürlich, hübsch, liebenswürdig, begabt, nicht zu anspruchsvoll. Aus einer vornehmen Verwandtschaft mache ich mir nichts, und Geld zu heiraten, hab' ich nicht nötig. Die Hauptsache ist, daß sie mir gut ist.

Lydia. Das also doch.

Engel. Aber versteht sich ja von selbst, Fräulein Lydia. Glauben Sie denn nicht, daß mir ein Mädchen, wie ich es geschildert habe, recht gut werden könnte?

Lydia. Ich zweifle nicht.

Engel. Sie zweifeln nicht ... das ist schon etwas. Noch ein Schritt weiter und — (es klopft). Das wird meine Mutter sein.

Schilper. Nur herein.

Engel (steht auf). Da war ich nun gerade im besten Zuge. Fräulein Lydia, wenn Sie sich's überlegen möchten ...

Lydia. Aber was denn?

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Justizrätin Engel (von links).

Fr. Engel. Guten Tag, Herr Schilper. Ohne Umstände, wenn ich bitten darf.

Schilper. Aber Sie werden erlauben, Frau Justizrätin, daß ich mir einen andern Rock —

Fr. Engel (hält ihn zurück). Ich klopfe ganz freundschaftlich an. Dacht' ich's doch, daß ich Ludwig wieder hier finden würde. Er möchte am Liebsten gar nicht mehr weggehen. Ei, ei, Fräulein Lydia —! Na, wundern kann ich mich eigentlich nicht.

Lydia (küßt ihr die Hand). Es ist nicht meine Schuld, gnädige Frau, daß der Herr Doktor uns seine freie Zeit in solchem Übermaß widmet. (Führt sie zum Sopha.)

Fr. Engel. Sie sind ein liebes Mädchen. Hat er Ihnen schon gesagt, daß er den Dienst quittiert und die Häuserverwaltung übernimmt? Es war mir nicht unbedenklich. So kurz vor dem Assessor —

Engel. Du hast Dich ja schon gefügt, Mama.

Fr. Engel (seufzend). Ja, ich habe mich gefügt. Eine Mutter, die ihr einziges Kind zärtlich liebt — worin fügt die sich nicht? Es giebt noch ganz andere Dinge, in die man sich —

Engel (hüstelt).

Fr. Engel. Schade nur um den unnötigen Aufwand! Die Universität hat ein schweres Stück Geld gekostet — zehn Semester — und die Herren Referendare glauben ihrem Stande so viel schuldig zu sein — na, was kann man thun? Der Vater hat ja gut für ihn gesorgt. Fortlassen könnte ich ihn auch nicht — wegen der Grundstücke. Ja — man ist so gebunden. Ihr Fagott stecken Sie in die Tasche —

Engel (hüstelt).

Fr. Engel. Man lebt zuletzt nur für die Häuser.

Engel. Da fällt mir ein, daß sich der Zimmermeister um diese Zeit melden wollte. Wenn er keinen von uns antrifft, geht er vielleicht wieder fort.

Fr. Engel. Sieh also drüben nach dem Rechten, mein Sohn. Du bist hier auch ganz überflüssig.

Engel. Na, Mama ...

Fr. Engel. Ich spreche für Dich, verlasse Dich darauf. Gott, man muß ja!

Engel. Adieu, Fräulein Lydia. (Reicht ihr die Hand.) Und wenn meine Mama Sie etwas auf's Gewissen fragen sollte — geben Sie ihr eine recht schöne Antwort. (Ab nach links.)

Fr. Engel (hat die beiden lächelnd beobachtet). Was hat er da für Heimlichkeiten mit Ihnen, Kindchen?

Lydia. Ich weiß nicht —

Fr. Engel. Ja, was ich sagen wollte — die Grundstücke! Ich bin dem lieben Gott dankbar für alles Gute. (Tupft mit dem Tuch über die Augen.) Nun hab' ich nur noch den einen Wunsch, meinen lieben Jungen glücklich verheiratet zu sehen — er erbt einmal alles.

Schilper. Dem Herrn Doktor kann's doch nicht fehlen.

Fr. Engel. Gewiß nicht, aber ... Sie haben auch nur das eine Kind, Herr Schilper, und wissen wie das Herz an so einem hängt. Wenn Fräulein Lydia sich nun etwas recht Unvernünftiges in den Kopf gesetzt hätte — es wäre doch möglich.

Schilper. Sie meinen, Frau Justizrätin —?

Fr. Engel. Mein Himmel! wie denn junges Volk so über alle Bedenklichkeiten hinwegstürmt und uns alte Leute mitreißt. Man widersteht eine Weile mit tausend guten Gründen, sagt entschieden Nein und — giebt am Ende doch nach. Als ich Ihnen hier die kleine Wohnung neben der meinen vermietete, weil es mir um ruhige Nachbarn zu thun war, dachte ich nicht ... Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Mein Ludwig hat das Fräulein singen hören und vorher schon gesehen und sehr niedlich gefunden — ja, Sie dürfen ihm das nicht verdenken, mein Herzchen. Und wie ich Sie auf seinen Wunsch etwas näher kennen lernte, konnt' ich ja auch nur bestätigen, daß Sie ein hübsches und liebes Mädchen sind, wenn auch vielleicht für gewöhnliche bürgerliche Verhältnisse, wie soll ich sagen —? ein Bischen zu genial.

Lydia. Wenn das ein Fehler ist, gnädige Frau... Sie beschämen mich durch Ihr Lob.

Fr. Engel. Es wird sich geben, hoffe ich, wenn Sie an's Theater nicht mehr denken und all Ihr Sinnen und Trachten darauf richten, einen braven Mann glücklich zu machen, der Sie wirklich allein Ihrer schönen Augen wegen nimmt, obgleich er in seiner Vermögenslage die Auswahl hätte.

(Fortsetzung folgt.)



Aus der Frithjofssage.

Deutsch von Fr. Ohnesorge*).

König Ring.

König Ring schob vom Tische den Goldstuhl fort.
Auf standen im Kreise
Die Kämpen und Skalden, zu hören sein Wort,
Berühmt im Nord.
Fromm war er wie Balder, wie Mimer weise.

Sein Land glich den Hainen der Götter nur.
Der Waffen Tosen
Kam nie in die grüne, die schattige Flur;
Des Friedens Spur
Ergrünte im Grase und blühte in Rosen.

Gerechtigkeit setzte, so ernst wie mild,
Sich zu Gerichte.
Stets reifte im Frieden das Korn im Gefild,
Des Goldes Bild,
Beleuchtet vom lächelnden Sonnenlichte.

Schwarzbrüstige Schnakschiffe kamen daher
Mit weißen Schwingen
Von hundert Ländern weit über das Meer,
Beladen schwer,
Reichtümer in Menge den Reichen zu bringen.

Beim Frieden glänzte der Freiheit Stern
In froher Einung;
Und Alle verehrten den Landesherrn
Und hatten ihn gern,
Und frei sagte Jeder im Ting seine Meinung.

Jahrzehnte, des Friedens und Glückes voll,
Trug er die Krone.
Von seinem Stuhl schied Keiner mit Groll,
Und Abends scholl
Sein Nam' in Gebeten zu Odins Throne. —

Den Goldstuhl schob er vom Tische fort:
Auf standen Alle
Mit Freude zu hören des Königs Wort,
Berühmt im Nord.
Doch seufzend erklang sein Wort in der Halle.

„In Folkwang sitzt meine Königin nun
Im Prunkgemache.
Ihr Staub und ihre Gebeine ruhn
Vom ird'schen Thun
Im Rasenhügel am Blumenbache.

Eine Königin, also dem Reiche zur Ehr',
Die find ich nimmer.
Nun sitzt in Walhalla sie hoch und hehr,
Ihr Thron ist leer,
Und Kinder vermissen die Mutter immer.

Oft ist König Bele als Gast allhier
Im Saal gewesen.
Man rühmt seine rosige Tochter mir
Als Thrones Zier;
Die hab' ich mir nun zum Gemahl erlesen.

Ich weiß, sie ist jung, und die junge Maid
Will Blumen pflücken.
Ich reifte, mir hat es schon lange Zeit
Ins Haar geschneit.
Wie sollte sie das noch mit Rosen schmücken?

Doch kann sie lieben den redlichen Mann
An Alters Grenze,
Und wenn sie der Kleinen sich nehmen kann
Als Mutter an,
So bietet der Herbst seinen Thron dem Lenze.

Nehmt Gold aus der Kammer und Schmuck aus dem Schrank!
Dann auf zur Freite!
Und folgt, ihr Skalden mit Harfenklang,
Daß Liedersang
Den Bräutigam, wie es sich ziemt, begleite.

Auszogen die Mannen mit Sang und Klang,
Mit Gold und Bitten.
Es folgten die Skalden, ein Zug so lang,
Mit Heldensang.
So sind sie zu Beles Söhnen geritten.

Da tranken sie tapfer der Tage drei.
Am vierten Tage,
Der Heimkehr denkend, fragten sie frei,
Was Ring nun sei
Für Antwort beschieden auf seine Frage.

Da opferte Helge im grünen Hain,
Um zu erfahren
Vom Priester, was besser wohl würde gedeihn,
Ob Ja, ob Nein,
Der Schwester, der schönen, so jung an Jahren.

*) Es ist ein kühnes Wagnis, den vielen und vortrefflichen Übersetzungen der Frithjofssage eine neue anzureihen, aber man wird der vorliegenden das Zeugnis nicht versagen, daß sie sich durch Treue und Wohllaut neben den bestehenden zu behaupten vermag. Aus diesem Grunde teilen wir, einem Wunsche des Nachdichters entsprechend, hier gern zwei Proben aus seinem bisher ungedruckten Manuskript mit. Anm. d. Red.

Doch Beifall wollen die Opfer nicht
Der Werbung spenden.
Nein! Helge bestimmt und erschrocken spricht;
Er kennt die Pflicht,
Den Zeichen zu folgen, die Götter senden.

Wie freute das Halfdan, den muntern Herrn!
„Lebt wohl, ihr Feste!“
So rief er, „wär' Graubart selbst doch nicht fern!
Ich hülfe gern
Zu Pferde dem Ehrengreis aufs Beste!“

Heim ritten die Boten, des Zornes voll,
Den Schimpf zu melden.
Doch kühl sprach Ring: „Nicht Graubarts Groll,
Doch Ehre soll
Bald rächen die Ehre des alten Helden.“

Den Heerschild schlug er, der hing am Stamm
In hoher Linde.
Herbei das Geschwader der Drachen schwamm
Mit rotem Kamm,
Helmbüsche wiegten sich bunt im Winde.

Die Herolde flogen, und Helge sprach
In ernsten Sorgen:
„Das giebt gegen Ring einen heißen Tag!
In Balders Hag
Ist Ingeborg jetzt am besten geborgen“.

So sitzet nun sehnend das Königskind
Im Heiligtume.
Gold säumt sie in Seide, und sinnt und sinnt;
Zum Busen rinnt
Die Thräne, wie Tau beträufelt die Blume.

Die Königswahl.

Der Budstock durch die Berge ging
Von Thal zu Thal.
„Tot ist der König! Auf, zum Ting,
Zur Königswahl!“

Da nimmt den Flamberg von der Wand
Der freie Mann,
Und prüfend fühlt er mit der Hand
Die Schneide an.

Zur Lust der Knaben blitzt die Wehr
Im Sonnenschein.
Hebt eins sie nicht, weil sie zu schwer,
Thun sie's zu zwein.

Die Tochter putzt den Helm ihm blank,
Und lächelt still,
Wenn drin ihr Bild so frisch und schlank
Sich zeigen will.

Den runden Schild nimmt er sodann,
So rot wie Blut.
„Heil dir, du freier Eisenmann,
Du Bande gut!

Dein freies Herz ist alle Zeit
Der Ehre Quell,
Du Landes Stimme, Wehr im Streit
In Waffen hell!“

Mit Waffenklang und Schildgetön
Ziehn sie zum Ting,
Des Himmels Dach auf Berges Höhn
Deckt ihren Ring.

Da steht auf hohem Richterstein
Bei Frithjof schon
Mit goldnem Haar ein Knabe klein,
Des Königs Sohn.

Ein Murmeln durch die Menge ging:
„Zu klein ist der;
Kann walten weder in dem Ting,
Noch in dem Heer.“

Auf seinen Schild nun Frithjof setzt
Den jungen Herrn:
„Nordmannen! Seht im König jetzt
Der Hoffnung Stern!

Seht ihr in ihm nicht Odins Bild
So schön und hehr?
Er fühlt so leicht sich auf dem Schild,
Wie Fisch im Meer.

Mein Schwert beschützt sein Königtum,
Bis er das Reich
Selbst richten kann mit Kraft und Ruhm,
Dem Vater gleich.

Forsete, Balders hoher Sohn
Straf' mich sofort
Mit des Verräters üblem Lohn,
Brech' ich mein Wort.“

Stolz wie ein junger Königsaar
Der Knabe sitzt.
Hinaus ins Blaue sonnenklar
Sein Auge blitzt.

Doch endlich ward dem jungen Blut
Die Zeit zu lang;
Vom Schild mit königlichem Mut
Er niedersprang.

Da riefen Alle laut im Ting:
„Glück zu, Glück zu!
Dich küren wir. Werd' einst, wie Ring,
Schildknabe du!

Frithjof regier' indes für Dich
Mit treuem Sinn!
Jarl Frithjof nehm' als Gattin sich
Die Königin!“

Doch ernst sprach Frithjof: „Königswahl
Soll heute sein,
Nicht Hochzeit auch, und mein Gemahl
Wähl' ich allein.

Ich gehe heut sofort von hier
Zu Balders Hag;
Dahin lud ich die Nornen mir
Zum Sühnetag.

Da red' ich mit den Schildjungfraun
Ein ernstes Wort,
Die unterm Baum der Zeiten baun
Und drüber fort.

Noch zürnt mir, der mir nahm mein Glück,
Der Gott des Lichts;
Nur Balder giebt die Braut zurück,
Sonst hilft mir nichts."

Drauf grüßt den König er vertraut
Mit Kuß und Wort,
Und wandelt durch das Heidekraut
Still sinnend fort.

„Seit du mir deine Seele gabst . . ."

Du ahnst es nicht, wie du mich labst
Mit deiner Liebe Friedenskuß;
Wie ich mein Schicksal segnen muß,
Seit du mir deine Seele gabst.

Ein Sommermorgen, hell betaut,
War wunderbar durch dich mein Sinn;
Wie Sang und Düfte drüber hin
Zieht deiner Worte Liebeslaut.

Seit du mein Engel worden bist,
Schied ich von dieser Welt mich ab;
Seit ich dir meine Seele gab,
Weiß ich, daß sie im Himmel ist.

Fr. Karstedt.

Besserer Mut.

Von einem Weisen hört man rühmend sagen,
Als er zum Niedergange sah sich neigen
Sein Leben, höchsten Menschenmut zu zeigen
Verbrannte er sich selber, ohne Zagen.

Am Meer sah man den Scheiterhaufen ragen,
Und in die Flammen unbewegt ihn steigen;
Wie schrien auf die Schwachen und die Feigen
Bei solchem Tod; das war in alten Tagen.

Von einem Andern aber künden Lieder,
Der war in neuentdecktes Land gedrungen,
Und schien von fremder Übermacht bezwungen.

Da brannte er die Schiffe alle nieder
Die ihn zur Heimat einstens trügen wieder —
Und sieh! er hat sich eine Welt errungen.

Hans M. Grüninger.

Abendlied.

Und wüßtest, lichte Sonne du,
Wieviel auf dieser Welt
Noch Schatten, dunkel wie das Grab,
Verblichen unerhellt,
Du gingest nicht so früh zur Ruh
Dort hinterm Wald,
Im Purpurmantel nicht hinab
Stiegst du so bald!

Und folgt nach kurzem Tag so rasch
Die Nacht dem Morgengraun,
Wie sollen wohl in ihrer Pein
Die starren Herzen thaun.
Wenn viel zu schnell das Himmelslicht
Von dannen zieht,
Wenn uns der Sonne warmer Schein
So eilig flieht?

O träf' der trüben Menschen Blick
Im grauen Erdenthal
Einmal herab aus Himmelshöhn
Des Geistes heller Strahl!
O bräch' für alle, die voll Gram
Zu Boden sahn,
Der Tag der Zukunft, jugendschön,
Auf ewig an!

Aus dem Polnischen der **Marie Konopnicka**
von **Ladislaus Gumplowicz.**

„Ach Armer, dem die Liebe nie genaht."

Ach Armer, dem die Liebe nie genaht,
Der nie ihr Lächeln, nie ihr Leid empfand,
Er treibt auf sternenloser Flut, und fern
Zerfließt in Duft das glanzerfüllte Land.

Und ärmer der, deß sehnsuchtsvollem Kuß
Nur leere Luft sich beut, der nimmer kost
Der Heißgeliebten süßen, warmen Mund,
Er harrt und siecht und nimmer wird ihm Trost.

Doch licht wie Äther, klarer als Krystall
Scheint Leben einem Paar, das Hand in Hand
Nach Pilgerweise wandelt, Jahr um Jahr
Dem Ziele näher, dem gelobten Land.

O nicht für sie kniet, Engel, betend hin!
Sie stehen da, von ew'gem Glanz umlacht,
Bei Tag ist Allah's Lächeln ihr Gewinn,
In seinen Schoß geschmiegt ruh'n sie bei Nacht.

Aus dem Englischen des **T. B. Aldrich** von **Albert Deloff.**

Lena denkst it?

(Schwäbisch.)

D' Lena ist a rechta Bäuri,
Wie ma's it oft finda ka',
Sauber ist sie, spara thuet sie
Und sie hat en brava Ma'.

Auf der Gassa machts koi' G'schwätzer
Und in d' Meß' gats [1]) alle Tag,
Ja, ma' hört im ganza Dörfle
Über d' Lena g'wiß koi Klag.

Lena, Lena! möcht nu wissa,
Denkst it diemal [2]) wie im Traum
An dös hoimli Kammerfenster,
An da alta Holderbaum [3])?

Hyazinth Wäckerle.

[1]) geht sie; [2]) manchmal; [3]) Hollunderbaum.



Neues von und über Lenz.

Zum hundertsten Todestage des Dichters.

I.

Am 23. oder 24. Mai 1792 — der Tag ist nicht mehr genau festzustellen — ist Jakob Michael Reinhold Lenz in Moskau gestorben; wo er begraben liegt, weiß man nicht, und als die Nachricht vom Tode des 41jährigen Mannes nach Deutschland gelangte, fragte alle Welt erstaunt: „Erst jetzt?!" Denn schon 1780 waren — durch ein Mißverständnis, ein anderer Dichter Lenz, der „Freymäurerlieder" veröffentlicht, war damals gestorben — Nekrologe über ihn durch die deutschen Zeitungen gegangen und seither hatte man nichts mehr von ihm gehört. Die neue Kunde wurde überaus kühl aufgenommen; die Titel seiner Werke, hier und da eine Anekdote über seine „närrische Genialität", das war Alles. Daß ein bedeutender Dichter gestorben, wußten Wenige, und daß er einer künftigen Zeit mehr bedeuten würde, als seiner eigenen, ahnte Niemand.

Es ist dennoch so gekommen, aus inneren und äußeren Gründen. Den ersten Anstoß dazu gab — gegen seine Absicht — Goethe; so wenig anziehend das Bild war, das er 1814, im dritten Teil von „Dichtung und Wahrheit", von dem Menschen entwarf, so gering das Lob, das er dem Dichter spendete, es machte doch wieder weitere Kreise auf ihn aufmerksam, und namentlich in seiner livländischen Heimat ward dadurch, wenn auch zunächst nur aus lokalem Patriotismus, ein liebevolles Interesse für den Unglücklichen wach. Während man in Deutschland eigentlich nur Belege für Wielands Wort sammelte, wonach Lenz „alle Tage regelmäßig seinen dummen Streich gemacht und sich dann darüber gewundert, wie eine Gans, wenn sie ein Ei gelegt", trugen zwei tüchtige und gebildete Livländer, der Arzt Dr. Dumpf in Fuseküll und der Dorpater Bibliothekar Petersen Alles von und über Lenz Gedruckte, sowie den zerstreuten handschriftlichen Nachlaß mit rastlosem Eifer zusammen. Dumpf war es auch, der die erste Biographie des Dichters zu schreiben begann; seine Absicht scheiterte, weil er keinen Verleger fand; der einzige Bertuch in Weimar, der es wagen wollte, mußte mit Rücksicht auf „den reizbaren Goethe" ablehnen. Auch das erste nachgelassene Werk von Lenz, das „Pandaemonium germanicum" brachte Dumpf nur nach vielen Mühen ans Licht. Livländer waren es auch, die Tieck zur Herausgabe von Lenz' Schriften anregten; das Beste dazu that der selbstlose Dumpf, indem er dem berühmten Dresdener Schriftsteller sofort alle Materialien zur Verfügung stellte. Tieck vergalt dies schlecht; daß er Dumpfs Verdienste um die Ausgabe, die sie allein ermöglichten, fast ganz verschwieg, ist allerdings nicht sachlich wichtig, wohl aber die geringe Sorgfalt die er auf das Werk verwendete. Dennoch datiert von dieser Tieckschen Ausgabe die Wiedergeburt von Lenzens Ruhm.

Nun erst wurden weite Kreise gewahr, daß Deutschland in dem unsteten Abenteurer einen Dramatiker voll Kraft und ganz ungewöhnlichem Talent der Charakterschilderung, aber auch einen Liederdichter besessen, wie es neben und nach ihm nur wenige gegeben. Die rechte Wirkung aber übten diese Werke erst dann, als wieder einmal ein verwandter Zug in die Litteratur kam: die „Stürmer und Dränger" der dreißiger Jahre, Grabbe, Griepenkerl, Büchner hatten nicht bloß das Ohr der Mitlebenden wieder für ähnliches Streben geöffnet, sondern wirkten auch direkt für Lenzens Ruhm; am nachdrücklichsten Georg Büchner durch sein herrliches Novellen-Fragment „Lenz", eine der feinsinnigsten, liebevollsten, poetischsten Studien, in denen uns je ein Dichtergemüt geschildert worden. Auch nachdem diese Strömung wieder abgeflossen, war nun Lenz' Name so gefestigt, um nie wieder zu verschwinden; gerade in der weihrauchschweren Zeit der fünfziger Jahre ließen sich kräftige Geister, der süßlich-frömmelnden Amarantherei übersatt, die derbe Kost der „Soldaten" und des „Hofmeister" wohl munden und namentlich der schlichte Naturlaut seiner Lyrik gewann ihm immer mehr Herzen.

Schon früher hatte ihm die Litteratur-Forschung ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden begonnen; August Roeber, der Elsaßer Forscher, brachte neue Materialien über sein Verhältnis zu Goethe und Friedrike von Sesenheim bei; die beiden Erben jenes handschriftlichen Nachlasses, den Dumpf an Tieck gesendet, Wendelin von Maltzahn und Jegor von Sievers begannen denselben zu bearbeiten und herauszugeben; namentlich Sievers Schrift über Lenz (1879) stellte zuerst zahllose Irrtümer über sein Leben richtig. Ob Alles, was ein anderer Lenz-Forscher, P. Th. Falck in Riga, von und über Lenz veröffentlicht, Anspruch auf Glaubwürdigkeit hat, muß billig bezweifelt werden; ihn so kurzweg abzuthun, wie es in neuester Zeit unter den Parteigängern Goethes in der Lenzforschung üblich geworden, dürfte gleichwohl nicht angehen. Was die jüngste Zeit an wertvollen Erscheinungen von und über Lenz gebracht, sei weiter unten hervorgehoben; hier nur so viel, daß er gewiß zu keiner Zeit mehr gerühmt worden, als heute, wenn man ihn auch vielleicht vor 50—60 Jahren eifriger gelesen. Dieses Lob hat ähnliche Gründe, wie jenes der dreißiger Jahre; wieder geht eine naturalistische Strömung durch die Litteratur; die scharfe Beobachtung des Dramatikers wird mit Recht gerühmt, daneben mit Unrecht auch seine Rohheit, die Formlosigkeit aber, die seine Werke von der Bühne ausschließt, vollends wie ein Vorzug gepriesen. Manche dieser feurigen Lobreden klingt wie eine ungeschickte „oratio pro domo", und ein „Jüngster" ist bekanntlich sogar so weit gegangen, eigene Produkte als Tradita von Lenz einzuschmuggeln; Vieles jedoch ist gewiß ehrlich gemeint. Er aber wird auch dann

noch als Mensch interessieren, als Dichter fesseln, wenn auch diese Strömung vorbeigegangen sein wird. Ein Lyriker, wie er, kann nie ganz vergessen werden, und Schilderungen, wie jene der Offiziere Haudy, Rammler, Pirzel, Mary in den „Soldaten“, oder des „Hofmeisters“ Läuffer und des von ihm verführten Gustchen wird man immer als Zeugnisse einer bedeutenden Dichterkraft achten.

Doch — wem sagen wir dies?! Zeitschriften, die sich an breite, in der Geschichte unseres geistigen Lebens wenig bewanderte Kreise wenden, handeln sicherlich gut und löblich, wenn sie bei Anlässen, wie dieser, eine Biographie des toten Dichters und eine Charakteristik seines Schaffens bringen. Die Leser der „Deutschen Dichtung“ aber wären mit Recht sehr erstaunt, wenn wir ihnen erzählen wollten, wie Lenz gelebt und was er geschrieben. Diese Zeitschrift begeht derlei Gedenktage, indem sie das Resultat der jüngsten Forschungen über den Dichter verzeichnet, oder angiebt, was in letzter Zeit Neues von seinen Schöpfungen an's Licht getreten. So sei es auch diesmal gehalten.

Das Beste von Lenz, seine „Gedichte“, liegen nun endlich in einer guten, sorglich redigierten Ausgabe vor (Berlin, Wilhelm Hertz, 1891). Der Herausgeber ist Karl Weinhold, der zu diesem Zwecke die Vorarbeiten Wendelin von Maltzahns benutzen durfte. Der Band enthält das bekannte in korrekter Fassung, daneben manches neu Aufgefundene. Aus jenen Gedichten, die Weinhold in ihrem richtigen Wortlaut hergestellt, sei nur das folgende mitgeteilt, weil es zugleich eine Perle der Lyrik ist:

An **

In der Nacht im kalten Winter
Wird's so schwarz und graulich nicht,
Als in meinem armen Herzen
Fern von deinem Angesicht.

Aber wenn es wieder lächelt
In die Seele mir hinein,
Werd' ich jung und neu geboren,
Wie das Feld im Sonnenschein.

Du allein giebst Trost und Freude;
Wärst du nicht in dieser Welt,
Stracks fiel alle Lust zusammen,
Wie ein Feuerwerk zerfällt.

Wenn die schöne Flamm' erlöschet,
Die das all' gezaubert hat,
Bleiben Rauch und Brände stehen
Vor der königlichen Stadt.

Ein bisher ungedruckter Glückwunsch des Siebzehnjährigen zur Vermählung seines älteren Bruders ist insofern für ihn höchst charakteristisch, als er mit der sentimentalen Ausmalung des — Todes des Beglückwünschten schließt; ein anderes aus seinem 21. Lebensjahre enthält die für ihn gleichfalls höchst bezeichnende Wendung:

Mit jedem Tage lernt man klärer,
Daß nur der Tod der große Lehrer
Der Tugend und des Glückes sei.
Um glücklich in der Welt zu leben,
Dazu gehöret viel Bestreben
Der Bosheit und der Heuchelei.

Echt Lenzisch ist das folgende, bisher ungedruckte Liebeslied:

„Das dich umgiebt, belebest du;
Dein Auge gießt wie Saft der Reben
In todte Adern Geist und Leben
Und führt dem Herzen Feuer zu.

Dem Kranken läuft das Blut geschwinder,
Der alte Mann, die kleinen Kinder,
Warm von dem ungewohnten Glück,
Umhüpfen deinen frohen Blick.

O Phillis, diesen Blick umgiebt
All' alles, was man wünscht und liebt.
Ich möchte sonst kein Glück erwerben,
Als voll von diesem Blick zu sterben.

Drum flieg' ich, Räub'rin meiner Ruh',
Daß mir dein Aug den Tod' soll geben,
Dir täglich voller Sehnsucht zu,
Und täglich — schenkt es mir das Leben.“

Das Gleiche gilt von dem folgenden Lied:

„Geduld und unerschrockner Muth
Beseelen mein getreues Blut
Und fürcht' mich nicht zu sterben.
Der Himmel kostet Leiden hier,
Ich leide froh, kann ich von dir
Mir einen Blick erwerben.

Nur du verdienst beglückt zu seyn,
Drum will ich gerne Gram und Pein
In meine Brust verschließen.
Den Thränen will ich wiederstehn,
Du Engel sollst sie nimmer sehn
Auf meine Wangen fließen.

Ach traue deutscher Redlichkeit
Die sich zu deinem Dienste weyht,
Und willtu sie belohnen,
So müßte Tag und Nacht der Schmerz
Dir fremde seyn und Lust und Scherz
Dein schönes Herz bewohnen.

Alsdann mein Kind ist alles gut,
Alsdann so mag mein junges Blut
Für dich die Erde färben.
Es ist mir sonst nichts fürchterlich
Als dich betrübt zu sehen, dich!
Viel sanfter thut's zu sterben.

Drum fleh' ich, heitre dein Gesicht,
Ich scheue Höll und Himmel nicht,
Bleibt mir dein Auge offen.
Wenn du vergnügt und glücklich bist,
Und stünd' ich auf dem Richtgerüst,
Dann ist mein Ziel getroffen.

Und wär' ich in der Sklaverey,
Und hätte nur den Trost dabey,
Für dich, für dich zu leiden;
Und wär' ich jenseits überm Meer
Und wüßt, daß Clephchen glücklich wär',
Dann wär' ich zu beneiden.

Nur sie, nur sie muß glücklich seyn,
Nur sie, nur sie verdients allein;
Und ging die Welt zu Grunde,
Ich selber mit — o wie so schön
Würd' ich alsdann zu Grunde gehn.
Schlag bald du schöne Stunde!

Der Neigung für dieselbe Schöne — Cleopha Fiebich — verdankt das folgende „Lied zum teutschen Tanz“ seine Entstehung; die Angebetete war eine leidenschaftliche Tänzerin:

„O Angst! tausendfach Leben!
O Mut, den Busen geschwellt,
Zu taumeln, zu wirbeln, zu schweben,
Als gings so fort aus der Welt!
Kürzer die Brust
Athmet in Lust.

Alles verschwunden,
Was uns gebunden.
Frey wie der Wind,
Götter wir sind!"

Seiner Schwägerin schenkte Lenz seine Komödien mit folgender charakteristischer Widmung:

„Fühl' alle Lust, fühl alle Pein
Zu lieben und geliebt zu seyn,
So kannst du hier auf Erden
Schon ewig seelig werden."

Das folgende Gedicht ist besonders ergreifend, den Schluß ausgenommen:

Trost.

Nur der bleibende Himmel kennt
Was er den schwachen Sterblichen gönnt;
All ihr Glück erstohlen von Qualen;
Hinter Wolken zitternde Strahlen;
Was ihr Herz sich gesteht und verhehlt,
Alles hat er ihnen zugezählt;
Unerbittlich — all ihre Triebe,
Alle Gestalten und Grad' ihrer Liebe,
Alle Fehler des Augenblicks,
Oft die Räuber ewigen Glücks,
Allen Unverstand, Delikatessen,
Wo sie nicht noth waren, Plumpheit, Vergessen
Seiner selbst oder dessen, was nie
Gut gemacht wird, der Harmonie,
Die aller Wesen Wohlstand erhält,
Dieses Himmels auf der Welt —
All das läßt er mit kindischem Schrein
Uns in der Wiege schon prophezein.
Regt nicht oft schon des Säuglings Stimme
Seinen Zorn zum künftigen Grimme
Und seiner stillen Thränen Geduld
Seine Gnade zur künftigen Huld?
Ach womit muß ich's versehen haben,
Daß meine erste Liebe begraben?
Daß meines Herzens Unverstand
Nachher nirgends Ruhe fand?
Daß deine köstlichsten Schätze auf Erden
Mir nur im Fluge gewiesen werden;
Und in dem schwimmenden Augenblick
Des seligen Genusses beb' ich zurück
Fort in den furchtbaren Strudel des Geschickes;
Fort, fort ohne Hoffnung des vorigen Glückes,
Ohne Wiedererinnerung fort,
Wo mein Leben in Wüsten verdorrt,
Wo niemand Theil nimmt, niemand mich kennet,
Niemand mir Theil zu nehmen gönnet,
Und die Natur selbst kälter scheint,
Weil sich niemand mit ihr befreundt?
O gute Götter! wie glückliche Stunden,
Wie schrecklich leere sind mir verschwunden!

Der Schluß aber läuft in eine frivole Spitze aus:

„Ihr zählet sie alle, bewilligt mir
Nur eine Bitte; solltet ihr
Noch der glücklichen übrig haben,
Ach geht sparsam mit euren Gaben!
Haltet ihr aber doch nicht Haus,
Mir zur Strafe vielleicht, so halt ich
Wenigstens zu der Sterbestunde
Mir ein Stündgen mit — aus."

Den folgenden Dreizeiler „Beruhigung" überschrieben, bewahrt das Großherzogliche Hausarchiv in Weimar:

„Gott ein Gott der Liebe!
Jedes Schicksal Vater Gott!
Und ich weine?"

Einem „Räthsel auf Pfeffel" (den Fabeldichter) ist folgender Neujahrswunsch beigesetzt, den Goethes Mutter an Lenz gerichtet:

„Ich wünsch Euch Wein und Mägden Kuß
Und Eurem Klepper Pegasus
Die Krippe stets voll Futer.
Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang,
Sagt Dr. Martin Luter."

Ein bereits früher gelegentlich gedrucktes Gedicht von Lenz auf die Geburt eines Töchterleins eines Freundes, ist deßhalb bemerkenswert, weil sich in ihm zuerst — es ist 1777 entstanden — Spuren der Geisteszerrüttung des Dichters finden. Es beginnt ganz vernünftig:

„Willkommen kleine Bürgerin
Im bunten Thal der Lügen!
Du gehst dahin, du Lächlerin!
Dich ewig zu betrügen.

Was weinest du? Die Welt ist rund
Und nichts darauf beständig,
Das Weinen nur ist ungesund
Und der Verlust wehwendig."

Der Schluß aber ist unsinnig: „Denn wirst du stehn auf deinem Werth,"

Bis das der Adler kommen wird
Aus fürchterlichen Büschen,
Der Welten ohne Trost durchirrt —
Wie wirst du ihn erfrischen!"

In den folgenden Gedichten wechselte Sinn und Unsinn bunt mit einander ab. Das letzte, das Weinhold mitteilt, ist bereits ganz verwirrt. Die erste Strophe lautet:

Weh den Verblendeten, die je nach Ro[ssen] haschten
Und Dornen an dem Schluß in ihre Hand gedrückt,
Ach wenn die Schrecken sie des [ ]nes überraschten
Die sich am Frühlingshauch erquickt...

Warum endete Lenz im Wahnsinn? Wars Ererbung, Folge seiner Lebensweise oder unterlag er endlich den Streichen eines erbarmungslosen Geschicks? Ist jene Charakteristik, durch die er in der Litteratur fortlebt und deren Wucht, kraft der unvergleichlichen Bedeutung ihres Verfassers, ihn erdrückt hat, die Charakteristik Goethes im Ganzen als zutreffend zu bezeichnen? Liegt die Schuld an seinem Bruch mit Lenz nur an diesen und was eigentlich hat Lenz aus Weimar vertrieben?

Ein Schluß-Artikel soll es versuchen, diese Fragen auf Grund er neuesten Forschungen zu beantworten.

Litterarische Notizen.

— Eine englische Gesamtausgabe der Werke Heinrich Heines giebt Charles Godfrey Laland im Verlage von Wm. Heinemann in London heraus. Der erste Band, der uns vorliegt, enthält die „Florentinischen Nächte", die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski", den „Rabbi von Bacharach" und „Shakespeares Mädchen und Frauen", eine etwas seltsame Auswahl, die offenbar dem großen Publikum, sowie dem specifischen Interesse der Engländer entgegenkommen soll. Die Übersetzung ist im Ganzen nicht übel, obwohl es dabei nicht ohne Mißverständnisse abgegangen, die Ausstattung aber vortrefflich.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Ein Abtrünniger.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

XI.

Der schmale Pfad war schwierig und offenbar wenig begangen. Christian hatte Mühe, ihn nicht zu verlieren. Als es zu dämmern begann, blieb der Flüchtling oft unsicher stehen und lief dann doch weiter über Stock und Stein. Der Mond ging auf, aber sein blasser Schein fiel nur gebrochen durch das dichte Geäst. Da sah der Ratlose plötzlich zur Seite einen Lichtschein aufblitzen. Er starrte hin, das Licht glühte stetig fort, ein Stücklein Gold inmitten der Pracht des Mondlichts. Er ging darauf zu, wohl eine halbe Stunde lang, bis es endlich dicht vor ihm lag. Es war ein Feuer, welches vor einer Hütte brannte, ein Kochkessel war darüber aufgestellt. Daneben ragte ein ungeheures, plump gefügtes Kreuz. Christian zuckte zusammen, als sich plötzlich vom Fuß des Kreuzes, wo er zusammengekauert gelegen, ein riesiger, hagerer Greis in Mönchstracht erhob und ins Dunkel hinausspähte. Das Feuer beleuchtete hell sein düsteres, unheimliches Antlitz, um welches wild und wirr das weiße Haar starrte. „Der Pater Rufus!" dachte Christian entsetzt und hielt den Atem an. Der Greis rief ins Dunkel hinein: „Wer da?" Als es stille blieb, bückte er sich zum Kessel, rührte darin und kauerte sich dann wieder zum Kreuze nieder.

An allen Gliedern zitternd und so leise wie es ihm nur gelingen wollte, schlich Christian wieder fort. Als er außer Hörweite war, begann er hastig zu laufen, stundenlang, bis er ermattet niedersank. Barmherzig senkte sich der Schlaf auf sein fieberndes Haupt, und als er des Morgens erwachte, sah er tief unten im Thale einige Häuser liegen. Hüttenau nannte ihm ein Ziegenhirt, der ihm begegnete, den Namen der Ortschaft. Erst mit sinkender Dämmerung hatte er das Bergdorf erreicht. Nach der Schmiede brauchte der Jüngling nicht zu fragen, sie stand auf einer Anhöhe, ihr Feuer leuchtete hell ins Thal hinein. Der Schmied, ein alter Mann mit düsteren Zügen, war allein und fleißig an der Arbeit. „Grüß' Gott!" sagte Christian schüchtern und trat ein. Der Mann fuhr fort zu hämmern, daß die Funken stoben. Er gab den Gruß nicht zurück. „Was wollt Ihr?" fragte er kurz. — „Ein Obdach!" bat Christian. — „Hier ist kein Wirtshaus!"

Der Jüngling zögerte einen Augenblick, dann faßte er sich ein Herz und sagte halblaut:

> „Bruder, ich kann nicht mehr,
> Schütze mich vor Scheer' und Speer!"

„Hoho!" rief der Schmied, ließ den Hammer sinken und bot dem Christian die riesige Rechte. „Willkommen! Bist Du ein Lutherischer?" — „Nein — aber —". — „Gleichviel, den Spruch weiß kein Unrechter. Komm!" Er führte ihn in die Kammer. „Hier ist Schinken, Brot, Wein, dort ein Lager. Zum Plaudern hab' ich jetzt keine Zeit. Morgen! Gute Nacht!"

Die Sonne stand hoch, als Christian erwachte. Der Schmied stand vor ihm. „Wohin willst Du?" fragte er. „Sie hetzen Dich?" Christian berichtete seine Geschichte. Der Schmied nickte. „Du mußt über die Grenze", sagte er. „Hast Du Geld?" — „Nein!" — „Thut nichts. Hier ist ein Zwanziger. Wo Du hinkommst werden die Brüder sammeln. Heut Abend kommt einer der Unsern aus Hallstadt durch, der nimmt Dich mit. Bis zum Abend halt Dich still hier. Speise und Trank ist im Kasten dort." — „Wie soll ich Euch danken . . ." stammelte der Flüchtling. — „Kein Ursach'" war die kurze Antwort. „Du weißt den Spruch!"

Er wußte den Spruch, das war dem Schmied

von Hüttenau genügender Grund, den Flüchtling zu beherbergen und weiter zu befördern. Und ebenso den anderen wackeren Leuten in Hallstadt, Strobl, St. Wolfgang und den übrigen Orten des Salzkammerguts bis Hallein. Binnen einer Woche schafften sie ihn über die bayerische Grenze nach Berchtesgaden. Was es mit dem Spruch für eine Bewandtnis hatte, wußte Christian damals nicht, er wagte auch nicht darnach zu fragen, aus Furcht das Mißtrauen seiner Helfer zu erwecken, erst später hat er erfahren, daß die rätselhafte Formel aus jenen düsteren Tagen stammte, da die Jesuiten im Verein mit den Dragonern des zweiten Ferdinand, die neue Lehre in diesen Bergen mit Feuer und Schwert ausrotteten. Aber dies Volk von Flößern, Hirten und Bergleuten hatte einen starken Nacken, und als es sich endlich doch beugen mußte, da hielt es gleichwohl heimlich am Worte Luthers fest. Aber ebenso hartnäckig waren die Verfolger und weh dem Armen, der wegen dieses Verbrechens in Verdacht geriet. Dann hatte er nur zwischen qualvoller Kerkerhaft zu wählen und heimlicher Flucht aus seinen geliebten Bergen. Der Druck hatte einen Geheimbund hervorgerufen, jener Reim war das Erkennungszeichen, der „Speer" war das Symbol der Staatsgewalt, die „Scheere" das der „Geschorenen" der Pfaffen. Die Tage wurden lichter. Der Bund zerfiel, aber der Reim erbte sich fort, vom Vater auf den Sohn und Enkel und die Regierung sorgte dafür, daß er von Zeit zu Zeit wieder neue Bedeutung erhielt.

Auch in Berchtesgaden kam Christian in das Haus eines „Wissenden", eines protestantischen Chirurgus aus dem Zillerthal, der um seines Glaubens Willen die Berechtigung zur Praxis in seiner österreichischen Heimat nicht hatte erhalten können. Da war der alte Max von Bayern, der nicht umsonst den Lufthauch der napoleonischen Zeit empfunden hatte, denn doch barmherziger, und hatte ihm gestattet, in Berchtesgaden seine Kunst zu üben, seinen Haushalt zu gründen. Der Chirurgus hatte ein warmes Herz, aber einen kalten klaren Kopf; es war ein rechter Segen für unseren Flüchtling, daß er gerade in dieses Mannes Haus kam. Denn in den zwei Jahren, die ihn der Arzt als Lehrer seiner Knaben bei sich behielt, lernte er's doch so beiläufig, das Leben zu erkennen, wie es war, und es zu nehmen, wie es war. Seine Traumgespinnste zerrannen, er begriff allmählig die Macht der Gegner, die Schwäche seiner eigenen Gesinnungsgenossen, vor Allem aber erkannte er nun die Lücken seiner Bildung und bestrebte sich ehrlich, sie auszufüllen. Er sah, daß es noch andere Interessen gebe, als politische und religiöse — zunächst die der Wissenschaft. Aber zu der Erkenntnis, daß jegliche ernste Wissenschaft an sich Selbstzweck sei, raffte er sich doch nicht auf, weder in Berchtesgaden, noch in der Folge — dagegen wirkten für immer die Eindrücke seiner Knaben- und Jünglingszeit. Ihn konnte nur bewegen und fassen, „was der Freiheit nützen kann", und auf anderem Wege, als auf dem der gewaltsamen Umwälzung dünkte ihn die Freiheit nicht erreichbar. Schon dies trennte ihn von seinem Wohlthäter, noch tiefer war in Dingen des Glaubens die Kluft zwischen ihnen gerissen. Der Chirurgus hielt treulich am Worte Luthers fest, dem er selbst die teure Heimat zum Opfer gebracht. Christian aber war und blieb Atheist. Als die Kinder heranwuchsen, da mußte dem Vater denn doch bange werden vor solchem Lehrer und Christian mußte gehen. Aber sie schieden im Frieden und wenn Christian auch später stets achselzuckend zu erzählen pflegte: „Der Mann war ein echter deutscher Philister", so wurden dem weichen Menschen doch die Augen naß, wenn er von all' seiner Liebe und Güte berichtete.

Christian ging und führte nun durch acht Jahre, bis zur Julirevolution, ein sonderbares Leben, ein Leben, von dem anscheinend sehr viel zu berichten ist und doch im Grunde sehr wenig. Es war überreich an äußeren Schicksalen und doch so abenteuerlich, daß keines Dichters Phantasie es bunter ersinnen könnte. Der junge, schwächliche, verkrüppelte Mensch durchzog, von innerer Unruhe und der Glut für seine Ideale vorwärtsgetrieben, fast den ganzen Weltteil, um, wie er später meinte, „das Handwerk zu grüßen", Gesinnungsgenossen aufzusuchen, das arme, gedrückte Volk aufzuklären, Pläne zu seiner Befreiung zu schmieden. Auf Schusters Rappen durchzog er so Spanien und England, Deutschland und Frankreich, die Schweiz und Italien und da er zu ehrlich war, sich von irgend einem geheimen Komite für seine — wie er wohl selbst fühlte, imaginären — Dienste füttern zu lassen, und zu nobel, um bei seinen Mitverschworenen zu schmarotzen, so verdiente er sich während dieser Jahre sein Brod auf die verschiedenste Weise. Er war in bunter Abwechslung Lehrer und Stiefelputzer, Korrektor

in einer Druckerei und Raddreher in einer Fabrik, Hausknecht und Fremdenführer, Redakteur und Setzer, Kopist und Übersetzer, Kolporteur und Cigarrenverkäufer, Buchbinder und Laternenanzünder, auch Postknecht und Friseurgehilfe — es wäre fast schwieriger aufzuzählen, was er nicht war. Mit unzähligen bedeutenden Menschen trat er in Berührung, aus unzähligen Gefahren rettete ihn seine Schlauheit oder eine Laune des Zufalls. Das Leben Christian Hagers von 1822—1830 ist ein Roman, aber ich widerstehe leicht der Versuchung, ihn zu erzählen, denn äußere Schicksale, wenn sie sich so toll und zufällig fügen, so wenig den Kern des Individuums berühren, wie dies hier der Fall, scheinen mir nie mehr zu sein, als Kostüme. Als Christian aus dem Kloster Rainburg in die Welt floh, da war sein ganzes Wesen so fest und unabänderlich geprägt, daß keine Macht der Welt ihn hätte mehr wesentlich umgestalten können. Er blieb derselbe Mensch in Madrid wie in Hamburg, derselbe Mensch als Redakteur wie als Lampenputzer. „Die Welt ist damals an mir vorbeigegangen wie eine Fata morgana," sagte er lächelnd und forderte man ihn auf, von seinen Wanderungen zu berichten, so schüttelte er den Kopf. „Was ist da viel zu erzählen", pflegte er zu sagen. „So viel ich auf dieser Erde umhergekollert bin, es waren an den verschiedenen Orten doch nur die Kulissen verschieden, während überall dasselbe Trauerspiel agiert wurde, dessen Kunstwert ich nie hoch anschlagen konnte. Wohl dem, der anders urteilen kann, aber im Allgemeinen schimpfen die Feinfühligen überall über das Stück oder lassen es in stummer Ergebung über sich ergehen: wer geräuschvoll applaudiert, ist in der Regel ein Dummkopf. „Fressen, um nicht gefressen zu werden!" Darauf läuft das Spiel doch schließlich überall hinaus und wem könnte dies auf die Dauer gefallen?"

Der Juli von 1830, die Stunde der Pariser Ereignisse traf ihn in Neapel, wo er als Fremdenführer umhervagabundierte und sich betrübte Gedanken darüber machte, wie eigentümlich seine Freunde, die Carbonari, die Freiheit auffaßten, als das Recht nämlich, den Mitmenschen die Taschen leeren zu dürfen. „Nun geht's überall los", dachte er und brach nach Norden auf. In Süddeutschland machte er Halt — in Baden, Hessen und Würtemberg, namentlich aber in Rheinbayern gährte es, manches freie Wort ward gesprochen und gedruckt. Das dünkte ihm sein richtiger Platz, er blieb, trat mit den Führern in Verbindung und stand bald im Mittelpunkte der Bewegung. Aber der Traum währte kurz — bis zum Frankfurter Putsch. Da führte er mit seinem Freunde, Dr. v. Rauschenplath, einen der Gießener Studentenhaufen gegen die Hauptwache, ward noch in derselben Nacht von der Bürgergarde gefangen genommen und nach Mainz gebracht. Dort tagte jenes grausame Gericht, die „Central-Kommission" genannt. Christian saß drei Jahre in Untersuchungshaft und wurde dann an die österreichische Regierung ausgeliefert, damit diese ihren Unterthan für die Hochverräterei gegen den Bundestag bestrafe. Hier dauerte die Untersuchung kaum eine Woche, Metternich war gegen lange Prozeduren — Christian Hager wurde zu zwanzigjähriger Festungshaft verurteilt und verbüßte nicht ganz die Hälfte davon auf dem Spielberg — nur acht Jahre — denn 1844 ward er amnestiert und erhielt Prag zum Aufenthalt angewiesen. Auch hielt die österreichische Polizei noch immer ihre fürsorglichen Fittige über ihm. Er stand „unter polizeilicher Aufsicht". Was dieser Ausdruck in der Praxis bedeutete, werden wir später sehen und ebenso in welcher Art sich das kleine Männchen trotzdem seine Zeit vertrieb. Hier nur soviel, daß die Kerkerhaft nicht die Kraft seines Körpers gebrochen, nicht seinen Geist und Willen. Er blieb, wozu ihn Schicksal und Erziehung gemacht: Atheist und Revolutionär, ein düsterer Fanatiker gegen Alle, „die uns bedrücken", aber der weichste, opferfreudigste Freund der Armen. Nur einen Charakterzug hatte die dunkle Einsamkeit des Kerkers in ihm großgezogen: die Ironie . . .

So war der Mann, der mich von der Straße aufgelesen, der meinem Leben die Richtung gab, so war „meine Vorsehung!"

XII.

Man rühmt es als ein Glück, wenn Jemand ein neues Leben beginnen kann, ohne viel durch das alte beschwert zu werden. Mir ward dies Glück gegönnt, so weit es überhaupt einem Sterblichen zufallen kann. Freilich war und blieb auch ich derselbe Mensch, zu dem mich Erziehung und Schicksal gemacht, meine weitere Entwicklung knüpfte daran an — über diesen inneren Zusammenhang mit der Vergangenheit kam auch ich nicht hinaus, so wenig wie ein Anderer. Aber äußerlich war mein Leben in zwei Abschnitte geschieden, über

die keine weitere Brücke führte, als die bloße Thatsache meiner Existenz.

Als ich gesund aus jenem vielstündigen Schlafe erwachte und mich erhob, da lag mir Alles, was sich vorher begeben, unklar und bedeutungslos wie ein Traumgebilde. Was hätte auch aus jener abgethanen Zeit hinübergreifen sollen in mein neues Dasein hinein?

Es bleibt mir für Lebenszeit ein unvergeßlicher Morgen — sogar das Datum habe ich mir gemerkt, 8. April 1845 — wo ich in der kleinen Stube meines neuen Freundes auf und ab schritt und überdachte, was nun zu beginnen sei. Ich war bereits völlig wieder genesen, aber wenn ich mich in diese Gedanken einwühlte, so überflogen mich doch wieder Fieberschauer.

Was besaß ich als Grundlagen für eine neue Existenz? In barem Gelde drei Zwanziger, die der alte Herr Latschka beim Ankauf meines nicht eben glänzenden Habits erübrigt. An Erfahrung — nichts! An Wissen allerdings ziemlich viel, aber ungeordnet und wirr und — sagt' ich mir — gewiß nicht in Formen geprägt, die sich in Geld umsetzen ließen. Freilich hatte ich zwei Gönner: die alte Frau Schertassek, die mir auch heute schon, kaum daß sie meinen Schritt gehört, das Frühstück gebracht hatte, und jenen kleinen, höckerigen Mann, vor dem mir, trotz all seiner Liebe und Güte, noch immer heimlich graute. Und diese beiden dürftigen Menschen, die sich offenbar selbst nur mühsam und gebeugt gegen den Sturm der Not durchdrückten, waren meine einzigen Stützen!

War es nicht fast ein Verbrechen, ihrem Mitleid das Wenige abzulocken, was sie besaßen? Immer banger wurde mir um's Herz, immer trostloser. Und ach! es war nicht bloß die Sorge, wovon mein Leib leben sollte! Und die Seele? Ich hatte sterben wollen, weil sie keinen Halt mehr hatte — was hatte sich seitdem daran geändert? „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" Das waren drei Worte und nichts weiter. Ich warf mich stöhnend auf das Lager und preßte mein Haupt in die Kissen.

Da ging die Thüre, Christian Hager trat ein. Er blickte mich scharf und prüfend an und meine Verstörtheit entging ihm sicherlich nicht. Aber er blieb gleichwohl fröhlich und unbefangen.

„Guten Morgen, Mitmensch!" rief er. „Auf — erhebe Dich! Ich habe Dir Etwas mitgebracht!"

Ich sprang hastig auf, stammelte verwirrt einen Gegengruß und suchte mir dabei heimlich die Thränen aus den Augen zu wischen.

„Es ist hier ein wenig Rauch!" sagte der gute Mensch, um mir aus der Verlegenheit zu helfen. „Ich bin's gewöhnt und es beißt doch auch mir in die Augen." Er öffnete das Fenster. „So! — und nun sieh, was ich Dir gebracht habe!" Er zog ein Packet aus seinem Mäntelchen hervor. Es war ein runder Filzhut. „Das war vorläufig das Notwendigste," sagte er. „Dein alter Hut schwimmt derzeit wohl schon am roten Strand von Helgoland oder liegt irgend einem Delphin unverdaulich im Magen! Und da wir in einem Staatswesen leben, in welchem es weder die Polizei, noch die Straßenjugend duldet, daß man mit bloßem Haupte einhergehe, so mußte zunächst für das Opfer, welches Du dem Flußgott gebracht, ein Ersatz gewonnen werden, was mir auch gegen Erlag von zwei Zwanzigern gelungen ist!"

Er stülpte mir den Hut auf's Haupt. „Paßt ausgezeichnet!" lachte er behaglich. „Ich war aber auch schlau und habe Dir, während Du schliefst, Maß genommen."

„Sie sind so gütig!" stammelte ich.

„Schon gut!" Er schnitt eine Grimasse. „Wir haben jetzt Wichtigeres zu thun, als uns gegenseitig in Rührung zu bringen. Hör' mich an!"

Er zwang mich in den Sessel am Fenster nieder und stellte sich vor mich hin. „Ich habe," begann er ernst und nachdrücklich, „eine große Verantwortung auf mich genommen, als ich Dich verhinderte, dort hinein zu springen." Er deutete auf den Fluß, der draußen breit und mächtig vorüberflutete. „Und ich habe Dich dadurch in einen anderen Strom zurückgeschleudert, der viel breiter und tiefer, jedenfalls aber viel erbarmungsloser ist, als die Moldau. Darum habe ich die Pflicht, Dich nicht allein und hülflos mit seinen Wogen kämpfen zu lassen!"

Er faßte meine Hand und fuhr fort: „In einen sicheren, behaglichen Kahn kann ich Dich leider nicht hineinsetzen, den habe ich selber nicht. Möchtest Du glücklicher sein, als ich, möge es Dir gelingen, einen solchen zu erreichen! Vorläufig aber will ich für Dich thun, was ich vermag: ich will Dir zeigen, wie ich selbst im Strome des Lebens dahinschwimme, und Dir behülflich sein, es für die nächste Zeit auf gleiche Weise zu thun!"

„Was nun mich selbst betrifft" sprach er weiter, „so schwimme ich in etwas eigentümlicher Position dahin. Mit der einen Hand klammere

ich mich an ein mächtiges Schiff, welches bald langsam, bald rasch, durch tausend Wehren gehemmt, aber auch tausend Hindernisse überwindend, seinem Ziele entgegenschwimmt und obwohl es oft momentan gänzlich still zu stehen scheint, doch eben so sicher und bestimmt das Ziel erreichen wird, wie etwa auf den Winter der Frühling folgen muß. Mit der anderen Hand aber fasse ich bald den, bald jenen Balken, der mir im Strome entgegenschwimmt und prüfe, ob er mich tragen kann. Geht es nicht, so ergreife ich einen anderen und ist der eine zu schwach und kein anderer in Sicht, — so verzweifle ich auch noch nicht. Denn die Hauptsache bleibt es doch, daß ich jenem Schiffe folge und es nicht verliere. Darum verschmähe ich selbst den solidesten Balken, falls er mich nicht neben diesem Schiffe hertragen will, sondern weitab davon. . ."

„Ich verstehe nicht —" unterbrach ich ihn.

„Glaub' ich Dir, mein Junge," sagte er lächelnd. „Ich mache es wie die alten Skribenten, zuerst ein breites Gleichnis, dann ein kurzes explicatio. Jenes Schiff ist der heilige Gedanke der Völkerfreiheit, der Balken aber meine Versorgung, meine materielle Existenz. Die Balken wechseln — aber meine Hand hält am Schiffe fest. Und darum bin ich trotz Not und Elend, Kummer und Kerkerhaft kein unglücklicher Mensch geworden und mein Leben ist menschenwürdig und wert gelebt zu werden."

Er hatte sich stolz aufgerichtet, sein Antlitz leuchtete. „Ich meine es gut mit Dir," sagte er dann, „denn Du bist hülflos und unglücklich — es ist eine geheime Wahlverwandtschaft, die mich zu Dir zieht. Als ich einst in gleicher Lage war wie Du, zerschmettert an Leib und Seele, wie Du, da haben sie mir Leckerbissen gereicht, aber sie waren vergiftet. Ich reiche Dir hartes, trockenes Brot, aber es ist gesund. Was Du zunächst für Deine arme Seele brauchst, ist ein Ideal, ein Ziel, ein Zweck, um dessentwillen Du leidest und arbeitest. Ich biete es Dir, indem ich Dich den Glauben an jene Göttin lehre, der ich mich beuge, die Freiheit! Und ferner brauchst Du Brot. Ich habe keinen eigenen Balken für Dich, aber zum Glück ist derjenige, welcher mich derzeit trägt, stark genug, uns Beide über Wasser zu halten. . ."

„Niemals!" rief ich . . . „Ich kann von Niemand Almosen annehmen."

„Fällt mir auch nicht bei!" lächelte er. „Aber siehst Du, ich stecke gerade jetzt bis über die Ohren im Gelde. Da korrigiere ich für den hiesigen Verleger Tempsky ein lateinisches Wörterbuch und verdiene mir monatlich dreißig Gulden. Ferner unterrichte ich einige hoffnungsreiche Jünglinge, welche den Tag über hinter dem Ladentische stehen, allabendlich in den Geheimnissen der deutschen Rechtschreibung sowie einer korrekten Aussprache — macht dreißig Kreuzer täglich, fünfzehn Gulden monatlich. Und endlich gebe ich noch zwei Stunden, die mir jede mit einem blanken Zwanziger honoriert werden, macht monatlich zwanzig Gulden. Summarum summa 65, sage fünfundsechzig Gulden Konventionsmünze — ich weiß wahrhaftig nicht, was ich mit all dem Mammon anfangen soll, ich, der ich bedürfnislos bin wie Diogenes und in der Weinstube allabendlich mit schwerer Mühe einen Zwanziger aufbrauche! Ich komme mir vor, wie der selige Fürst von Samos, und bestrebe mich ängstlich den Neid der Götter zu versöhnen. Bis vor wenigen Wochen gelang es mir so ziemlich, weil sich nämlich Herr Wenzel Schertassek, der Sohn unserer Frau Brigitta, in seiner Fabrik einige Zehen am linken Fuß gequetscht hatte. Aber nun ist dies wackere Mammuth längst wieder auf den Beinen und ich in heller Verzweiflung — soll ich wirklich auf meine alten Tage die Schmach erleben, Kapitalist zu werden? Da kommst Du mir in den Weg — gelobt sei Marx und St. Simon — ich bleibe, was ich war. Denn Du übernimmst die Korrektur bei Tempsky — ich verdiene nur fünfunddreißig Gulden monatlich, habe Zeit, wieder über den Wert Metternichs nachzudenken — und bin wieder ein glücklicher Mensch! — Abgemacht! . . ."

Er hielt mir die Hand hin und nach einigem Zögern schlug ich ein. Denn dieser edle Mann hatte eine Manier, seine Wohlthaten anzubieten, der auch ein Mensch in minder hülfsbedürftiger Lage, als damals ich, schwerlich widerstanden hätte.

Damit war der „Balken" gegeben; ich verdiente mir gegen fünfstündige Arbeit täglich mehr, als ich unbedingt bedurfte. Denn für zwei Zwanziger gewährte mir Frau Brigitta gern Wohnung und reichliche Verpflegung. Ich hatte es, eben erst von drückendster Sorge bedroht, nun mit einem Schlage weit besser und bequemer, als die meisten armen Studenten. Ein Gulden täglich — das war in jenen Tagen fabelhafter Billigkeit selbst in einer großen Stadt ein Kapital.

Darum war auch meine Dankbarkeit gegen Hager eine unbedingte und grenzenlose.

Meine Dankbarkeit, meine Anhänglichkeit und natürlich auch meine Abhängigkeit von seinem Gedankenkreise. Nach wenigen Wochen schon klammerte ich mich an jenes „Schiff“, dem er folgte, kaum minder fest an, wie er selbst. Wahrlich nicht bloß deßhalb, weil Christian Hager mein Retter gewesen, auch nicht deßhalb, weil ich an ihm von Tag zu Tag mehr das edelste Herz verehren lernte. Wenn allmählig jene drei Worte für mich den Begriff und die Bedeutung einer Religion gewonnen, wenn ich an sie glauben lernte, wie ich einst an einen allmächtigen Gott geglaubt, so fügte sich dies Alles natürlich: aus meinem Innern heraus und aus der Atmosphäre, die mich umgab.

Es ist selten ein Mensch durch Alles, was ihm im Leben geworden und versagt geblieben, für diese Religion so vorbestimmt gewesen, wie damals ich. Schon mein einsames verdüstertes Kinderherz hatte sie dunkel geahnt und aus seiner armseligen Umgebung heraus ihre Dogmen gleichsam instinktiv abgeleitet. Dann war der Gottesglaube gekommen und hatte sie verjagt wie die Sonne die Nebel scheucht. Aber nun war mir diese Sonne verblichen. Ich stand wieder im Dunkel, wie einst, und wieder fraß mir das wüste Hungerrätsel am Herzen, wie einst — und heute war ich kein Kind mehr, welches gerne nach einem tröstenden Spielzeug griff! Zerbrochen lag der Stab, der mich bisher aufrecht gehalten und die entgötterte Welt war mir nichts denn ein Kampfplatz, auf dem sich die unseligen Menschen ziellos herumtrieben und erbarmungslos zerfleischten, wie wilde Tiere, die ein grausamer Wille in eine enge Arena zusammengepfercht.

Und nun erwäge man, wie überwältigend es auf mich wirken mußte, als ich plötzlich die neue Lehre vernahm: „Ja, wir sind ziellos und zwecklos in diese Welt gestellt, aber in unserer Macht liegt es, uns selbst Ziel und Zweck zu geben: Die Veredlung des Einzelnen und der Gesamtheit!“ Und wie es mich im Tiefsten ergreifen mußte, wenn ich ferner hörte: „Die Welt ist ein Kampfplatz, der Stärkere zerfleischt den Schwächeren und kein höherer Wille greift ein, dem Verderben zu steuern — so rege sich denn unser eigener Wille! Erlöst uns kein Gott, so erlösen wir uns selbst! Ungefragt werden wir auf die Erde gestellt, ungefragt werden wir abberufen, aber wie wir diese Spanne Lebens gestalten wollen, liegt einzig in unserer Hand! Jetzt ist die Erde eine Hölle, aber sie muß es nicht sein, sie kann zum Paradies werden, wenn wir gut und gerecht sein wollen! Sind jene Vorrechte aufgehoben, die der Zufall giebt, die Vorrechte der Geburt und des Geldes, so ist jenes Joch zertrümmert, unter welcher der Mensch den Menschen beugt. Jeder gelte nur so viel, als er selbst wert ist, Jeder gebrauche frei die Kraft, die er sich erworben, Jeder helfe mild dem Bruder, auf daß ihm geholfen werde — Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit! — Das ist das Schiboleth der Selbsterlösung der Menschheit!“

Wie labender Tau fielen mir diese Worte auf die verschmachtende Seele. Selbst Christian Hager war verwundert und versicherte, daß er noch nie einen so lernbegierigen Schüler gehabt, aber, wiederhole ich, es war auch selten Jemand durch sein Schicksal so vorbereitet wie ich. Vielleicht wäre ich sogar ohne andere Lehrer, als mein Herz und meinen Verstand, zu einem Diener dieser Religion geworden. Nun aber hatte ich außer Hager noch so viele Lehrer, als ich Menschen durch ihn kennen lernte, und Alles, was damals lebte und webte, war erfüllt von dieser Religion.

Alles, sag' ich, nur eben die obersten herrschenden Kreise ausgenommen. Dieses unklare und doch so ahnungsvolle Regen und Drängen stieg in Kreise hinab, in deren dumpfe Stickluft vorher nie der Hauch einer Idee gedrungen, stieg in Kreise empor, welche eigentlich durch eine Wandlung der Dinge Vieles zu verlieren, Weniges zu gewinnen hatten. Es war eine rätselhafte, unvergleichliche Zeit, in der die Blinden sehend, die Hartherzigen weich wurden. Niemand wußte genau, was sich vollzog, aber Jeder wußte, daß sich etwas vollzog: Neues, Unerhörtes, Niemand wußte genau, was geschehen werde, aber Jeder fühlte, es werde anders werden auf Erden, anders und besser.

Es ist selten eine größere Thorheit behauptet worden, als jene, daß die Märztage von 1848 plötzlich, unvermutet gekommen, wie die Eruption eines Kraters, die man nicht hätte voraus bestimmen können. Auf den Tag freilich nicht, auch nicht auf das Jahr, aber daß Ähnliches kommen müsse, fühlte Jedermann. Selten hat ein gewaltiges Ereignis seine Schatten so weit

voraus geworfen, selten ist eine Erhebung durch so jahrelange Bewegung und Erschütterung der Gemüter vorbereitet gewesen. Es gilt dies allerdings von dem flachen Lande weniger, als von den Städten und von wenigen Städten mehr, als von jener, in der ich lebte.

Es herrschte damals eine sonderbare, geistige Atmosphäre in der Hauptstadt Böhmens; selbst dem flüchtigen Blick mußte es klar sein, daß es wie Gewitterhauch durch die Gemüter gehe, daß Deutsche, Czechen und Kosmopoliten, daß Gebildete wie Ungebildete einig seien in dem Haß gegen das Bestehende, in der Sehnsucht nach gründlicher Umgestaltung aller öffentlichen Verhältnisse. Auf die Negation war man vorläufig allein angewiesen und in der Negation war man einig. Wenn mein Freund oft, nachdem wir in aufregendem Gespräch die zwölfte Stunde herangewacht, sich begeistert erhob und mir zurief: „Es wird geschehen, was wir wünschen, weil es Alle wünschen! Es giebt in dieser großen Stadt kaum hundert Menschen, die nicht gleich uns der Befreiung entgegenjubeln!“ — wenn er das rief, so hatte er Recht, nicht bloß beiläufig, sondern buchstäblich.

Man konnte dies erkennen, auf Schritt und Tritt, wohin immer man sich wandte. Es war eine berauschende, aufregende Zeit, in welcher der Kälteste nicht ruhig bleiben konnte. Ich aber gehörte nicht zu den Kalten, ich stürzte mich kopfüber in diese Strömung, weil ich überzeugt war, daß dies meine heiligste Pflicht sei gegen Andere, wie gegen mich selbst. Die Freiheit wurde mir genau das, was mir früher Gott gewesen: Der Leitstern für die Gegenwart, der Hort für die Zukunft, die Ausgleichung aller Rätsel des Lebens und noch mehr: Ziel und Zweck des Daseins. Wie ich einst aus Liebe für die Menschen ein Priester werden wollte, um ihnen den allbarmherzigen, allgerechten Gott zu verkündigen, so wollte ich jetzt Agent der Revolution werden, um meinen armen, geknechteten Brüdern das Evangelium der Erlösung predigen zu können.

Für das Studium der Dogmen dieser Religion giebt es freilich keinen genau vorgeschriebenen Lehrplan, wie etwa für die Theologie. Aber Christian Hager hatte nicht umsonst sein Leben darauf gewendet, ein Pädagoge der Religion zu sein. Er erzog mich ganz folgerecht: Durch Theorie und Praxis.

„Wer für die heilige Sache wirken will“, sagte er, „muß bei sich selbst anfangen und in sich völlig klar sein, ehe er Andere belehrt und aufklärt. Er muß vor Allem nach allgemeiner Bildung streben, nicht als Selbstzweck, aber als Mittel zum Zweck; neben der Herzensgüte ist Bildung das richtige Korrektiv der Leidenschaft, die wir nicht entbehren können, wenn wir zum Ziele gelangen wollen, neben der Körperkraft, ist Bildung das einzige Mittel nützlich zu sein, nachdem wir zum Ziele gelangt sind. Denn im freien Staate darf nur jener satt werden, der sich sein Brot selbst verdient, wer es nicht durch Handarbeit erwerben will, muß sich ausrüsten, es als Kopfarbeiter erwerben zu können. Neben der allgemeinen Bildung muß er sich ferner politische Bildung erringen, nicht bloß durch die Lektüre der Schriften unserer Partei und ihrer Gegner, sondern auch die genaue Kenntnis der Geschichte. Dies Alles läßt sich aus Büchern erlernen, aber das Wichtigste, was ein Priester unserer Religion bedarf, steht in keinem Buche: genaue Kenntnis der thatsächlichen Verhältnisse, liebevolle Vertiefung in das Wesen der Menschen. Zu diesem Letzteren gehört freilich mehr Talent, als zu allem Übrigen, aber auch hier kann der Fleiß das Talent teilweise ersetzen. Ich will Dir in all dem ein getreuer Führer sein, Du aber bescheide Dich und sei erst Schüler, ehe Du Lehrer werden willst!“

Und das Programm führte ich auch unter seiner Anleitung pünktlich und gewissenhaft aus. Nur die Vormittagsstunden widmete ich meiner Erwerbsthätigkeit, in der übrigen Zeit erzog ich mich unter Hagers Augen für die Freiheit.

Es war ein ernstes, strenges Lernen und was ich mir da angeeignet, hat mir in der Folge thatsächlich viel genützt. Dank dem Fleiße, mit dem ich früher allerlei reale und humanistische Disziplinen auf eigene Faust getrieben, hatte ich nun keine allzugroßen Lücken meiner allgemeinen Bildung auszufüllen. Nur in den modernen Sprachen fehlten mir gründlichere Kenntnisse und dafür fand ich in meinem Freunde einen Lehrer, wie ich mir keinen besseren wünschen konnte — hatte er doch lange Jahre in Spanien und England, Frankreich und Italien gelebt, und zwar in Verhältnissen, welche ihm die völlige Erlernung dieser Sprachen zur Pflicht der Selbsterhaltung gemacht. Bezüglich dieser Sprachen wie jedes anderen Wissenszweiges von allgemein giltiger Bedeutung eiferte er meinen Fleiß stetig an.

Aber als ich ihm einmal meinen Plan mitteilte, im nächsten Semester wieder die Universität zu beziehen und Jurist zu werden, opponierte er mit leidenschaftlicher Heftigkeit.

„Das wäre Abfall von der heiligen Sache!" rief er ungestüm. „Deine einzige Entschuldigung kann nur sein, daß Du es Dir nicht recht überlegt hast! Wer sich der großen Göttin geweiht hat, darf sich nicht in die Baude eines spießbürgerlichen Berufes einzwängen lassen. So ein Ämtchen hängt ihm dann wie Blei an den Füßen und kommt die Stunde der That, so ist ihm sein Bischen Versorgung lieber, als das Heil seiner Brüder!"

Als ich schüchtern, der Wahrheit gemäß einwendete, daß ich gar nicht an eine Versorgung gedacht, da entwaffnete dies seinen Zorn keineswegs.

„Um so schlimmer," rief er, „wenn Dich dieser tote, absurde Formelkram um seiner selbst willen reizt. Was ist die Jurisprudenz? Die Lehre, wie man seit Jahrtausenden in gesetzlichen Formen wenig Recht und viel Unrecht geübt, die hohlste, unsinnigste, nutzloseste Wissenschaft. Aber ihre Zeit ist um, wenn unsere Stunde geschlagen hat! Im freien Staate wird nicht nach toten Formeln lebendiges Recht gesprochen werden, und Richter wird jeder werden können, der einen klaren Kopf und ein wackeres Herz hat! Mehr braucht es nicht, das Böse zu strafen, das Gute zu schützen. Und vielleicht", — fügte er hinzu indes sein Auge glänzte und seine Wangen sich röteten — „vielleicht wird es dann nicht einmal nötig sein, das Böse zu strafen. Nur der unglückliche, von der Gesellschaft mißhandelte und geknechtete Mensch wird zum Verbrecher, glückliche, freie Menschen werden auch gut sein!"

Ich schwieg und wagte erst nach einer langen Pause die Frage, ob er mir nicht gestatten würde, Philosoph zu werden?

Er lachte laut auf. „Ist es Dir in der That Herzensbedürfnis", rief er, „Dich an irgend eine der heiligen vier Fakultäten zu klammern? Meinst Du, daß sie zur ewigen Weltordnung gehören, wie Sonne, Mond und Sterne! Meinst Du, daß sie allein als Überbleibsel einer abgethanen Zeit bestehen werden, wenn sich binnen wenigen Jahren aus Blut und Tod, aus den Trümmern einer untergehenden Welt, die neue, bessere Ordnung der Dinge gebiert? Sei überzeugt, so wenig als die Jurisprudenz wird auch an den Universitäten der Zukunft die Theologie und die Philosophie ihren Platz finden, das neue Geschlecht wird keine Zeit haben für gelehrten Müßiggang, für das nutzlose Hin- und Herstreiten über leere Hirngespinnste. Die Universität der Zukunft wird die Dinge dieser Welt lehren, der Menschheit zum Heil, die sich nun lange genug den Kopf an den Wänden eingerannt hat, die vorläufig unserer Erkenntnis gesteckt sind — vorläufig! — denn es wird die Zeit kommen, da die Physik alle Metaphysik totschlägt und als ödes Wortgewäsch bei Seite schiebt!"

Darauf verstummte ich gänzlich und kam nie wieder auf meinen Plan zurück, der mir schließlich wirklich thöricht erschien. Für Geschichte hingegen interessierten wir uns Beide gleich eifrig, ebenso für Politik. Und was endlich jene praktischen Studien betrifft, von denen er gesprochen, Erkenntnis der Verhältnisse und des Menschenherzens, so mußte Hager meinen Eifer zügeln, damit er nicht über jene Grenze schieße, die mir der Lehrplan zunächst gesteckt. „Erkenne, wo Jeden der Schuh drückt", das war die einzige Aufgabe, die ich erfüllen durfte. Alles Agitieren war mir verboten und was er selbst trieb, konnte ich nur teilweise übersehen.

Was ihn zu solcher Zurückhaltung bewog, war sicherlich nicht Mißtrauen. Denn mit schrankenloser Offenheit teilte er mir mit, was er selbst wünschte, hoffte und erstrebte. Es war auch nicht Rücksicht für mich, damit ich nicht etwa im Falle eines Mißlingens seiner Pläne in persönliche Gefahr geriete. An ein Mißlingen dachte er nicht — und wenn auch! — zeitweise für die Freiheit zu leiden dünkte ihm gar kein Unglück.

Nur der schulmeisterliche, pedantische Zug seines Wesens hinderte ihn, mich in seine geheimste Welt einzuführen. Die sollte sich mir erst dann erschließen, nachdem ich völlig vorbereitet war. Freilich ahnte ich es schon früher, welche Rolle er in Prag spielte, ich mußte es mir aus seiner Handlungsweise kombinieren, aus seinen Beziehungen, aus dem rätselhaften Einfluß, den er auf Unzählige übte. Es war eine wichtige Rolle: Der kleine Mann trieb ein gefährliches Spiel, bei dem er, freilich wohl zum tausendsten Mal in seinem Leben, kaum weniger einsetzte als seinen Hals.

Christian Hager war ein Emissär jener revolutionären Propaganda, die in Paris und London, Dresden und Basel ihren Sitz hatte.

Sie war nicht einheitlich organisiert, die einzelnen Komitees hatten keine genaue Fühlung mit einander und die Mitglieder verfolgten sehr verschiedene Endzwecke. Nationale, Liberale, Demokraten, Kommunisten hatten da, von gemeinsamer Not getrieben, einen Bund geschlossen. In Hagers Händen liefen viele Fäden zusammen. Obwohl für seine Person Kommunist und roter Republikaner, wußte er sich doch schlau zu bezwingen und war der Vertrauensmann Aller, die gegen den absoluten Staat waren, auch der Gemäßigten. „Man muß alle Funken sammeln", war seine Maxime, und er setzte sie mit Virtuosität in Thaten um. Kaum ein halbes Jahr wieder in Freiheit, kannte er bereits jene Leute in Prag, auf die man sich verlassen konnte, hatte er bereits Fühlung mit denen, die zunächst zu gewinnen waren. Es war ja nicht seine Wahl, daß er just in Prag wirkte: die Regierung hatte ihn dort interniert und obendrein unter polizeiliche Überwachung gestellt; eine Maßregelung, die jeden Anderen gelähmt hätte. Ihn nicht; er hatte nicht umsonst ein Jahrzehnt lang in aller Herren Ländern den Sport getrieben, der heiligen Hermandad eine Nase zu drehen. Er wußte, daß er keinen Augenblick vor einer Haussuchung sicher sei und häufte dennoch die gefährlichsten Schriften und Broschüren in seiner Wohnung auf, freilich in Verstecken, die nicht eher zu entdecken waren, als bis man etwa das Häuschen demoliert hätte Er wußte, daß jeder Brief, der an ihn anlangte, vorher geöffnet und im „Schwarzen Kabinett" eifrigst durchstudiert wurde, und führte dennoch eine ausgebreitete Korrespondenz gefährlichen Inhalts, erhielt zahllose Briefe aus allen Weltgegenden. Aber sie enthielten anscheinend nichts, als harmlose Familiennachrichten, Beteuerungen der Freundschaft, Wetterberichte und dergleichen. Mit jedem einzelnen Korrespondenten hatte er eben auf Schleichwegen eine eigene Geheimsprache verabredet, welche die Worte und Phrasen der gewöhnlichen Umgangssprache acceptierte, ihnen jedoch eine andere Bedeutung unterschob. Jeder Führer z. B. hieß „Tante" mit einem beigefügten Vornamen, so Bakunin in Dresden „Tante Minka", und so oft dieser rastlose Agitator eine neue Broschüre in die Welt setzte, ließ er durch seinen Sekretär Hager schreiben, daß „Tante Minka" wieder einmal niedergekommen.

Ein Packet solcher Briefe wurde bei einer der Haussuchungen mit Beschlag belegt und Hager vorgeladen. „Das geht ja gegen die Naturgesetze", sagte ihm der Kommissär. „Der Gatte Ihrer Tante in Dresden schreibt Ihnen alle Monate, daß sie niedergekommen ist!" — „Es ist mir auch schon aufgefallen!" erwiderte Hager gleichmütig. „Aber ich lege es mir ganz natürlich zurecht!" — „Und wie?" — „Es ist eben eine Prahlerei dieses eitlen Menschen!" — „So! so! Und wie viele Tanten haben Sie denn eigentlich?" — „Dreiundsechzig, Herr Kommissär!" — „Aber um Himmelswillen, wie ist das möglich?" — „Meine Großeltern", erwiderte Hager ernst, „waren mehrere Male verheiratet und alle Ehen waren sehr fruchtbar. Außerdem haben sie noch zahlreiche fremde Kinder adoptiert!" — „Zusammen dreiundsechzig?!" — „Dreiundsechzig, Herr Kommissär!" — „Das glaube Ihnen der Teufel! Aber gleichviel! — in diesen Briefen kommen fünfundsechzig vor!" Hager legte die Hand an die Stirn und besann sich. „Ganz richtig, fünfundsechzig," erwiderte er nach langem Grübeln. „Ich habe zwei nicht mitgezählt, weil sie nachgeborene Geschwister meines Vaters sind, die nie für voll galten!" — „Zwei Nachgeborene?!" — „Zwillinge, Herr Kommissär!" In diesem Stil ging das Gespräch weiter, bis der Beamte den kleinen Menschen entlassen mußte, der es nur noch kühner trieb, als bisher.

Am drolligsten aber benahm er sich, wenn er einen „Spitzel" auf seiner Spur gewahrte. Dann knüpfte er entweder mit dem Manne ein freundschaftliches Gespräch an und erzählte ihm ununterbrochen die loyalsten Anekdoten vom Kaiser Franz, oder er that, als erschrecke er heftig, blickte sich von drei zu drei Schritten ängstlich um und verschwand endlich, scheinbar mit äußerster Vorsicht, im Hause irgend eines klerikalen, feudalen oder hyperloyalen Herrn. War er aber in der That auf Wegen, wo er nicht gesehen sein wollte, so konnte ihm auch der geriebenste Polizist nicht länger folgen, als höchstens zwei Minuten. Das Männchen war plötzlich verschwunden, als wäre es in die Erde gesunken.

So hatte die polizeiliche Überwachung im Grunde keinen anderen Zweck und Erfolg, als den, den Agitator bei guter Laune zu erhalten.

Drückender und hemmender hatte er anfangs die Internierung in Prag empfunden, bis er auch da mit der Zeit aus der Not eine Tugend machte.

Er fand hier, wie erwähnt, in der Stimmung

der Bevölkerung einen mächtigen Helfer und großen Spielraum für seine Thätigkeit, welche freilich bei so disparaten Elementen in allen Farben schillern mußte. Aber die Gabe, sich den Anschauungen der Menschen anzubequemen, rasch und sicher ihren Horizont zu ermessen und jenen Punkt ihres Wesens herauszufinden, wo der Hebel angesetzt werden mußte, um auf sie zu wirken — diese seltene Gabe besaß ja Christian Hager wie wenige Menschen. Ich hatte reichliche Gelegenheit, dies zu beobachten. Denn meine „praktischen Studien" bestanden ja eben darin, daß er sich von mir auf seinen Gängen begleiten ließ, so oft ihm dies thunlich schien, das heißt, so oft er eben nicht direkte Abmachungen und Verabredungen treffen wollte.

Ich will versuchen einige dieser Scenen zu schildern. Man wird dann klarer die Atmosphäre erkennen, in der ich mich bewegte, und selbst ermessen, wie sie auf mich wirken mußte.

Des Sohnes unserer Hausfrau, Wenzel Schertaffek, habe ich bereits Erwähnung gethan. Er war ein riesiger, düsterer, schweigsamer Bursche von dreiundzwanzig Jahren. „Mein leuchtender Sohn", pflegte Frau Brigitta mit einem czechischen Liebkosungswort von ihm zu sprechen, aber von seinem Gesichte ließ sich dies gewiß nicht behaupten. Breit und plump ragten die Backenknochen über den hageren Wangen und trübe, graue Augen glotzten melancholisch aus enggeschlitzten Lidern in die Welt. Es war so ziemlich der häßlichste Czeche, den ich je gesehen — das ist ein schweres Wort! Auch in seinem Innern schien es nicht besonders hell, er war immer stumpf, verdrossen und wortkarg. Nur ein Mensch machte seine Augen wirklich leuchten, das war Hager. Mit Spannung folgte der Riese jeder Bewegung des kleinen Mannes, mit rührender Sorgfalt suchte er ihm jeden Wunsch vom Antlitz abzulesen, und jede Ansprache desselben, auch die gleichgültigste nahm er wie ein unverdientes Glück hin und erwiderte sie mit überströmender Demut und Freundlichkeit. „Der gnädige Gebieter", er nannte ihn nie anders, auch hinter dem Rücken.

Da ich die Beiden eigentlich nie inniger mit einander verkehren sah, da mein Freund im Gegenteil den jungen Arbeiter stets barsch und kurz behandelte, so wußte ich mir diese Anhänglichkeit nur aus dem Gefühl der Dankbarkeit zu erklären — ich wußte ja, daß Hager für den Riesen, als dieser sich bei der Arbeit eine Verwundung zugezogen, väterlich gesorgt. Frau Brigitta war anderer Ansicht — „er ist ihm eigentlich am meisten wegen seiner Seele dankbar", erklärte sie mir gleich in den ersten Tagen, „wie, weiß ich eigentlich nicht, weil mein Wenzel sagt, daß das nur Männer verstehen können!" Der Riese, der dabei saß, verzog keine Miene, als ginge ihn das Gespräch nichts an. „Nun", wandte ich mich an ihn, „erkläret es mir, ich bin ja auch ein Mann!" Da verzog Wenzel sein Antlitz, aber nur zu einem höhnischen Grinsen: „Der Herr Georg", sagte er, „ist, wie ich höre, so alt wie ich, aber deshalb noch kein Mann, welcher dergleichen verstünde." — „Warum?" fragte ich lachend. — „Weil der Herr Georg noch nie in der Versammlung war," war die Antwort. — „In welcher Versammlung?" fragte ich weiter. Der Riese schüttelte den Kopf und schwieg. Es war kein Wort weiter aus ihm herauszubringen.

Als ich Hager von dieser Unterredung erzählte, lächelte er. „Gedulde Dich," sagte er, „Du wirst auch noch in die Versammlung kommen. Aber hier gerade muß ich vorsichtig sein und die Leute auf Dein Erscheinen vorbereiten; diese Czechen sind ein sonderbares Volk."

Er hielt sein Versprechen. An einem Dezemberabend, kurz vor Weihnachten, durfte ich ihn in die „Versammlung" begleiten.

Es war eine kalte, klare Nacht. Der Mond schien hell und spann ein zitteriges, bläuliches Lichtnetz über die Schneefläche. Wir gingen schweigend dahin, den Fluß aufwärts, bis wir in ein Stadtviertel kamen, welches ich nie vorher betreten. Ärmliche Hütten mit niedrigen Holzdächern standen dicht nebeneinander, es schien, als hätten sie sich so eng geschart um nicht umzufallen, denn die Wände waren schief und geborsten und wenn ein jäher Windstoß kam, so schien es, als zitterten auch sie, nicht bloß die Fensterchen, an welchen wenig Glas und viel Papier zu sehen war. Das einzige stattliche Bauwerk, an dem wir vorbei kamen, war eine neue Kirche; stolz und schön ragte der gothische Turm in die Lüfte, an jeden der unzähligen Vorsprünge hatte sich ein Häuflein Schnee gesetzt und nun der Mond darauf schien, war's als ragte da ein silberner Märchenbau empor.

Ich blieb unwillkürlich stehen. „Ein schönes Bild", sagte ich bewundernd.

„Ein häßliches!" fiel mir Hager heftig ins

Wort, „wäre die Kirche minder stattlich, dann wären die Hütten nicht so dürftig.“

„Sie haben Recht — aber —“

„Kein Aber!“ rief er ebenso heftig. „Die Religion der Freiheit hat — wenn auch vielleicht nur vorläufig — nichts mit dem Schönen zu thun, besonders wenn es sich an Kirchen offenbart. Tausendmal schöner ist's zu betrachten, wie langsam in verdumpfte, verdüsterte Gemüter ein Strahl des Lichts fällt. Und dies schönste Bild sollst Du sofort sehen!“

Wir schritten ein Gäßchen hinab, welches sich wenige Häuser hinter der Kirche öffnete, hier standen die Hütten nur noch vereinzelt, bald waren wir im freien Felde. Pfeifend, heulend kamen uns eisige Windstöße entgegen. Aber wacker schritt mein kleiner Führer aus, ich ihm nach — eine lange, hohe Planke entlang, eine Gartenplanke, wie es schien. Aber über den Brettern schimmerten im Mondlicht Kreuze und Denksteine. Es war ein Friedhof. . .

Hager wandte sich um und blickte mir forschend ins Antlitz. „Bangt Dir nicht?“ fragte er.

„Nein!“

„Das wäre auch thöricht. Wir gehen nicht zu den Toten, sondern zu Leuten, die viel lebendiger sind, als Andere. . .“

Als wir an das Thor kamen, löste sich aus seinem Schatten eine Gestalt ab und trat auf uns zu. Es war ein alter, riesiger Arbeiter, der sich lässig auf eine mächtige Keule stützte. In seiner Rechten glitzerte ein kleiner metallener Gegenstand, den er zum Munde erhob.

„Laß' nur, Jan,“ rief ihm Hager zu, in schlechtem, aber verständlichen Czechisch. Der merkwürdige Mensch hatte die schwere Sprache in den wenigen Monaten so weit erlernt, als ihm für seine Zwecke nötig war. „Unsertwegen brauchst Du nicht zu pfeifen! Sind die Brüder versammelt?“

„Ja — mehr als Stube und Kammer fassen können. Auch neue Leute sind gekommen.“

„Warum hältst Du heute wieder die Wache? Ist die Reihe an Dir? Doch wohl nicht?“

„Nein, gnädiger Gebieter,“ erwiderte der Riese unterwürfig. „Aber ich habe mich selbst dazu erboten!“

„Warum?“

„Erstens, weil mir die Kälte nichts thut. Zweitens, weil die Anderen noch Belehrung brauchen, ich aber nicht mehr. Ich weiß ohnehin, was ich zu thun habe, wenn die große Stunde schlägt!“

Er grinste und hob sacht die mächtige Keule. Ich trat unwillkürlich zurück — auf dem Gesichte des Riesen lag ein fast tierischer Ausdruck der Grausamkeit. Auch Hager bemerkte es.

„Mein lieber Jan,“ sagte er ernst und streng, „Du wirst auch in der großen Stunde Deine Keule nicht eher brauchen, als bis man es Dir befiehlt.“

„Gewiß nicht, Gnädiger,“ versprach der Riese und beugte sein Haupt. „Aber,“ fügte er zögernd hinzu, „die Fabrikanten wird man doch wenigstens totschlagen dürfen? . . .“

„Auch diese nicht eher, als bis ich es befehle oder ein anderer Führer. . .“

Der alte Mann beugte das Haupt noch tiefer — ein schwerer Seufzer brach durch seine Lippen; es klang wie ein Stöhnen.

„Gebieter,“ sagte er dumpf, „es ist mir ja nicht um alle Fabrikherren, sondern um den meinen! Ich hoffe, daß man mir diesen Einen läßt! Ich bleibe ja nur deshalb in seinen Diensten, damit ich gleich bei der Hand bin, wenn die Stunde schlägt. Denn es wäre mir der größte Schmerz, wenn ihn ein Anderer totschlüge!“

„Was hat er Dir gethan?“ fragte Christian.

Der Riese stöhnte. „Meine Marie hat er verführt. . .“

„Deine Braut?“

„Braut?“ Der Mann zuckte verächtlich die Achseln. „Wenn es meine Braut gewesen wäre — was weiter? — ich hätte mir ein anderes Mädchen gesucht. Aber die Marie war meine Tochter, mein einziges Kind — sehen Sie, mein Weib ist früh gestorben und ich habe das Mädchen selbst erzogen. Wie schwer es mir auch geworden ist — ich habe sie in die Schule geschickt und immer war sie nett angezogen. Es war ein schweres Opfer für mich. Aber — daß ich nicht lüge — die schönen Kleider habe ich auch um meinetwillen gekauft, es war mir eine Freude, das Kind anzusehen, weil es so hübsch war. So hübsch, Herr — und so reinen Herzens, wahrhaftig wie dieser Schnee hier. Ich habe mir immer gedacht: sie ist freilich über ihren Stand erzogen, aber das thut nichts, sie wird schon, weil sie so schön ist, so rein, so klug, einen braven Mann finden. Ja, so habe ich mir immer gedacht und keine Sorge für die Zukunft gehabt. Sie wäre ja eines Königs nicht unwert, habe ich mir gesagt — und da wird sich ja wohl ein feinerer Handwerksmann finden, ein Uhrmacher

oder ein Buchbinder. Aber als sie fünfzehn Jahre alt war und gerade aufgeblüht —"

Er verstummte. Nur jenes dumpfe, schauerliche Stöhnen brach wieder aus seiner Brust.

„Wie kam der Herr zu Deinem Kinde?" fragte Christian.

„Ich habe sie ihm selbst zugeführt!" erwiderte der Unglückliche. „Sie kam einmal Sonntag Vormittag mit mir zur Fabrik, als ich einen vergessenen Hammer holen wollte, und da sah sie der Unhold und sprach sie an und gab ihr freundliche Worte. Und einige Tage darauf sagte er zu mir: „Ich könnte eine Aufschreiberin in der Fabrik brauchen — gegen guten Lohn — wenn's Dir recht ist, so will ich Dein Mädchen nehmen." Es war mir recht, denn die Bezahlung war gut und Verdacht schöpfte ich nicht: er ist ja ein alter Mann, der erwachsene Kinder hat. Und so hat er sie zu Grunde gerichtet, erst durch Drohungen, dann durch Geschenke. Es muß ihm schwer gefallen sein, denn sie war ein Engel. Gleichviel — als ich es bemerkte, habe ich sie weggejagt, wie man ein Tuch wegwirft, welches so arg befleckt ist, daß man es nicht wieder brauchen mag. Seine Fabrik aber habe ich nicht verlassen — ich warte —"

Ich kann erzählen, was der Alte sagte, nicht wie er es sagte. Mir schnürte es Herz und Kehle zu und auch meines Freundes Stimme zitterte, als er fragte: „Und was ist aus Deiner Tochter geworden?"

„Gott ist gnädig gewesen," war die Antwort. „Er hat ihr den Gedanken eingegeben, sich in die Moldau zu stürzen, und die Kraft es zu thun. Darum hoffe ich, daß er mir noch die zweite Gnade erweist und den Herrn von meiner Hand sterben läßt. . ."

Wir gingen weiter, einen Fahrweg entlang, der den Friedhof durchzog. Ein Lichtschein drang uns entgegen, er kam aus den kleinen Fenstern eines Häuschens, welches mitten unter den Gräbern stand.

„Die Wohnung des Totengräbers," erklärte mir Hager und pochte an die Thür.

Sie wurde sofort aufgethan. Durch ein enges Vorhäuschen traten wir in eine große, heiße, hellerleuchtete Stube. Ich blieb an der Thüre stehen, starr vor Scheu und Neugier. Unvergeßlich, sagt' ich schon, steht mir jenes Bild vor Augen und mit Recht — es ist das seltsamste, welches ich im Leben gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Sommermorgen.

Die Lilien stehn in Blüte,
Ihr keuscher, reiner Duft
Erfüllt mit edler Güte
Die sommerschwüle Luft:

Die Tugend siegt, kaum wagen
Die Leidenschaften, kaum
Die Sünden noch zu klagen,
Zu klagen nur im Traum.

Zu stillem Wahnsinn windet
Mein Mädchen Kranz und Band,
Küß', wer am Weg sie findet
Mitleidig ihr die Hand!

Hermann Lingg.

Tharandt.

Ach, wie die Sonne um Wälder und Hügel
Sterbend die roten Gespinnste uns webt!
Wie von des Tages entweichendem Flügel
Tief uns die Seele erschauert und bebt!
Rauschet, ihr Wipfel, im glühenden Strahle,
Flutet wie Gold um die ragende Wand!
Grüßt mir die Perle da drunten im Thale,
Grüßt mir mein herrliches, grünes Tharandt!

Steil aus der Höhe nun führt es hernieder.
Ahnendes Dämmern umfängt uns im Hain.
Rings in den Zweigen verstummen die Lieder,
Wach sind die strömenden Wasser allein —
Wallen im bläulich verglimmenden Bogen,
Stieben wie Schnee um den felsigen Strand . . .
Kommt ihr hinab, ihr enteilenden Wogen,
Grüßt mir mein herrliches, grünes Tharandt!

Grausam gerüttelt vom tollen Getriebe,
Müd' und gebrochen vom Streite der Welt,
Floh ich, was tückisch in Haß und in Liebe
Ach, nur zu herb uns den Frieden vergällt!
Unter den Buchen hier bin ich gesundet;
Was mich versehrte, hier ward es gebannt.
Alle ihr Herzen, zu Tode verwundet,
Grüßt mir mein herrliches, grünes Tharandt!

Ernst Eckstein.

Sängers Recht und Brauch.

Was doch die klugen Leute sagen:
„Das ist der letzte Sänger, der
Romantisch wie die Väter pflagen
Den süßen Klingklang angeschlagen, —
Geht er dahin, kommt keiner mehr.

„Was soll uns auch der eitle Flitter,
Die lügnerische Märchenpracht!
Ein Hoch dem neuen Geistesritter,
Der mehr ist als ein Held der Zither,
Ein Lautenist der Mondennacht —“

So wollt ihr richten, wollt ihr strafen? —
Vernehmt, was Sängers Recht und Brauch:
Wenn dunkle Schande beugt die Braven,
Wenn alle kühnen Streiter schlafen,
Greift wohl zur Wehr der Sänger auch;

Weckt lauten Rufs die Pflichtvergessnen
Und schreitet vor zum Kampfe stolz,
Und von den Saiten den Vermessnen,
Den Teufelsbannern und Besessnen
Schnellt er ins Herz den scharfen Bolz.

Doch immer wieder ruft den Dichter
Sein Genius aus der Kämpfer Reihn,
Denn — daß ihr's wißt, ihr klugen Richter, —
Ein Tröster soll er, ein Beschwichter,
Ein Freudenschenk der Menschheit sein! . . .

Die Klugen freilich wie die Thoren,
Sie folgen nur dem eignen Licht: —
Und so da Einer, gotterkoren,
Im Jubelrausch beglückter Horen
Das hohe Lied der Lieder spricht;

Dasselbe, das die Sterne klingen,
Die Wasser rauschen Tag und Nacht,
Das Nachtigallen zärtlich singen,
Bei dessen Klang die Knospen springen
Und junge Lieb' zum Himmel lacht; —

Da spitzen sie die Ohren, sagen:
„Das ist der letzte Sänger, der
Romantisch wie die Väter pflagen
Den süßen Klingklang angeschlagen, —
Geht er dahin, kommt keiner mehr.“

J. G. Oswald.

Wrack.

Weitab vom Ufer, noch von der Flut
Zuweilen schmeichelnd umlogen,
Das mächtige Wrack im Sande ruht,
Ein Schiff, das die Welt einst umzogen.

Wie leuchtend, da es noch „Felix“ hieß,
Zog es in fernste Meere —
Vom Glück zurück blieb nichts als dies,
Das Trümmerwerk, das leere.

Du stolzer „Felix“, du armes Schiff,
Wie deines, mein Glück sich wandte,
Nun sind wir zerschellt am Schicksalsriff,
Nun liegen erstickt wir im Sande.

Hermine von Preuschen.

Nachtwanderung.

Des Mondlichts Silberschleier
Umfließt die stille Welt;
Matt strahlt der Sterne Feuer
Am lichten Himmelszelt.
Die Wolken zieh'n, Nachtlilien gleich,
So leis, so weiß, so schimmernd bleich.
Und süßer, süßer Friede
Umströmt auch mir die Brust so sanft und weich.

Scharf in die helle Bläue
Des Himmels ragt ringsum
Wildschwarzer Berge Reihe
Gespensterhaft und stumm.
Nur durch die Wälder hör' ich geh'n
Ein heimlich, märchentrautes Weh'n,
Und fühl es friedensmächtig
Auch mir ins Innerste der Seele geh'n.

Und um die Felsenkanten
Rauscht nur das Wasser dort,
Ein uralt unverstanden,
Süß rätselhaftes Wort.
Das Wort, das süße Wort — ich mein',
Es müßt' mir offenbar jetzt sein,
Mich balsamgleich erlösend
Von jedem Schmerz und aller Erdenpein.

L. Feist.

Venedig.

Nun ruht mit seinen roten
Palästen, seinen Booten,
Venedig; Stadt und Meer
Sind still und leer.

Der Leu am Ankerplatze
Hebt nur die ehrne Tatze;
Am klaren Himmel glänzt
Sie scharf umgrenzt.

Und ringsumher in Gruppen
Die Gondeln und Schaluppen:
Gleich Reihern lagen sie
Im Kreise hie,

Und schaukeln, eingeschlafen,
Im dunstbedeckten Hafen.
Wo Flagge leicht bewegt
An Flagge schlägt.

Der Mond, schon im Verglimmen,
Bedeckt im Weiterschwimmen
Mit einer Wolke falb
Sein Antlitz halb.

Die Oberin vom Orden
Zum Kreuz senkt so die Borden
Des Schleiers streng und dicht
Vors Angesicht.

Und die Paläste alle,
Die wucht'ge Säulenhalle,
Die stolzen Stufenreihn
Von weißem Stein,

Die Brücken und die Gassen,
Die Statuen, die blassen,
Die Marmorbucht, die leicht
Der Wind bestreicht.

Sie schweigen; nur die Garden
Mit langen Hellebarden
Stehn auf der Wache vor
Dem Zeughausthor.

Oh! jetzt späht mehr als Eine
Im klaren Mondenscheine
Nach ihrem jungen Fant,
Das Ohr gespannt.

Und Manche, die sich grade
Geputzt zur Maskerade,
Legt noch ans Festgewand
Die letzte Hand.

Vanina, schlummertrunken
Aufs Bett zurückgesunken,
Hält noch den Liebsten fest
Ans Herz gepreßt.

In toller Schäferstunde
In ihrer Gondel Grunde
Narcisa ruht, bis licht
Der Tag anbricht.

Wer in Italien bliebe
Vom Narrendienst der Liebe
In seines Lebens Mai
Denn gänzlich frei?

Mag sich der Doge quälen,
Den Glockenschlag zu zählen,
Wenn er die lange Nacht
Einsam durchwacht!

Uns kümmert nicht die Stunde,
Ich zähl' auf deinem Munde
Nur Küsse, halb geraubt
Und halb erlaubt.

Und nur die Thränen zähl' ich,
Die Thränen, welche selig
In Liebeslust vereint
Wir Zwei geweint.

Aus dem Französischen des **Alfred de Musset** von **Johannes Schürmann**.

In der Nacht.

Trüber Himmel, schwer und düster,
Dumpfes Schweigen ringsumher,
Nur zuweilen, wetterleuchtend,
Träumt die Nacht gewitterschwer.

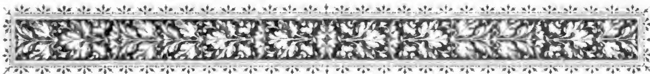
Und es geht dann wie ein Atmen
Sehnsuchtsbang durch Wald und Feld: . . .
Schicksal schwebt auf dunklem Fittig
Durch die ahnungsvolle Welt. —

Franz Wolff.

Grabschrift.

Schwebe du, Seele, hinab in die Nacht, weltflüchtige Seele;
Bette dich, bette dich weich; schlafe du, schlafe du sanft,
Während die Rosen so still am Wege verblühen, und einsam
Eines melodischen Lieds Rauschen im Winde verklingt.

Bruno Salmer.



Sein Kind.

Schauspiel in vier Aufzügen von **Ernst Wichert**.

(Fortsetzung.)

Lydia (sehr beängstigt). Aber von wem sprechen Sie da?

Fr. Engel. Von meinem Sohn, Kindchen — natürlich von dem. Er hat mir so lange in den Ohren gelegen, bis ich wirklich schwach geworden bin. Das kann Ihnen sehr schmeichelhaft sein. So hab' ich mich denn nun auf sein Bitten bereit finden lassen, Ihnen im Voraus die Versicherung zu geben, daß ich nicht sehr böse sein werde, wenn er einen dummen Streich macht. Was thut man nicht für seinen einzigen Jungen?

Schilper (verletzt). Ja, einen dummen Streich, Frau Justizrätin . . .? Ich weiß nicht, was Sie so nennen.

Fr. Engel (zu Lydia). Er hat wohl schon gesprochen? So ein heimliches Wörtchen . . . Hm? nicht? Nu, Sie brauchen nicht rot zu werden.

Lydia. Ich hab's jedenfalls nicht verstanden.

Fr. Engel. Das ist recht. Es freut mich, daß Sie sich auf nichts eingelassen haben, bevor die Mutter . . . (Klopft ihren Arm.) Das ist recht. Allzu viel Courage hat er auch nicht. Ja, sich auf der Mensur die Backe zerfetzen lassen —! es ist ein Jammer anzusehen. Aber hinter dem Rücken der Mutter sich mit einem armen Mädchen versprechen, dem er am Ende nicht Wort halten kann — das riskiert er nicht . . . ich will sagen, dazu ist er zu gewissenhaft. (Sie steht auf.) Die Einwilligung ist mir nicht leicht geworden. Aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich. (Küßt Lydia auf die Stirn.) Habe ich nicht recht? Und wenn Sie ihm gut sind, Herzchen, wie ich nicht zweifle, sagen Sie's nur dreist heraus. Ja, das verblüfft Sie nun ganz — ist mir sehr begreiflich. Es gehört immer zu den seltenen Fällen, wenn ein armes Mädchen eine so gute Partie macht, und die Hindernisse gleichsam schon im Voraus fortgeräumt werden. Bringen Sie's erst einmal im Stillen bei sich ins Gleiche. Vor drei Tagen soll er Ihnen nicht kommen.

Lydia. Sie sind so gütig, gnädige Frau, und ich . . . (bricht in Thränen aus).

Fr. Engel. Aber zum Weinen ist's doch nicht gerade. (Küßt sie.) Also kein Wort weiter. Adieu, Herr Schilper. Es wäre mir lieb, wenn Sie nicht ferner in der Theaterkapelle spielen wollten. Man könnte das nicht ganz passend finden — ja, die Leute sind so wunderlich. Aber davon reden wir ein andermal. Adieu — adieu! (Ab nach links.)

Schilper (ihr verdutzt nachsehend, nachdem er sie bis zur Thür begleitet). Ja, was denkt sich die gute Frau denn?

Lydia. (Ihn umarmend). Vater —! Hast Du sie denn nicht verstanden?

Schilper. Es war im Übrigen deutlich genug. Aber was könnte nicht passen? Ein Musikus in der Hoftheaterkapelle, dächte ich doch —

Lydia. Ich hab's so kommen sehen. Der Herr Doktor Engel war immer so voll Aufmerksamkeit gegen mich —

Schilper. Ich hielt's für eine müßige Tändelei. — Aber höre, Kind, die Sache hat jetzt doch ein anderes Gesicht. Es handelt sich um einen reellen Heiratsantrag. Das regt mich ganz auf. Ja, wahrhaftig!

Lydia. Sei ganz unbesorgt.

Schilper. Das heißt. . . (Sieht sie prüfend an.) Es ist zu überlegen.

Lydia. Keinen Augenblick, Vater!

Schilper. Nu—nu—nu. . . Die Pflicht fordert's, Dir zu sagen, daß so eine Aussicht sich nicht alle Tage bietet.

Lydia. Mein Herz ist ganz ruhig.

Schilper. Der Doktor ist doch kein Windikus. Und seine Mutter. . . Das überrascht mich doch sehr. Und darin hat sie ganz Recht: es ist ein seltener Fall, daß ein armes Mädchen eine so gute Partie macht.

Lydia. Aber, wie sie es uns zu verstehen giebt, daß sie doch nur aus Gnade und Barmherzigkeit einwilligt!

Schilper. Ja, von ihrem Standpunkt —! Es verdrießt mich auch, ich kann's nicht leugnen. So ein dummer Hochmut! Aber man sieht's in ihren Kreisen nun einmal so an — man muß ihr da etwas zu gut halten.

Lydia. Und ihr Sohn glaubte mir auch eine große Ehre zu erweisen. Ich bin ihnen nur das arme

Mädchen, das froh sein muß, von einem wohlhabenden Manne gewählt zu werden. Was mich in meinen eigenen Augen schätzenswert macht, das achten sie nicht — das wissen sie nicht zu achten.

Schilper. Ja — freilich. Um so stolzer könntest Du doch damit in den Augen der Welt zahlen.

Lydia. Höre ich da meinen Vater sprechen?

Schilper. Auf mich sollst Du gar keine Rücksicht nehmen — hörst Du? Es ist meine Pflicht, Dir zu raten, ernstlich Dein Herz zu prüfen — meine Pflicht. Ich würde mein Kind nicht lieben, wenn ich eitle Wünsche nicht hintansetzte.

Lydia. Und wären Deine Wünsche eitel? Ich kenne sie doch. Immer hast Du in mir meine Mutter gesehen. Ich sollte werden, was sie war, was sie hätte werden können, wäre sie nicht zu früh abberufen worden. Für den Dienst der Kunst hast Du mich erzogen und keine Entbehrung zu schwer gefunden, mein Talent zu bereichern. Und nun könntest Du mich zurückziehen, ohne daß Dir die Hand zitterte und das Herz blutete? Nein, Vater, nein! So hintergehst Du mich nicht.

Schilper (umarmt sie). Mein gutes Kind! Wär's nicht unter allen Umständen mein Glück, Dich glücklich zu wissen? — Und wenn ich mich getäuscht hätte!

Lydia (aufmerkend). Du — Dich . . .? (Verstehend.) Ja, nun begreife ich, was ich gestern verloren habe. Ganz niedergeschmettert bin ich, und auch Du glaubst nicht, daß ich mich noch einmal erhebe.

Schilper. So höre doch nur —

Lydia. Was kannst Du mir noch sagen? Aber jetzt — wenn ich den Mann liebte, der mich für sich begehrt — ich müßte ihn abweisen. Wie könnte ich mit diesem elenden Gefühl, nach dem ersten Schritt zurückgewichen zu sein, irgend eine Pflicht erfüllen? Nein, und wenn ich das bitterste kosten müßte, selbst von meinem künstlerischen Nichts überzeugt zu werden. —

Schilper. Lydia — Lydia!

Lydia (wirft sich an seine Brust). Ach, Vater, daß Du mir das anthun konntest!

Schilper. Aber Du weißt ja gar nicht, wie froh ich bin!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Mädchen (das zwei Karten hereinbringt und sich dann wieder entfernt; darauf) **Baron Remse** und **Graf Elgersheim** (von links).

Schilper. Was giebt's? (Nimmt dem Mädchen die Karten ab.) Die Herren . . . Jetzt unmöglich. (Giebt Lydia die Karten.) Nicht wahr, unmöglich?

Lydia. Graf Elgersheim —? Es wäre doch unartig . . . (Bei Seite, freudig erregt.) Er kommt! (Zu Schilper.) Ich bin ja auch schon ganz beruhigt, Vater.

Schilper. Aber in kürzester Zeit muß ich fort zur Probe.

Lydia. Eine flüchtige Visite! Womit sollen wir uns entschuldigen?

Schilper (zögernd). Was will der Baron? (Zum Mädchen, mit Ueberwindung.) Also bitte.

Das Mädchen (ab und läßt die Thür offen).

Baron. Erlauben Sie, daß ich meinen jungen Freund, den Grafen Elgersheim bei Ihnen einführe, lieber Schilper.

Schilper (förmlich). Sehr verbunden.

Baron. Es geschieht, weil er Ihnen durchaus nützlich sein will. Er brennt darauf, Fräulein Lydia seine Empörung über das Verhalten des Intendanten zu erkennen zu geben. Kaum konnte ich ihn hindern, gestern Abend schon hier anzuklopfen.

Schilper. Es ist uns eine große Ehre, Herr Graf..

Graf. In der That, ich war empört, mein Fräulein. Sie haben so wunderschön gesungen!

Lydia. Ich glaube mehr leisten zu können, Herr Graf.

Graf. Daran zweifle ich gewiß nicht. Aber — Sie haben wunderschön gesungen. Ich hörte diese Arie noch nie mit so inniger Empfindung, mit so wahrem Ausdruck vortragen. Ein kunstverständiges Publikum hätte hingerissen werden und laut seinen Beifall jubeln müssen.

Lydia. Ist das ernstlich Ihre Meinung, Herr Graf? Ich fühlte mich so beklommen, so unfrei —

Graf. Natürlich! Zum ersten Mal auf der Bühne und zu einer Probe nicht nur vor kritischen Richtern, sondern vor Machthabern mit willkürlicher Gewalt. Aber man vernahm doch keinen zaghaften oder unsicheren Ton.

Schilper. Dachte ich mir.

Graf. Vielleicht war nur das Maß für den weiten und leeren Raum etwas zu kurz genommen. Deshalb an der erforderlichen Mächtigkeit des Stimmmaterials für's Theater zu zweifeln, war sehr übereilt.

Schilper. Gewiß.

Baron. Wie Sie merken, ist der Graf Kenner.

Lydia. Weil er die Güte hat, mich mit einem freundlichen Wort aufzurichten? Ich würde dafür dankbar sein, auch wenn es mein Urteil nicht bestechen könnte.

Schilper. Ich hätte doch nicht feige zurückbleiben sollen! Wenn man weiß, wovon es oft abhängt, daß ein Erfolg versagt . . . Es mußte ja böser Wille im Spiel gewesen sein.

Graf. Böser Wille — Leichtsinn — vielleicht beides. Ich bin überzeugt, daß das Resultat diesmal schon vorausbestimmt war. Wenn Sie Zeuge gewesen wären, wie geschäftsmäßig der Kapellmeister verfuhr — nur um einer Anstandspflicht zu genügen, Und der Intendant! Es fehlte ihm jede Aufmerksamkeit für die Sängerin. Er verhandelte die ganze Zeit über mit dem — Theaterschneider.

Schilper. Ja, ja! Es erklärt sich nicht anders.

Baron (läßt sich auf einen Stuhl gegenüber dem Sopha nieder). Setzen wir uns?

Graf (bittet Lydia durch eine Bewegung der Hand auf dem Sopha Platz zu nehmen, was geschieht, und setzt sich auf den Stuhl neben sie).

Schilper (bleibt stehen).

Baron. Aber Sie müssen auch zugeben, lieber Schilper, daß Sie mit unverantwortlicher Vertrauensseligkeit an's Werk gegangen sind.

Schilper. Wie — wie? Ich dächte doch, daß von meiner Seite alles geschehen sei —

Baron. Lydia zur Künstlerin auszubilden. Kann sein, ich glaub's gern. Und ich wünschte, es hätte das genügt. Ganz aufrichtig: ich hoffte, die Stimme werde sich so phänomenal erweisen, daß diesmal ein Wunder geschehen könnte. Es wäre mir eine herzliche Freude gewesen. Wenn Sie darauf aber nicht mit Sicherheit rechnen konnten — ja, sind Sie denn wirklich so ein Kind, nicht zu wissen, wie eine Opernsängerin kreirt wird? Nachdem Sie ein Vierteljahrhundert das Theatertreiben wenigstens von Ihrem Platz im Orchester aus beobachtet haben — unglaublich!

Schilper. Ich muß doch bitten, Herr Baron —

Baron. So unter regulären Verhältnissen . . . Wenn ein neuer Stern am Theaterhimmel aufsteigen soll, ist's doch nicht genug abzuwarten, ob er durch seinen Glanz alle Welt zur Bewunderung hinreißen wird. Er hat's schwer, die dunstige Masse, die sich um den Horizont lagert, zu durchbrechen. Da muß man dafür sorgen, daß frühzeitig die Fernröhre der artistischen Zeichendeuter auf ihn gerichtet und ihre Beobachtungen in den Spalten der großen Blätter zur Kenntnis der erwartungsvollen Menge gebracht werden. Die Photographen haben das Abbild an alle Schaufenster zu zaubern. Die Agenten sind zu interessieren, damit sie mitarbeiten. Eine Anzahl Gimpel ist abzurichten, in der Gesellschaft mit lautem Oh und Ah die wundersame Erscheinung anzukündigen. Aber zu alledem gehört meist das Nichtsnutzigste und leider doch selbst für ein Genie Unentbehrlichste, was es auf Erden giebt: Geld, viel Geld, sehr viel Geld.

Schilper. Und ich bin arm, ganz arm.

Baron. Ja, von ihrer Gage als Fagottist ließen sich diese notwendigen Auslagen nicht bestreiten, lieber Freund, das hätten Sie sich sogleich selbst sagen können. Ich habe vergeblich darauf gewartet, daß Sie mich in's Vertrauen ziehen würden. Was nützte meine Empfehlung beim Intendanten —

Schilper. Nimmermehr, Herr Baron. Sie . . .! Nein, eher hätte ich mir die Zunge abgebissen.

Baron. Ich bin freilich auch nicht reich, das wissen Sie; aber ich bewege mich aus alter Gewohnheit in Kreisen, die einen kräftigen Goldglanz um sich verbreiten, und finde mitunter Gelegenheit, ihn auf den würdigen Gegenstand zu leiten. Man giebt da etwas auf mein Urteil und setzt auf die Karte, die ich bezeichne.

Schilper. Es widersteht mir, Verbindlichkeiten einzugehen, denen ich nicht unter allen Umständen gerecht werden kann, und wie ich Lydia kenne —

Lydia. Gewiß, Papa — gewiß!

Graf. Aber von Verbindlichkeiten ist ja gar nicht die Rede. Wenn ich den Herrn Baron recht verstehe, denkt er an uneigennützige Freunde, denen es ein Vergnügen ist, das hoffnungsvolle Talent zur Anerkennung zu bringen. Sie halten sich durch den schönen Erfolg ihrer Bemühungen für reich belohnt.

Schilper (achselzuckend). Nach meinen Erfahrungen, Herr Graf, sind solche Freunde . . .

Graf. O! Was wollen da Erfahrungen sagen? *Eine* Ausnahme wirft die Regel um. Nicht wahr, Fräulein Lydia, Sie glauben noch an uneigennützige Freunde?

Lydia. Ich möchte so gern.

Graf. Lassen Sie mich selbst für einen solchen gelten. Der Zufall der Geburt hat mich mit Glücksgütern gesegnet, deren Überfluß für eine gute Sache zu verwenden gewiß nicht der schlechteste Gebrauch ist. Ich besitze das große Erbe meiner Familie und verfüge über die Einkünfte, wenn auch nicht über das Stammvermögen, unbeschränkt. Sie haben mich in die Lage versetzt, meinen Neigungen den weitesten Spielraum gönnen zu dürfen. Ich spreche davon nur, um Sie zu überzeugen, daß ich mir nicht einmal irgend eine Entbehrung auflege, wenn ich einer talentvollen Künstlerin, die mir so sehr verehrungswürdig ist, eine Unterstützung anbiete.

Lydia. Wie, Herr Graf, Sie wollten meinem Vater ein Darlehn —

Graf. Nicht doch, nicht doch! Er hat gewiß Sorgen genug. Und wie weit reichte das?

Lydia. Dann aber sehe ich nicht, wie wir annehmen könnten, was — Und ich mag auch nicht glauben, daß ein wirklich großes Talent von diesen Dingen so abhängig ist.

Baron. Da sehen Sie, lieber Lothar, wie begründet meine Besorgnis war, auch durch Ihr hochherziges Anerbieten würde nicht geholfen werden können. Eigensinnige Leute! (Zu Lydia.) Es soll Ihnen nichts geschenkt sein. Wenn Sie einmal mit einem Gastspiel viele Tausende gewinnen, mögen Sie abrechnen. Nicht wahr, lieber Graf, dagegen werden Sie nichts haben?

Graf. Das ist ja so gleichgiltig. Wollen Sie denn die Ehre, einer großen Sängerin die Wege geebnet zu haben, nicht als einen idealen Gewinn schätzen, für den ein jeder Einsatz lohnt?

Baron (zeigt auf das Bild über dem Sopha.) Das Bild ist übrigens wirklich gut. Sprechend ähnlich!

Schilper. Ja, es hat oft zu mir gesprochen und

mich über alle Kümmernisse und Widerwärtigkeiten des Lebens freundlich hinweggetröstet.

Baron. So reuen mich die fünfhundert Thaler nicht, die es einmal gekostet.

Schilper. Sie, Herr Baron?

Baron. Hat Ihre Frau Ihnen das nicht erzählt? Ich ließ sie malen und schenkte ihr das Bild, damit sie einmal im Alter beweisen könnte, wie schön sie in der Jugend gewesen. Auch ein idealer Gewinn, nicht wahr? Ja, damals!

Schilper. Es überrascht mich, Herr Baron. Dieses Bild — hätten Sie . . . Ich kann es nicht glauben.

Baron. Wie Sie wollen.

Graf. Wenn ich die Erlaubnis erhielte, Fräulein Lydia malen zu lassen, würde ich in diesem Falle doch egoistischer denken und bitten, das Bild über meinen Schreibtisch hängen zu dürfen.

Lydia. Herr Graf —! Sie sind sicher, nicht beim Wort genommen zu werden.

Graf. Ich wäre für's Erste schon glücklich über eine kleine Photographie, die ich in der Brieftasche immer bei mir tragen könnte. Darf ich dieses Album plündern? (Greift danach.)

Lydia (hält seine Hand zurück). Ach nein! Das Bild ist schon ein paar Jahre alt und gar nicht vorteilhaft.

Graf. Wenn ich Sie recht schön bitte, sitzen Sie gewiß einmal für mich. Aber zum Nächsten. Der Baron hat ganz Recht. Sie dürfen, mit Rücksicht auf Ihre Zukunft keinen Tag länger in diesen ärmlichen Verhältnissen bleiben. Sie müssen eine Wohnung beziehen, in der Sie die Creme der Gesellschaft empfangen, Gäste bewirten können. Sie muß mit dem geschmackvollsten Luxus ausgestattet sein. Überlassen Sie mir die Auswahl und Einrichtung.

Schilper (auffahrend). Herr Graf, ich muß mir ein Anerbieten verbitten, das man — nicht einem Mädchen zu machen pflegt, das man achtet.

Baron. Sie verstehen ihn nicht. Er macht es Ihnen.

Graf. In der That! Ich habe angenommen, daß Sie sich von Ihrem Fräulein Tochter nicht trennen würden. Mir selbst muß daran gelegen sein, daß jede Mißdeutung ausgeschlossen bleibt. Ich stelle Ihnen Equipage zur Verfügung. Es wird einen guten Eindruck nicht verfehlen, wenn der Landauer vor der Thür des Agenten wartet, und ich bin überzeugt, daß auch Seine Excellenz der Herr Intendant Sie gütiger empfängt, wenn Sie die Karte durch einen Diener in Livree hinaufschicken.

Lydia. Aber wovon ein solcher Aufwand ..... Mir schwindelt.

Baron. Liebes Kind, wir dürfen das wirklich seine Sorge sein lassen.

Graf. Wir sind erst am Anfang. Es ist mein Wunsch, daß Sie für jede ihrer Partieen eine möglichst glänzende Garderobe haben, alles echt, vornehm. Klopfen Sie dann in Berlin oder Wien an — die Thüren werden Ihnen auffliegen.

Schilper. Sie machen sich über uns lustig, Herr Graf.

Graf. Wie dürfte ich mir das erlauben?

Lydia. Aber Du merkst doch, daß der Herr Graf das Märchen von der Theaterprinzessin erzählt, die eine gütige Fee zur Patin gehabt hat. Ich bewundere seine lebhafte Phantasie.

Graf. Ich spreche in vollem Ernst. Sehen Sie mir das nicht an? Ich denke mir die Beschäftigung mit diesen Dingen reizend. Die Durchsicht der Kostümbücher, die Auswahl der Stoffe —! Die historische Treue muß möglichst gewahrt bleiben. Ich habe auf einem meiner Schlösser schöne Brokate aus dem siebenzehnten Jahrhundert — freilich Familieneigentum. Aber man könnte nach den Mustern arbeiten lassen. Die Industrie ist ja heute so geschickt.

Schilper (sehr erregt). Herr Graf, ich bitte Sie nochmals, nicht zu vergessen, daß Sie einen Ehrenmann und seine Tochter vor sich haben.

Graf. Das vergesse ich nicht.

Schilper. Ich sehe, wohin das treibt.

Graf. Es wäre ja aber die ärgste Pedanterie —

Schilper. Ich bin ein pedantischer, altmodischer Mensch, Herr Graf, nehmen Sie mir das nicht übel. Ein für alle Mal —

Baron. Fräulein Lydia begreift offenbar gar nicht, weshalb Sie sich ereifern.

Schilper. Sie begreift nicht — Gott sei Dank! Aber sie wird mir Vertrauen schenken, daß ich auch hierbei ihr Bestes will.

Lydia (steht auf und legt den Arm um seine Schulter).

Schilper. Und übrigens — (sieht nach der Uhr) es ist die allerhöchste Zeit, daß ich zur Orchesterprobe gehe. Entschuldigen die Herren, wenn ich Sie ersuche, Ihren sehr gütigen Besuch abzukürzen.

Baron. Aber genieren Sie sich doch unseretwegen gar nicht. Wenn der Dienst Sie ruft —

Schilper (zu Lydia). Du hilfst mir wohl beim Anziehen.

Lydia. Gewiß, Papa.

Schilper. Adieu also, meine Herren. Verabschiede Dich auch gleich, liebes Kind.

Lydia. Adieu, Herr Baron. Adieu — Herr Graf. Es war sehr gütig, daß Sie sich so freundlich bemühten, mich aufzurichten. Sie ahnen nicht, wie nötig das war.

Schilper. Komm, komm, es hat Eile. (Ab nach rechts.)

Lydia (folgt ihm).

Baron. Wie gefällt Ihnen der alte Querkopf?

Graf. Das Mädchen ist bezaubernd.

Baron. Ich möchte nur dahinter kommen, ob er

sich wirklich in die Komödie so hineingespielt hat, daß er sein eigener gläubiger Zuschauer ist.

Graf. In welche Komödie?

Baron. Hm . . . Gehen wir.

Graf. Muß es denn sein?

Baron. Ich denke, der Alte sprach sich deutlich genug aus.

Graf. Nur ein Wort der Verständigung mit Lydia . . .

Baron. Sollen wir uns Grobheiten sagen lassen.

Graf. Aber ich begreife nicht, was den Mann zu einer so schroff ablehnenden Haltung bestimmt. Meine Worte hätten ihm die Versicherung geben müssen, daß ich die besten Absichten mit seiner Tochter habe.

Baron. Lieber Graf —

Graf (heftig). Zweifeln Sie?

Baron. Nicht im Mindesten. Sonst wäre ich der letzte —

Graf. Aber Sie sagten das in einem Ton —

Baron. Ich wollte den alten Mann entschuldigen, Sie müssen zugeben, liebster Graf, daß man die besten Absichten verschieden auslegen kann.

Graf. So weit Reichtum dazu Macht giebt, soll dieses Mädchen werden, wozu es die Natur bestimmt hat: eine Herrscherin im Reich der Töne, eine Fürstin von der Kunst Gnaden. Es mag Ihnen schwer werden, lieber Baron, sich in die Seele eines Menschen zu versetzen, der mit ganz reinen Empfindungen —

Baron. Aber Sie verkennen mich ganz und gar. Ich hinderte nur deshalb nicht Ihre Annäherung an die junge Dame, für die ich eine — nennen wir es väterliche Zuneigung fühle, weil ich mich überzeugte, Ihnen ein außerordentliches Vertrauen beweisen zu können. Wenn meine eigenen Mittel mir einen so werkthätigen Kunstenthusiasmus erlaubten, ich hätte mich gehütet, eine Flamme zu entzünden, die leicht gefährlich übergreifen konnte. Leider vermag ich meinen Freundinnen nur noch durch meine Freunde nützlich zu sein. Es beruhigt mich sehr, daß ich mich in diesem Falle ganz auf Ihre noble Gesinnung verlassen darf.

Graf. Helfen Sie mir, Lydia zu überzeugen, daß sie sich unbedingt auf meine Ehrlichkeit verlassen darf, und ich werde Ihnen ewig dankbar sein.

Baron. Auf Ihre Ehrlichkeit! Ich nehme das Wort ganz ernst.

Graf. Das dürfen Sie.

Baron. Still, man kommt.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. (Von links Theaterdiener) **Reese.** (Von rechts gleich darauf) **Schilper** (und) **Lydia.**

Reese (klopft an, öffnet sogleich die Thür und blickt ins Zimmer) Herr Schilper — schnell, schnell! (Tritt ein.) Entschuldigen Sie, meine Herren, ist Herr Schilper —

Schilper (im Überzieher, Hut und Stock in der Hand, stutzt beim Eintreten und schiebt Lydia zurück). Sie noch hier? —

Reese. Beeilen Sie sich, Herr Schilper. Ihr Kollege vom Fagott hat sich krank gemeldet. Es wartet Alles auf Sie. Excellenz wollten der Probe selbst beiwohnen, deshalb schickt mich der Herr Kapellmeister der Sicherheit wegen. Wenn Ihretwegen nicht angefangen werden kann —

Schilper (sehr beunruhigt). Ja, ja! (Sich umsehend.) Meine Herren, darf ich bitten —?

Baron (greift ihm unter den Arm). Aber wir gehen ja mit Ihnen. Kommen Sie, man wartet. Laufen Sie voran, Reese! Lieber Graf — (Er führt Schilper trotz seines Widerstrebens hinaus.)

Reese (ebenfalls nach links ab).

Graf (der sich schon vorher Lydia genähert hat, ergreift jetzt ihre Hand). Fräulein Lydia, lassen Sie mich die Gunst des Augenblicks benutzen, Ihnen zu sagen —

Lydia (zieht die Hand zurück). Herr Graf —!

Graf. Dieser Sturm der Gefühle! Noch nie hat ein weibliches Wesen so mein Ganzes Innere revolutioniert. Wenn Sie mir glauben wollten, daß wahrhafte Begeisterung —

Lydia. Ich bitte Sie, Herr Graf, gehen Sie. Mein Vater ist so beunruhigt —

Graf. Er mißtraut mir. Sie aber — fühlen Sie nicht, daß ich zu ihrem Herzen spreche? Kann es mich falsch verstehen? Was ich Ihnen biete, um Sie auf den Platz zu erheben, der Ihnen gebührt — Sie dürfen es annehmen, ohne sich mir zu verschulden. So kleinlich denke ich nicht, daß diese Nichtigkeiten mir in Ihren Augen einen Wert geben könnten. Was Sie mir sind, sollen Sie Ihnen sein. Nur ein schwacher Ausdruck der freundschaftlichen Gesinnung, die mich für die Künstlerin beseelt. Ihnen bleibt die volle Freiheit, jeden Dank dafür zu versagen.

Lydia. Das Alles verwirrt mich ganz. Mein Vater . . . Er meint es gewiß treu mit mir. Und Sie, Herr Graf . . . . Ich möchte Sie nicht kränken, aber unsere Bekanntschaft ist noch so neu —

Graf. Sollte sie Ihnen nicht, wie mir, die frohe Erkenntnis gebracht haben, daß die Sekunde darüber entscheidet, was Menschen einander werden können? O, mein teuerstes Fräulein, ich sehe Ihnen ins Auge und lese in Ihrer Seele. Sie wissen, daß ich Ihnen mit allen meinen Gedanken ergeben bin. Ihr Gesang hat wie ein Zauber auf mich gewirkt — er läßt mich nicht mehr los. Alle Glücksgüter, die mir das Geschick verschwenderisch zugeworfen hat, sind ein nichtiges Nichts gegen den Genuß, Sie zu hören, Sie zu sehen —

Lydia. Herr Graf —! Ich fühle es, Sie dürfen mir — das — nicht sagen.

Graf. Darf ich nicht? Und weßhalb nicht? Weil Sie fürchten, daß es dem Herzen etwas be-

deutet? Aber ist das furchtbar? Ich fürchte nur, daß kleinliche Bedenken Macht gewinnen über Ihr freieres Empfinden. Ihr Vater —

Lydia. Schelten Sie ihn nicht. Ich habe keinen besseren Freund.

Graf. Und doch versteht er Sie nicht — ich will kühn sprechen: wie ich verstehe. Seine väterliche Liebe rechnet immer ängstlich mit. Ihr künstlerisches Streben aber erkennt keine Schranken an. Wer Sie am Weitesten trägt, der ist Ihnen ein Erlöser und Befreier. (Er ergreift wieder ihre Hand und küßte dieselbe leidenschaftlich.) Gönnen Sie mir diese Gunst.

Lydia (macht sich los). Mir ist so beklommen. Ich will Sie nicht weiter hören! (Bittend.) Verlassen Sie mich, Herr Graf ...

Graf. Ich sagte Ihnen schon alles. — Auf Wiedersehen, Lydia?

Lydia. Gehen Sie!

Graf. Auf Wiedersehen? Sie schweigen. Das ist mir eine glückverheißende Antwort. Auf Wiedersehen! (Ab nach links.)

Lydia. Nein — nein! (Deckt die Hände über das Gesicht.) Wie ist mir denn — geschehen? Er liebt mich!

(Der Vorhang fällt.)

(Fortsetzung folgt.)

Neues von und über Lenz.

Zum hundertsten Todestage des Dichters.

II. (Schluß.)

In dem letzten Lustrum ist über Lenz' Leben und Charakter reichlich doppelt so viel geschrieben und gestritten worden, als in den ersten 95 Jahren nach seinem Tode. Das erklärt sich aus verschiedenen Gründen. Einmal deshalb, weil der Zufall, oder, wenn es so besser klingt, der von Erfolg gekrönte Forschereifer viel neues Material über ihn zu Stande brachte, darunter wenig beglaubigtes, über dessen Echtheit es dann viel Streit für und gegen gab. Ferner aus dem bereits erwähnten Grunde: weil ihn die Naturalisten von heute als Vorbild auf den Schild hoben — einer von ihnen ist so weit gegangen, den „echten Dichter Lenz" über die „kalte Excellenz Goethe" zu stellen! ... Endlich aber, weil er mit ein Objekt der so stark emporgediehenen Goetheforschung ist; wer sich eingehender mit Goethe beschäftigt, begegnet dieser „schwankenden Gestalt" auf dem breiten, in kühner, sicherer Steigung zum höchsten Gipfel emporführenden Lebenspfade des Dichters und muß Stellung zu ihr nehmen; er muß Lenz mit Goethe verurteilen oder gegen Goethe verteidigen.

Der heftige Streit hat vielfach ins Kleine und Kleinliche geführt, und jeder der eifervollen Werkleute hat sich bisher damit begnügt, an dem alten Bau zu rütteln oder ihn zu stützen, neue Bausteine herbeizutragen oder die von Anderen beigeschafften zu verwerfen. Eine Biographie von Lenz, die unbefangen feststellt, wie weit das Bild, das bisher von ihm entworfen worden, zutreffend ist und wie weit nicht mehr, — eine solche Biographie findet sich leider in der neuesten Lenz-Litteratur noch nicht. Natürlich kann ein Aufsatz nicht bieten, wozu ein Buch gehören würde; nur das Wichtigste sei hier hervorgehoben.

Man hat, um Lenz' körperlichen und geistigen Untergang zu erklären, auf frühe Verderbtheit, auf verhängnisvolle Fehltritte seiner Jünglingszeit hingewiesen. Das darf heute Niemand mehr nachsprechen, denn es ist auch nicht der Schatten eines Beweises dafür erbracht. Des Dichters Vater war, als ihm Jakob — dies der Rufname — als zweiter Sohn geboren wurde, Pastor zu Seßwegen (Walk'scher Kreis, Livland), später Hauptpastor in Dorpat, General-Superintendent in Riga, ein frommer, tüchtiger, begabter Mann, der in seinem Hause strenge Zucht hielt und sich wohlgesitteter Kinder freuen durfte; auch Jakob machte keine Ausnahme. Was wir heute aus seinen Schülertagen, von seinen ersten Versuchen wissen, deutet auf ein reines Gemüt, ungewöhnliche dichterische Begabung, freilich auch ungewöhnliche Reizbarkeit der Seele und Frühreife des Geistes. Von Natur ein schwächliches Kind, wurde er gerade durch den Eifer, mit dem er sich den Studien, wie seinen dichterischen Versuchen widmete, immer nervöser; eine Krankheit, die ihn in seinem siebzehnten Jahre befiel, steigerte diesen Zustand, der sich in der Folge nie ganz verlor. Dieser Widerstreit zwischen dem schwächlichen Körper und dem rastlosen Geist ist die Hauptquelle für Lenz' Unglück gewesen, nicht verfehlte Erziehung, nicht eigene Schuld.

Auch über sein Königsberger theologisches Triennium (1768—1771) wird heute das Urteil anders, gerechter und milder lauten dürfen, als früher. Es ist richtig, daß er nur dem Immatrikulations-Schein zufolge Theologe war, daß er das Brotstudium, um dessentwillen ihn der Vater auf die deutsche Hochschule geschickt, höchst lässig und nur soweit betrieb, um nicht sogleich zum Bruch mit dem Vater zu kommen. Dafür zu schelten wäre er aber nur dann, wenn er aus Trägheit seine Pflicht versäumt und sonst nichts Rechtes getrieben hätte. Dem war nicht so; die Theologie widerstrebte ihm, früh stand in ihm fest, daß er den Beruf des Vaters nicht werde erfüllen können; er hat aber die Zeit redlich zu dem genützt, wozu ihn sein Herz zog, zur Beschäftigung mit Ästhetik und schöner Litteratur, zur Erlernung fremder Sprachen, zu eigenen dichterischen Versuchen. Und so wenig wie ein Müßig-

gänger, war Lenz in Königsberg ein Schlemmer und Wüstling; das wüste Studentenleben jener Zeit mitzumachen, hinderte ihn schon sein Körper, aber nicht minder die feinere Neigung seiner Natur; gewiß beruhen die Bilder, die er im „Hofmeister“ von dem Treiben seiner Kommilitonen entworfen, auf Beobachtung, aber ebenso unzweifelhaft zum geringsten Teil auf eigener Erfahrung. Daß er in Königsberg Schulden gemacht, ist richtig. Würde diese Thatsache genügen, um ihn zu verurteilen, so fiele die Hälfte der Männer, auf welche das deutsche Volk stolz ist, der Verachtung anheim.

Über den Bruch mit seinen Eltern ist von jeher nur von Wenigen hart geurteilt worden. Sein Vater verlangte von ihm, daß er heimkehre, um Hauslehrer, dann Pastor zu werden, ihn verlangte es nach Deutschland, wo er seine dichterischen Fähigkeiten entwickeln wollte. Darum nahm er mit Freuden den Antrag eines kurländischen Edelmanns, von Kleist, an, der ihn als Mentor seiner beiden Söhne nach Straßburg entsandte, und ihm dafür neben freier Reise und Station auch Bezahlung seiner Königsberger Schulden anbot. Jakob galt darum im elterlichen Hause als der „verlorene Sohn“, seine litterarische Thätigkeit als „nichtswürdiges Treiben“ — welcher Unbefangene wird diesen Urteilen beistimmen?!

Unendlich viel umstrittener ist seine Straßburger und Weimarer Zeit, aus welchen Gründen, ist gleichfalls bereits gesagt. Freilich haben weitere Kreise nicht viel von diesem Streit erfahren. Die Anklage gegen Lenz steht in „Dichtung und Wahrheit“ und ihr Verfasser ist Goethe! — die Verteidigung findet sich in wenig verbreiteten litterarhistorischen Schriften, deren Verfasser zudem mit wenigen Ausnahmen weit über das Ziel hinausgeschossen sind, auch obendrein mehr als einmal das Unglück gehabt haben, nicht eben das zuverlässigste Material ins Feld zu führen. Zu den Ausnahmen zählt die jüngst erschienene Schrift: „Lenz und Goethe“. Mit ungedruckten Briefen von Lenz, Herder, Lavater, Roederer, Luise König. Von Dr. Joh. Froitzheim (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1891). Sie trägt zusammen, was sich für Lenz in seiner Beziehung zu Goethe sagen läßt und wenn auch beileibe nicht in Allem, so ist sie doch in Einigem beweiskräftig genug.

„Lenz und Klinger“, schreibt Goethe, „waren gleichzeitig, bestrebten sich in ihrer Jugend mit und neben einander. Lenz jedoch, als ein vorübergehendes Meteor, zog nur augenblicklich über den Horizont der deutschen Litteratur hin und verschwand plötzlich, ohne im Leben eine Spur zurückzulassen; Klinger hingegen, als einflußreicher Schriftsteller, als thätiger Geschäftsmann, erhält sich noch bis auf diese Zeit“. Ohne ein Lächeln wird man dies Urteil nicht lesen können: wie unendlich viel lebendiger als Klinger ist heutzutage Lenz! Ohne Zweifel, in so groben Irrtum führt einen Mann wie Goethe nur persönliche Abneigung; hat sie vielleicht auch sein Urteil über den Menschen Lenz über Gebühr beeinflußt?!

Greifen wir einige Thatsachen heraus, die Goethe gegen Lenz anführt. „Will Jemand unmittelbar erfahren“, sagt Goethe im 11. Buch von „Dichtung und Wahrheit“, „was damals in dieser lebendigen Gesellschaft (in Straßburg) gedacht, gesprochen und verhandelt worden, der lese den Aufsatz Herders über Shakespeare in dem Hefte: „Von deutscher Art und Kunst“, ferner Lenzens „Anmerkungen übers Theater“, denen eine Übersetzung von ‚Love's labours lost‘ hinzugefügt war“. Im 14. Buch desselben Werkes aber sagt Goethe über dieselben „Anmerkungen“: „Von diesen war es nur einigermaßen auffallend, daß er in einem lakonischen Vorberichte sich dahin äußerte, als sei der Inhalt dieses Aufsatzes, der mit Heftigkeit gegen das regelmäßige Theater gerichtet war, schon vor einigen Jahren als Vorlesung einer Gesellschaft von Litteraturfreunden bekannt geworden, zu der Zeit also, wo Götz noch nicht geschrieben gewesen. In Lenzens Straßburger Verhältnissen schien ein litterarischer Zirkel, den ich nicht kennen sollte, etwas problematisch; allein ich ließ es hingehen und verschaffte ihm zu dieser, wie zu seinen übrigen Schriften bald Verleger, ohne auch nur im Mindesten zu ahnen, daß er mich zum vorzüglichsten Gegenstande seines imaginären Hasses und zum Ziel einer abenteuerlichen und grillenhaften Verfolgung ausersehen hatte“. Mit anderen Worten: Lenz schrieb die „Anmerkungen“, in denen theoretisch dieselbe Kunstanschauung ausgesprochen, wie im „Götz“, datierte sie vor, um Goethe die Priorität zu rauben, und Goethe war so edel, sie dennoch drucken zu lassen. Läßt sich die Wahrheit dieser schweren Anschuldigung erweisen? Auch nicht entfernt! Eine derartige Gesellschaft bestand wirklich, und daß Lenz dort im Sommer 1771 jene Vorlesungen gehalten, ist höchst wahrscheinlich. Froitzheim geht noch weiter, er stellt die Behauptung auf, daß Goethe selbst jene Vorrede zu den Anmerkungen geschrieben, gegen die er dann polemisiert hat! Dafür scheinen uns seine Beweise allerdings nicht genügend, aber so viel ist gewiß: die Anschuldigung Goethes ist nicht aufrecht zu halten.

Im 15. Buch berichtet Goethe über die Entstehung jenes „famosen Stücks“: „Götter, Helden und Wieland“, das er „bei einer Flasche guten Burgunders in einer Sitzung niederschrieb.“ „Es war nicht sobald“, fährt er fort, „meinen gegenwärtigen Mitgenossen vorgelesen und von ihnen mit großem Jubel aufgenommen worden, als ich die Handschrift an Lenz nach Straßburg schickte, welcher gleichfalls davon entzückt schien und behauptete, es müsse auf der Stelle gedruckt werden. Nach einigem Hin- und Wiederschreiben gestand ich es zu, und er gab es in Straßburg eilig unter die Presse. Erst lange nachher erfuhr ich, daß dieses einer von Lenzens ersten Schritten gewesen, wodurch er mir zu schaden und mich beim Publikum in üblen Ruf zu setzen die Absicht hatte, wovon ich aber zu jener Zeit nichts spürte noch ahnte.“ Das wäre auch schwer gewesen, denn es läßt sich nicht die geringste Spur einer solchen Absicht nachweisen. Lenz und Goethe waren damals die besten Freunde und beförderten gegenseitig ihre Produkte zum Druck, wo und wie sie konnten; da beide auch damals im Haß gegen Wieland eines Sinnes waren, so war Lenzens Wunsch, das Pamphlet gedruckt zu sehen, durchaus begreiflich. Das Goethe des Werkchens, je enger sich seine Beziehung zu Wieland gestaltete

mit immer größerem Mißmut gedachte, kann nicht verwundern, aber jene Anklage gegen Lenz ist in keiner Weise begründet.

Ein dritter Punkt. Goethe macht sich darüber lustig, daß sich Lenz „für einen großen Kenner des Waffenwesens hielt". „Auch hatte er wirklich", fährt er fort, „dieses Fach nach und nach im Detail studiert, daß er einige Jahre später ein großes Memoire an den französischen Kriegsminister aufsetzte, wovon er sich den besten Erfolg versprach. Die Gebrechen jenes Zustandes waren ziemlich gut gesehn, die Heilmittel dagegen lächerlich und unausführbar. Er aber hielt sich überzeugt, daß er dadurch bei Hofe großen Einfluß gewinnen könne." Dazu bemerkt Froitzheim mit Recht: „Die Veranlassung zu solcher Schrift bot ihm die Sittenlosigkeit der französischen Soldateska in Straßburg, für welche so manche Kindesmörderin hatte büßen müssen. Herder sollte auf Lenzens Wunsch den letzten Akt der „Soldaten" in diesem Sinne umschreiben. Er, der das Stück gerade von der politischen Seite empfand, von der Lenz es empfunden wünschte, und die Ursache von Lenz' Hinfälligkeit in seiner geistigen Überanstrengung, als einer Folge seiner Reformbemühungen erkannte, schrieb an den berühmten Arzt Zimmermann wegen der „Soldaten", die dieser zum Druck bringen sollte: „Lassen Sie sich nicht gereuen, edler Mann, der Mühe für diesen goldenen Jungen, er hat große Gedanken, Zwecke, Talente, denen allen er unterliegt — — mich freut, wenn ich an ihn denke." Wenn so ein Herder urteilte, so kann man es Lenz nicht verübeln, wenn er von der Ausführbarkeit seiner utopischen Pläne überzeugt war. Es war eine eigene Zeit, voll phantastischer Pläne, jene Sturm- und Drangperiode. Es gährt nicht allein in Spiegelbergs Hirn, sondern in den besten Köpfen. Die kommende große Revolution wirft ihre Schatten voraus. So krankt Lenz an den Gebrechen seiner Zeit; von Schauspielerei kann bei ihm nur die Voreingenommenheit reden."

Auch in anderen Punkten ist Froitzheim mit Erfolg bemüht gewesen, die Sitten der Zeit zu betonen, um Lenz zu entschuldigen. So wird der bombastische Ton seiner Briefe — wie oft! — als Narrheit oder Spiegelfechterei gedeutet „Allein", erinnert sein Verteidiger mit Recht, „jene geschraubte Ausdrucksweise, die uns heute seltsam anmutet, war Modestil jener gefühlsschwärmerischen Zeit. „Lenz hat sich auf recht unerwartet-göttlich-gute Art mir genähert", schreibt Herder, nachdem er jene bombastischen Briefe gelesen und seine Gattin weiß sich vor Entzücken kaum zu fassen: „Unser Lenz, unser Bruder, hat uns seine ganze Seele gegeben — o welch ein Mann, — welch eine Engelsseele — ich kann mich nicht genug an ihm weiden!" — Und wie viele ähnlicher Stellen, fügen wir hinzu, ließen sich aus Goethes Jugendbriefen anführen! . . .

Daß Lenz, um Goethes Ausdruck zu gebrauchen, „whimsical" war, „welches englische Wort gar manche Seltsamkeiten in einem Begriff zusammenfaßt", ist natürlich nicht zu leugnen, noch mehr, auch gegen Froitzheims Urteil, daß er „von Haus aus psychisch belastet war", wird sich nicht viel einwenden lassen, wobei man freilich nicht an Erbschaft von Elternseite, sondern an eine unglückliche individuelle Anlage denken muß. Aber mit Recht bemerkt Froitzheim, daß auch daran die Mode der Zeit einen wesentlichen Anteil hatte; man mußte sich von gewöhnlicher Weise entfernen, um als Genie zu gelten. Niemand aber war für Lenz darin so sehr ein bestimmendes Vorbild, als eben Goethe selbst! Man erinnere sich, was Riesbeck von Goethe erzählt: „Als das Gefühl seines Genies in ihm erwachte, ging er mit abgekremptem Hut und unfrisiert, trug eine ganz eigene und auffallende Kleidung, durchirrte Wälder, Hecken, Berg und Thal auf seinem ganz eigenen Wege; Blick, Gang, Sprache, Stock kündigten einen außerordentlichen Mann an." Und Lerse erzählte Böttiger, wie oft er mit Goethe die Ill hinaufgefahren, bei der Laterne in der Ruprechtsau Ossian und Homer gelesen und in einem Bette zusammengeschlafen, ohne zu schlafen. „Da geriet Goethe oft in hohe Verzückung, sprach Worte der Prophezeiung und machte Lerse Besorgnisse, er werde überschnappen." Bei seinem Besuche in Elberfeld im Sommer 1774 tanzte Goethe um Jung-Stillings Tisch und schnitt Gesichter, so daß die guten Elberfelder glaubten, der Mensch müsse nicht recht gescheut sein. Auch in Weimar dauerte dies Genieunwesen fort. Goethe wälzte sich damals oft in Bertuchs Zimmer im Schlosse auf der Erde, band sich die langen Haare auf, und tragierte so nach Herzenslust . . . „Goethe hatte", schließt Froitzheim die Aufzählung solcher und ähnlicher Züge, „als Haupt der Genies das Vorbild zu solch tollem Weien gegeben, und der naive Lenz fiel wie so mancher Nachahmer dem Fluche der Lächerlichkeit anheim!"

Aber nicht bloß äußerlich offenbarte sich diese Nachahmung, ja sie ist nicht einmal damit erschöpft, daß Lenz den Werther so tief auf sich wirken ließ, wie Wenige, und dadurch unglücklich wurde, wie Wenige. Freilich weist Goethe die Verantwortung dafür ab, mit Recht sogar, wenn auch die Wendung, die er dabei gebraucht, einen höchst seltsamen Eindruck macht. „Man kennt jene Selbstquälerei", sagt er, „welche, da man von Außen und von Anderen keine Not hatte, an der Tagesordnung war, und gerade die vorzüglichsten Geister beunruhigte . . . So war ein ewiger, nie beizulegender Streit erregt. Diesen zu führen und zu unterhalten, übertraf nun Lenz alle übrigen Un- oder Halbbeschäftigten, welche ihr Inneres untergruben, und so litt er im Allgemeinen von der Zeitgesinnung, welche durch die Schilderung Werthers abgeschlossen sein sollte." Weil sich Goethe durch seine Dichtung von jener krankhaften Stimmung befreit, darum hätte sie für Lenz und Andere, mit dem Erscheinen des „Werther" beendet sein sollen! Für sie aber fing sie leider mit diesem Buche erst recht an.

Die Hauptsache aber war: Lenz' bis zur fixen Idee gesteigerter Hang, in Allem Goethes Leben nachzuleben, mit ihm eine „Ehe" einzugehen; seine Werke mit zu schaffen, ja seine Geliebte mitzubesitzen. Nicht bloß Lenz' Ideal war Goethe, sondern geradezu sein Idol. Was jene seltsame Schrift, „Über unsere Ehe," deren Goethe gedenkt und die leider verloren gegangen ist, „mit humoristischen und zierlichen Wendungen" aussprach, war im tiefsten Ernst gemeint; die innigste Verbindung

mit Goethe schien ihm das Glück, und darum liebte er Friederike Brion, weil sie Goethe geliebt, und Goethes Schwester, weil sie dem Bruder teuer war. . .

Und dieses sein Idol sollte er gehaßt und gegen dasselbe intriguiert haben? Goethe selbst ist gerecht genug, diesen Haß einmal „imaginär“ zu nennen, ebenso wie es seine Liebe gewesen, „mit seinen Vorstellungen und Gefühlen verfuhr er willkürlich, damit er immerfort etwas zu thun haben möchte.“ Auch sein ausgebliches Intriguantentum nennt er einmal „Hang zur Intrigue an sich, ohne daß er eigentliche Zwecke, verständige, selbstische, erreichbare Zwecke dabei gehabt hätte; vielmehr pflegte er sich immer etwas Fratzenhaftes vorzusetzen, und eben deswegen diente es ihm zur beständigen Unterhaltung. Auf diese Weise war er „Zeitlebens ein Schelm in der Einbildung. . .“ Froitzheim bekämpft auch dies Urteil, nur zum Teil mit Recht, die Ausdrucksweise ist sehr hart und kann darum leicht, namentlich im Zusammenhang mit den anderen lieblosen Urteilen und ungerechtfertigten Anklagen Goethes gegen den Jugendfreund, mißverstanden werden, aber der Kern ist richtig. Für Lenz war Leben und Poesie Eins; wie er seine Komödien aus dem Leben schöpfte, so suchte er sein und Anderer Leben zur Komödie zu gestalten, knüpfte und schürzte die Fäden, wie es ihm die Phantasie gebot und behandelte sich und andere wie Erzeugnisse seiner Phantasie, die er nach Belieben in Verwicklungen stürzen und aus denselben erlösen konnte. Aber während er dadurch Anderen nur eben unbequem wurde, richtete er sich selbst zu Grunde. Lenz hat Goethe viel Verdruß bereitet, ein „Schelm“ gegen ihn war er nicht, auch nicht einmal „Schelm in der Einbildung“.

Man pflegt sich, um dies Letztere zu beweisen, namentlich auf zwei Phasen seines Lebens zu berufen, sein Verhältnis zu Friederike Brion und sein Verhalten in Weimar.

Wie Goethe gegen Friederike gehandelt, soll hier nicht mit Philister-Maß gemessen sein. Aber wie man es nennen würde, wenn ein anderer Licentiatus juris so gegen ein edles, herrliches Mädchen gehandelt hätte, ohne die Entschuldigung, daß er nur eben seinem Genius gefolgt und die Geliebte geopfert, um zu werden, was er nun der Welt für immer bedeutet — auch dies braucht kaum gesagt zu werden. Damals aber war Goethe nicht, was er uns heute erscheint, und vollends waren Friederikes Verwandte nicht geneigt, seine Handlungsweise irgendwie durch sein Genie zu entschuldigen. Sie sahen nur die Ärmste vor sich, „die“, wie ein völlig zuverlässiger Zeitgenosse erzählt, „ihre Gesundheit, seitdem Goethe sie verlassen durch Gram zerrüttet hatte“. So lernte auch Lenz sie ein Jahr nach Goethe's Scheiden kennen; diese Urteile hörte er von Friederikens Umgebung über Goethe. Und zugleich war Goethe sein Idol, und er wollte das Mädchen lieben, das er geliebt, es aber so glücklich machen, als es durch Goethe unglücklich geworden. Aus diesem seltsamen Zusammenspiel der verschiedensten Empfindungen, wie aus seinem ganzen Wesen erklärt sich auch sein Verhalten in dieser Sache. Jedenfalls hat er sich ihr leidenschaftlich genähert; daß sie seine Neigung gleich innig erwidert, ist gewiß unrichtig, daß die beiden, wie Froitzheim meint, eine Zeitlang aneinander Gefallen gefunden, ist nicht bewiesen. Wahrscheinlich setzte sie seinem heißen Werben ruhige Freundlichkeit entgegen. Als ein Phantasiestück aber, wie Lenzens Überzeugung, daß Friederike ihn liebe, nur kein ganz so harmloses, erscheint nun auch Goethes Bericht (in den biographischen Einzelheiten) über seinen Besuch bei Friederike im Jahre 1779: „Ich finde Friederike wenig verändert, noch so liebevoll, gut, zutraulich wie sonst, gefaßt und selbständig. Der größte Teil der Unterhaltung war über Lenzen. Dieser hatte sich nach meiner Abreise im Hause introduziert, von mir, was nur möglich war, zu erfahren gesucht, bis sie endlich dadurch, daß er sich die größte Mühe gab, meine Briefe zu sehen und zu erhaschen, mißtrauisch geworden. Er hatte sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie gestellt weil er glaubte, das sei der einzige Weg, hinter die Geheimnisse der Mädchen zu kommen; und da sie nunmehr gewarnt, scheu seine Besuche ablehnt und sich mehr zurückzieht, so treibt er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmords, da man ihn denn für halbtoll erklären und nach der Stadt schaffen kann. Sie klärt mich über die Absicht auf, die er gehabt, mir zu schaden und mich in der öffentlichen Meinung wie sonst zu Grunde zu richten, weßhalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland hat drucken lassen“. Möglich, daß Friederike sich Goethe gegenüber ungünstig über Lenz ausgesprochen, sogar höchst wahrscheinlich, aber daß sich Lenz nur verliebt gestellt um Goethe zu Grunde zu richten, ist ebenso unrichtig als Goethes Behauptung, daß er Friederike unverändert gefunden, während alle Zeitgenossen versichern, daß bereits längst vorher — aus Gram um den Ungetreuen — „ihre Jugendblüte ganz verwelkt war.“ Daß Lenz Goethes Briefe lesen wollte, glauben wir gern, daß er, aus Eifersucht und aus Mitleid mit dem armen holden Geschöpf, damals seinem Idol zürnte, gleichfalls — auch die Scenen aus seinem 1772 entstandenen Fragment: „Zum Weinen“, worin er Goethe als Wortbrüchigen geißelte, beweisen dies. Aber seine Liebe zu Friederike ist ebenso wenig zu bezweifeln, als etwa an seine böse Absicht bei der Drucklegung jener Farce gegen Wieland zu glauben ist.

Wie aber stellt sich ferner heute dem unbefangenen Blick Lenzens Aufenthalt in Weimar dar? Ist er als Abenteurer ungebeten dahin gekommen oder mit Zustimmung Goethes, ja auf dessen Einladung? Man wird die erste Auffassung, wenn man Froitzheims Buch liest, nicht mehr aufrecht erhalten können, auch wenn man seinen Beweis, daß Lenz aus Straßburg nach Weimar berufen worden, um bei der Vermählung einer von ihm angebeteten jungen Dame, Fräulein Henriette von Waldner mit einem Herrn von Oberkirch nicht störend im Wege zu stehen, nicht als ganz erbracht wird gelten lassen können. Jedenfalls wußten Goethe, Herder, Lavater um die Sache. Auch hat ihn Goethe herzlich empfangen, nicht wie einen ungebetenen, lästigen Abenteurer, sondern wie einen herzlich willkommenen Freund. Froitzheim meint freilich, indem er dies zugiebt, zugleich doch auch, daß Goethe auf Lenz eifersüchtig gewesen, aber aus jenem Billet mindestens, das

er zum Beweise anführt, dem Billet Goethes an Frau von Stein, in dem er ihr den Freund anmeldet, wird kein Unbefangener diese Empfindung herauslesen. „Liebste Frau," schreibt er, „darf ich heut früh mit Lenzen kommen? Sie werden das kleine wunderliche Ding sehen. Und ihm gut werden. Doch — Sie sollen, was Sie wollen, und wollen, was Sie werden." Gewiß ist ferner, daß Goethe das Seine that, um Lenz bei Hofe als Vorleser und Gesellschafter Karl Augusts unterzubringen. Die ersten Wochen ging es denn auch ganz gut; Lenz lehnte einen gleichzeitigen Ruf an das Basedowsche Philantropin in Dessau ab, er war mit dem Hofe zufrieden, wie der Hof mit ihm. „Ich bin hier verschlungen vom angenehmen Strudel des Hofes, der mich fast nicht zu Gedanken kommen läßt, weil ich den ganzen Tag oben beim Herzog bin", schreibt er zwei Wochen nach seinem Eintreffen (14. April 1776) an Lavater.

Warum nun endete dieser Aufenthalt bereits kaum drei Monate später, am 27. Juni? Man hat bisher angenommen, weil er sich da „unglaublich" benommen habe.

Daß er dies gethan, ist sehr wahrscheinlich; höfisch geschult war Lenz gewiß nicht, und in der folgenden Briefstelle Wielands an Merck steckt gewiß viel Wahrheit: „Lenz am Hofe — was dünket Euch dazu? Seit er hier ist, ist kaum ein Tag vergangen, wo er nicht einen oder den anderen Streich hätte ausgeführt, der jeden andern als ihn in die Luft gesprengt hätte. Dafür wird er nun freylich auch was Rechtes geschoren; aber das ficht ihn nichts an; er geht seinen Weg fort, und wischt sein Bidle aus Thor, wie die Schweizer sagen. Ein herrlicher Junge, das weiß Gott, und Poet à triple carillon!" Es sei endlich das Maß dieser Streiche übervoll geworden, meint man, Andere wieder, sein Aufenthalt sei dem Herzog zu teuer gekommen, für Traktement habe er für Lenz 45 Thaler 10 Groschen in den drei Monaten aufgewendet. Man sollte denken: 15 Thaler monatlich für einen Vorleser kann selbst damals nicht zu viel gewesen sein! Dritte wieder haben von einer wahnsinnigen Leidenschaft Lenzens für eine Weimarer Dame gefabelt. Froitzheim nun weist nach, daß Lenz freiwillig aus Weimar nach Berka geflüchtet; er hatte inzwischen von der Vermählung des Fräulein von Waldner erfahren und das machte ihn menschenscheu und melancholisch. An Goethe schrieb er lakonisch: „Ich geh' auf's Land, weil ich bey Euch nichts thun kann" und Goethe erwiderte ihm noch lakonischer „Lenz, Du dauerst mich!" Bis zum September war noch Alles in gutem Geleise. So schreibt Wieland am 9. September an Merck: „Man kann den Jungen nicht lieb genug haben. So eine seltsame Komposition von Genie und Kindheit! So ein zartes Maulwurfsgefühl und so ein neblichter Blick! Und der ganze Mensch so harmlos, so befangen, so liebevoll! Er lebt noch immer in seiner camera obscura zu Berka und macht nur alle 3—4 Wochen eine kurze Erscheinung bey uns. Wir lieben ihn alle wie unser eigen Kind, und so lange er selbst gern bleibt, soll ihn Nichts von uns scheiden".

Das war im September, am 1. Dezember schon mußte Lenz als ein des Landes Verwiesener das Weimarische Gebiet verlassen. Worin bestand sein Verschulden?

Hatte er, von Frau von Stein in Kochberg gütig aufgenommen, Goethes Eifersucht erregt? Es ist möglich, aber trotz aller Beweisstellen Froitzheims nicht recht glaubwürdig. Es war Goethe unbequem, Lenz bei der Freundin zu wissen, die er selbst entbehren mußte, er gab sich Mühe, ihn aus ihrer Nähe und sie zur Stadt zurückzubringen, dies wollen wir glauben, aber daß jene Eifersucht so brennend, geschweige denn gar berechtigt gewesen, nicht. Lenz aber ging wieder in seine Einsamkeit nach Berka zurück und schrieb dort, um den Groll über Goethe, der ihn aus Kochberg vertrieben, zu entladen, die Erzählung „Der Waldbruder", in der er seinen und Goethes Charakter satyrisch darstellte, auch Briefstellen aus Goethes Billets an ihn zum Teil wörtlich mitteilte, ihn endlich beschuldigte, daß er ihn durch eine Intrigue, der Familie von Waldner zu Liebe, aus Straßburg fortgelockt. Es läßt sich mancherlei zur Entschuldigung dieser „Eseley" sagen, wie sie Goethe selbst genannt: die Sitte der Zeit, in dieser Weise Selbsterlebtes unter durchsichtigem Schleier zu schildern, die Tonart des Weimarischen Hofes, wo jeder den Andern grimmig verspottete, die Verstimmung Lenzens gegen Goethe.

Aber im schlimmsten Falle wars eben eine „Eseley" und kein nachtschwarzes Verbrechen. Daß Goethe die sofortige Ausweisung des Unglücklichen erwirkte, war jedenfalls eine allzuharte Strafe.

Vollends aber muß sie uns so erscheinen, wenn wir erwägen, daß es ein Geisteskranker war, den sie traf. Unzweifelhaft ist Lenz, als er den „Waldbruder" schrieb, nicht mehr geistig gesund gewesen. Ob die qualvolle Irrfahrt bis an den Oberrhein die Krankheit verschlimmert, mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls wäre Lenz auch in Weimar, höchstens etwas später, von seinem furchtbaren Schicksal ereilt worden. Als er zwei Jahre später von seinem Bruder nach Rußland geschafft wurde, spendete der Weimarische Hof dazu eine Beihilfe.

„Noch im März 1771", schließt Froitzheim, „schrieb Lenz wegen Herausgabe seiner Werke an Wieland und richtete gleichzeitig Briefe an Goethe und Frau von Stein. Allein Goethe erlaubte der Geliebten nicht, den Brief Lenzens nach den Empfindungen ihres Herzens zu beantworten. „Hier ist ein Brief an Lenzen, Du wirst daraus ersehen, was und wie Du ihm zu schreiben hast," mit diesem kategorischen Wort schreibt Goethe ihr die Antwort vor. Es ist dies die letzte persönliche Beziehung Goethes zu Lenz. Lenz ist früh in Rußland gestorben. Die Charakteristik aber, welche Goethe dem ehemaligen Freunde in Dichtung und Wahrheit hat zu Teil werden lassen, ist einseitig und zum Teil gehäßig."

Gehäßig gerade nicht — wollen wir schließen — aber nicht ganz so gerecht, geschweige denn ganz so großherzig, wie es von Goethe zu erwarten gewesen.

Otto Hartung.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Ein Abtrünniger.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

XIII.

Ich konnte zwei Räume überblicken, jenen in dem ich stand, eine große ärmlich eingerichtete Stube, offenbar das Wohnzimmer des Totengräbers und einen anderen, anstoßenden, dessen Thüre weit geöffnet war: die Leichenkammer. Das ließ sich aus den kahlen Wänden schließen und aus dem schwarzen Katafalk, der in der Mitte stand. Doch konnte ich diesen nicht genau unterscheiden, die Kammer lag im Halbdunkel.

Um so heller erleuchtet war die Wohnstube und die Thür, welche in die Kammer führte. Dort stand ein mächtiger Tisch, mit einem schwarzen Tuche überdeckt, welches in weißer Stickerei Kreuze und Totenköpfe zeigte, offenbar eine Sargdecke. Auf dem Tische standen ein großes, altes Kruzifix und zwei dicke, brennende Wachskerzen in einem Kandelaber von altertümlicher Form, daneben lag ein Totenkopf und ein mächtiges, aufgeschlagenes Buch.

Aus diesem Buche las ein Greis, der an dem Tische saß, mit lauter, monotoner, näselnder Stimme, wie katholische Geistliche gewisse Teile der Messe zu rezitieren pflegen. Es war ein altertümliches, schwer verständliches Czechisch.

Die Leute aber, welche in beiden Räumen dicht an einander gedrängt saßen und standen, verstanden den Vorleser — dies ließ sich aus ihren andächtig lauschenden Mienen schließen. Es mochten an sechzig Menschen sein, von Bekannten sah ich nur unseren Wenzel Schertassek, der mir, kaum daß er mich sah, mit so freundlicher Miene zunickte, wie er sie mir nie vorher gegönnt. Die Meisten schienen Leute zu sein wie er: Arbeiter und Taglöhner. Nur Einige trugen den langen Kaputrock, der damals die Tracht der niederen Bürgersleute war, einige andere, junge Leute mit blassen Gesichtern und langen Haaren, waren sicherlich Studenten, der Vorleser aber ein Geistlicher. Das war bald zu erkennen, nicht nur aus dem Tonfall seiner Stimme, sondern auch aus der Tonsur auf dem Haupte, dem glattrasierten Antlitz und dem dürftigen, schwarzen Gewande — ein Greis mit einem echt czechischen Gesichte voll Ecken und Winkeln und mit düster glühenden Augen.

Als wir eintraten ging eine Bewegung durch die Versammlung, die Sitzenden erhoben sich, die Stehenden neigten ihr Haupt, auch der Vorleser hielt inne. Hager, dem die stumme Begrüßung galt, erwiderte sie durch ein Kopfnicken, ging auf den Tisch zu, küßte die Blätter des Buches und setzte sich auf einen Stuhl, den ihm eine dienstfertige Hand zuschob.

Dann begann die Vorlesung wieder. Da ich das Czechische im Seminar ziemlich gründlich erlernt, so verstand ich bald einige Sätze, bis ich mich nach einer Weile völlig orientiert und jedes Wort verstehen konnte. Der Alte las langsam, feierlich also:

„ . . . Aber so groß die Gefahr war, die Brüder zitterten nicht, denn sie wußten, daß der Herr die Feinde, so zahlreich sie sein mochten, in ihre Hand gegeben, auf daß sie sie schlagen mit der Schärfe des Schwertes und die heilige Vätererde freimachen von dem deutschen Würger. Darum schoben sie die Wagen fröhlich zusammen und fügten sie an einander mit rasselnden Ketten. Dann schärften sie ihre Schwerter und spitzten die Morgensterne und ihr Herz ward stark bei dieser Arbeit. Deß freute sich der blinde Held und Heerführer und sprach zu ihnen. „Brüder von Tabor! Ehe die Sonne des morgigen Tages untergeht, ist der Deutschen Heer vernichtet — wahrlich! so ganz, wie der Herr einst das Heer Pharaonis vernichtet, und auch die Fürsten werden

ertrinken im roten Meere des Blutes ihrer Söldner! . . ."

Es war ein altes Geschichtswerk über Ziska und die Hussitenkriege, wahrscheinlich von taboritischen Priestern selbst verfaßt, das bewies die Sprache und die düster-fanatische Färbung des Inhalts.

Die Versammelten lauschten mit angestrengter Aufmerksamkeit, der Widerschein des Vernommenen war deutlich von ihren Zügen zu lesen, so stumpf diese auch sein mochten.

Der Vorleser mochte seine Leute kennen und die Art, wie sie zu packen waren. Mit immer mächtiger anschwellender Stimme, immer leidenschaftlicher las er den Bericht von dem Blutbad, welches die Hussiten unter ihren Feinden angerichtet, dann schlug er jählings das Buch zu und rief mit dröhnender Stimme:

„Und so werden auch die Deutschen unter unseren Fäusten verbluten, wenn wir unsere Kraft sammeln und stählen und uns erheben am Tage der Rache!"

Diese Apostrophe wirkte mit furchtbarer Kraft; die Männer sprangen auf und hoben die geballten Fäuste — ein Wutgeheul erfüllte die Luft. Erst nach einer Weile, nachdem der Greis wiederholt zur Ruhe gewinkt, wurde es soweit still, daß er seine eigentliche Predigt beginnen konnte.

Sie war sehr seltsamen Inhalts. Von den Hussiten sprach der Greis und wie sie nur deshalb dem „Erbfeind" schließlich erlegen, weil Zwietracht in ihre eigenen Reihen eingerissen; dann von der Schlacht am weißen Berge und ihren Folgen und wie die Kaiserlichen und Jesuiten die czechische Nation in einem Meer von Blut und Thränen ertränkt. So weit war die Rede nur national und religiös, ich mußte mich heimlich darüber wundern, wie Christian Hager, der atheistische Kosmopolit, so begeistert dazu nicken konnte. Aber nun bog sich unversehens und diesen Hörern sicherlich kaum wahrnehmbar die Spitze und drehte sich nun gegen den Druck der Regierung. Die Deutschen in Böhmen, führte der Redner aus, hätten heute unter diesem Druck nicht weniger zu leiden, als die Czechen. „Die Armen und Guten unter ihnen", rief er, „werden unsere treuen Bundesgenossen sein!" Daran knüpfte sich eine Schilderung des trostlosen Zustandes der leibeigenen Bauern, des noch traurigeren der Arbeiter in den Fabriken, endlich der jammervollen Lage der Kleinbürger. Auch diese Worte wirkten auf die Hörer wie der Blasebalg auf ein glühendes Feuer, hauptsächlich deshalb, weil der Redner sehr sachkundig war. . . . „Wahrheit! — es ist heilige Wahrheit!" riefen die Zuhörer dazwischen und es war auch wirklich so. Die Rede schloß mit der Aufforderung, „rührig zu sein und neue Brüder zu werben, damit uns der Tag der Erhebung nicht unvorbereitet überrasche!"

Wieder folgte ein langes, wirres Beifallsgeschrei, dazwischen Ausrufe der Wut oder leidenschaftlicher Begeisterung. Dies schien kein Ende nehmen zu wollen und schwoll sogar immer lauter an, bis plötzlich Christian Hager am Tische erschien und die Hand erhob. Da verstummte der Lärm und tiefste Stille trat ein. Schon daraus war zu erkennen, welche Macht der kleine Mann über die rohen Gemüter übte, noch mehr aus der Art, wie sie seiner Rede folgten: vorgebeugten Hauptes, mit angehaltenem Atem, um nur ja keine Silbe zu verlieren.

Er sprach nur kurz, wohl deshalb, weil er der Sprache in geringem Grade mächtig war und sich wahrscheinlich selbst für die wenigen Sätze hatte mühsam vorbereiten müssen.

Er habe den Brüdern gute Nachricht zu bringen, sagte er. In Frankreich und England gähre es mächtig, auch aus Dresden seien fröhliche Briefe gekommen. Die Hauptsache sei nur, viele neue Kräfte zu werben, aber nur verläßliche, „denn", rief er mit furchtbarem Ernste und legte dabei wie unwillkührlich die Hand auf den Totenschädel, „Ihr wißt, daß Jeder mit seinem eigenen Leben für die Treue jener neuen Brüder haftet, die er hierher gebracht hat!" Was sonst nötig sei, Waffen und gute Ordnung, dafür werde er selbst sorgen.

Die Männer blieben einen Augenblick still, nachdem er geendet, dann brach einstimmig ein wildes begeistertes „Urrahah!" aus Aller Brust.

Nun wurden die neuen Brüder aufgefordert sich zu melden. Ich trat vor, dann ein Student und drei Arbeiter. Die Ceremonie war kurz, aber effektvoll genug, mir wenigstens fuhr sie in Herz und Glieder.

Hager trat vor uns hin. „Was wir wollen, habt Ihr gehört!" sagte er mit lauter, schneidender Stimme. „Daß wir Euch vertrauen, haben wir Euch bewiesen, indem wir Euch hier erscheinen ließen. Lohnt Ihr uns dieses Vertrauen schlecht, so wäret Ihr Totfeinde gegen Euch selbst. Der Arm der Gewalthaber würde uns vielleicht treffen,

aber Euch gewiß unser Arm. So viel — damit Ihr schweiget. Aber noch könnt Ihr zurücktreten. Wen es reut, der gehe!"

Er streckte den Arm gebieterisch gegen uns aus, seine Augen bohrten sich in die unseren: Einen nach dem Anderen faßte er ins Auge. Ich habe die magnetische Kraft jenes Blickes nie so sehr empfunden, wie in jenem Momente. Ich glaube fest, hätte sich der hartgesottenste Schurke unter uns befunden, seine Augen wären diesem Blick nicht eine Sekunde zu begegnen fähig gewesen.

Aber wir meinten es ehrlich, so peinlich wir auch wahrscheinlich Alle diese stummen Minuten der Prüfung empfanden.

Mein Freund nickte befriedigt. „Wohlan", begann er wieder, „wenn Ihr den Sinn des Wahlspruchs begreift: Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit! — wenn Ihr entschlossen seid, für seine Verwirklichung zu leben und wenn es nötig ist zu sterben, so sagt: Ja!"

Das thaten wir und die Versammlung ging auseinander.

Ich gesellte mich wieder zu Hager, die Anderen drückten sich mit demütigem Gruße an uns vorbei. Keiner wagte es, sich uns anzuschließen. Auch Wenzel nicht, er ging wie ein treuer Hund in der Entfernung von zehn Schritten hinter uns her.

In mir wogte ein Heer von Fragen, aber ich brachte keine über die Lippen, bis der kleine Mann endlich stehen blieb, mich scharf fixierte und ironisch sagte: „Ich stehe zu Diensten, junger Mitmensch!"

„Nun denn", begann ich, „dann erklären Sie mir vor Allem Eins: wodurch haben Sie solch rätselhafte Macht über diese Menschen?"

Er zuckte die Achseln. „Zum Teil mag es die überlegene Bildung sein, zum Teil meine Willenskraft, ferner meine Fähigkeit mit geringen Leuten umzugehen und ihre Überzeugung endlich, daß ich in der That Einiges vermag, mag gleichfalls dazu beitragen. Aber der Hauptgrund liegt sicherlich darin, daß es eben Czechen sind."

„Wieso?"

„Das ist ein höchst eigentümliches Volk", erklärte er und ich habe in der Folge oft seiner Worte gedenken müssen. „Es ist kein Freiheitssinn in ihnen, wie in den Männern germanischer Stämme, nur eine Art dumpfen, stumpfen Trotzes. Diese, an sich weder löbliche, noch ihnen nützliche Eigenschaft ist der Hebel, um sie für die Freiheit zu erziehen. Dieser Trotz der Czechen hat nicht bloß viele Blätter ihrer Geschichte mit adeligem und fürstlichem Blute gefärbt, er ist auch die einzige Möglichkeit, sie als Mittel für demokratische Zwecke zu gebrauchen. Er ist ihnen angeboren, er steckt ihnen im Blute. Aber andererseits ist der Sklavensinn ihnen zwar nicht angeboren — das ist er keinem Menschen! — aber durch den Druck langer Jahrhunderte so fest ihrer Haut eingegerbt, daß sie nur dann zu lenken sind, wenn man sie unbedingt beherrscht. Wenn ich diese Czechen als Meinesgleichen behandelt hätte, sie hätten mich vielleicht längst totgeschlagen, sicherlich aber hätten sie mir nicht eine Minute gehorcht. Ich bin nur deshalb ihr „gnädiger Gebieter", weil ich sie tyrannisiere. Ihren Trotz nütze ich, indem ich ihn gegen die Bedrücker wachrufe, ihren, wie gesagt, nicht angeerbten, aber angegerbten Sklavensinn, indem ich sie behandle, wie sie es von Hochgestellten gewohnt sind. Die Göttin der Freiheit wird mir dies Mittel um des Zweckes willen verzeihen!"

„Aber wozu die Kruzifixe und Totenköpfe, wozu die Versammlungen auf dem Friedhof? Ließe sich in der Stadt kein gleich sicherer Ort finden?"

Wieder zuckte er die Achseln, ein sonderbares Lächeln überflog sein Antlitz. „Vielleicht ließe sich ein solcher Ort wirklich finden!" sagte er. „Ich habe ihn aber nicht gesucht und werde mich auch wohl hüten, es ferner zu thun. Des Totengräbers Haus paßt mir ganz ausgezeichnet. Oder meinst Du, daß heute unser Wenzel da dieselben Eindrücke mit nach Hause trüge, wenn er dieselben Reden innerhalb der kahlen Mauern einer Schenke mit angehört hätte? Wenn es nach meinem Wunsche ginge, so müßte sogar bei jeder Versammlung auf dem Katafalk in der Kammer eine Leiche liegen! Das treibt den Leuten heilsame Schauer durch's Gemüt und giebt ihnen das Bewußtsein, daß es sich in der That um etwas Besonderes handelt, im Notfall um ihr Leben!"

Ich schüttelte den Kopf. „Auch die katholische Kirche gebraucht solche Mittel", sagte ich zögernd.

„Gewiß!" sagte er. „Eben darum sind wir gezwungen ähnliche Mittel zu wählen „similia similibus" . . . so lange unsere Partei diese Wahrheit nicht begreift, bleibt sie ohnmächtig. Jesuiten, denen der Zweck das Mittel heiligt, sind wir deshalb doch nicht! Es sind ja keine verwerflichen Mittel, denn sie drücken das Volk

nicht tiefer herab, sondern passen sich bloß seiner Lage an. Es ist nicht unsere Schuld, daß wir auch bei dem Gottesdienste der Freiheit solcher krassen Symbolik nicht entbehren können!“

„Aber was sollen da Huß und Ziska?“

„Ich würde“, lachte Hager, „auch den heiligen Paphnutius nicht verschmähen, sofern er ein czechischer Nationalheros wäre!“

„Und befürchten Sie nicht, daß diese nationale Leidenschaftlichkeit sich einst gegen uns Deutsche wenden könnte, statt gegen den gemeinsamen Feind?“

„Nein!“ Er richtete sich stolz auf, seine Augen blitzten. „Ich habe diese Menschen in meiner Hand und sie gehören mir wie dieser Stock da. Auf meinen Wink würde sich ein Dutzend von ihnen einer Batterie entgegenwerfen, die Kartätschen speit, auf meinen Wink würden Tausende von ihnen, auf's Schlimmste gereizt, sanft und still bleiben wie Lämmer!“

„Sie!“ rief ich. „Was können Sie nicht! Aber soll auch in der Demokratie die Persönlichkeit Alles gelten?“

„Vorläufig! . . . Similia similibus!“

Darauf mochte ich nichts weiter einwenden, obwohl es mir vielleicht nicht an Stoff dazu gefehlt hätte. Hager empfand dies wohl selbst, denn nach einer Pause fuhr er fort: „Übrigens stehe ich auch keineswegs allein: Du wirst bemerkt haben, wie getreu der alte Pffr auf meine Absichten eingeht!“

„Jener Greis, der vorlas und predigte?“

„Ja, Wenzel Pffr.“

„Ein urczechischer Name.“

„Scheint nur so. Der Mann hat bis in sein vierzigstes Jahr einen schlichten deutschen, ohne jede Zungenauskegelung aussprechbaren Namen geführt: Pfeiffer. Ein sonderbarer Kauz! Er war allerdings in einem czechischen Dorfe geboren, das Czechische war seine Muttersprache, aber es fiel ihm nie ein, über den Gegensatz zwischen seinem Namen und seiner Sprache zu grübeln. Auch sonst stand ihm Grübelei fern, er übte sein Amt — er war Dorfpfarrer — ohne sich viele Kopfschmerzen darüber zu machen. Da geriet er eines geringen äußerlichen Anlasses wegen mit seinem Bischof in Streit und wurde zur Strafe in ein armseliges Dorf versetzt, dessen Bewohner als Ketzer berüchtigt waren. Mit gutem Grund! — sie waren Hussiten — der düstere, traurige Glaube der Väter hatte sich in diesem armseligen Erdenwinkel in ungeschwächter Kraft von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Aus Trotz gegen seinen Oberen machte unser verbannter Pfarrer mit dieser kaum verhehlten „Ketzerei“ seiner Pfleglinge ausgiebige Bekanntschaft, und der nationale Rummel, der damals losbrach — die „Entdeckung“ der Königinhofer Handschrift, die historischen Schriften von Palacky — stieg ihm vollends zu Kopfe. Er wurde weggejagt mit Schimpf und Schande. Nun — jetzt dient er uns, und daß er früher Pfarrer war, kommt ihm vor diesen Hörern trefflich zu statten!“

„Und ist er verläßlich?“

„Unbedingt, obwohl sich allerdings in seinem Verhältnis zu mir deutlich gezeigt, daß er von Rechtswegen Pffr heißt und nicht Pfeiffer! Ich muß ihn kurz halten, wenn er parieren soll, wie diesen anderen Wenzel da!“

Damit schloß unsere Unterredung an jenem denkwürdigen Abend. Seitdem kamen wir nur noch selten auf die „Versammlung“ zu sprechen, noch seltener ging ich selbst hin.

Auch in andere Kreise führte mich mein Lehrer ein, um meine praktische Ausbildung in der „Lehre von der Revolution“ zu fördern. Es waren minder abenteuerliche Bilder, die ich da sah, aber kaum minder interessante.

An einem trüben, naßkalten Abend im Februar 1846, trat er, sein gewöhnliches behagliches Lächeln auf den Lippen, in meine Kammer. „Komm'“, sagte er, „heut' sollst Du wieder eine ‚Versammlung‘ kennen lernen, aber gruseln wird's Dich da nicht, und auch zum Vorwurf, daß ich ein Jesuit bin, findest Du diesmal schwerlich Grund!“

Wir schritten über den Karlsplatz — durch die Altstadt zum großen Ring und bogen in das Gewirr enger Gäßchen ein, das zwischen der Teynkirche und der Moldau liegt, das Judenviertel. Selten begegnete uns ein Wanderer, aber die Fenster waren hell erleuchtet und zuweilen schlug langgezogener Gesang oder der feierliche Klang eines Gebets an unser Ohr.

„Es ist ja Sabbath Abend“, erklärte mir Hager. „Sie sind aus der Synagoge heimgekehrt und feiern den Ausgang des Ruhetags. Nun dürfen sie wieder von weltlichen Dingen reden und doch zittert noch die Weihe des Festtags in ihren Gemütern nach. Das ist die rechte Stunde, mit ihnen von unserer gemeinsamen Sache zu sprechen.“

Vor einem alten Hause der „Langen Gasse“ hielt er an; über den Thorweg schaukelte ein seltsam geformtes, eisernes Wahrzeichen im Winde hin und her; es sah einem Dreizack ähnlich.

„Das Haus heißt: ‚Zu den drei Schmuckfedern‘“, sagte Hager. „Wahrscheinlich hat einst ein Mann, der solche Ware erzeugte oder mit ihr Handel trieb, hier gewohnt. Jetzt gehört es einem Banquier, Benedict Fürther, einem der reichsten, wohl auch gebildesten Juden in Prag. Hätten wir viele Männer seinesgleichen in Österreich, wir brauchten keine lange Zeit mehr auf die Vorarbeit zu wenden.“

Er zog die Glocke, die Thüre wurde sofort aufgethan. Die alte jüdische Dienerin, die sie geöffnet, verbeugte sich tief, als sie Hager erkannte und suchte seine Hand zu fassen um sie zu küssen. „Gottlob, daß Sie da sind!“ rief sie. „Gott segne Sie, Sie werden vielleicht einen Rat wissen!“

„Was ist geschehen?“ fragte er. „Sind die Herren oben?“

„Ja, nur der arme Herr Emmanuel fehlt der Bruder meines Herrn. Wissen Sie noch nicht?! Gestern Abend haben sie ihn geholt und ins Kriminal geschleppt, gerade vor Sabbath Eingang, wie einen Verbrecher.“

„Emmanuel Fürther?“ rief Hager bestürzt. „Warum?“

„Warum?“ wiederholte sie wehklagend seine Frage. „Sie fragen noch? Sie sind ja ein lieber, guter Herr und kennen uns und wollen uns helfen! Er ist eben ein Jud'!“

Wir stiegen die Treppe empor; auf dem großen Vorplatz des ersten Stockwerks standen einige Frauen, die sich beim Geräusch unserer Schritte zurückziehen wollten, dann aber, als sie Hager erkannten, blieben. Eine stattliche Frau, wohl die Gattin des Hausherrn begrüßte ihn freundlich, dann wendete sie sich wieder einer Besucherin zu, deren perlenschimmerndes Stirnband seltsam zu dem bleichen, vergrämten Antlitz paßte, und suchte sie zu trösten.

Hager blieb stehen. „Weinen Sie nicht, liebe Frau Fürther“, sagte er. „Dieser Regierung ist ja Alles zuzutrauen, aber kein Richter wird es wagen, einen Mann, wie Ihren Gatten festzuhalten. . . .“

„Wenn er vor einem Richter stünde!“ erwiderte die Schluchzende. „Aber er ist ja in den Händen der Polizei! Die darf thun, was sie will, er soll sie durch eine falsche Angabe getäuscht haben . . .“

„Das sieht Herrn Emmanuel nicht ähnlich“, sagte Hager kopfschüttelnd.

Ein junges Mädchen, das bisher im Hintergrunde gestanden, trat hervor. „Mein Vater hat sich eines Unglücklichen erbarmt!“ rief sie, „und sein ganzes Verbrechen ist sein Judentum!“ Die Wangen waren bleich vor Erregung, die Augen blitzten. Ich starrte sie wie geblendet an — wie schön sie war! Die Gestalt schlank und üppig zugleich, das Antlitz von edelstem arabischen Schnitt, die großen sammetbraunen Augen unter den stolzen, feingeschwungenen Brauen von langen Lidern beschattet.

„Miriam!“ mahnte die Mutter.

Das Mädchen wurde rot und wich zurück. Und nun, wo sie verlegen dastand und die Augen niederschlug, schien sie mir noch schöner, als früher.

„Es ist übrigens die Wahrheit“, sagte die Mutter zu Hager. „Wenn Jeder mit so reinem Gewissen in den Kerker ginge wie mein Mann. . .“

Aber da trat aus der nächsten Thüre der Hausherr auf den Vorplatz und begrüßte uns. Wir verabschiedeten uns von den Damen und folgten ihm in sein Zimmer.

Dort fanden wir noch etwa zehn Männer versammelt, alle, bis auf den Rabbiner, in deutscher Tracht. Nur der Geistliche, ein würdiger Greis, mit langem, silberweißem Bart — es war der gelehrte Salomon Rapoport — trug einen langen Talar und auf dem Haupte ein Samtkäppchen. Auch er, wie die Anderen, begrüßte Hager wie einen vertrauten Freund und ich ward gleichfalls freundlich willkommen geheißen.

Nun erfuhren wir auch, welchen Verbrechens wegen Emmanuel Fürther verhaftet worden. Fremde Juden durften damals nur vierundzwanzig Stunden in Prag verweilen; ganzen Familien war ein längerer Aufenthalt überhaupt nicht, einzelnen Männern nur dann gestattet, wenn sie einen Bürgen für ihre gute Führung stellen und einen sicheren Erwerb ausweisen konnten. Nun war ein in Pilsen wohnhafter Jude die Woche zuvor nach Prag gekommen, um seine hier ansässige, schwer erkrankte Mutter pflegen zu können; damit er von der Polizei unbehelligt bleibe, hatte ihm Emmanuel aus Erbarmen die falsche Bescheinigung gegeben, daß er ihn als Verkäufer für seinen Laden angestellt. Die Polizei war dahinter ge-

kommen und hatte den Fremden gestern Abend ausgewiesen; heute war seine Mutter gestorben.

Ich war tief erregt. „Das schöne Mädchen hat Recht", dachte ich, „sein Verbrechen ist sein Glaube."

Hager aber sagte ruhig: „Die alte Geschichte! Sie endet nicht eher bis das System endet. Heute trifft es den aus Ihrer Mitte und morgen Jenen! Zum Glück ist der Fall, so weit er unseren Freund betrifft, nicht tragisch . . . Waren Sie beim Polizei-Direktor?" fragte er den Hausherrn.

„Schon gestern Abend. Und heute wieder; der Herr Rabbiner hatte trotz des Sabbaths die Güte, mich zu begleiten. Aber der Hofrat meint: da müsse ein Exempel statuiert werden . . ."

„Natürlich!" sagte Hager lächelnd. „Wenigstens dreihundert Gulden für den Hofrat und hundert als Polizeistrafe. Einen Mann wie Emmanuel Fürther kriegt man nicht alle Tage zu fassen; er ist selbst wohlhabend, dazu eines reichen Mannes Bruder. . . ."

„Der Polizei-Direktor hat bisher nichts von solchen Andeutungen verstehen wollen", meinte Benedict Fürther bekümmert. „Aber wenn er darauf eingeht, wenn die Sache mit fünfhundert oder tausend Gulden ausgeglichen ist, wird sie dadurch gut? Dieser Zustand ist entsetzlich!"

„Unerträglich ist er!" rief ein junger Mann mit bleichen, scharfgeschnittenen Zügen; ich habe ihn später kennen gelernt, er hatte sich in der Folge in seiner Wissenschaft, der klassischen Philologie, einen berühmten Namen gemacht. „Man spricht vom Hauch einer neuen Zeit; Frankreich, die süddeutschen Länder sind konstitutionelle Staaten und hier erleben wir täglich Dinge, wie sie auch das Mittelalter nicht schlimmer gesehen hat. Der Sohn wird vom Sterbelager seiner Mutter weggerissen, der Mann, der ihm ermöglichen will, ihr die Augen zuzudrücken, muß ins Gefängnis. . ."

„Ja", sagte Hager, „es ist sehr schlimm. Aber wir Alle haben Schweres zu erdulden. . ."

„Doch nicht Gleiches oder Ähnliches wie wir!" rief der junge Gelehrte. „Worin wären wir nicht eingeschränkt und bedrückt? Wir können keinen Atemzug, keinen Schritt thun, ohne daran erinnert zu werden, daß wir, wenn überhaupt Menschen, so von geringerer Sorte sind, die Parias der Anderen. Wir dürfen nicht wohnen, wo uns beliebt, sondern in einer bestimmten Stadt, einer bestimmten Gasse, nicht heiraten, wann wir wollen, sondern warten, bis der Tod eine Ehe gelöst hat, damit eine bestimmte Zahl nicht überschritten wird. „Schacherer!" schallt es uns entgegen, aber dürfen wir werden, was wir wollen? Landwirte nicht, nicht einmal Gutspächter, Beamte nicht, Richter nicht, Soldaten nicht — geschweige denn gar Lehrer! Meine Eltern haben mich das Gymnasium besuchen lassen, welches Brodstudium stand mir dann frei? Mediziner hätte ich werden dürfen, das ist aber auch das Einzige, was noch irgendwie Aussichten bietet, denn der jüdische Jurist muß warten, ob ihn die Regierung zum Anwalt ernennt oder nicht. Mich zog meine wissenschaftliche Neigung zur Philologie — ich bin ihr gefolgt — nun bin ich „Privatgelehrter" ohne Brot und Stellung und werd' es mein Leben lang bleiben!"

„Darüber wollen wir in einigen Jahren sprechen", tröstete Hager. Und dieselbe Antwort gab er auch auf die Klagen der Anderen. Sie gingen aus anderer Tonart, als jene Ausbrüche wilden Grimms in der Kammer des czechischen Totengräbers, aber sie waren in ihrer Art kaum minder leidenschaftlich. Denn der Druck, der auf diesen Menschen lag, war gleichfalls ein furchtbarer und so wenig sie sonst dazu gestimmt waren, gegen den Staat zu rebellieren — auch der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird und sucht sich der Qual zu entwinden! In der Art, wie sie klagten, wie sie von den tausend Kolbenstößen und Nadelstichen berichteten, unter denen ihre Menschenwürde, ihr angeborenes Menschenrecht verblutete, lag etwas unendlich Rührendes und doch zugleich Aufregendes.

Ich war tief ergriffen und auch die Teilnahme Hagers war sichtlich echt, obwohl sie sich hier, seiner Proteusnatur gemäß, in einer Form äußerte, die ich ihm nie zugetraut hätte.

„Auch für Sie kommen bessere Tage", wiederholte er immer wieder, „wenn sie für uns Alle kommen. Die Hauptsache ist: Geduld, Ausdauer und vor Allem Mäßigung!"

„Was verstehen Sie darunter?" rief endlich der junge Gelehrte ungeduldig. „Können wir weniger verlangen, als unser ganzes Menschenrecht?"

„Gewiß nicht!" war die Antwort. „Die Mahnung zur Mäßigung geht auch nicht allein an Sie, sondern an Alle! Wir dürfen von keiner blutigen Revolution träumen, von keiner jähen, völligen Niederwerfung aller Schranken. Nicht

der Umsturz darf unsere Parole sein, sondern der langsame, aber unaufhaltsame Fortschritt, nicht die Republik, sondern die konstitutionelle Monarchie! Solche Träume waren natürlich oder doch entschuldbar, so lang es tiefe Nacht war. Heute aber sehen wir es tagen — „hell aus dem Westen bricht der Freiheit Licht" — auch in Österreich wächst die Zahl der Unzufriedenen, der konstitutionell Gesinnten immer mehr. Das fühlt auch die Regierung, sie wird immer unsicherer, eines Tages wird sie erkennen, daß der alte Weg, auf dem der Staatskarren bisher dahingepoltert, unfahrbar geworden ist, und sich dann bemühen einen neuen zu bahnen. . ."

Einige der älteren Herren, darunter der Hausherr nickten zustimmend. Der junge Gelehrte aber rief:

„Sie hoffen im Ernste, daß sich Metternich zu liberalen Ideen bekehrt?! Das ist undenkbar!"

„Metternich muß ja nicht immer Staatskanzler bleiben. Auch er ist sterblich — und noch mehr sein System!"

„Und Sie hoffen es friedlich beseitigen zu können? Sie sind prinzipiell gegen jede gewaltsame Erhebung?!"

„Ja!" erwiderte Hager. „Prinzipiell und unter allen Umständen. Denn die Geister sind leichter gerufen, als gebannt. Wir wollen die politische Gleichheit Aller, auch Hülfe für die Armen, aber nicht den Kommunismus. Wer bürgt uns dafür, daß die rohen Gewalten, wenn sie einmal losgelassen sind, sich nicht auch gegen das kehren, was wir aufrechterhalten wollen: die staatliche Ordnung, die Religion?!"

Und diesmal stimmten Alle bei, nur jenen Philologen ausgenommen.

Ich hatte meinen Ohren nicht getraut! Als wir heimgingen, schwieg ich lange, und als ich endlich zu fragen begann, wagte ich auch nicht, sofort das Wichtigste zu berühren. „Was zieht Sie," begann ich, „zu diesen Leuten?"

„Vor Allem: mein Herz!" war die Antwort. „Sie sind Menschen und leiden ungerechten Druck!"

„Aber was ihre politischen Ziele anbetrifft?"

„Auch da," erklärte er, „ist mir diese Verbindung sehr wichtig. Die Juden sind, trotz ihrer momentanen sozialen Stellung eine Macht, die man nicht unterschätzen darf — ihr angeblich so inniger Zusammenhang unter einander ist freilich lange nicht so groß wie man glaubt, aber sie sind energisch, zäh, dankbar und — wohlhabend! Davon abgesehen, daß es uns nicht gleichgültig sein kann, wie sich ein solcher Faktor dereinst zu unserer Bewegung stellen wird, nützen uns die Juden auch heute schon; denn sie sind sehr opferfreudig, wo es sich um ihre heiligsten Interessen handelt, und haben uns manche bedeutende Geldspende zugewendet, Manchen von uns, der sonst den Häschern in die Hände gefallen wäre, geborgen und weiter befördert . . ."

„Und vertrügen es," fragte ich, „diese leidenschaftlichen Menschen nicht, daß auch Sie ihnen gegenüber jenen leidenschaftlichen Ton anschlagen, der ja doch der eigentliche Charakter Ihrer politischen Strebungen ist?"

Er antwortete nicht sofort und starrte nachdenklich vor sich hin.

„Vielleicht!" sagte er dann. „Aber vielleicht auch nicht — und dann wäre Vieles verloren, während so immerhin Einiges gewonnen wird. Ich gestehe Dir, daß ich mich auf diesem Boden, unter diesen Menschen, weit minder zuversichtlich bewege, als anderwärts. Die jüdische Volksseele ist ein Rätsel, welches von dem Sohne eines andern Stammes kaum erfaßt, geschweige denn gelöst werden kann. Ich gehe, was die Juden betrifft, nie weiter, als sie selbst gehen, ja nicht einmal so weit. In dieser Volksseele wohnen die Extreme hart nebeneinander. Das setzt mir Schranken, die ich, nicht aus persönlicher Klugheit, sondern aus Rücksicht auf die Sache respektiere."

„Aber sie sagten ja," rief ich, „geradezu das Gegenteil von dem, was Sie denken!"

„Und das darf man nicht," ergänzte er spöttisch. „Meine Hoffnung hat mich getrogen, Du hast mich auch diesmal als echten Jesuiten erkannt . . . Aber," fuhr er ernst fort, „das nehm' ich auf mein Gewissen. Diese Täuschung nützt der Sache und schadet Niemand. Wenn ich, der Feind alles Umsturzes, heute von Benedict Fürther eine Beisteuer erbitte, um unsere Agitation aufrecht zu erhalten, so giebt er sie mir, dem Revolutionär würde er sie weigern. Und doch macht nur die Revolution diesem Despotismus ein Ende und nur von ihr, und sonst von keiner Gewalt auf Erden, dürfen er und seine Glaubensgenossen die Gewährung ihrer Menschenrechte erwarten. Du siehst, es geschieht auch zu seinem Nutzen!"

Ein Anderer bei den Arbeitern, ein Anderer bei den Juden, war Hager wieder ein Anderer im Verkehr mit den konstitutionell Gesinnten, den Kaufherren, Juristen, Ärzten, mit denen er

wöchentlich einmal zusammenkam. Hier war er wieder der Mann des echt vormärzlichen Liberalismus. Von Thaten war da überhaupt niemals die Rede, weder von zahmen noch von kühnen, mindestens nie in klarer, faßlicher Form, desto mehr von theoretischen Programmen, die dann freilich vor keiner Schranke Halt machten. Wie er aber allmählich die Glieder dieses Kreises doch zu beeinflussen, ihre Überzeugungen praktischer, radikaler zuzuspitzen wußte, merkte kaum Einer dieser Männer.

Auch in diese Gesellschaft führte mich mein Lehrer ein, ebenso in die gebildeten czechischen Kreise, mit denen er gleichfalls in innigster Fühlung stand. „Man muß alle Funken sammeln!“ das war ja, sagte ich schon, der Leitstern seines gesamten Strebens.

Wäre ich ein reifer Mann gewesen, diese Studien wären sicherlich von nicht eben großer Wirkung auf mich gewesen. Denn dann hätte ich gewiß erkannt, wie verschieden die Elemente waren, mit denen Hager seine Ziele zu erreichen hoffte, und daß die Zügel, welche er festzuhalten glaubte oder wirklich festhielt, gerade in der Stunde der Entscheidung seinen Händen naturgemäß entgleiten mußten.

Aber ich war jung, unreif und schwärmerisch — ich stand überdies unter dem unmittelbarsten Einfluß dieser machtvollen Persönlichkeit und zog nur den Schluß aus all den Erscheinungen: daß alle Vernünftigen und Gerechten, jeder in seiner Art, demselben Ziele zustrebten, für welches ich mich begeisterte.

So lebt mir der Winter von 1845 auf 46 in schöner Erinnerung: farbig und interessant drängten sich mir die verschiedensten Eindrücke und jeder bestärkte mich in meiner neuen Religion. Die Arbeit für den Buchhändler ging fort und gewährte mir eine Existenz, die für meine damaligen Ansprüche ganz behaglich war. Zur selben Zeit erfüllte sich mir auch ein langgehegter Wunsch, ich sah Mutter und Bruder wieder; Beiden ging es so gut wie irgend zu erwarten war. Martins Brodherr, der Floßmeister Bohaty in Bodenbach, dessen plumpes Wesen mir einst, als ich ihn als Bräutigam der armen Vroni kennen gelernt, so peinlich gewesen, hatte nun ihm und dem dicken Karl die Leitung seines Geschäfts fast ganz überlassen; Martin war ein wackerer tüchtiger Mensch geworden, der freilich mich und mein Wesen nicht verstand, sich aber gern darein fügte, als ich ihm sagte, ich sei mit meinem Schicksal wohl zufrieden, hätte auch keine Sorge um mein Auskommen. „Die Stube sieht nicht darnach aus,“ sagte er zögernd; — er hatte mich in meiner Kammer bei Frau Schertaßek aufgesucht — „aber Du bist ja immer ein seltsamer Heiliger gewesen ...“ die Mutter aber, die ich in Hannburg aufsuchte, glaubte mir aufs Wort, daß es mir vortrefflich gehe. Sie hatte in meinen römischen Jahren so viel Angst um mich erlitten, dann durch die Stichelreden des trägen Herrn Hodliczka über meinen Abfall von der Kirche so viel Kränkung erfahren, daß sie aufjubelte, als sie mich als gesunden, fröhlichen Menschen in die Arme schließen konnte. „Freilich,“ meinte sie zaghaft, „wäre es besser gewesen, wenn Du Priester geworden wärest; es ist ein sicheres Brod und Du hast ja schon so viel Zeit und Mühe darauf gewendet, aber wie Gott will — der Mensch muß immer thun wie ihm sein Herz gebietet“. Ich konnte ihr getrost erwidern, daß ich nun mit keinem König tauschen würde. „Mit einem König am wenigsten,“ fügte ich lächelnd hinzu. Aber das verstand sie zum Glück nicht ...

Als der Frühling kam, da endete wohl die Arbeit, die mir Brod gab, aber nicht mein Glück, im Gegenteil, das kam erst recht, mit den Blumen zugleich, ins Blühen.

Das Wörterbuch war fertig gedruckt, Tempsky hatte keine Beschäftigung mehr für mich. Aber Hager wußte Rat, er schaffte mir einige Privatstunden. So kam ich auch in das Haus jenes Mannes, dessen Schicksal mir einige Monate zuvor so große Teilnahme eingeflößt, des braven Emmanuel Fürther, der, nebenbei bemerkt, sein Erbarmen mit zweitausend Gulden hatte büßen müssen. Ich wurde der Lehrer seiner Kinder. Dem kleinen, zehnjährigen Isidor, der eben das Gymnasium bezogen, sollte ich Hilfsunterricht geben, der siebzehnjährigen Miriam die nähere Kenntnis der deutschen Klassiker vermitteln. Der Knabe, der arg verzogen war, machte mir durch seine Unarten viel Verdruß, aber Freude und Leben quoll mir durch seine Schwester in die Seele. Die Miriam Fürther war eine holde, reine, anmutige Menschenblüte und das erste Mädchen, das ich mit dem Herzen geliebt habe. So innig geliebt, wie später nur noch einmal: die Schöne, Gute, die mein Weib geworden, und daß ich die Miriam nicht erringen durfte, blieb mir noch lange, nachdem ich sie für immer verloren, ein tiefes Weh.

Denn war es auch nur ein kurzer Traum, so füllte er mir doch die ganze Seele.

Aber vielleicht thue ich Unrecht, diese Empfindung einen Traum zu nennen. Wer träumt, dem erscheint das Schwerste als leicht, das Märchenhafteste als Wirklichkeit. Ich aber täuschte mich über die Schranken nicht, die mich von dem geliebten Mädchen trennten, nur hoffte ich sie hinwegräumen zu können.

Wie hätte ich sie auch nicht sehen können! Von dem eigenartigen Geist dieses Hauswesens ist freilich schwer ein Bild zu geben, denn ich glaube nicht, daß Ähnliches heute noch auf deutschem Boden zu finden ist. Das halbe Jahrhundert, das seither vergangen, hat uns alle gewandelt, aber niemand mehr, als die Juden. In Emmanuel Fürthers Hause grenzten das Alte Testamant und der Geist der Aufklärung, wie er seit Mendelssohn in diese Kreise gekommen, dicht zusammen und mochten zusehen, wie sie sich nebeneinander vertrugen.

Die Familie bewohnte das erste Stockwerk eines Hauses in der Josefstädter-Gasse, dicht neben dem berühmten Judenfriedhof. Die Wohnräume unterschieden sich in ihrer Einrichtung, nur etwa die Bettäfelchen an den Thüren ausgenommen, durch nichts von denen einer andern wohlhabenden Bürgerfamilie. Aber dazwischen lagen zwei Stuben, in denen es gewiß nicht anders aussah, als in den demselben Zweck bestimmten Räumen des Hauses, welches die Familie vor fünfhundert Jahren in dem alten Judendorf bei Nürnberg bewohnt, aus dem sie stammte.

Es war dies die Betstube, eine kleine, düstere Kammer, die außer der Thoralade fast nur so viel Raum hatte, um die zehn Männer aufnehmen zu können, die nach dem Ceremonialgesetz zur Abhaltung des Gottesdienstes nötig waren; hier verrichtete der Hausherr an jedem Wochentage des Morgens und Abends seine Andacht im Kreise seiner Diener und Angestellten; fehlte einer, so wurde von der nahen Friedhofspforte irgend ein Bettler geholt, der für die Zeit bezahlt wurde. Daran stieß das Zimmer, welches der Hausherr für seine talmudischen Studien eingerichtet; dicht gedrängt standen an den Wänden die riesigen hebräischen und aramäischen Folianten; an dem Tisch in der Mitte aber saßen vom frühen Morgen bis zur Dämmerung zwei Talmudisten, brüteten vor eben solchen Folianten oder stellten sich doch so, als ob sie es thäten, und führten in jenen Stunden, die Fürther hier zubrachte, mit ihm gelehrte Dispute über die wichtigsten Fragen. Zum Beispiel, ob es im Tempel Salamonis Spucknäpfe gegeben oder nicht, da einerseits die Bibel nichts von diesen Einrichtungsstücken erwähne und andrerseits ein Tempel mit so prächtigem Boden schwer ohne sie denkbar sei. Oder von welcher Form ein Blutfleck an einem Ei sein müsse, damit es trotzdem genießbar sei. Emmanuel Fürther war nicht bloß ein eifriger und tüchtiger Kaufmann — er betrieb einen Großhandel in Häuten und Lederwaren — sondern auch ein kluger, gebildeter Mann, aber nichts hätte ihn überzeugen können, daß es kein Gott wohlgefälliges Werk sei, die beiden frommen Müssiggänger zu füttern und, die Geschäfte mochten noch so dringlich sein, mindestens zwei Stunden täglich der „Forschung" in ihrer Gesellschaft zu widmen, so wie ihn gewiß kein Einspruch davon überzeugt hätte, daß vielleicht die Anwesenheit von nur neun, aber andächtigen Betern, der Würde des Gottesdienstes angemessener sei, als irgend einen verkommenen Strolch um Geld als zehnten Mann beizuziehen. Und als eine gleich schwere Todsünde, wie etwa Gotteslästerung wäre es ihm erschienen, unmittelbar nach einem Mittagessen, das aus Fleischspeisen bestanden, seinem Kaffee ein Tröpfchen Milch beizusetzen, geschweige denn gar am Sabbath ein Licht anzuzünden.

Indes, dies alles betraf Gebote seiner Religion, allerdings darunter auch solche, die niemals allgemein erfüllt worden, aber in Dingen des frommen Glaubens wird man ja auch mit dem Verständigsten nie rechten dürfen, eben weil der Verstand Pflichten, die das Herz erfüllen zu müssen glaubt, nie bespötteln oder als thöricht nachweisen darf. Das Merkwürdige aber lag eben darin, daß ihm all die Ceremonien gar nicht Herzenspflicht waren. Fürther war sicherlich ein frommer Mann, der sein Haupt in aufrichtiger Demut vor Gott beugte, und in allem das Walten der Vorsehung erblickte, auch in dem einst so herrlichen, später so jammervollen Geschick seines Volkes, und aus ganzem Herzen hielt er an dem angestammten Glauben fest. Aber daß es für diesen Glauben wichtig oder auch nur förderlich sei, wenn er die beiden Talmudisten beschäftigte und daß der Gott seiner Väter gegen das Tröpfchen Milch im Kaffee sei, glaubte er nicht — im Gegenteil, manches Gespräch, das ich in der Folge, nachdem ich mir sein Vertrauen gewonnen, mit ihm führte, ließ

mich erkennen, daß er auch viel Wichtigeres für Menschensatzung hielt, die sich einzig aus geschichtlichen Gründen erklärte. Ein genauer Kenner der talmudischen Litteratur, aber auch in der Philosophie, der Geschichte, der Sagenforschung genauer bewandert, als wohl die meisten seiner Berufsgenossen, entwickelte er mir Ideen voll Scharfsinns und freier, echt menschlicher Gesinnung, obwohl freilich zwischen diesen Anschauungen eines gläubigen Mannes und jenen, die damals mich erfüllten, noch immer eine tiefe Kluft blieb. Immerhin mußte mich dieser Gegensatz zwischen Denk- und Lebensweise verblüffen und mir mehr als einmal die Frage auf die Lippen drängen: „Und dennoch halten Sie an jedem Tipfelchen dieser tausend Vorschriften fest?" — „Dennoch!" war seine Antwort, „denn wenn ich daran rührte, wo fände ich die Grenze?! Der Einzelne darf nicht auf eigene Faust reformieren; er scheidet sich dadurch nur von seinen Brüdern, auf die er sonst aufklärend einwirken könnte. Ich glaube deshalb doch kein ganz unwürdiger Sohn dieser neuen Zeit zu sein." Ich konnte dies, bei aller Achtung vor seiner modernen Bildung, doch nicht gelten lassen. „Derlei muß sich doch," wandte ich ein, „nicht blos in der Denkweise, sondern auch in Thaten äußern. Wie Sie denken, weiß ich, wissen Ihre vertrauten Freunde; die anderen sehen nur Ihre Lebensweise. Wie sollen sie ahnen, daß es nicht sträflich ist, sich moderne Bildung anzueignen, geschweige denn gar den Geist Spinozas oder Kants, Lessings oder Mendelssohns auf sich wirken zu lassen?! Sie sagen: ‚Auch ein Mann wie Emmanuel Fürther hält das Forschen in der Lehre, den Disput mit seinen Talmudisten über den Blutfleck im Ei für die einzigen würdigen Bethätigungen wissenschaftlichen Strebens; sollten wir es anders halten?!' Und können Sie diesen Effekt wollen?" — „Nein," war seine Antwort, „aber noch weniger wünsche ich, daß Jeder pantheistische oder atheistische Bücher lese. Man muß sich wohl hüten, da ein Beispiel zu geben, es wird für die Meisten nur verderblich sein. Den Alltagsmenschen wird nur jenes Sittengesetz fesseln, das ihm seine Religion auferlegt; jede Lockerung des Glaubens bewirkt auch eine Lockerung seiner sittlichen Anschauungen, und hat er gar Gott verloren, so fürchtet er gar nichts mehr, als das Strafgesetz und wird ein schlechter Mensch." Konnte ich nach dieser Hinsicht nichts an seinen Anschauungen ändern, so machte ihn doch eine andere Einwendung zum Mindestens nachdenklich. „Sie bezeichnen es mir," sagte ich, „als den innigsten Wunsch Ihres Herzens, die Schranken fallen zu sehen, welche Sie und Ihre Glaubensgenossen von Ihren christlichen Mitbürgern trennen. Halten Sie es nicht auch Ihrerseits für Pflicht, diese Schranken zu beseitigen? Eine rechte Gleichheit erscheint mir erst dann denkbar, wenn sie nicht allein in den bürgerlichen Rechten, sondern auch in der Lebensführung zu Tage tritt." Er suchte mich durch den Hinweis darauf zu widerlegen, daß ja die Religion auch gewisse Unterschiede der Lebensführung zwischen Katholiken und Protestanten bedinge, dann aber gestand er zu: „Gewiß, soll sich mein Ideal erfüllen, sollen auch wir Deutsche werden, so werden wir auch in dieser Hinsicht mancherlei Änderung durchführen müssen. Aber nicht der Einzelne, sondern alle. Wir haben keinen Papst, keine Hierarchie, bei uns wird es eine große Synode aus Laien und Priestern sein müssen, welche alle unsere Beziehungen neu ordnet. Bis dahin muß es mein Bemühen sein, für mich und mein Haus alte und neue Zeit, so gut ich kann, harmonisch zu vereinen. Ich denke, das gelingt mir ja auch einigermaßen."

Da irrte der sonst so kluge Mann; dies Hauswesen war ehrenhaft, von den guten Geistern der Eintracht und der Liebe erfüllt, aber harmonisch war es gewiß nicht und den Hausherrn abgerechnet, gab es niemand darin, der nicht unter dem Zwiespalt zwischen solcher Glaubensübung und den Anforderungen der neuen Zeit gelitten hätte.

Es drückte selbst auf meinen kleinen Schüler, obwohl er es gewiß nicht empfand. Er war ein gutartiger, sehr begabter Knabe, der mit ein wenig Zucht und Strenge leicht zu lenken gewesen wäre. Aber er war der einzige Sohn eines Hauses, in welchem altjüdische Tradition herrschte, also sein bester Schmuck und Stolz. Und so wurde der Knabe verzärtelt, verzogen, zum kleinen Haustyrannen gezüchtet. Dafür mußte er in der Schule büßen; dort wurden seine Unarten, wahrscheinlich auch seines Glaubens wegen, noch viel härter gestraft, als er's ohnehin verdiente. Auch in andere Konflikte brachte ihn das strenge Festhalten seines Vaters an allen Geboten. Die anderen Juden, die ihre Söhne zu den Piaristen schickten — groß war ihre Zahl nicht — fügten sich darein, daß die Knaben auch am Sabbath die Schule besuchten und dort schrieben; Fürther duldete dies nicht und brachte so sein Kind, gewiß

sehr gegen seinen Willen, in schroffen Gegensatz zu Lehrern und Mitschülern, zum Geiste der Schule. Und aus demselben Grunde duldete auch er, der liebreichste, allerdings vielleicht auch der eitelste Vater, der mir je begegnet, nicht, daß das sichtlichste und hervorragendste Talent des Knaben ausgebildet werde: das für's Zeichnen. Man weiß, keine Begabung ist unter den Juden spärlicher gesäet, als die für die bildenden Künste; vielleicht erklärt sich dies aus historischen Gründen; das Gebot, „kein Bild zu machen“, wurde ja fast bis in unseren Tagen hinein von den Strenggläubigen ängstlich befolgt; auch in Fürthers Hause gab es kein Gemälde, keine Statue, kein illustriertes Werk. Und Bildergallerien oder Museen, wo etwa die schlummernde Begabung durch die Anschauung hätte geweckt werden können, betrat ja bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein kein Jude. Aber es giebt ja immer wieder Fälle, wo das Talent wie vom Himmel herabgefallen zu sein scheint; der kleine Isidor zeichnete unabläßig und mit so großem natürlichen Geschick, daß es auffallen mußte; ich riet dringend, ihm Unterricht geben zu lassen. Aber Fürther schüttelte den Kopf. „Das würde Ärgernis geben und wäre ja auch unpraktisch. Er soll das Gymnasium beenden und dann in mein Geschäft eintreten.“

Unendlich schmerzvoller, als den Sohn traf die Mutter dieser Zwiespalt, aber ich glaube nicht, daß sie ihn viel klarer empfand, als das Kind. Und doch war Frau Jutta Fürther nicht bloß eine treffliche Hausfrau, sondern auch menschenkundig und hatte unsere Dichter mit Verständnis gelesen. Aber sie hielt daran fest, was ihr seit Kindesbeinen gesagt worden: Christentum und Judentum waren zwei verschiedene Welten und was für die Einen taugte, daran durften die Anderen nicht denken, wenn es ihnen nicht zum Verderben werden sollte. Bei den Christen lernte das Mädchen ihren Bräutigam zumeist noch vor der Hochzeit kennen, und zuweilen, wenn auch nicht immer, hatte ihr Wille zu entscheiden, ob sie sein Weib werden wolle. Bei den Juden war dies anders; ihr und ihres Gatten Vater — sie stammte aus Brünn — hatten bei der Messe die Verbindung ihrer Kinder vereinbart, dann war Emmanuel auf einen Tag zur Verlobung angereist gekommen; erst nach der Hochzeit hatten sich die beiden genauer kennen gelernt. Aber sie fragte nicht, ob dies so richtig gewesen; es hatte sich ja Alles gut gefügt, sie waren einander treue, zärtliche Gatten geworden; inniger, sagte sie sich, hätte das Band nicht sein können, auch wenn sie einander nach christlicher Mode „aus Liebe“ genommen hätten. Nur Eines war ihr schmerzlich gewesen; sie hatte als Mädchen herrliches Haar besessen und heimlich gehofft, es behalten zu dürfen, weil ja ihr Bräutigam deutsche Kleidung trug und aus dem aufgeklärteren Prag stammte; er aber hatte trotzdem auf der orientalischen Sitte bestanden und so war ihr Haar nach der Trauung unter der Schere gefallen. Aber er hatte sicherlich seine guten Gründe dazu gehabt und so war auch dies bald verwunden. Gewiß, Alles was er that, hatte seine guten Gründe und unterschied sich ja auch nicht von dem, was die anderen frommen Männer der Gemeinde thaten. Sie erfuhr nicht viel von dem Gang seiner Geschäfte und sogar wichtige Entschließungen erst, nachdem sie getroffen waren; auch bezüglich der Erziehung der Kinder durfte sie nur zuweilen einen Rat, eine Bitte wagen, die Entscheidung lag einzig in seiner Hand, aber hatten es etwa ihre Freundinnen besser? Nur jene, deren Männer Schwächlinge oder Dummköpfe waren — ihr Emmanuel war Gottlob ein kluger, willensstarker Mann. Kurz — Alles war in Ordnung, und daß in den Büchern Anderes zu lesen war oder daß sich die Christen anders führten, hatte nichts zu sagen, — und doch fühlte sich ihr Herz bedrückt, und wenn sie ihre Morgenandacht verrichtete und an jene Stelle kam, wo von Mann und Weib die Rede ist und die für beide Geschlechter verschieden lautet, mußte sie zuweilen innehalten. Für die Männer stand da gedruckt: „Ich danke Dir, Barmherziger, daß Du mich nicht als Weib geschaffen hast;“ für die Frauen aber: „Ich danke Dir, daß Du mich nach Deinem Willen erschaffen hast“. . . . „Nach Deinem Willen“ — sie brachte ihr Herz zur Ruhe und ging still ihren Pflichten nach, wie alle Tage . . .

Anders ihre Tochter. Dem jungen, schönen Mädchen war nicht allein das sonderbare Zwielicht im Hause der Eltern schmerzlich, sondern auch die Gründe dieses Unbehagens waren ihm klar. Der Vater hatte sich, gleich seinen anderen reichen Glaubensgenossen, eifrig beflissen, ihr eine so gute und gründliche Bildung für's Leben mitzugeben, wie sie nur irgend ein christliches Mädchen jener Zeit erhielt; sie hatte französisch und englisch gelernt, die Geschichte, die Welt der Dichter hatten sich ihr erschlossen. Emmanuel meinte,

das werde seine Tochter nicht „verderben“, und darin irrte er auch nicht; so rein, so von keiner Sünde, ja nicht einmal von einem schwülen Hauch der Phantasie berührt mag selten ein Mädchen gewesen sein. Aber für seine Lebensauffassung war nun die Miriam allerdings für immer „verdorben“. Sie war fromm und keine Zweifel durchkreuzten ihren rührenden, kindlich festen Glauben, aber daß es Gott wohlgefällig sein könne, sein Leben auf Schritt und Tritt durch tausend kleinliche Satzungen einzuengen, die im Mißverständnis irgend einer Bibelstelle, in der gelehrten Schrulle, eines vor zweitausend Jahren in Babylonien verstorbenen Rabbi oder bestenfalls darin ihren Grund hatten, weil sie einst den Lebensgewohnheiten eines im Orient lebenden Volkes entsprochen — nein! das vermochte sie nicht mehr zu glauben! Sie fühlte sich als treue Tochter ihres Stammes, schon weil er ungerechten Druck erlitt, aber daß es thöricht und engherzig war, über die Absperrung zu klagen und sich gleichzeitig selbst abzusperren und etwas Besonderes zu dünken, war ihr klar. Was sie aber für diesen unlöslichen Widerspruch so recht hellsichtig machte, was ihn für ihr Empfinden besonders schmerzlich gestaltete, war der Gedanke an ihr eigenes Los, die Zukunft, die ihrer harrte. Sie war erzogen worden, wie ein deutsches Mädchen der guten Gesellschaft und zitterte dem Augenblick entgegen, wo sie der Vater dem Manne, mit dem er über ihren Besitz einig geworden, zuführen würde, wie eine Sklavin des Orients.

Es bedurfte mehrerer Monate, bis ich über dies seltsame Hauswesen klar geworden und erkannte, welche Gedanken hinter dieser niedrigen, aber edlen Stirn mit den feingeschwungenen Schläfen wohnten. Aber kaum Wochen währte es, daß ich mir sagte: „Du liebst dieses Mädchen!“ Was mich zunächst zu ihr zog, war gewiß nur ihre Schönheit. Ich bin wenigen Frauen im Leben begegnet, die sich ihr hätten vergleichen dürfen; von dieser biegsamen Gestalt, diesem Antlitz mit dem Farbenton edelster, heller Bronze, diesen leuchtenden, tiefdunklen Augen hinter den langen Wimpern ging ein Zauber aus, der sich selten vereint findet: Glut und Keuschheit zugleich. Dann aber gewann mich ihr Wesen noch mehr. Sie war rein und unschuldig wie ein Kind, feinfühlig und ahnungsvoll, wie ein Weib, scharfsichtig und taktvoll wie ein guter, kluger Mann. Auch lachen konnte sie, fröhlich und unbefangen, wie es sich für ihre siebzehn Jahre geziemte, aber der Grundzug ihres Wesens war doch ein pathetischer, wie in Wehmut getaucht. Wie sie sich darin als erste Tochter ihres Stammes erwies, so auch in ihrer leidenschaftlichen Schwärmerei für Schiller; Goethe ließ sie kalt; wie es Unterdrückten zu Mut sei, meinte sie, habe er nie gewußt, dazu sei er zu glücklich, zu begnadet gewesen.

Ich horchte auf, als diese Bemerkung, zufällig und anspruchslos, von ihren Lippen fiel; ich hätte es ihr nicht zugetraut. Denn in den ersten Monaten war sie bei aller Unbefangenheit sehr schüchtern und zurückhaltend gewesen, nur die bescheidene Schülerin, die gläubig jedem Wort des Lehrers horchte und sich kaum einer Frage erkühnte. Gerade dieses Wesen hatte mich in meinem angstvollen Streben, mich nicht zu verraten, nur noch mehr bestärkt. Sie sollte nie erfahren, wie teuer sie mir geworden, wie heiß ich den Augenblick ersehnte, wo ich ihr wieder gegenübersitzen, in das schöne Antlitz blicken, den tiefen, metallenen Klang ihrer Stimme vernehmen durfte. Denn sobald sie oder ihr Vater es ahnt, sagte ich mir, ist ja auch dein Glück zu Ende. Und du willst ja nichts, als sie täglich sehen und ihr dadurch deine Liebe erweisen, daß du ihr das Schöne und Gute näher bringst und faßlicher mitteilst, als sie es aus eigner Kraft zu erringen vermöchte. Mehr kannst und darfst Du ja nie erhoffen! Was nützte es dir auch, selbst wenn sich dein kühnster Wunsch erfüllte und sich ihr Herz dir zuneigte. Einem Christen würde ihr Vater sein Kind nie zum Weibe geben, vielleicht auch brächte sie selbst einen solchen Entschluß nie über's Herz. Es würde nur ihr Leben verstören und dich aus ihrer Nähe bannen. . . .

Und so erfuhr Niemand von der Glut, die mir das Herz erfüllte und mein einziger Vertrauter war das Büchlein, in welches ich meine Gedichte einschrieb. Denn der dichterische Drang war schon früher, noch ehe ich sie kennen gelernt, während dieser seltsamen Prager Lehrzeiten unter Hagers Führung stärker in mir erwacht, als je zuvor. Nur daß ich natürlich keine frommen Hymnen und Epen mehr schrieb, sondern revolutionäre Lieder, woran es ja gerade damals an Vorbildern nicht fehlte; namentlich Herweghs „Lieder eines Lebendigen“ machten mir den tiefsten Eindruck, wie ich ihn auch heute noch als unseren größten politischen Lyriker schätze. Aber so kühl ich nun, nach fast einem halben Jahrhundert, meinen Versen gegenüberstehe, so möchte ich ihnen doch auch nicht

bewußt Unrecht thun. Schwung und Feuer waren doch immerhin darin, auch eine gewisse Kraft, die den Eindruck auf den Hörer nicht verfehlte. Selbst Hager fand die Tonart zwar noch immer zu sanft, meinte aber, Einiges ließe sich doch auch praktisch verwerten und legte zuweilen dies und jenes Blättchen den Briefen an seine ausländischen Freunde bei. Er war übrigens der einzige Mensch in Prag, der von meiner politischen Lyrik etwas erfuhr, von jenen Versen an Miriam aber ahnte auch er nichts.

Diese Liebeslieder haben auch heute noch keinen anderen Leser gefunden, als mich selbst, denn in dem Augenblick, da ich sie Miriam zeigen wollte, trat das Schicksal dazwischen und zernichtete Alles, Alles, daß ich den Bau meines Lebens wieder einmal von Neuem beginnen mußte. Aber das fällt in eine spätere Zeit. Hier habe ich zunächst jener Tage zu gedenken, wo mir die Hoffnung aufging, das geliebte Mädchen erringen zu können.

Woher mir diese Hoffnung kam? Zunächst aus der Erkenntnis von dem wahren Wesen des Mädchens. Je größer ihr Vertrauen zu mir wurde, je unbefangener sie sich gab, desto klarer ward mir auch, daß sie nicht das unselbständige Geschöpf war, für das ich sie gehalten, wie eigenartig ihr Empfinden war, über wie viele Dinge sie nachgedacht und welche überraschenden Gedanken hinter dieser Stirne wohnten. Schon dies weckte und stählte mir den Mut. Sie war fromm, und in ihrer Überzeugung wie in ihrer Empfindungsweise dem Stamm zugethan, dem sie entsprossen, aber sie wußte, oder ahnte doch, was reine Menschlichkeit sei und ihr Herz sehnte sich darnach, dieses Ideal erfüllt zu sehen. Vielleicht, dachte ich, könnte sie sich nie entschließen, Christin zu werden, aber dir fiele es ja auch nicht bei, einen solchen Schritt von ihr zu verlangen! Ich war ja allerdings noch immer den Namen nach Katholik, aber nur deshalb, weil das Staatsgesetz den Austritt aus der Kirche unmöglich machte; in Wahrheit stand ich damals außerhalb jeder Konfession; mag sie, dachte ich, ruhig in der ihren bleiben, wenn es ihr Herz so gebietet oder ein edler Stolz verbietet, sich von den Ihren zu trennen und hinüber zu gehen in das Lager der Stärkeren. Eine Christin wird dieses Mädchen wohl nicht werden können, aber eines Christen Weib, wenn er ihre Neigung gewinnt.

Und auch diese schönere und stolzere Hoffnung durfte ich allmählig hegen. Wenigstens schien es mir so — oder nein! es war wirklich so. Miriam hat mich nicht geliebt, wie ich sie liebte, aber sie war mir von Herzen gut und auch ihr Empfinden wäre allmählig inniger und wärmer geworden. Ich spreche dies aus, obwohl ich ihr nie, mit keinem Wort und, so weit es irgend an meinem Willen lag, mit keinem Blick meine Liebe gestanden, geschweige denn gar von ihr ein klares Anzeichen ihrer Gegenliebe empfangen habe. Wer nie Ähnliches erlebt, wird kaum verstehen, worauf sich meine Zuversicht gründete. Denn es war nur eben ein stilles Neigen, Grüßen und Zusammenfließen der Seelen, naturgemäß, wie etwa zwei Bäche in einem Fluß zusammenrinnen. Ich kannte bald ihr ganzes, junges, behütetes und doch an einsamen Kämpfen und Gedanken reiches Leben, und sie erfuhr von mir, was Alles über mich gekommen und mich zu dem Menschen gestaltet, der ich nun war. Vieles mochte sie an meinem Wesen kränken oder ängstigen, aber wenn mir heute in der Erinnerung das schmerzliche Glück blüht, daß ich ihr einst wert gewesen, so danke ich dies vielleicht nur dem Umstande, daß ich nicht auf glatten Wegen durchs Leben geschritten, schon damals viel geirrt und viel gelitten hatte. Das mochte ihr Mitgefühl, ihre herzliche Sorge erweckt haben.

Ich sagte schon: nie habe ich ihr ein Wort der Liebe gesagt, nie durch ein Anzeichen verraten, was in mir vorging. Auch dann nicht, als ich — kaum wüßte ich zu sagen, woraus? — vielleicht aus ihrem Ton, ihrem Blick, ihrem steigenden Vertrauen erkannt, daß sie mir gut sei. Mochte mir anfangs die Scheu, mich lächerlich zu machen, eine Abweisung zu erfahren, die Lippen versiegelt haben, so war es nun mein Gewissen, das mich schweigen hieß. Nicht dazu, um seiner Tochter Herz zu gewinnen, hatte mich Emmanuel Fürther in sein Haus gezogen; er war mir gütig, mit schrankenlosem Vertrauen entgegengekommen, — durfte ich es ihm dadurch lohnen, indem ich ihm ein so großes Wehe zufügte, vielleicht das größte, das ihn treffen konnte?! Frau Jutta war dagegen gewesen, daß ich ihrer Tochter den Unterricht allein gab; sie hatte gewünscht, daß eine Freundin Miriams beigezogen werde, oder doch — sie selbst war durch ihre Pflichten abgehalten — eine ältliche Verwandte; Fürther hatte es lächelnd abgelehnt: „Ich kenne meine Tochter und auch den Winter glaube ich zu kennen — eine solche Überwachung würde beiden die Unbefangenheit rauben und sie vielleicht gerade auf jene Gedanken

bringen, vor denen Du sie behüten willst!" Es war nicht meine Schuld, wenn ich nun seine Tochter liebte, nicht meine Schuld, wenn sich nun auch ihr Herz mir zuneigte, aber hinter seinem Rücken einen Liebeshandel anzuspinnen und die Lehrstunden, für die er mich bezahlte, mit zärtlichen Blicken und Worten, Händedrücken und Küssen auszufüllen, das wäre Schuld gewesen, die schlechteste, mit der ich mich beladen konnte.

Ich schwieg, aber ich fühlte wohl, daß die Zeit herannahte, wo ich um meinet- und ihretwillen würde reden müssen. Ich beschloß, sie zu fragen, wie es um ihr Herz stehe, und wenn ich mich getäuscht, zu gehen, wenn sie meine freudige Ahnung bestätigte, um sie zu werben. Daß sie mir klar und wahr antworten würde, wußte ich, an diesem Mädchen haftete kein Hauch der Unwahrheit oder Verstellung; wie Jemand lügen könne, war ihr unfaßbar. Und sagte sie „Ja!" so galt dies auch für meine Werbung. Auch dies wußte ich.

Aber welche Antwort hatte ich von Emmanuel Fürther zu erwarten? Es mag nach dem, was ich über ihn und über mich selbst berichtet, seltsam erscheinen, wenn ich sage, daß ich mir auf diese Frage nicht viel öfter verzweifelten, als hoffnungsvollen Bescheid gab. Ich war Christ, kaum dreiundzwanzig Jahre alt, ein entlaufener Priesterzögling, der sich nun in sehr gefährliche und jedenfalls brodlose Händel eingelassen — und dennoch hoffte ich! Er war ja ein zärtlicher Vater, ein warm empfindender Mensch, ich hatte mir sein Vertrauen, sein Wohlwollen erworben. Aber ich glaube, ich hätte auch dann gehofft, wenn er mir kalt und gleichgiltig gegenübergestanden, wenn ich an seinem Herzen, an seinen Empfindungen für sein Kind gezweifelt hätte. Verstehen kann dies nur, wer sich erinnert, wie ihm selbst zu Mute gewesen, als er zum ersten Male liebte. Die erste Liebe empfindet, wie etwa einst der erste Mensch, sie weiß noch nichts vom Tode, sie weiß noch nicht, das sie sterben muß, sie sieht keine Gefahr und das Unmögliche erscheint ihr leicht . . .

Ich bin nie dazu gekommen, mit Miriam und dann mit ihrem Vater zu sprechen. Ein furchtbares Ereignis trat dazwischen und so widerstrebend die Seele seiner gedenkt, so muß es doch hier berichtet sein.

(Fortsetzung folgt.)

Halbschlummer.

„Ein volles Müdewerden
ist halbes Glücklichsein."
Hermann Sudermann.

Zwischen Schlaf und Wachen lieg' ich,
Halb dem Tage schon geraubt,
In die heißen Kissen schmieg' ich
Traumgebeugt ein müdes Haupt.
Und in halben Lauten klingt es
Wirr in meinen Traum hinein:
„Schon ein volles Müdewerden
Ist ein halbes Glücklichsein."

Langsam fühl' ich mich entgleiten
Des Bewußtseins strengem Bann . . .
Und es flattert in die Weiten,
Was ich sorgte . . . was ich sann . . .
Lebenstrübsal wird zum Schatten
Und verbleicht im Dämmerschein —
Ja, ein volles Müdewerden
Ist schon halbes Glücklichsein.

Vorgefühl der letzten Ruhe
Giebt die halb empfund'ne Rast,
Bis einst mit der schmalen Truhe
Niedersinkt die volle Last . . .
Wiederkehr zum Schoß der Erden
Giebt den Frieden uns allein,
Doch ein volles Müdewerden
Ist schon halbes Glücklichsein.

Oskar Blumenthal.

An ein silbernes Kreuz.

Ein kleines Kreuz von Silber seh
Ich dir am Halse blitzen,
Es hebt sich mit des Busens Schnee
Und leuchtet durch die Spitzen.

Wie grausam mahnt das kleine Kreuz
An himmlisches Entsagen
Und wird von höchstem Erdenreiz
Gewiegt doch und getragen.

Rudolf Kunstert.

Gestillt.

Wild rauscht der Bach; der Falke kreischt im Horst;
Der Sturm wühlt heulend in dem Tannenforst. —
Einst, regenfeucht wie heute Pfad und Steg,
Zog ich in gleicher Nacht den gleichen Weg;
Da grüßte auf dem öden Pfad ein Bild,
Lichtstrahlend durch der Haide Nachtgefild;
Da lag, ein blütenschimmernd' Lenzrevier,
Das Leben lockend, sonnenhaft vor mir.
Heut stöhnt der Sturm wie einst am Felsenthor;
Heut klagt mein Herz um das, was es verlor;
Der Himmel trüb — in wirrem Wolkentanz —
Wie meine Seele: — ohne Stern und Glanz . . .
Was zagst du, schwaches Herz, und sehnst zurück
Des Jugendparadieses Sonnenglück? —

Willst du noch einmal unter diesen Sternen
Den Sieg erkämpfen und entsagen lernen? —

Max Geißler.

Da draußen hinter der Stadt.

Mit weithin schattender Schwinge
Deckt Abenddämmerung die Stadt;
Ich wandle still vor den Thoren
In träumendes Harren verloren.
Ob denn kein Vogel mehr singe,
Kein Laut den Frieden durchdringe,
Zur Erde rausche kein Blatt.

Da steht eine alte Weide
Und reckt ihr kahles Geäst;
Dahinter zittern durch bleiche
Herbstwolken noch rosenduftweiche
Spätlichter. Im Nachtlaugeschmeide
Rauscht über die dunkelnde Haide
Abendlich schauernd der West.

Ein Landweg, zerstampft und zerfahren,
Führt weit in die Weite hinaus,
Von fernher klappert ein Wagen,
Da möchte ich rufen und sagen:
Nimm mich mit und aus Sturm und Gefahren
Nach der Jugend glücktrunkenen Jahren
Fahr' du mich nun stille nach Haus! . . .

Hans Mackowsky.

Das Schauspiel.

Glosse.

Thema.

Neues hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten
Sinnvoll still an uns vorübergehn.

Schiller.

Ewig sind die schaffenden Gewalten,
Die dem All im Anfang gab der Geist,
Ob in stets veränderten Gestalten
Das Erschaffne auch im Raume kreist.
Immer gleich von Urbeginn geblieben
Ist der Stoffe Haß, der Stoffe Lieben,
Und in wechselndem Gewand erstehn
Muß das ew'ge Weh, die ew'ge Wonne;
Täglich neue Formen sieht die Sonne,
Neues hat die Sonne nie gesehn.

In dem Kampfe Aller gegen Alle
Bricht die Kette, die das Alte band.
Niedres steigt, das Hohe kommt zu Falle,
Und im Sturze mischt sich Meer und Land
Wie auf Inselweiden Hirten stehen
Und die Fahrt der kühnen Schiffer sehen,
Die mit Sturm und Flut und Klippen streiten,
Stehn wir seitwärts, und in hellem Lichte,
In dem Zauberspiegel der Geschichte,
Sehn wir doch das Große aller Zeiten.

Welch ein endlos Werden und Vergehen!
Schwindelt dir in allzu scharfem Licht?
Blinzend kann dein Auge Teile sehen,
Doch das Ganze überblickst du nicht.
Mit sich selbst im Zwiespalt jedes Leben,
Inn'ren Widerspruch, wer kann ihn heben?
Frage nicht bei nüchtern-klugen Leuten.
Nur der Dichter kann die Wahrheit fassen
Und die Welt in engsten Rahmen passen
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten.

Keinen Wohllaut wird dein Ohr empfinden,
Wenn es willig seinen Worten lauscht:
Jeder wirre Mißton muß verschwinden,
Gegen höchsten Einklang umgetauscht.
Laß uns gerne seinen Worten trauen,
Laß uns oft auf seine Bilder schauen,
Die der Seher auch für uns gesehn;
Und sie werden freundlich nach uns blickend
Gleich Verwandten uns bedeutsam nickend
Sinnvoll still an uns vorübergehn.

Albert Benda.

Trinkspruch*).

Aus dem Italienischen des **Giosuè Carducci** von **Johannes Schürmann.**

Wenn Cromwell, beschattet
Vom Krempenhut, weiland
Erblickte den Heiland
Im perlenden Glas, —

Im Becher winkt mir auch,
Der niedrer und kleiner,
Der Himmlischen Einer:
Gott Amor ist das.

Mein Hoch sei, ihr Brüder,
Dem Weinberg geweihet,
Dem Grund, wo gedeihet
Das bacchische Reis!

Am sonnigen Hange,
Im Schatten der Reben,
Würzt Freiheit das Leben,
Und Arbeit und Fleiß.

Mein Hoch gilt dem Weine:
Sei's dort, wo beim Mahle
Einst Plato die Schale,
Der Alte, geweiht,

Sei's, wo mit der schwarzen
Unendlichkeit Schranken
Einst Baco's Gedanken
Gelegen im Streit:

Sei's, wo an des Arno
Beglücktem Gestade
Einst Dante die Pfade
Der Geister gewallt;

Sei's dort, wo — den Götzen
Der Erde verderblich —
Voltaire's unsterblich
Gelächter erschallt.

Wo Reben gedeihen,
Muß Rohheit entfliehen,
Und Künste erblühen
Auf seliger Flur:

So seh ich im Weine
Die Liebe erblinken,
Die Freiheit uns winken,
Und Heilandes Spur.

Die Könige planen
Jetzt blutige Schlachten,
Von Haß ist das Trachten
Der Völker entflammt.

Arminius' Söhne!
Ich biet' euch die Rechte,
Ich, der dem Geschlechte
Des Brutus entstammt:

Einst, wenn du die dreißig
Tyrannen verjagtest,
Dem Dünkel entsagtest,
Dann reichst du die Hand

Uns über die Alpen,
Die nicht mehr bewehrte
Mit sklavischem Schwerte
Germanisches Land!

Du reichst den Pokal uns
Den Prag dir vollendet,
Den Hochheim gespendet
Den perlenden Wein:

Ihr hadernden Ahnen,
Dann wollen wir stiften
Auf eueren Grüften
Den frohen Verein.

Murano befreiet,
Soll unseren Händen
Die Schale dann spenden
Zum ew'gen Verband,

Und Freiheit, die Göttin,
Soll lächelnd uns hören
Das Bündnis beschwören
Von Lande zu Land.

*) Der Herr Übersetzer schreibt uns: „Das Gedicht Carduccis bildet ein nicht uninteressantes Gegenstück zu der Ode: „Der Krieg" desselben Dichters, welches Sie im 1. Heft des laufenden Bandes der „Deutschen Dichtung" veröffentlichten. Trat Carducci dort gewissermaßen als Anwalt des Krieges auf, so führt er hier nicht minder warm die Sache des Völkerfriedens. Carducci schreibt selbst in einer Note zu dem von mir hier übersetzten Gedicht (Levia Gravia, S. 152). „Verfaßt, ehe man an das Bündnis mit Preußen oder an die Friedenskongresse dachte."" Wir möchten beifügen, daß uns das Gedicht lediglich für einen Bund mit „Germanien", nicht aber gegen den Krieg Stellung zu nehmen scheint. — Auch benutzen wir diese Gelegenheit, um mitzuteilen, daß sich unsere bei Abdruck der ersten Ode (S. 12) geäußerte Absicht, auch andere Äußerungen von dichterischem Werte über die Frage: „Krieg oder Frieden" zu bringen, leider nicht hat verwirklichen lassen. An Einsendungen fehlte es ja nicht — im Gegenteil, nicht weniger als achtzehn Dichter mit zusammen sechsundzwanzig Beiträgen hatten sich auf jene Notiz hin eingefunden. Davon traten zwei Dichter in je einem Beitrag für die Heilsamkeit des Krieges, die anderen sechszehn in vierundzwanzig Beiträgen für jene des Friedens ein. Den beiden kriegerisch gestimmten Dichtern ist zum Mindesten eine gewisse Originalität der Auffassung nachzurühmen, wenn auch die Form den Abdruck unmöglich machte, hingegen scheinen leider die meisten Friedens-Poeten ihre Aufgabe dahin verstanden zu haben, die bei den letzten Friedens-Kongressen gehaltenen Reden in Verse zu bringen. Wer nun weiß, daß schwerlich jemals eine gute Sache in gleich trivialer, geistloser und platter Art vertreten worden ist, als derzeit die Idee des ewigen Friedens, wird uns gerne glauben, daß sich derlei in Versen nicht schöner macht. Den P. T. Einsendern sei bester Dank für ihre freundliche Bereitwilligkeit gesagt, aber ihre Beiträge abzudrucken ist uns leider nicht möglich. Anm. d. Red.

Sein Kind.

Schauspiel in vier Aufzügen von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Dritter Aufzug.

(Dasselbe Zimmer. Auf dem Tisch und Klavier Blumen.)

Erster Auftritt.

Schilper (vorn rechts auf einem Sessel). **Lydia** (ist in Mantel und Hut von links eingetreten, legt die Sachen auf einen Stuhl ab, tritt zu ihrem Vater, küßt ihn auf die Stirn, geht dann, da er ihr keine Beachtung zu schenken scheint, langsam an's Klavier und präludiert ein Lied)

Schilper. Singe lieber nicht, Kind. Der Kopf ist mir so wüst . . . ich kann heute keine Musik ertragen.

Lydia (bricht im Spiel ab). Wie Du willst. Sonst erheiterte Dich mein Gesang.

Schilper. Es wird wieder so sein. Ich fühle mich krank — im Innersten verstimmt. Verstimmt — das ist das richtige Wort. Und so klingen mir alle Töne unrein. (Er steht auf und geht im Zimmer hin und her. Für sich) Diese zwei Tage — welche Qual! Und wie lange dauert's noch, bis alles sich geklärt haben wird. Dieser Kampf — wie greift er an's Herz! Und der Sieg ist vielleicht meine schwerste Niederlage. Ah! die Zähne zusammengebissen und weiter thun, was die Pflicht fordert.

Lydia (ist aufgestanden und zu ihm getreten). Du machst Dich selbst krank, Vater. Warum hast Du mich nicht zum Grabe der Mutter begleitet? An ihrem Todestage fehltest Du sonst doch nie.

Schilper. Ich konnte nicht — es lag zu schwer auf mir. Später vielleicht — allein.

Lydia. Du zürnst mir. Ich habe mich ja Deinem Willen gefügt. Habe ich nicht?

Schilper. Aber was es Dich kostet! Es geht mir doch zu Herzen.

Lydia. Ich habe den Kartons mit Seidenzeugen und Sammeten und Spitzen, die Du abgewiesen hast, nicht nachgeweint und nur diese unschuldigen Blumen angenommen. Bist Du auch damit unzufrieden?

Schilper. Sie haben Dich erfreut, und — sie werden ja bald verwelkt sein.

Lydia. Sie werden bald verwelkt sein.

Schilper. Ich mein's nicht wie Du. Nur daß sie Dir dann aus den Augen kommen —! Vielleicht hättest Du sie nicht annehmen sollen. Es ist doch immer ein Zeichen. . . Aber ich weiß wohl, Du wolltest nicht unartig erscheinen.

Lydia. Hatte ich dazu Grund? Du wirst sicher mit gutem Bedacht die Unterstützung des Herrn Grafen abgelehnt und die Annahme seiner Briefe verweigert haben — ich verliere darüber kein Wort — aber böse sein konnte ich ihm doch nicht. Aus allem, was er mir sagte, sprach ein so aufrichtiges Gefühl —

Schilper. Ja, ja! Ich zweifle nicht, daß er selbst glaubt, was er sagt. Ich will ihm nicht Unrecht thun — er scheint wirklich ein Mensch von nicht gewöhnlicher Art zu sein. Und das sind ja die Wege zu einer glänzenden Stellung beim Theater — vielleicht giebt's gar keine anderen. Nur was er für sich selbst davon erwartet . . . da steckt's.

Lydia. Es macht ihm Freude zu schenken. Er ist gewiß nicht schlecht, Vater.

Schilper. Nicht schlecht! Was heißt das? Gut und schlecht, liebes Kind . . . es liegt so viel dazwischen, und die Endpunkte sind nicht einmal fest — außer für so ein junges, unerfahrenes Ding. Aber mag sein! Wer sagt Dir, daß der Herr Graf nicht über sich selbst im Irrtum ist? So einen Irrtum büßt immer der andere mit, der thöricht genug war, an die Unfehlbarkeit der Orakel des Herzens zu glauben. Er *will* nicht Dein Verderben, gewiß nicht. Und doch zieht er Dich hinein. Darum bewache ich die Thür, daß das Unheil nicht über die Schwelle kommt. Aber das ist ein trauriges und undankbares Amt. Ich sag's nur, um mich bei Dir zu entschuldigen, wenn ich mürrisch bin. Da ist nun auch der Doktor. . . Man ist ihm doch eine gerade Erklärung schuldig.

Lydia. Ja, Vater.

Schilper. Mit Angst gehe ich aus und mit Angst bleibe ich zu Hause. Es kann jeden Augenblick ein unerwarteter Besuch — (es wird an die Thür geklopft.) Da wieder. Ich will nur selbst nachsehen, wer es ist. (Er öffnet die Thür und blickt hinaus, tritt dann aber ins Zimmer zurück.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Juwelier Kronstein.

Kronstein. Ich habe die Ehre, Herrn Musikus Schilper —?

Schilper. Der bin ich.

Kronstein. Und Fräulein Lydia Schilper?

Schilper. Meine Tochter. Was steht zu Diensten, mein Herr?

Kronstein. Ich heiße Kronstein, bin Goldarbeiter und Juwelier. Mein Schaufenster in der Breitstraße wird dem geehrten Fräulein nicht unbemerkt geblieben sein.

Schilper. Ihr Laden ist ja der erste in der Stadt.

Kronstein. Der Hof kauft in ihm und die ganze Aristokratie — schmeichle mir.

Schilper. Verdenke Ihnen das nicht. Wenn ich aber endlich erfahren darf —

Kronstein. Weshalb ich komme. Ja man wird mit der Zeit vorsichtig. Die Fälle von Veruntreuungen häufen sich so bedauerlich! Altbewährte Leute widerstehen manchmal der Versuchung nicht. Wenn es sich um Ankäufe von erheblichem Wert handelt, lasse ich mir einen Gang nicht zu schwer fallen. Man ist dann doch sicher, daß die Waare in die richtigen Hände gelangt. Und nun gar in Fällen, wo wahrscheinlich ungern eine Bescheinigung über den Empfang erteilt wird — da muß man doppelt vorsichtig sein.

Schilper. Ich verstehe Sie nicht.

Kronstein. Es ist bei mir gestern ein Schmuck von Türkisen und Diamanten angekauft worden — Kollier und Armband mit dem Auftrage. . . . . (er zieht ein größeres Etui aus der Tasche).

Schilper. Was soll das?

Kronstein. Mit dem Auftrage, ihn hier abgeben zu lassen.

Lydia (für sich). Das hätt' er mir nicht anthun sollen!

Kronstein. Um ganz sicher zu gehen —

Schilper. Herr —! Wir wissen von solchem Auftrage nichts.

Kronstein. Sehr glaublich. Die Adresse ist aber außer Zweifel.

Schilper (auffahrend). So sagen Sie dem Absender —

Lydia. Ruhig, Papa, ruhig.

Schilper. — daß meine Tochter solchen Schmuck nicht trägt.

Kronstein. Helfen Sie mir, mein Fräulein. (Er öffnet). Es handelt sich wirklich um ein Meisterwerk unserer Kunst. Wenn Sie sich überzeugen wollen —

Schilper. Sparen Sie die Mühe.

Kronstein. Es versteht sich ja von selbst, daß die strengste Diskretion —

Schilper. Auch das noch!

Kronstein. Nicht einmal in meinen Büchern —

Schilper. Herr! Wenn Sie noch ein Wort sagen, so werfe ich Sie zur Thür hinaus.

Kronstein (zurückweichend). Aber ich begreife nicht, was Sie so sehr erzürnt? Den Schmuck könnte wirklich eine Fürstin tragen.

Schilper. Um so weniger eines armen Mannes Tochter. Sagen Sie dem Herrn Grafen —

Lydia. Nichts Beleidigendes, Vater. Auch jetzt —

Schilper. Ein für alle Mal: wir nehmen keine Geschenke an. (Öffnet die Thür). Und damit Gott befohlen, mein Herr!

Kronstein. Grobian! (Nach links ab.)

Lydia. Wie Dich das wieder aufgeregt hat!

Schilper. Soll es nicht? Mir eine solche Schmach... Lydia, Lydia —! Daß ich Dir die Augen öffnen könnte! Aber Du willst nicht sehen.

Lydia (lächelnd). Ich sehe, daß der Herr Graf recht thöricht ist. Wie kann er hoffen, Dich umzustimmen, wenn er mehr und mehr Deine Empfindlichkeit reizt?

Schilper. Er rechnet auf die Schwäche eines verliebten Mädchens. Er ist ganz toll. Diese blitzenden Steine —

Lydia. Du fürchtest doch nicht, daß sie mich verblenden können, Vater? Sei unbesorgt um mich.

Schilper. Das wird mir schwer. (Seufzend.) Wenn Du Dich zu der Heirath entschließen könntest, Lydia — es wäre ein Riegel vorgeschoben.

Lydia. Aber ich fühle mich ganz sicher in Deinem Schutz.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Justizrätin Engel (von links).

Fr. Engel. Ja, was ist denn das? Ihre Flurthür sperrangelweit offen, Ihre Aufwärterin über alle Berge —? Ich würde mich nicht wundern, wenn man Ihnen die Wohnung austrüge. (Begrüßt Lydia.) Guten Tag, liebes Kind.

Schilper. Es ist da nicht viel zum Austragen, Frau Justizrätin.

Fr. Engel. Gleichviel, es muß alles seine bestimmte Ordnung haben. Es wäre mir sehr unangenehm, wenn es in den Zeitungen hieße, in meinem Hause sei gestohlen worden. (Zu Lydia.) Ich bin gewiß eine gute Frau, aber wenn ich die Flurthür offen finde, giebt's einen Spektakel. Da müssen Sie sich nach meinem Beispiel richten, Kindchen. Ein bischen Singen und Spielen ist ja auch für eine junge Frau ganz hübsch, aber vor einer genialen Wirtschaft hab' ich allen Respekt.

Lydia. Ich werde mich schwerlich bessern können, wie Sie's wünschen, gnädige Frau.

Fr. Engel. Ah! das dürfen Sie nicht sagen. Sie sind noch so jung! Und wenn der musikalische Krimskrams erst aus dem Köpfchen ist, und ernste Pflichten... Nicht wahr, Herr Schilper, ich habe Recht? Gerade in den letzten Tagen ist's so merkwürdig unruhig

bei Ihnen zugegangen. Ich will's unbemerkt lassen, daß Sie vornehmen Besuch empfangen — mein Himmel! es spricht sich so im Hause herum, und eine gewisse Vorsicht wäre vielleicht auch da zu empfehlen.

Schilper. Es ist beim besten Willen unmöglich, Frau Justizrätin, zu hindern —

Fr. Engel. Gut, gut! ich erkenne das an. Aber es muß doch auffallen, wenn der Geschäftswagen von Goldammer und Fürst vor der Hausthür hält, und der betreßte Diener mit einem Arm voll Kartons und Rollen die Treppe hinauf geht.

Schilper. Auch wieder hinab, Frau Justizrätin, auch wieder hinab.

Fr. Engel. Ich sitze viel am Fenster und sehe auf die Straße hinaus — das ist fast mein einziges Amüsement, sehen Sie. Ja, eine alte Frau, die nicht viel ausgeht ... die Zeitungen und das Fenster. Es kommt auch vor, daß man sich in den Thüren versieht und bei mir nach Ihnen fragt. Eben jetzt erst vor einer kleinen Weile. Es war doch wohl Herr Kronstein, der nach Ihnen fragte, unser Hofjuwelier? Ich will nicht fürchten, daß mein Sohn so extravagant gewesen ist.

Schilper. Das Mißverständnis ist schon aufgeklärt, Frau Justizrätin. (Bei Seite.) Zum Verzweifeln!

Fr. Engel (setzt sich endlich auf's Sopha, nachdem sie vorher vergeblich von Lydia durch Zeichen dazu genötigt ist). Und diese herrlichen Blumen! Von wem sind die denn? Wissen Sie, Kindchen, daß so ein Strauß in dieser Jahreszeit nicht unter dreißig Mark zu haben ist?

Lydia. Wahrscheinlich ist der Preis dem Absender so gleichgiltig, als mir.

Fr. Engel. Wie man Sie verwöhnt! Haben Sie denn wieder öffentlich gesungen?

Lydia. Ich hatte keine Gelegenheit.

Fr. Engel. Das dürfen Sie auch nicht. Diese Rücksicht sind Sie uns durchaus schuldig. Wenn man's nötig hat, da will ich nichts einwenden; es kann ja ein recht anständiger Erwerb sein. Aber nach meinem Geschmack exponirt selbst eine Konzertsängerin schon zu sehr ihre Person. Man will doch auch in gut bürgerlichen Verhältnissen nicht gern daran erinnert sein, daß Mitglieder der Familie einmal für Geld ... Nehmen Sie mir das nicht übel.

Lydia. Man kann über den Wert solcher Leistungen verschiedener Ansicht sein.

Fr. Engel. Das kann man — unzweifelhaft, das kann man. Aber es giebt Ansichten, die unter gewissen Umständen Anspruch darauf haben, beachtet zu werden. Wenn eine Mutter das Glück ihres einzigen Sohnes zu befestigen wünscht ... Ja, was ich sagen wollte: wie haben Sie sich denn nun entschieden, mein Herzchen? Es kommt mir sonderbar genug vor, daß ich danach noch fragen muß. Ein solcher Antrag —!

Lydia. Sie wissen noch nicht gnädige Frau? Ich schrieb dem Herrn Doktor heute früh.

Fr. Engel. Der Brief war von Ihnen? Ja, was ist denn das? Er las ihn in seinem Zimmer und wollte nicht mit der Sprache heraus. Ich glaubte, daß irgend etwas Verdrießliches. . . . Und dann ist er ausgegangen, ohne mir Adieu zu sagen, und bis jetzt nicht zurückgekehrt. Was stand in dem Briefe?

Lydia (küßt ihre Hand). Gnädige Frau, glauben Sie mir, ich kann nicht —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Doktor Ludwig Engel (von links).

Engel. Mutter —! Es thut mir leid, daß ich zu spät kam, Dich an diesem Besuch zu hindern. Ich mußte aber das Schwerste erst mit mir selbst abmachen.

Fr. Engel. Was heißt das? Was heißt das? Welches Schwerste?

Engel. Fräulein Lydia hat mir geschrieben, daß sie mich — nicht lieben könne.

Fr. Engel. Nicht lieben? Aber Du hast ihr doch Deine Hand angeboten.

Engel (zu Lydia). Bestätigen Sie es meiner Mutter. Mir würde sie es in ihrer Zärtlichkeit nicht glauben.

Schilper. Das hast Du —?

Lydia. Vater — es mußte die Wahrheit gesagt werden. Ich achte Herrn Doktor Engel zu hoch, um ihn hintergehen zu können.

Fr. Engel (steht auf). Sehr gnädig von der Tochter eines Musikanten.

Lydia. Eines Musikers, gnädige Frau. Aber das bedeutet Ihnen dasselbe. Es ist auch gleichgiltig. — Meine Hand könnte ich fortgeben — meinen Vater zu beruhigen —

Schilper. Aber mich, Kind —

Lydia (fortfahrend). Mein Herz . . . Über das habe ich keine Gewalt.

Engel. Ich hätte hoffen können, es mit der Zeit zu gewinnen. Vielleicht würde ich — wie Sie bei alledem sind, und wie ich bin — kaum etwas vermißt haben. Mein leichter Sinn und ein bischen Eitelkeit . . . Kann sein. Nun Sie mir aber so grausam jede Selbsttäuschung geraubt haben — was bleibt mir da übrig, als ein sehr — sehr widerwilliger Verzicht.

Lydia. Ich danke Ihnen, Herr Doktor, aufrichtig und freundschaftlich.

Fr. Engel. Unerhört!

Engel. Aber haben Sie's recht bedacht, Fräulein Lydia? Ist das die Wahrheit, daß Sie mich nicht lieben können? Nicht können? Ich verlange ja nicht, daß Sie heut und morgen . . . Aber in alle Zukunft nicht? Was giebt Ihnen die Gewißheit —

Fr. Engel. Ich denke, das Fräulein hat sich ausgesprochen. Wir haben von Glück zu sagen, mein Sohn, daß uns noch zu rechter Zeit die Augen aufgehen. Ich sehe jetzt sehr klar. Fräulein Lydia ist nicht mehr frei. Sie hat einen reicheren Verehrer, als Dich —

Engel (zuckt zusammen).

Schilper. Frau Justizrätin! — Wenn Sie etwa damit sagen wollen —

Fr. Engel. Ich habe keinen Grund, ein Blatt vor den Mund zu nehmen. (Zu ihrem Sohn.) Sieh' diese kostbaren Blumen und frage bei Herrn Kronstein nach. Ersparen Sie sich die sittliche Entrüstung, Herr Schilper.

Engel. Wär's möglich, Fräulein Lydia? Auch jetzt, wo ich selbst keine Hoffnung mehr habe, könnte ich mit der Pistole in der Hand Rechenschaft —

Fr. Engel. Sei nicht närrisch, Ludchen. Komm! Wir gehören nicht hierher. Und was ich Ihnen noch sagen wollte, Herr Schilper: Die Mieter oben und unten beschweren sich schon längst über das viele Musizieren. Manchmal bis in die Nacht hinein — das kann eine gewissenhafte Wirtin niemand zumuten sich gefallen zu lassen. Wenn Sie sich also recht bald nach einem andern Quartier umsehen wollten, würde ich's auf die Kündigungszeit nicht ansehen.

Schilper. Noch heut —

Engel. Meine Mutter meint's nicht so. Sie werden doch das nicht gleich ernst nehmen.

Fr. Engel. Herr Schilper versteht mich. Komm, Ludwig. (Schnell ab nach links.)

Engel (tritt zu Lydia). Es ist mir sehr weh — (zeigt auf die Brust) um die Stelle da, liebes Fräulein. . . . (Reicht ihr die Hand.) Aber nicht wahr, wir scheiden in guter Freundschaft — und an dem da ist nichts, nicht wahr? Gar nichts. Jedenfalls — wenn Sie einmal einen Freund brauchen, dem sein Leben nicht zu teuer ist für Sie — denken Sie an mich. Und — leben Sie wohl. (Ab nach links.)

Lydia (Nach einer Weile). Der gute, treue Mensch — er dauert mich von Herzen.

Schilper. Dein Mitleid ist ihm ein schwacher Trost. Du kannst ihn nicht lieben. Ja freilich — wenn Du dessen gewiß bist . . .

Lydia. Ich habe mich ernst geprüft, Vater — ernster, als Du glaubst. Ich täusche mich in mir nicht.

Schilper. Diese Verdächtigungen hören zu müssen! Und es sieht ja so aus! Bald wird man im ganzen Hause wissen. . . . Wir müssen sofort Anstalten treffen, die Wohnung zu ändern.

Lydia. Das wäre auch mir das Liebste, wennschon aus anderem Grunde. Ungerechte Vorwürfe sollten uns nicht bestimmen.

Schilper. Wenn sie ungerecht wären! Ach, Kind — Kind! Wüßte ich Dich frei und überzeugt auf meiner Seite — die Teufelei der Welt sollte mich nicht anfechten.

Lydia. Kannst Du Dich nicht auf mich verlassen, Vater?

Schilper. Kannst Du selbst Dich auf Dich verlassen?

Lydia (erschreckt). Könnte ich nicht?

Schilper. Du liebst den Doktor nicht — da wird Dir's leicht zu verzichten. Aber den Grafen, der Dich gewissenlos mit seinen Schmeicheleien umwirbt — gestehe es nur: den liebst Du.

Lydia (sehr erregt). Ich — — ich weiß es nicht, Vater.

Schilper. Den liebst Du.

Lydia. Wenn etwas Unfaßbares, Unbegreifliches in unserm Innersten — das da ist, wir wissen nicht wie, und plötzlich Macht hat über all unser Denken und Fühlen — in jeder Ader, in jedem Nerv. . .

Schilper. Ja, ja!

Lydia. Ein so schmerzlich-seliges Empfinden, als würde die Welt jetzt erst schön und müßte doch mit all ihrer Herrlichkeit im nächsten Augenblick versinken. . . .

Schilper. Mein armes Kind! Ja, ja, das ist es; ich hab's selbst erlebt.

Lydia (wirft sich an seine Brust). Vater —! Mag sie versinken ins Nichts, einen Augenblick war sie doch mein. Ja, ich liebe ihn — ich liebe ihn! Wenn ich niemand Rechenschaft zu geben hätte — ich fragte nur nach diesem einen. Aber ich vergesse nicht, daß Du — mein Vater bist. Und so sage ich zu Dir, wie zu dem da oben: Vater — Dein Wille geschehe! (Es klopft einmal und gleich darauf noch einmal. Sie macht sich aus der Umarmung los, drückt die Hände auf's Gesicht, zieht sie nach beiden Seiten wieder fort, als ob sie etwas von der Stirn wischte, und geht nach der Thür, um zu öffnen, während Schilper bewegungslos stehen bleibt.) Der Herr Baron.

(Fortsetzung folgt.)

Sommerabend.

Nun schlingt mit weichen, warmen,
Die Nacht, mit dunklen Armen
Sich langsam um die Welt.
Aus engen Thälern steigt sie
Zum Berg empor, doch reicht sie
Noch nicht zum klaren Himmelszelt.

Das ruht noch hell und strahlend,
Die Welt mit Purpur malend,
Auf dunkler Höhen Rand,
Und ros'ge Wölkchen träumen
An ihm noch und besäumen
Den wald'gen Berg mit goldnem Band.

Doch in dem Fluß, da gallen
Der Höhen schwarze Schatten
Sich mit des Himmels Glut;
Bald träumt sie, tief umdunkelt,
Bald blitzt sie auf und funkelt
Die glatte, grüne, warme Flut.

Und auf den stillen Wogen,
Die Ruder eingezogen,
Fahr' ich in leiser Ruh';
Ich laß' den Nachen gleiten,
Und schau dem sanften Streiten
Des Tags, der Nacht tiefsinnend zu.

Bald stirbt der letzte Schimmer,
Und traumhaft treibt noch immer
Und leise hin mein Boot.
Ich laß es sinnend gleiten;
Wie dieses Tags Verscheiden, —
O, wär' auch einstens so mein Tod.

L. Feist.

Friedrich Nietzsche.

I.

O wie du spottend gen der Menschheit Schranken,
Die uralt heiligen, deine Pfeile sendest,
Gleich einem rasenden Bachanten schändest
Das Kreuz, dem wir des Heiles Fülle danken.

Und doch mit hohen, leuchtenden Gedanken,
Mit Worten rein und hell wie Marmor blendest,
Der Schönheit Nektar lächelnd uns verpendest,
Daran sich trunken deine Geister tranken!

Ich les' es jauchzend, les' es tiefbewegt,
Was mit demantnem Griffel du geschrieben,
Von Musen bald und Satyrn bald erregt;

Und zwischen Lust und Graun umhergetrieben
Glüht unruhvoll mein Herz für dich und schlägt, —
Ich zürne dir und muß dich dennoch lieben.

II.

Ich bin ja nicht der Weisen einer, schlicht
Mich um der Wahrheit dürftige Ähren mühend; —
Für Schönheit, Geist und Lebensfülle glühend
Späh' ich hinaus nach hoher Sterne Licht.

Da seh' ich staunend, wie der Nacht entbricht
Dein kühner Genius, heitern Glanz versprühend,
Zu Füßen dir ein Meer von Rosen, blühend
Und duftend, ach ich pflückte vollere nicht.

Und dankbegierig eil' ich dir entgegen,
Es bebt die Hand, das Saitenspiel zu regen,
Rauschmelodien streuend deinem Pfad . . .

Es mögen Andre deine Hochflut dämmen,
Sich wuchtig ihrer Wucht entgegenstemmen, —
Ich bin der Perlenfischer am Gestad.

J. G. Oswald.

Das „Mailied".

Mein Lieb, heut muß ich singen,
Komm, setz dich ans Klavier,
Es ist, als wollt zerspringen
Das Herz im Busen mir.

Doch nicht von schwerem Leide
Ist mir so voll die Brust,
Von namenloser Freude,
Von glühender Lebenslust.

Die Wolken am Himmel jagen,
Es rauscht der Frühlingswind,
Nur singen kann ich, nicht sagen,
Wie mir zu Mut, mein Kind!

Dein Auge, wie sprüht es Funken!
Wie blühet deine Gestalt!
Mir ist so jugendtrunken,
Noch ward mein Herz nicht alt!

Da draußen die Knospen springen,
Die Vöglein schmettern hell,
Mein Lieb, nun muß ich singen,
Komm zum Klaviere schnell!

Laß kräftig die Saiten ertönen
Von deiner Finger Lauf,
Ich schlage die tiefen, schönen
Gesänge Beethovens auf.

Das „Mailied" will ich singen,
Das macht mir frei die Brust,
„O Erde, o Sonne" solls klingen
Und jubeln: „O Glück, o Lust!"

H. Meurer.

Sehnsucht.

Woher ich die heiße Sehnsucht hab',
Die so heimlich gekommen ist?
Barg sie die Rose, die er mir gab,
Die ich spielend habe geküßt?

Kam sie im Morgentraume sacht,
Da mein Herz an dem seinen schlug,
Von dem ich mit klopfenden Pulsen erwacht,
Trunken vom lieblichen Trug!

Wie kam sie so heimlich in meine Brust,
Die Süße, bei der sich's vergißt,
Wenn sie wunderbar flüstert von Lust, von Lust,
Daß sie ein Schmerz doch ist?

Ich fass' nur das eine: sie lenkt mir den Sinn,
Daß ich lauschen muß immerdar,
Ob nicht Liebe mich ruft dahin, dahin,
Wo im seligen Traume ich war.

Rosa Rübsaamen.



Ungedruckte Briefe

von

Adalbert von Chamisso, Gustav Schwab und Friedrich Rückert.

Mitgeteilt von Georg Hirzel.

III. (Schluß.)

Vom 2. Juli 1832 liegt ein Brief Chamisso's vor, der wegen seines unbedeutenden Inhalts — er nennt dort nur zur Aufnahme geeignete Beiträge — nicht zum Abdruck gelangt, aus dem ich aber eine Stelle zur Erläuterung des nachstehenden Briefes anführen möchte. Chamisso schreibt am genannten Tage:

„Ich finde mit Schrecken Seite 99 Ueberschrift und 122 Unterschrift P. A. Pfizer ausgeschrieben.

Wie kommt das? Im Mnpt. muß gewiß ein P. A. stehen, oder habe ich unbegreiflicher Weise den Fehler begangen? — Schwab schreibt:

„Pfizer ist so bescheiden und bereitet sich so gewissenhaft auf seine Abgeordneten-Stelle vor, daß er mir schreibt: er wolle durchaus die Gedichte nur mit der Chiffer seiner Vor- und Zunamen P. A. (Paul Achaz) bezeichnet wissen, weil sonst die Leute mit Recht sagen könnten: Pfizer hat was Besseres zu thun, als schlechte Verse zu machen."

Es wäre gut, wenn der Name bleiben dürfte. Ich kann es aber nicht verantworten und muß Sie an Schwab verweisen . . . ."

Der Fehler war noch zu verbessern. Unter P. A. wurden 9 Gedichte abgedruckt.

Auf Seite 3 des Originals stehen noch Bücherbestellungen Chamissos für sich und seine Kinder, die hier fortgeblieben sind.

Chamisso schreibt ferner:

p. p.

Ich habe die größte Freude an Ihrer letzten Sendung gehabt. Das Gedicht von Schwab ist gar vortrefflich und schließt das liebe Büchlein auf das Würdigste.*) — Ich glaube nicht, daß es den vorigen Jahrgängen nachstehen wird. Von meinem Bilde kann ich aus Bescheidenheit gar nicht sprechen, als Kunstwerk halte ich es aber für das Beste der Reihe. Ueber Pfizer müssen wir uns trösten, es ist einmal so geschehen. (Sie haben doch meinen Brief an Schwab durch die Reimer'sche Buchhandlung erhalten?) Sie sind auf jeden Fall gedeckt und außer Spiel. Ich werde Freund Schwab dringend bitten die Sorge der letzten Redaktion auf das Jahr 1834 zu übernehmen, und mich verpflichten das einlaufende so klein vorzukauen als möglich. Pfizern wird den Vortritt und die billigste im gegenwärtigen Jahre versäumte Ausbreitung gestattet.

Meinen Baal Teschuba schicken Sie mir gelegentlich wieder. Ich möchte ihn noch mit jemanden durchgehen, er wird dabei nichts verlieren, und vielleicht gewinnen.

Wegen der Exemplare bemerke ich, daß Simrock Berlin verlassen, und jetzt in Bonn lebt.

Ich nehme jetzt beiläufig 14 Tage Urlaub auf einen Ausflug nach Rügen und Greifswald. Ich bitte Sie, was Sie indeß an mich zu schicken hätten (wie hoffentlich die Exemplare des Buches und des Abba Glosk) an den Criminal Direktor Hitzig Friedrich Strasse 242 zu richten, der auch die kleinen Besorgen an die Freunde übernehmen wird. Bei meiner Rückkehr werde ich mich wieder anmelden.

Fink hat Zahlung geleistet. Laue hat Zahlung versprochen, was keineswegs gleichbedeutend ist, er ist darüber abgereist, und ich reiste meiner Seits ab.

Sie fragen mich: wieviel Exemplare ich von meinem Portrait begehre? Da kann ich nur antworten; So viele, wie Sie mir schicken wollen. — Könnten Sie wohl, vielleicht zur nächsten Messe durch Buchhändler-Gelegenheit ein Paar Exemplare meinem Bruder in Paris zuschicken? vielleicht 3 oder 4?

A Monsieur Hippolyte de Chamisso
Rue Joubert Nr. 19 à Paris.

Wenn nicht, so werde ich wohl hier eine Gelegenheit auftreiben.

Wenn Sie an Schwab schreiben so grüßen Sie ihn aufs herzlichste von mir, und danken ihm für das schöne Schlußgedicht.

Ich schreibe in größter Eile, entschuldigen Sie, und rechnen Sie auf einen alten Freund dem es eine Lust ist mit Ihnen im Geschäfts-Verkehr zu stehen.

7. August 1832.

Ad. v. Chamisso.

Die beiden folgenden Briefe Schwabs vom 25. Aug. und 20. Sept. bedürfen keiner Erklärung. Sie lauten:

Verehrter Herr und Freund!

Ihre gütige Sendung von Almanachsexemplaren habe ich vorgestern erhalten und danke Ihnen in meinem und der Mitarbeiter Namen verbindlichst. — —

Wegen weiterer Honorare bin ich wirklich in Ver-

*) Auf einem Zettel vom 7. Juli schrieb Chamisso an die Buchhandlung: „Nach meinem Sinne sollten beide Herausgeber schließen. . . . . . wozu Schwab seine Imprimatur gegeben, kann immer aufgenommen werden, und falls ein Schlußgedicht von ihm kömmt, so wird es auch seiner würdig sein."

legenheit. Die Quantität ihrer Beiträge nach hätten wohl, als Meister, Mayer, Kerner, u. Paul Pfizer die meisten Ansprüche. Auch Menzel pflegt sehr honorirt zu werden. Gebe ich aber von diesen dem Einen, und dem Andern nicht, so erscheint es sehr parteiisch. Und wie viel? Rechne ich 12 F. per Bogen (denn Chamisso's, mein u. G. Pfizers Honorar betrachte ich viel mehr als Redaktionsvergütung) so machten alle 4 zusammen etwa vier Carolin (44 F). Es fragt sich nun, wollten Sie ganz so viel beilegen. Es wäre auch einige Aufmunterung für den nächsten Jahrgang.

Doch überlasse ich das ganz Ihnen. — Platen erwartet ohne allen Zweifel ein anständiges Honorar. Rückert hat wohl schon empfangen?

Die andern (meines Parts) denke ich sind theils durch die Freiexemplare hinlänglich honorirt, theils müßten sie froh seyn, mit der Theilnahme beehrt worden zu seyn.

Wegen Gust. Pfizer soll sich der verehrte Freund Chamisso beruhigen; doch glaube ich, wenn er am nächsten Almanach theil nehmen soll, so müßte ihm seiner Zeit Chamisso selbst ein freundliches Einladungsschreiben schicken.

Die Schlußredaktion mit allem Unangenehmen muß ich mir freilich billigerweise das nächste mal zufallen lassen.

Ich bin wieder wohl und hoffe, auch dieser Brief soll Sie wohl antreffen.

Ganz
Ihr ergebenster
G. Schwab.

Stuttgart 25. Aug. 1832.

P. S. . . . . . Kugler wird Profile von den schwäb. Dichtern (meist getroffen u. gezeichnet) mitbringen; aber das genügt freilich nicht. Wie wäre es wenn Uhlands treffliches nun abgeschlossnes Portrait von Morpt*) (das Schwertgeburt so schlecht benutzt hat) an Barth geschickt würde u. mit Kuglers Beirath von diesem gestochen?

Stuttgart d. 20ten Sept. 1832.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Unter schweren Amtsgeschäften danke ich Ihnen nur kurz für Ihren gütigen Brief.

Von dem Honorar für die bewußten Mitarbeiter abstrahire ich nun nach Ihrer Auseinandersetzung ganz. P. Pfizer erwartet es von Allen am Allerwenigsten. Ich sehe wohl ein, daß das Werkchen Sie genug kostet. Gern überließe ich Ihnen auch meine künftigen Beiträge ohne das stipulirte Honorar, wenn nicht die Sorge für meine Familie bei einer gerade durch meine liter. Verhältnisse hier kostbaren Leistung mir zur Pflicht machten, neben meiner kleinen Besoldung**) noch etwas zu erwerben. Sie sehen, daß ich Ihre Aufrichtigkeit offen erwiedere. —

Uhlands Bild könnte wohl hier von einer jungen Künstlerin Frl. Steinkopf vorzüglich gezeichnet werden, entw. nach dem Gemälde oder nächsten Winter, nach der Natur. Instruiren Sie mich gütigst darüber.

Bei uns [sieht] der polit. Horizont so traurig aus als bei Ihnen.

Herzlich grüßend
Ihr ergebenster
G. Schwab.

Der Anfang des folgenden Briefes bezieht sich auf einen Streit zwischen Uhland und Rückert, wessen Bild vor dem nächsten Almanach (1834) gesetzt werden sollte. Man einigte sich dahin, daß Rückerts Bild, gemalt von Morff, gestochen von C. Barth in den 5., Uhlands Bild gemalt und gestochen von Barth in den 6. Jahrgang aufgenommen werde.

Das Schreiben Chamissos lautet:

Sehr theure Freunde.

In der Eile nur ein Paar Worte. Uhland und Rückert sind zwei wackere Leute, ich mag in den Streit mich nicht einmischen, da besonders der Zweite, es mit dem ersten aufzunehmen, für sich hat, daß sein Bild noch begehrt wird.

Kugler hat auf seiner Reise eine flüchtige Bleistiftskizze von dem Profil von Uhland entworfen, die sehr ähnlich ist, davon schreibt Schwab: „Man sollte sein köstlich getroffenes Uhlandprofil geradeweges vor den nächsten Musenalmanach setzen.“ — Aber eine flüchtige Skizze wo Sie immer ausgeführte Bilder gegeben haben?, das will mir nicht scheinen.

Anbei ein Päckchen für Schwab — das Eine darin wenigstens (Holtei) leidet keinen Aufschub — ich werde um baldige Besorgung — wenigstens des Einen bitten.

Ich lege noch ein Gedicht bei, das ich gern für den Almanach aufgespart hätte, — aber es gehörte dem Momente an, und es hat sofort in die Welt gehen müssen.

Mit alter Liebe

6ten Nov. 1832. A. v. Ch.

Am 8. November schreibt Schwab aus Stuttgart:

Hochverehrter Herr und Freund!

Ihre gütige Sendung für den künftigen Jahrgang des Musenalmanachs habe ich erhalten; die Rösiana*) folgen hier mit meinem motivirten Urtheil zurück. — Den Beitrag von L. Schefer behalte ich vorläufig. Er ist —, wie ich mehrfach brieflich erfahren habe — doch hier und da im vorigen Almanach vermißt worden. — Zu dem Darmstaedter Musenalmanach**) bin ich vor 2 Monaten schon aufgefordert worden, habe aber auf der Stelle geantwortet, daß ich es für Unrecht gegen Sie hielte, auf irgend eine Weise zu diesem Unternehmen mitzuwirken. Ich schwieg damals gegen Sie nur deswegen davon, weil der Circularbrief der Herren ausdrücklich um Stillschweigen bat.

Auf Rückerts Bild freue ich mich, und sehr gerne

*) Schwab meint vermutlich den Maler Morff.

**) Schwab war seit 1817 Professor der alten Litteratur an dem oberen Gymnasium zu Stuttgart.

*) Ferd. Röse, Eman. Geibels bester Freund. Vergl. Koßmanns Anm. (Deutsche Dichtung, IV, 304).

**) Musenalmanach, eine Neujahrsgabe f. 1833. Hrsg. v. Heinr. Künzel und Fr. Metz. (Darmstadt, Heyer'sche Hofbuchhandlung.)

wollte ich Ihnen in der Auswahl zur Sammlung seiner Gedichte behülflich seyn, sobald es ihm, den ich recht innig verehre, genehm wäre. Uhland würde auch wohl gerne seinen Beirath geben obgleich er seit 1817 von Rückert durch polit. Fehden getrennt ist.

Für den nächsten Almanach stimme ich jetzt selbst für größtmögliche Strenge und will mein weiches Herz verhärten.

Unter herzl. Empfehlungen
ganz der Ihrige
G. Schwab.

1833 erschien in der Weidmann'schen Buchhandlung „Volkslieder der Polen. Gesammelt und übersetzt von W. P." Wie dem folgenden Briefe zu entnehmen ist sandte die Verlagshandlung einen Teil des Manuskripts zur Beurteilung an Chamisso. Er schreibt darüber am 2. Dez. an Hirzel:

Proben polnischer Volkslieder,
sin(d) ächt, und anscheinlich schlicht, treu und fromm übertragen. Die Herausgabe dieser Sammlung würde mir, und gewiß vielen, erwünscht sein, und für die Zeitgemaeßheit derselben auch in Kaufmännischer Hinsicht scheint zu bürgen das neulige Erscheinen anderer ähnlicher Sammlungen, und die Aufnahme, die sie gefunden haben.

Reza Lithauische Volkslieder (ich habe das Buch nicht zur Hand).
Goetze Stimmen des Russischen Volkes. Cotta 1828.
Wenzig. Slavische Volkslieder. Rengersche B. H. 1830.

Die zwei ersten Sammlungen geben uns in schlichter Uebertragung nur den rohen Stoff, und ich habe manche Stoffe aus der ersten wieder zu beleben versucht, Wenzig zeichnet sich vor den anderen aus, daß er den fremden Liedern in gar lieblichen deutschen Liedern ihren vollen Klang wiederfinden laeßt, ohne ihre Farbe einzubüßen. — Ihr Pole scheint mit Reza und Goetze Linie zu halten.

Daß die Polen viele Lieder mit den benachbarten Völkerschaften gemeinschaftlich haben würden, war zu erwarten: — Vergleiche No. 2 der mitgetheilten Proben mit einer anderen und wohl poetischen Leseart der Lithauischen Lieder, die ich selbst im „Sohne der Wittwe" p. 161 verarbeitet habe. — n. 3 Wenzig unter den Böhmischen Liedern p. 66 wo es heißt:

Im grünen Haine koste
Ein Paar in Lieb und Treu,
Da fiel ein Ast herunter,
Erschlug sie alle Zwei.

Gut daß er hat erschlagen
Eins an dem Andern dicht;
So härmet sich und jammert
Eins um das Andre nicht.

Ein wenig Kritik würde hier am Orte sein.

Die vorerwähnten Sammlungen enthalten über Völker und Sprachen, über die Lieder selbst, u. s. w. Einleitungen, historische, kritische Erläuterungen und Bemerkungen u. s. w., die vielen gelehrten Lesern erwünscht sind. — Auch ohne das, würde mir die besprochene sehr willkommen sein, und vielleicht ist es von dem Sammler weder zu erwarten noch zu fodern.

dixi
A. v. Ch.

Ich muß tausend Mal und aber tausend Mal mich entschuldigen, daß ich so spaet dazu komme, Ihre letzte Sendung zu erwidern, und Ihnen, lieber Hirzel, um das liebliche werthe Geschenk zu danken, womit Sie mich so anmuthig erfreut haben. Meine Frau hat sich schon am Tauftag meines Jüngsten damit geschmückt und wir haben Ihrer in Liebe gedacht. — Ich war in der Botanik bis an den Hals und in den Terzinen bis über die Ohren. Wenn die Censur nichts dawider hat, so wollen wir schon im nächsten Almanach uns hören lassen, ein gutes Stück Arbeit liegt bereit. — Die diesjährigen Recensionen scheinen mir bis jetzt ziemlich unbedeutend, namentlich die im Hesperus, von der Sie mir das erste Blatt geschickt haben. — Der gute Mann weiß namentlich gar nicht, was Terzinen sind, warum spricht er davon?

Hier noch einiges:
Krebse, mit vorbereiteter Sauce.
Briefe und Gutes (Wackernagel) für Schwab, bittend um baldige Besorgung.

Mit aller Liebe
ganz der Ihrige
A. v. Chamisso.

Der Rezensent des Almanachs im „Hesperus", von dem Chamisso spricht, (vergl. auch Rückerts Briefe vom 18. Febr.) findet es auffallend, daß das Versmaß der Terzinen diesmal so bevorzugt sei, ohne mit dem gehörigen Fleiß ausgearbeitet zu sein. Ein Tadel wird namentlich über einige Versstellen in Chamissos Gedicht: „Don Juanito" ausgesprochen.

Das folgende Schreiben Chamissos, dessen Original sich im Besitz des Herrn Fritz Baedeker in Leipzig befindet, ist das einzige, das ich aus dem Jahre 1833 mitteilen kann. Es lautet:

Ich habe meine fortwährende Freude an dem wachsenden Musenalmanach, möge er auch gedeihen so wie er erwächst, — und nicht wassersüchtig anschwellen.

Wissen Sie, meine Freunde, daß ich Ihnen von Herzen gratulire, daß Schenk*) anderthalb Bogen geschickt hat? Es hätten ihrer leichtlich 6 werden können und wo wären wir da geblieben? Die 20 Seiten werden Sie wohl schon diesmal dem Rückert und dem wirklich sehr wackern Barth zu gute halten müssen.**) Von Schenk erwarte ich das Beste, und halte übrigens dafür, daß sein und unsers Bruder Königs***) Beitritt der Sache einen gewissen Anstrich giebt, der nicht schaden kann.

*) Eduard v. Schenk (1788—1841) lieferte in dem Jahrgang 1834: Albertus Magnus. Bruchstück aus einem Epos: Der ewige Jude.

**) Rückert veröffentlichte 50 kleinere, der Kupferstecher C. Barth 8 Gedichte.

***) Von König Ludwig von Bayern wurden 3 Gedichte abgedruckt.

Ich habe Lenau an seinem Orte vermißt. Ich hatte mich auf ihn gefreut. Ich halte ihn für einen der wenigen, die da noch Deutsche zwingen könnten, Geld für Verse herauszurücken, die mehrsten thun es ja doch nur für den Umschlag. — Sollte Schwab den Lenau zurückbehalten haben, muß ihn wenigstens für den nächsten Jahrgang zurücklegen und aufsparen.

Ich werde immer noch fortwährend bombardirt und muß, wie Falstaff in der Parade liegen, bereit, sieben Klingen mit einem Mal aufzufangen. Könnten Sie nicht irgend wo im oder am Musenalmanach, als fliegendes Blatt oder sonst ein Wort bescheidener Bitte anbringen:

Wir beehren uns, alle deutschen Dichter, ganz besonders aber diejenigen Herren, deren Werke bisher den deutschen Musenalmanach bereichert haben, gehorsamst zu ersuchen, die Beiträge, die sie in demselben bestimmen, ohne auf eine besondere Einladung, die in der Regel nicht stattfindet, zu erwarten, direkt an uns einzusenden, und zwar zu der und der Zeit, da spaetere Einsendungen entweder unberücksichtigt bleiben müssen, oder doch das Geschäft der Redaction ungemein erschweren.

Die Verlagshandlung.

Es kommt nur auf den Sinn an, die Worte werden Ihnen zu einer solchen Anrede nach hergebrachter Sitte zu Gebote stehen.

Ich erhole mich langsam, aber die Musen haben noch Ferien, und wenn es so dauert, ist es mir um den nächsten Musenalmanach bange. —

Rückert ist allerdings ein Stern erster Größe und der Stern unseres Büchlein; es hat aber alles seine nothwendigen Grenzen. — Wir müssen ihm andeuten, daß drei Bogen beiläufig das Maaß sein möchten, die dem Einzelnen zugemessen werden dürfte, wo alle berufen sind. — Das könnten Sie vielleicht gelegentlich thun, da Sie mit ihm in näherem Verkehr stehen.

Hier ein Brieflein an Schwab, den ich Sie doch ohne langen Verzug zu besorgen bitte. — Der Druck geht so schnell, daß er Einen überholt.

Leben Sie recht wohl, hüten Sie sich vor der Grippe und bleiben Sie freundlichst gesinnt dem alten Freund

Ad. v. Chamisso.

15. Juli 1833.

Ich übersehe noch einmal den Inhalt, und sehe wirklich nicht ein, wo noch etwas auszumaerzen wäre. — Sie haben es am nächsten, sehen Sie selber zu, ob Ihnen noch irgend etwas einfaellt. — Wackernagel nimmt nur wenige Seiten ein.

Als Fortsetzung der vorstehend mitgeteilten Briefe schließt sich nun wieder Koßmanns Arbeit an, die gerade an Briefen aus den folgenden Jahren reich ist.

Zu Gustav Schwabs hundertstem Geburtstage.

Vor der bescheidenen Nische im Tempel unserer Litteratur, welche die Büste des Schwabendichters mit dem ehrlichen Antlitz und den klugen Augen aufgenommen, wird es auch in den nächsten Tagen — er ist am 19. Juni 1792 geboren — schwerlich groß Gedränge und lauten Festprunk geben. Vielleicht daß in seinem Stuttgart, dessen geistiges Leben ihm so unendlich viel dankt, sich auch weitere Kreise dessen erinnern, was der Rastlose Alles für die geliebte Heimat vollbracht, anderwärts aber werden sich nur jene seiner pietätvoll erinnern, denen die Beschäftigung mit unserer Litteratur Pflicht ist. Beides ist gerecht, denn lebendige Wirkungen gehen nicht mehr von ihm aus, aber die Geschichte unseres geistigen Lebens wird seine großen Verdienste als Mittler und Ordner stets dankbar ehren. Wenn es erlaubt ist, ein anscheinend triviales geflügeltes Wort der neuesten Zeit auf ihn anzuwenden, so war er sein Leben lang ein „ehrlicher Makler“ zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen den Dichtern seiner Zeit unter einander und mit ihrem Volke und nach dieser Hinsicht originell und fast unvergleichlich an Fleiß und Regsamkeit.

Es hat eine Zeit gegeben, wo ihn Viele den bedeutendsten Dichtern Deutschlands beizählten und meinten, daß ihn, wenn nicht Alles, so doch Mehreres, was er gesungen, überleben werde. Heute wissen wir, daß dies ein Irrtum war. Von all' seiner Lyrik ist einem einzigen Lied das schöne Schicksal geworden, daß es Unzählige singen, ohne den Namen des Dichters zu wissen: „Bemooster Bursche zieh' ich aus . . .“; ein Lied des Tübinger Stiftlers Schwab, dem er selbst gewiß geringere Bedeutung beimaß, als seinen Natur- und Liebesliedern, vor Allem aber jenen, in denen er seine fromme, konfessionell geprägte Weltanschauung niedergelegt. Und von all seinen unzähligen Balladen werden nur noch zwei immer wieder gelesen, deklamiert und in jeder Anthologie gedruckt: „Das Gewitter“ („Urahne, Großmutter, Mutter und Kind“) und „Der Reiter und der Bodensee“; daneben sind auch in Schwaben einige Romanzen aus der heimatlichen Geschichte und Sage lebendig, die er in jungen Jahren gedichtet; jene Dichtungen aber, in denen er später Stoffe aus aller Welt und Zeit geformt und ohne die kaum ein Musen-Almanach seiner Zeit denkbar war, sind verschollen. Es ist nicht Aufgabe von Aufsätzen, wie der vorliegende, den Kranz eines Toten zu zerpflücken, geschweige denn, wenn, wie hier, die Zeit diese Arbeit so gründlich besorgt hat, aber genannt müssen die Gründe sein, um derentwillen diese vielgelesenen, vielgepriesenen Dichtungen so früh veraltet. Es ist das Überwiegen des Rhetorischen über das Empfundene in der Lyrik, das Gestaltete in der Ballade; das Haften am Äußerlichen, der Mangel an Vertiefung, die übergroße Produktivität. Schwab hat zu viel geredet, zu wenig gebildet, hat die Poesie zu Diensten gezwungen, die sie nur widerwillig verrichtet: zu allen erdenklichen Ge-

legenheiten Festreden zu halten, wenn er darum ersucht wurde, alle möglichen hübschen Gegenden zu schildern, wenn er ein Reisebuch schrieb, und allerlei vaterländische Denkwürdigkeiten in Reime zu bringen, damit sie sich dem Gedächtnis leichter einprägten. Wir lächeln heute, wenn wir lesen, daß es Kritiker gab, die den Dichter Gustav Schwab mit dem Dichter Heinrich Heine verglichen und diesem vorzogen, aber den Hohn, mit dem die moderne Litteraturgeschichte vielfach über den „salbungsvollen Repräsentanten der schwäbischen Lyrik" mit dem „homiletischen Pathos" spricht, verdient Schwab doch nur insofern, als jede maßlose Überschätzung naturgemäß später zur Unterschätzung führt. Er war eben ein Dichter seiner Zeit und hat nie Anderes, als Gutes und Edles gewollt. Ob er bei energischerer Zusammenfassung seiner Talente als Poet mehr geworden wäre, ist eine oft erörterte aber doch recht müßige Frage. Sein stärkster Trieb war ja eben „viel zu machen", der Zug nach praktischer Bethätigung. Nichts ist für einen Dichter charakteristischer, als sein Erstlingswerk. Wie führt sich der zweiundzwanzigjährige Pfarrvicar — so früh hat er es bereits zu einem Ämtchen gebracht — in die Litteratur ein? Mit einer Sammlung seiner Gedichte? Nein, das wäre unpraktisch und würde nur Geld kosten, statt Honorar zu bringen. Aber er hat als Student richtig erkannt, daß ein neues Kommersbuch ein Bedürfnis wäre. Er stellt das Buch zusammen und zwar so geschickt, daß es viele Auflagen erlebt. Erst vier Jahre später folgt die Sammlung seiner eigenen Romanzen.

Solcher praktischer Bücher, die wirklich einem Bedürfnis entsprachen, die dabei nur Gutes gewirkt, die Gebildeten günstig angeregt, ja die Volksbildung gehoben, hat Schwab zeitlebens viele gemacht. Das ist nur mit Dank zu verzeichnen; wir sprechen dies Überflüssige aus, weil auch über diesen „industriellen Sinn" viel gespöttelt worden ist. Man denke an seine fleißige, tüchtige, im Ganzen mit Gerechtigkeit und Geschmack redigierte Anthologie: „Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte. Von A. von Haller bis auf die neueste Zeit", und die ähnliche über die deutsche Prosa; an seine Bearbeitung der „Dichter des alten Griechenlands und Roms", an sein treffliches Buch: „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums", eines der nützlichsten und edelsten Jugendbücher, die es überhaupt giebt, und wird uns beipflichten, wenn wir innig wünschen, daß der „industrielle Sinn" deutscher Kompilatoren allezeit nur solche Früchte hervorbringen möge! Hätte Schwab nichts hinterlassen, als diese Bücher, er verdiente, daß man seiner pietätvoll und dankbar gedenke.

Nicht minder deshalb, weil er einer der besten Redakteure war, die es je in Deutschland gegeben hat. Unternehmungen von solcher Bedeutung für unser geistiges Leben, wie es der Hirzel-Weidmannsche „Musen-Almanach" und das Cottasche „Morgenblatt" war, verdanken zum großen Teil ihm ihre Geltung und das Gute, das von ihnen ausgegangen, war mit sein bleibendes, nie zu vergessendes Verdienst. In ihm vereinigten sich all die Eigenschaften, die der Redakteur eines derartigen, hohen Zielen gewidmeten Unternehmens haben muß: rastloser Fleiß im Sichten nicht bloß, sondern vor Allem im Heranziehen der geeigneten Kräfte, treffsicherer Geschmack, der sich von aller Einseitigkeit ferne hält, ausgebreitete Verbindungen, Pietät für die Berühmten und Wohlwollen für die Aufstrebenden, dazu Zähigkeit, Geduld und Takt im Verkehr mit dem „irritabile genus poetum". Was er nach dieser Hinsicht geleistet, beweisen die Veröffentlichungen aus der Korrespondenz seines Mitherausgebers Chamisso mit dem Verleger des Musen-Almanachs, welche die „Deutsche Dichtung" in ihrem IV. Bande gebracht hat und in dem laufenden Bande durch die Mitteilungen von G. Hirzel ergänzt.

Nur einmal war Schwab unduldsamer, als einem Redakteur zusteht: in der bekannten Affaire mit dem Heine-Porträt vor dem Musen-Almanach. Es ist ihm übel bekommen und der Spott und Tadel, der deshalb auf ihn niedergeregnet, war kein unverdienter. Auch wird Schwab nichts von dem Flecken reinigen, daß seine Beweggründe engherzig konfessionelle Empfindungen und verletzte Eitelkeit gewesen. Wie er es gewesen, der einst den Verkehr zwischen den norddeutschen Romantikern und den Schwaben zunächst angebahnt, so war er es nun, der das Band zwischen den Liberalen des Nordens und den Dichtern am Neckar durchschnitt, anscheinend nur zeitweilig, in Wahrheit für immer. Das war kein guter Dienst, den er dem Süden geleistet, aber im Übrigen danken ihm die Schwaben und Österreicher unendlich viel; ihren Zusammenhang unter einander und zum guten Teil, daß sie rasch zu äußerer Geltung gelangten. Gustav Schwab hat es durch seinen liebevollen Eifer für den Ruhm dieser Größeren verdient, daß man auch seiner nicht ganz vergesse, wenn man Ludwig Uhlands und Nikolaus Lenaus gedenkt.

Er war kein bedeutender Dichter, aber ein unermüdlicher, achtungswerter Arbeiter am Bau unserer Litteratur und seine ehrliche Mühe blieb nicht erfolglos. Darum gebührt ihm seine Büste im Bau und ein Kranz zu seinem Gedächtnistag.

Menschliches aus Weimars „goldener Zeit".

I.

Man hört alle Tage behaupten, daß der großen Goethe- und Schiller-Litteratur unserer Tage ein „alexandrinischer" Zug anhafte, auch von solchen Leuten, die gar nicht wissen, worin eigentlich das Wesen dieser alexandrinischen Gelehrsamkeit bestanden, weil man dies erst in Unter-Tertia erfährt — und von solchen Leuten am häufigsten. Andre meinen, daß es — viele Übertreibungen gern eingeräumt und zugegeben — doch seine guten Gründe hat, wenn sich unser Blick immer wieder zu jenen einzigen Zeiten und Menschen zurückwendet. Die litterarische Bedeutung dieser Großen hat sich vielleicht so feststellen lassen, daß unserer Zeit zunächst

kaum noch etwas darüber zu sagen bleibt, die menschliche aber haben wir eigentlich erst nun recht kennen gelernt, wo wir die Wahrheit über sie wissen. Manches, was falscher, hyperidealer Nimbus war, verschwindet, aber der Zauber wirklicher, rein menschlicher Größe wirkt immer bezwingender. Das ist das beste, was wir aus den guten Memoirenwerken lernen, die uns die letzte Zeit über Weimar und seine Großen bescheert hat. Auch den beiden Büchern, die uns heute vorliegen, kommt dies Verdienst zu. Sie sind grundverschieden, das eine mit Recht anspruchsvoll, das andere nicht ohne Grund anspruchslos, beide zwar „Erinnerungen alter Weimaraner“, aber das eine die Tagebücher einer edlen Frau, die mitten in jenem Leben gestanden, das andere gelegentliche Aufzeichnungen eines klugen, bescheidenen Mannes, der von fern zugesehen und nur gleichsam zufällig einen Hauch jener geistigen Athmosphäre eingesogen, aber gemeinsam ist ihnen doch, daß in beiden tüchtige, sympathische Menschen die Wahrheit über jenes Leben zu sagen bemüht sind.

Das schlichte, anspruchslose Büchlein betitelt sich: „Harmlose Geschichten.“ Erinnerungen eines alten Weimaraners. Von Julius Schwabe (Frankfurt a. M. Moritz Diesterweg 1890). Der Verfasser, der Sohn eines wackeren Weimarischen Beamten, erklärt den Haupt- und Nebentitel seines Buches im Vorwort dahin, daß der erste bestimmt sei, Erwartungen, die der zweite wachrufen könnte, zu dämpfen, „denn,“ sagt er, „wohl ist ein Teil der nachstehenden Seiten der Erinnerung an Weimars berühmte Männer gewidmet, aber nur der kleinere Teil, und was von ihnen erzählt wird, betrifft wieder nur zum Teil die litterarische Wirksamkeit jener berühmten Weimaraner. Meine harmlosen Geschichten bezwecken, dem Leser Unterhaltung zu bieten und von den Zuständen und dem Leben meiner guten Vaterstadt, wie sie vor 100 und vor 50 Jahren waren, ein Bild zu geben.“ Fügen wir bei, daß dieser Zweck völlig erreicht ist und wir haben das liebenswürdige Buch genügend charakterisiert.

Mehr ist über das zweite Buch zu sagen: „Aus Goethes Freundeskreise.“ Erinnerungen der Baronin Jenny von Gustedt. Herausgegeben von Lily von Kretschman (Braunschweig, George Westermann 1892). Baronin Gustedt ist unter ihrem Mädchennamen sicherlich vielen Lesern eine gute Bekannte: Jenny von Pappenheim, die Stieftochter des trefflichen Ministers Gersdorff, das holde, liebenswürdige Mädchen, von dem einst Goethe geurteilt: „Sie ist gar so schön, so unbewußt anmutig wie irgend ein leuchtend Holz oder ein Glühwurm bei Tage, man weiß nicht, wo es steckt.“ Mit Karl Augusts Enkelkindern aufgewachsen, ein Liebling Goethes, eine treue Freundin seiner Schwiegertochter, hatte Jenny Gelegenheit, die Menschen und Zustände Weimars genau kennen zu lernen, aber diese Aufzeichnungen beweisen auch, daß ihr in seltener Fülle die Gaben verliehen waren, anderen das Gesehene zu überliefern: der scharfe Blick, das warme Herz, das sichere Taktgefühl der edlen Frau, die nur die Wahrheit sagt, aber in rechter Form, und ein nicht gewöhnliches Talent der Darstellung. So verdient die Herausgeberin, eine Enkelin der 1890 dahingeschiedenen Greisin, nur unseren Dank für die Veröffentlichung der Memoiren, dem sie ein fesselndes, in aller Kürze erschöpfendes Lebensbild vorgesetzt hat. Daß das, nebenbei bemerkt, vortrefflich ausgestattete, auch mit schönen Porträts gezierte Werk ohne Schaden für seinen innern Wert etwas minder umfangreich hätte gestaltet werden können, ist ja richtig — die Erzählung „Gräfin Thara“, auch die „Wilhelmsthaler Vorlesungen“, daneben manches Andere, was weder für die edle Verfasserin, noch für die Weimarische Zeit charakteristisch ist, hätte wegbleiben können — aber in dem ganzen Buche ist keine unedle oder triviale Zeile, und ein solches Lob kann man nicht oft gleich ehrlich spenden. Die Goethe-Forschung wird aus dem Buche einige, wenn auch nicht allzuviel neue Erkenntnis gewinnen; dem gebildeten Leser aber, der sich um gelehrte Untersuchungen mit Recht wenig kümmert, bringt es jene Zeit in der Art nahe, die ihm erwünscht sein wird: anmutig in der Form, wahr und zugleich pietätvoll im Inhalt. In dieser Ehrlichkeit und Liebenswürdigkeit der Gesinnung begegnet sich das stolze Werk der „alten Weimaranerin“ mit dem bescheidenen Büchlein des „alten Weimaraners“.

Aus beiden Büchern sei hier nun einiges „Menschliche“ mitgeteilt, Kleinigkeiten, die uns aber jene Großen und ihren Kreis so zeigen, wie sie wirklich gewesen.

Jenny von Pappenheims erste Beziehung zu Goethe fällt in das Jahr 1825; sie hat dem armen, damals vierzehnjährigen Kinde Mühe genug gekostet. Auf Befehl ihrer Mutter beteiligte sie sich an einer Ausstellung der Weimarischen Zeichenschule mit der Kopie eines bekannten Bildes, erhielt eine silberne Medaille und schrieb, um sich dankbar zu erweisen, an Goethe einen Brief, der gleich mit den Worten: „Du größter Dichter meines lieben Vaterlandes“ begann und womöglich noch schöner fortfuhr. Auch zeichnete sie nach einem alten Folianten einen Tempel, in dessen Nischen die Büsten von Schiller und Goethe standen. Goethe verwahrte beide Gaben stillschweigend, Karl August aber rief mitleidsvoll: „Was haben sie das arme Kind mit Geschmacklosigkeiten gequält!“

Im November 1826 sah sie Goethe zum ersten Mal. Er empfing sie und die Mutter mit größter Freundlichkeit. „Ich sehe ihn noch vor mir, nicht allzu groß und doch größer erscheinend als andere, mit jener Jupiterstirn, die ich am vollendetsten in der von Bettina gezeichneten Statue wiederfinde, die unser Museum schmückt, während seine Augen durch Stieler am besten wiedergegeben sind. Auch mich sehe ich noch im rosa Kleid und grünem Spenzer, unter einem großen runden Hut heiß errötend bei seinem kräftigen Händedruck. Ich brachte keinen Ton über die Lippen, obgleich er mich, wie er es gern bei jungen Mädchen that, mit „Frauenzimmerchen“ und „mein schönes Kind“ ermutigte, erst als er lächelnd sagte: „Die Augen werden viel Unheil anrichten,“ ermannte ich mich zu der verwunderten Frage: „Warum denn gerade Unheil?““ Später als sie Ottiliens Freundin wurde und täglich mit der kleinen Alma, Goethes Enkelin spielte, trat sie auch Goethe näher. Er war gegen sie stets ungemein galant und herzlich, nannte sich in Vers und Prosa „den ältesten Verehrer“. Verse an die holde Jenny sind denn auch wahrscheinlich die letzten, die er verfaßt hat. Sie sind nicht bedeutend.

Die Geselligkeit in Goethes Hause schildert die Verfasserin als „ein vielfaches Kommen und Gehen“; das wurde ihm zuweilen lästig und dann wurde wochenlang kein Fremder mehr vorgelassen. „Der beste und liebenswürdigste Blitzableiter“ solcher Launen war Ottilie; vermochte sie ihn zu einer Abendgesellschaft, so erkundigte er sich nach den Herzensangelegenheiten seiner Gäste und sah es gern wenn heimliche Liebespaare geladen wurden. „Da sah man denn hoch, groß, etwas steif den Dichterfürsten die Gäste empfangen. Das Aldobrandinizimmer barg den Kreis der Mütter und Tanten und, da Goethe bei solchen Zwangsgelegenheiten selbst wenig sprach, oft eine große Portion Langeweile das Urbinozimmer daneben wußte davon nichts, da war für „die Begegnungen des Glücks“ gesorgt . . . Er lud gern zu Tisch ein. Man aß nach damaliger Zeit gut, nach jetziger einfach; erst in den letzten Jahren hatte er einen Koch, vorher Haushälterinnen, mit denen er die Wirtschaft führte ohne Ottiliens Hülfe. Er hatte kein Vertrauen in ihre wirtschaftlichen Talente und sagte wohl scherzend: „Ich hatte mir eine so kochverständige Tochter gewünscht und nun schickt mir der liebe Gott eine Thekla und Jungfrau von Orleans ins Haus“. Die Unterhaltung war bei diesen kleinen Anlässen stets sehr animiert. Sie drehte sich immer um Gegenstände der Kunst und Wissenschaft. Seine Augen schleuderten Blitze, sobald irgend eine Klatscherei zum Vorschein kam. Bei einer solchen Gelegenheit wurde er einmal sehr derb,

er rief mit dröhnender Stimme: „Euren Schmutz kehrt bei Euch zusammen, aber bringt ihn nicht mir ins Haus".

„Unvergeßlich ist mir", berichtet Frau von Gustedt u. A., „die liebste Erinnerung an Goethe. Ich war mit Ottilie an einem schönen Frühlingstage zu Fuß nach Tiefurt gegangen; lange hatten wir auf dem stillen, friedlichen Platz neben dem Pavillon gesessen; der Blick nach der mit alten schönen Bäumen bewachsenen Anhöhe war wohlthuend und regte zu vertraulichen Gesprächen an. Der Vormittag war verstrichen und wir gingen durch den Park nach der oberen Chaussee; dort hielt ein Wagen, Goethe stieg aus, umfaßte jede von uns mit einem Arm und führte uns zurück nach der Ilm, lebhaft von Tiefurts Glanzzeit und der Herzogin Amalia erzählend. An einem länglich viereckigen Platz, von alten Bäumen umgeben, blieb er stehen, es war der Theeplatz der edlen Fürstin; etwas weiter zeigte er uns die Stellen, für die er „Die Fischerin" geschrieben hatte und wo sie aufgeführt worden war. So weich und mild sah ich ihn nie, der ganze Tag war so harmonisch, — langsam stiegen wir den Berg hinauf, wo der Wagen hielt und fuhren zusammen nach Weimar zurück. Vor Goethes Hausthür stand ein kleiner Knabe, der Pfefferkuchen feil bot; Goethe nahm ein Herz, über dem zwei Täubchen einträchtig saßen, schenkte es mir und lud mich noch zu Mittag ein. Nach Tisch holte er seinen „Faust", an dessen zweitem Teil er noch arbeitete und aus dem er Ottilien oft vorlas. Jetzt durfte ich ihm lauschen, ich hätte es ewig thun mögen, nie den „Platz zu seinen Füßen" zu verlassen brauchen. Es dämmerte, als ich gehen mußte. Die Hand, die er mir reichte, zog ich dankbar und ehrfurchtsvoll an die Lippen. Er sah wohl, welch' einen Eindruck ich mit mir nahm, und sagte noch, als ich mit Ottilien an der Thüre stand: „Ja, ja, Kind, da habe ich viel hineingeheimnißt" . . . Das Pfefferkuchenherz behielt ich, bis es in Staub zerfiel, die Erinnerung wird niemals zerfallen" . . .

Auch von anderen, schönen und heiteren mit Goethe verlebten Stunden erzählt das Buch: „. . . Anmutig war eine Stunde in Goethes Hausgarten, wo ich mit Ottilie einen Menschenschädel, den wir am Zaun gefunden hatten, würdigere Ruhe unter einem Baum bereiteten. Goethe hatte uns von seinem Arbeitszimmer im sonnigen Garten gesehen, kam herunter und sagte: „Ihr Frauenzimmerchen verklärt auch noch den Tod". Wir hofften den Gedanken gedichtet zu bekommen, aber es blieb bei der schönen Prosa. Ein andermal überfielen wir, eine Schar übermütiger Mädchen, den Dichter zur Abendzeit in seinem Gartenhaus. Wir kamen von Tiefurt und brachten ihn eine Menge Frühlingsblumen. Dabei hatte eine von uns das Unglück, den Gypsabguß einer Venus umzustoßen. Wir wurden blaß vor Schreck, einen Zornausbruch erwartend; die Sünderin selbst brach in Thränen aus. Ein sonniges Leuchten flog gleich über seine Züge, er drohte mit dem Finger und meinte: „Ei, ei, wer wird um die Tote weinen, wo Venus so viele lebende Vertreterinnen hat!"

„Wenn Goethe nichts geschrieben hätte", meint die Verfasserin, „würde er doch in die erste Reihe der besten Menschen gehören". Nach ihrer Darstellung war er gegen Jedermann, auch den Niedrigsten liebreich. „Als er einst in seinem Parkgarten bei einem starken Gewitter zwei Tischler sah, die aus Schreck über einen heftigen Donnerschlag eine Bank fallen ließen, hob er die Hand und sagte: „Ei, wer wird sich fürchten, wenn Gott der Herr spricht". Gegen den Vorwurf, bei dem Tode seiner Lieben scheinbar gleichgültig geblieben zu sein, nimmt sie den Dichter kräftig in Schutz. „August Goethes Tod wirkte furchtbar auf den Vater, denn ob derselbe auch bei jedem Schmerz Stille, Arbeit, Einsamkeit als letzte Heilmittel suchte und den äußeren Ausbruch desselben so sehr unterdrückte, daß man ihn neuerdings oft deshalb herzlos schilt, er empfand so tief wie Wenige, darum litt er auch körperlich so sehr darunter. Nur beim Tode seiner Frau, so erzählte mir Huschke, war er weinend vor ihrem Bett in die Knie gesunken mit dem Ausdruck: „Du sollst, Du kannst mich nicht verlassen!" Als die Trauerglocken den Einzug des toten Karl August uns Allen wehmutsvoll in die Seele läuteten war er still verschwunden. Den Kanzler Müller, der den Auftrag hatte, ihm des Sohnes Tod mitzuteilen, ließ er nicht zu Worte kommen, er sah ihn nur groß an und ging hinaus. Daß er die Kunde erraten hatte, wurde klar, als Ottilie den nächsten Morgen in Trauerkleidern bei ihm eintrat und er ihr die Hände mit den Worten entgegenstreckte: „Nun wollen wir recht zusammenhalten". Dann versuchte er zu arbeiten, verschloß sich vor jedem Besuch, wollte schließlich verreisen, ein Blutsturz warf ihn auf's Krankenlager und zeigte nur zu deutlich, wie entsetzlich er litt." Über Goethes letzte Stunden berichtet Frau von Gustedt: „Noch zuletzt stand er hoch aufgerichtet in der Thür seiner Stube, so daß er ungewöhnlich groß erschien. Das bekannte Wort „Mehr Licht" mag er wohl gesagt haben, klar und deutlich aber sprach er seine letzten Worte: „Nun kommt die Wandelung zu höheren Wandelungen". Er starb kampflos, sagten die Anwesenden, nur Ottilie warf sich mir gleich darauf schluchzend in die Arme: „Und das nennen die Leute leicht sterben!""

Otto Hartung.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Die Erzählung: „Der Gott des alten Doktors" von Karl Emil Franzos, welche zuerst in der „Deutschen Dichtung" erschien, erscheint in den nächsten Tagen in Buchform im Verlage von F. Fontane & Co. in Berlin. Derselbe Verlag veröffentlicht gleichzeitig ein Buch, das ebenfalls aus dieser Zeitschrift hervorgegangen ist: „Die Suggestion und die Dichtung". Gutachten über Hypnose und Suggestion von Prof. Dr Otto Binswanger, Geheimrat Prof. Dr. Emil du Bois-Reymond, Prof. Dr. Albert Eulenburg, Prof. Dr. Siegmund Exner, Prof. Dr. August Forel, Prof. Dr. Fr. Fuchs, Prof. Dr. P. Grützner, Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. H. v. Helmholtz, Prof. Dr. Ludwig Hirt, Prof. Dr. Friedrich Jolly, Prof. Dr. Otto Kahler, Prof. Dr. Richard v. Krafft-Ebing, Prof. Dr. E. Mendel, Hofrat Prof. Dr. Theodor Meynert, Hofrat Prof. Dr. Hermann Nothnagel und Hofrat Prof. Dr. W. Preyer. Herausgegeben von Karl Emil Franzos". Die Gutachten wurden von den Gelehrten für diese Separat-Ausgabe sorglich durchgesehen, zum Teil umgearbeitet und erheblich erweitert.

— „Praktische Winke für Schriftsteller und solche, die es werden wollen" betitelt Heinrich Keiter ein Büchlein, das er, bereits in „dritter verbesserter Auflage" in seinem Selbstverlag hat erscheinen lassen. Es enthält Anweisungen, wie ein für den Druck bestimmtes Manuskript zu schreiben, der Verlagsvertrag abzuschließen, Korrektur zu lesen ist u. s. w. Das Büchlein verdient seinen Titel, es ist durchweg praktisch. Wie ein junger Lyriker zu einem Verleger für seine Gedichte kommt, weiß freilich auch dieser erfahrene Mann nicht anzugeben. Und darnach wird gewiß mehr als Einer suchen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Ein Abtrünniger.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

XIV.

Es war ein Abend im Oktober, ein trüber, häßlicher Spätherbstabend. Festgeballt lag der Nebel über der Erde, man konnte nicht fünf Schritte weit sehen. Hager war auf den Friedhof gegangen, in die „Versammlung". Seine Einladung, ihn zu begleiten, hatte ich abgelehnt, mir sei nicht ganz wohl, hatte ich vorgeschützt und war dabei rot geworden wie ein Schulknabe, denn es war so ziemlich die erste Lüge, die ich mir gegen ihn erlaubte.

Aber es lag mir gerade an diesem Abend viel daran, in der Stille meines Stübchens bleiben zu dürfen. Morgen war der achtzehnte Geburtstag Miriams und ich war fest entschlossen, an diesem Tage, gleichzeitig mit meinem Glückwunsch, jene Frage an sie zu richten, die über unser Beider Schicksal entscheiden sollte.

Die Worte wollten wohl erwogen sein. Erregt schritt ich auf und nieder und legte sie mir zurecht. Der eine Satz erschien mir zu nüchtern, ein anderer zu überschwänglich, ein dritter zu unvermittelt, ein vierter zu unklar. Zwischendurch aber las ich die Lieder, die ich an sie gedichtet, und sann darüber nach, wie Alles so gekommen.

Seit Wochen schon hatte ich meine freien Stunden damit verbracht, diese Lieder, die bei der Prüfung vor mir selbst bestehen konnten, in ein Heft einzutragen, zwischendurch meine politischen Gedichte. Ein junger Poet in der ersten Schaffensfreude ist kein allzu strenger Richter, das Heft hatte sich bis zum letzten Blatt gefüllt.

Nur das erste war noch leer, ich hatte es für das Widmungsgedicht an Miriam frei gelassen. Ein Dutzend Entwürfe hatte ich verfaßt; keiner genügte mir. Nun aber, gerade in der großen Erregung, ordneten sich mir die Gedanken, und die Reime flossen mir zu. Ich griff zur Feder und begann das Gedicht niederzuschreiben.

Zwei Strophen hatte ich fertig, als es eben von der mächtigen Kirchenglocke am Hradschin elf Uhr schlug, und machte mich nun daran, die dritte zu formen.

Aber das Gedicht ist nicht fertig geworden, weder an jenem Abend, noch je in der Folge. Denn während ich so versunken saß, hörte ich einen Thorflügel unten jählings zufallen, ein rascher, stolpernder Schritt eilte die Treppe empor, meine Thür wurde aufgerissen. Rasch schob ich das Heft in die Tischlade; es konnte wohl nur Christian Hager sein, der in solcher Hast heimkehrte; für sein Auge waren die Strophen „An Miriam" nicht bestimmt.

Er war es wirklich.

„Fort", keuchte er, indem er die Thüre aufriß. „Komm!"

Ich schnellte empor.

„Was giebt's?" rief ich entsetzt. „Mein Gott — wie sehen Sie aus!"

Ich hatte allen Grund zum Entsetzen, der Mann sah fürchterlich aus. In dem todblassen, verzerrten Gesichte glühten die Augen wie die eines Wahnsinnigen; die Kleider waren über und über mit Kot und Blut besudelt.

„Sie sind verwundet?" rief ich und stürzte auf ihn zu.

„Eine Kleinigkeit!" stammelte er und brach in meinen Armen zusammen.

Aber im nächsten Augenblick raffte er sich wieder auf. „Hier an der Stirn — ein Säbelhieb — es ist nichts . . ."

Aber es war eine schwere Wunde, die Knochenhaut war bloßgelegt, das Blut rieselte wie ein Bach über die Wange . . .

„Frau Brigitta . . ." rief ich.

„Schweig'", stöhnte der Verwundete, — „ich kann die Frau nicht sehen, jetzt nicht . . ."

„Warum?"

„Ihr — ihr Sohn — liegt draußen auf dem Friedhof — erschossen", stammelte er und brach ohnmächtig zusammen.

Ich war selbst einer Ohnmacht nahe, aber gewaltsam rüttelte ich meine Lebensgeister zusammen. Ich preßte ein Tuch auf die Wunde und band es mit einem andern fest. Damit mochte ich dem Verwundeten in meinem hastigen Ungeschick sehr weh gethan haben, denn er zuckte zusammen und schlug wieder die Augen auf.

„Fort!" rief er und richtete sich taumelnd auf, „die Polizei kann jeden Augenblick hier sein, es ist keine Sekunde zu verlieren!"

Ich riß mein Liederheft aus der Tischlade, den Hut von der Wand, schlang den Arm um den Freund und führte ihn die Treppe hinab, beflügelt von dem stöhnenden „fort!" — „fort!", welches fortwährend wie mechanisch aus seinem Mund drang.

Es war wirklich die höchste Zeit gewesen. Als wir uns der Thüre näherten, begann sie von mächtigen Hieben zu erdröhnen.

„Öffnet — im Namen des Kaisers!" scholl es draußen.

„Die Hinterthür!" stammelte Hager.

Wir wandten uns um und erreichten in der tiefen Dunkelheit tastend das Pförtchen. Es war zum Glück offen.

In dem Augenblick, wo wir ins Freie stürzten, hörten wir noch das entsetzliche Geschrei unserer Wirtin und das Krachen der einstürzenden Thüre.

Wir waren in einem schmalen, dunklen Gartengäßchen, welches parallel mit dem Flusse lief.

„Der Moldau zu," stöhnte Hager.

Ich trug in mehr, als ich ihn führte, das Gäßchen hinab. Währenddes tauschten wir wirre Fragen und Antworten.

„Alles verraten?"

„Ja!"

„Wer?"

„Der Pfaffe!"

„Pfr?"

„Ja — der Schurke . . . Oh! ich kann nicht mehr!"

Wieder brach er zusammen.

„Ich kann nicht!" wiederholte er. „Der Blutverlust — die Flucht — meine Kraft ist erschöpft. Laß mich!"

„Ich bleibe bei Ihnen," sagte ich entschlossen.

„Ein nutzloses Opfer!"

„Leben für Leben — ich danke Ihnen auch das meine!"

„Thöricht — Georg — wir gehen Beide zu Grunde!"

Aber mir waren Mut und Besonnenheit wieder zurückgekehrt. Nun galt es vor Allem aus dem verhängnisvollen Gäßchen fortzukommen. Wenn die Verfolger die offene Hinterpforte gewahrten, so mußten sie uns ja sogleich folgen und uns hier treffen!

Ich blickte um mich.

Vor uns, in einer Entfernung von etwa zehn Schritten, schimmerte ein schwacher Lichtschein. Es war ein Lämpchen, welches immer vor einem Muttergottesbilde brannte, daß dort einer Gartenmauer eingefügt war. Hart daneben, — das wußte ich — führte eine niedrige Stackettüre in den Garten. Wenn es uns gelang, diese zu überklimmen, so waren wir vorläufig in Sicherheit.

Rasch entschlossen hob ich den Verwundeten in meine Arme und lief auf das Stacket zu. Eine gewaltige Anspannung der Muskeln, ein Sprung und es war vollbracht. Wir standen im tiefsten Dunkel, hinter der Mauer, unter den triefenden, entlaubten Ästen der Bäume.

Auch diesmal war es auf eine Minute die höchste Zeit gewesen.

Kaum hatten wir uns geduckt, als die Verfolger in plumpem, schwerem Laufschritt die Gasse hinabgestürmt kamen, gegen unser Versteck. Es waren Polizisten und Soldaten, an ihrer Spitze wohl ein Kommissär; das entnahmen wir aus seinem Rufe:

„Leute! Der Hofrat jagt euch morgen davon, wenn sie euch entwischen! Besonders der kleine bucklige Hund — wer ihn fängt, bekommt zehn Gulden!"

Und gleich darauf:

„Spähet rechts und links! Hier — das Stacket!"

Es war eine furchtbare Minute, wir hielten den Atem an, aber die Herzen pochten wie Hämmer.

Zwei Soldaten beugten sich über das Stacket.

„Nichts als Bäume!" rief der Eine.

„Der verfluchte Nebel!" wetterte der Andere. „Man sieht ja die Hand vor den Augen nicht. Sie könnten immerhin drin sein!"

„Pah!" meinte der Erste, „sie sind gelaufen,

soweit sie die Füße trugen. Wir haben oben mit der Alten viel Zeit vertrödelt!"

„Aber Einer ist verwundet," wendete der Andere hartnäckig ein. „Hast du nicht die Blutspuren gesehen? Sie können nicht weit gekommen sein!"

Er beugte sich weiter vor.

Ich weiß nicht, ob er den Umriß unserer Gestalten in der That durch Dunkel und Nebel unterschied, oder ob ihn irgend ein Baum täuschte — genug, er rief plötzlich:

„Da sind sie! Kommt hervor, oder ich schieße."

Wir regten uns nicht.

Er riß das Gewehr von der Schulter, wir hörten den Hahn knacken, im nächsten Augenblick flammte ein rotes Licht im Nebel auf und eine Kugel zischte an meinen Ohren vorüber.

„Flieh, Georg!" murmelte der Verwundete fast unhörbar.

Aber ich umfaßte seine Hand nur noch fester.

„Sollten wir nicht doch in den Garten?" fragte der Soldat, der geschossen hatte, seinen Kameraden.

Aber in diesem bängsten Momente scholl von fern ein Trompetensignal.

„Zum Sammeln!" rief der andere Soldat. „Komm — sie sind schon erwischt! Uns waren die zehn Gulden nicht beschieden!"

Sie liefen die Gasse hinab.

Wir waren vorläufig gerettet. Aber wohin sich nun wenden? Hier bleiben konnten wir nicht — es war ein herrschaftlicher Park, am nächsten Morgen mußte uns der Gärtner entdecken. Wir mußten auf demselben Wege, den wir gekommen, wieder entfliehen, so bald wie möglich, so lange uns noch Nacht und Nebel schützten.

Aber welchen Schlupfwinkel aufsuchen? Das Haus eines Freundes? Vielleicht war auch er gefangen! Auf die Dauer waren wir in Prag jedenfalls nicht mehr sicher.

Aber Christian Hager war nicht zum ersten Male in solcher verzweiflungsvollen Lage. Und deshalb fand jetzt selbst sein fieberndes Hirn den einzig rettenden Ausweg.

„Wir müssen fort, in einer Stunde schon, wo wohl die Häscher diese Gegend bereits verlassen haben werden. Dann rasch an die Moldau — auf ein Floß oder Frachtschiff, wie dort allnächtlich viele hinabfahren, die Moldau hinunter, in die Elbe. Wir müssen auf diesem Wege die sächsische Grenze zu gewinnen suchen. . ."

Mut und Entschlossenheit waren ihm zurückgekehrt: nun vermochte er mir auch die Ereignisse dieses verhängnisvollen Abends zu berichten.

„Ich war ahnungslos", erzählte er, „obwohl mir bereits heute in grauer Morgenfrühe eine Art Warnung zugekommen war. Da kam nämlich der alte Jan zu mir und meldete: ‚Gebieter, ich fürchte, daß uns der Pfaffe verrät!' — ‚Woraus schließest Du das?' fragte ich. — ‚Weil ich ihn gestern Nachts betrunken aus einer feinen Weinstube habe hinaustreten sehen. Sonst hatte er nicht einmal Geld auf Schnaps — es kann nur der Judaslohn gewesen sein, den er da versoffen hat!' — ‚Geh', sagte ich, ‚Du bist ein alter Bullenbeißer.' — ‚Nein!' versicherte er, ‚in diesem Menschen täusche ich mich nicht!' Ich redete es ihm aus und schickte ihn heim: in mir stand es fest, daß Pffrs Fanatismus für unsere Sache von echtem Schrot und Korn war. Auch die Versammlung ließ ich natürlich nicht absagen. Aber die Worte Jans klangen mir doch im Ohr nach und ich ging Vormittags in Pffrs Wohnung. Du weißt, er bewohnt eine ärmliche Kammer am Eingang zur Judenstadt, bei einem alten, finsteren Weiblein, welches unserer Sache mit Leib und Seele ergeben ist. Aber das Nest war leer. ‚Er ist seit gestern Abend nicht heimgekommen', sagte mir die alte Pawlowna noch unfreundlicher als gewöhnlich. ‚Seit drei Tagen ist er ein niederträchtiger Lump, seit er die Erbschaft bekommen hat.' — ‚So — eine Erbschaft?' fragte ich. — ‚Ja, er hat das Glück gehabt, daß sein Bruder in Chrudim gestorben ist!' — Von diesem Bruder und seiner Wohlhabenheit hatte er mir oft genug erzählt. Darum ging ich völlig beruhigt an meine Lehrstunden, und beschloß nur, dem alten Sünder am Abend einen scharfen Verweis zu geben. Aber auch in der Versammlung war er nicht. Jan meldete es mir gleich am Thore bekümmert — die Leute seien unruhig, weil heute die Predigt unvermutet ausgefallen. ‚Der Schurke hat uns verraten', wiederholte er. Ich fand die Harrenden in der That in Erregung — sie waren ja nicht gewohnt, sich selbst zu beschäftigen — bei meinem Eintritt fiel ihnen ein Alp von der Brust. Ich machte mich eben daran, ihnen selbst etwas zu radebrechen, als wir plötzlich vom Thore her die Signalpfeife Jans hörten, kurz, schrill, durchdringend, wie einen Angstschrei aus Menschenbrust. Wir stürzten ins Freie, dem Thore zu — durch den dicken Nebel — erst als wir dicht

vor ihnen standen, sahen wir Jan im Kampfe mit einigen Polizisten. Und nun — schneller als es mein Wort sagen kann — wurde der Friedhof lebendig, hinter jedem Kreuz, hinter jedem Stein hervor tauchten Soldaten auf. ‚Flüchtet, Leute!‘ schrie ich, so laut ich konnte, aber wir waren umstellt, gefangen . . .“

Er hielt erschöpft inne; erst nach einer Weile konnte er fortfahren:

„Ich kann Dir die grauenvolle Scene nicht schildern — dies Fluchen und Jammern, dies Ringen Mann an Mann. Ob Viele Widerstand leisteten, wie Viele entrannen — ich weiß es nicht. Kaum bewahre ich die klare Erinnerung, wie es mir selbst erging. Während ich betäubt, entsetzt mitten im Knäuel stand, fühlte ich mich um die Mitte gepackt, zwei riesige Fäuste hoben mich empor. Es war der treue Wenzel, er hatte mich aus dem Gewühle empor in die tiefe, dunkle Nische gehoben, welche sich am Mausoleum der Grafen Hradnitzki befindet. Dann schwang er sich mir nach und stellte sich vor mich hin. Auch dies geschah binnen wenigen Sekunden. Dicht vor unseren Füßen kämpfte Jan mit seiner Keule gegen die Häscher. Sie hatten offenbar Befehl die Verbrecher lebend einzuliefern und machten darum von ihrer Schußwaffe keinen Gebrauch. Erst als der riesige Greis Einen von ihnen mit der Keule niedergemacht, sprang ein Korporal vor und feuerte seine Pistole auf ihn ab. Die Kugel muß mitten durchs Herz gegangen sein — der Unglückliche schlug hin wie ein Baum. Unser Versteck wurde nicht entdeckt. Aber als sich das Getümmel allmählig tiefer in den Friedhof hineinzog, wagten wir es zu entschlüpfen. Dies Wagnis sollte schrecklich enden. Wir waren nicht fünfzig Schritte weit, als uns eine Streifwache sah und anrief: ‚Steht — oder wir schießen!‘ Wir liefen weiter. Da pfiffen zwei Kugeln, die eine dicht an mir vorbei. Aber die andere hatte getroffen. Der arme Junge warf sich wie ein Kreisel in der Luft herum und fiel hin. . . . Ich rannte weiter — um Dich zu warnen. . .“

Mir wirbelte das Hirn, während er so erzählte, aber ich kämpfte gewaltsam die Schauer nieder. „Brechen wir auf,“ bat ich.

Wir gingen.

Wir kamen glücklich aus dem Garten, aus dem Gäßchen, ins freie Feld. Schon jubelten wir über unsere Rettung. Da kam uns eine neue, die härteste Prüfung.

Die letzten Hütten der Vorstadt lagen hinter uns; durch die wüste Nebelnacht liefen wir weiter, so rasch es Kot und Schlüpfrigkeit des Gefilds gestatteten, bis uns nasses Gezweig ins Gesicht schlug, Wurzelwerk den Fuß hemmte. Aber das begrüßten wir mit Jubel, es waren die Weiden und Birken, welche das Uferland der Moldau bedecken.

Wir hatten unser Ziel erreicht; den Fluß. Konnte uns hier noch ein Verfolger einholen?

„Wir dürfen rasten!“ rief ich meinem Gefährten zu.

Da — urplötzlich — wie ein Widerhall auf den Klang meiner Worte — raschelte es im Gebüsch — von allen Seiten reckten sich Schatten empor — „halt, Hallunken!“ scholl es uns entgegen und zehn Arme ergriffen uns.

Eingeholt waren wir nicht worden, aber selbst waren wir direkt einer Patrouille in die Hände gelaufen, welche man im Buschwerk des Flusses in den Hinterhalt gelegt!

Was sich nun begab, im Zeitraum einiger Sekunden — wer vermöchte solche Momente klar zu erfassen, klar zu erzählen? Wir schrien, Hager und ich, wie angeschossenes Getier und schlugen um uns und suchten uns loszureißen.

Mir glückte es, ihm nicht. Ich hatte einen Kunstgriff angewandt, wie er beim Ringen in unseren heimatlichen Bergen üblich ist: ich hatte mich urplötzlich mit aller Wucht zur Erde geworfen und als ich ebenso rasch wieder aufschnellte, fühlte ich mich frei von den haltenden Armen. Ins Buschwerk rannte ich und weiter und weiter.

Mein armer Freund war verloren, es ging mir wie ein Schwert durch's Herz, wenn ich daran dachte — aber hätte ihm meine eigene Opferung nützen können? Wild brauste das Blut in meinen Ohren — „vorwärts!“ rief es in mir — es war der einzige Gedanke, dessen ich noch fähig war in jener entsetzlichen Stunde.

„Vorwärts!“ — und so brach ich weiter durch's Gebüsch, wie ein gehetzter Hirsch.

Ich weiß nicht wie lange, wie weit ich lief. Einmal mußte ich plötzlich anhalten — ich fühlte wie mir das Herz stille stand und die Glieder erkalteten.

„Vorwärts!“ knirschte ich, bezwang meine Schwäche und lief noch rascher als bisher. Die Nebel wurden immer dichter, nun hörte ich auch das Rauschen der Wogen, ich mußte dicht an der Moldau sein. Ein matter Lichtschein brach durch

den Nebel, dicht an der Erde — ich hielt den Schritt an.

„Wer da?" schrie eine rauhe Stimme in czechischer Sprache.

Mir stand das Herz still — war ich wieder einer Patrouille entgegengelaufen?!

Da hörte ich eine andere Stimme sagen:

„Laß nur! Es wird ein Hund sein, der das Fleisch riecht. Rühr' noch einmal fest um, das Essen muß gar sein. Dann weckst Du den Herrn — im Morgengrauen müssen wir abstoßen!"

Ich atmete tief auf; es waren offenbar Flößer, die sich am Ufer ihr Mahl bereiteten, ehe sie abfuhren.

Ich trat näher. Es war, wie ich vermutet. Um das Feuerchen lagen vier Männer im Flößerkittel.

Beim Geräusch meiner Schritte blickten sie empor und maßen mich erstaunten Blicks. Einer von ihnen griff unwillkürlich nach dem Floßhaken, der neben ihm lag. Ich mochte unheimlich genug aussehen.

„Was willst Du?" rief der Älteste und richtete sich auf.

Ich raffte all meine Kraft zusammen. „Erbarmen!" rief ich. „Nehmt mich mit! Ihr rettet einem Menschen das Leben!"

Sie blickten einander an und musterten dann mich.

„Hm!" meinte der Älteste. „Man müßte doch zuerst wissen, wem man hilft. Du wirst gehetzt?"

„Ja".

„Hast Jemanden kalt gemacht?"

„Nein," rief ich, „ich war in Prag — Student — und heute Nacht —"

„Oh!" fiel mir ein Jüngerer ins Wort, „wir haben davon gehört . . . Heute Nacht haben Euch ja die Weißröcke gehetzt! Hast Du zur ‚Versammlung' gehört?"

Ich bejahte.

„Dann freilich —" Er blickte die Anderen an. „Hört, wir wissen ja, was dort verhandelt worden ist. Wir können ihn doch nicht in der Not verlassen!"

„Aber was wird der Herr sagen?" fiel der Älteste ein. „Er müßte doch die Erlaubnis geben, ehe wir den Menschen auf's Floß lassen!" Und zu mir gewendet, fügte er bei: „Du dauerst mich, Jüngling, aber der Herr schläft — dort auf dem Floß!"

„So weckt ihn!" flehte ich.

„Dann jagt er uns Alle davon und läßt Dich auf die Wache führen, aus Ärger, daß er um Deinetwillen gestört worden ist. Dem Herrn Karl ist der Schlaf die größte Freude und weh dem, der ihn darum bringt!"

„Karl?!" fragte ich. „Karl Kappelmann?!"

„So heißt er! Kennst Du ihn?!" fragten sie. „Wir führen unter seiner Leitung Holz und Salz nach Bodenbach!"

„Wo ist er?!" rief ich und stürzte auf das Floß.

Es währte lange, bis ich den dicken Karl aus dem Schlaf emporgerüttelt, und fast noch länger, bis mein einstiger Schlafkamerad aus der Hannburger Zeit begriffen, in welcher Lage ich war. Er ließ abstoßen und brachte mich glücklich bis zur Grenze. Dort sah ich meinen Bruder wieder — es war eine traurige Begegnung — was sollte nun aus mir werden?! „Es wird schon gehen!" tröstete ich ihn und bat, der Mutter Alles zu verhehlen, bis er wieder gute Nachricht von mir hätte. Aber mir war das Herz sehr schwer . . .

XV.

Fünf Tage nach jener grauenvollen Nacht zu Prag stand ich am Landungsplatz der Neustadt in Dresden.

Was nun?! . . . Ich war krank und müde, entsetzlich müde. Aus dieser Stimmung heraus schauderte es mir, wenn ich an die Zukunft dachte. Wohin mich wenden? Ich bedurfte des Rats, der thatkräftigen Hülfe. Denn ich nannte nichts mein Eigen, als die zerlumpten Kleider, die ich auf dem Leibe trug, meine Gedichte und einige Bankozettel in Wiener Währung. Es war eine verzweifelte Lage. Zudem konnte ich bestimmt gewärtigen, daß die österreichische Polizei den sächsischen Behörden mein Signalement mitgeteilt habe.

So stürmten mir die trüben Gedanken durchs Hirn, während ich an einem Pfeiler der Landungsbrücke lehnte und hinabstarrte in die dunkle Flut. Vergebens quälte ich mich ab, irgend einen Namen zu finden, an dem nur ein Schimmer von Hoffnung haften konnte. Ich kannte ja Niemand in Dresden. Da sollte mir urplötzlich ein solcher Name von fremder Lippe entgegenklingen.

Es fügte sich dies recht sonderbar.

Während ich so dastand in düsterer Versunkenheit, rührte plötzlich eine Hand sanft an

meine Schulter. Ich blickte auf — ein sächsischer Polizist stand vor mir. Ich erschrak tötlich und taumelte einen Schritt zurück.

„Was wollen Sie?“ stammelte ich.

Aber der Mann vor mir sah gar nicht schrecklich aus trotz Säbel und Uniform. Ein schwächliches Kerlchen mit dem gutmütigsten Gesicht, das je zwischen Elbe und Pleiße in die Welt hineingelächelt.

„Verzeihen Sä“, sagte er sehr höflich und rührte an den Dreispitz, „es is nich erloobt, sich an den Pfeiler da zu lehnen. Verzeihen Sä zur Güdhe — aberscht dazu stehe ich hier und sähen Sä —“

„Schon gut!“ sagte ich und wollte mich abwenden.

„Sä sind wohl fremde in Dräsen,“ fuhr der gute Mann fort. „Suchen Sä vielleicht eine Unterkunft? Hier in der Stadt Prach —“

Prag?!

War das eine Anspielung? Aber darnach sah der Mann nicht aus.

„Ich danke Ihnen,“ sagte ich, „doch — ich werde bei meinem Freunde absteigen“.

Aber damit ließ sich der Redselige noch nicht abweisen.

„Nu — sähen Sä“, sagte er, „das is ja auch billicher und gemütlicher. Ei ja! Da sprach mich vorgestern auch ein Herr an, ein Fremder, der suchte auch einen Freund, den Herrn Bakunin. Nun — ich habe ihn hingeleitet!“

„Bakunin?!“ rief ich. „Michael Bakunin?“

„Ja — ä Russe . . .“

Mir klang der Name ins Ohr, wie eine Himmelsstimme. „Zu dem will ich ja! . . . Wo wohnt er?!“

„Des will ich Sä zeigen, mein Kuter!“ war die Antwort. „Ich bin der Hoffnung, es wird sich in der Zwischenzeit Niemand an den Pfeiler hier lähnen. Verzeihen Sä — aberscht dazu stehe ich hier!“

Und er geleitete mich bis vor die Thüre des russischen Verschwörers, der damals in der Altstadt wohnte, dicht an der Elbe, wo sich heute das „Hôtel Bellevue“ erhebt.

Erst als ich vor dem gewaltigen Agitator stand, fiel mir die Angst aufs Herz, ob ich auch recht daran gethan, mich so ohne Weiteres in sein Haus zu drängen. Aber der „rote Michael“ verzog, als er einen Blick auf mein Gewand warf, keine Miene und fragte mit liebenswürdiger Höflichkeit, wer ihm die Ehre seines Besuches erweise.

„Mein Name wird Ihnen unbekannt sein,“ erwiderte ich gedrückt; „aber ich komme aus Prag —“

„Von Christian Hager!“ rief er lebhaft. „Der Unglückliche! Vor vier Tagen erhielt ich die erste Nachricht! Und eben jetzt, vor einer Stunde, kommt mir durch den Brief eines Freundes eine furchtbare Hiobspost! —“

„Was ist's?“ rief ich überlaut, tötlich erschreckt.

„Sie sind ihm nahe gestanden?“ fragte Bakunin. „Sie sind vielleicht der junge Freund, von dem er mir so oft geschrieben hat — Herr Winter?“

Ich bejahte.

„Nun — dann freue ich mich wenigstens, daß Sie entronnen sind. Unser armer Freund hat große Hoffnungen auf Sie gesetzt. —“

„Aber was ist's mit ihm?“ rief ich.

Bakunins Stimme zitterte.

„Er soll zum Tode verurteilt sein! So schreibt man mir, aber ich kann nicht daran glauben. Metternich wird es nicht wagen — er ist ein Feigling!“

Ich mußte mich an die Lehne eines Stuhles halten, um nicht umzusinken.

„Und es ist vielleicht meine Schuld!“ rief ich verzweiflungsvoll.

„Wie?!“ rief der Agitator und trat zurück.

Ich erzählte ihm darauf unsere Flucht und wie ich mich zuletzt allein losgerissen.

„Quälen Sie sich nicht!“ sprach er mir gütig zu. „Niemand hätte an Ihrer Stelle anders gehandelt, anders handeln können! Verlassen Sie sich auf das Gefühl eines Mannes, der bereits in ähnlicher Lage war und stündlich in ähnliche Lage geraten kann. Aber lassen wir diese traurigen Geschichten, an denen nichts mehr zu ändern ist. Wir können unserem unglücklichen Freunde nicht helfen, so gerne wir möchten. Erweist sich diese Mitteilung hier“ — er nahm einen chiffrierten Brief vom Tische — „als richtig, so haben wir allerdings viel verloren! Furchtbar viel! Nicht bloß wir Freunde, sondern weit mehr noch unsere Sache. Der Mann ist so viel wert wie eine Armee. Aber ich wiederhole: Metternich ist ein Feigling. Er wird den kleinen Mann auf den Spielberg schicken, entsetzlich mal-

trätieren lassen und denken, daß eine solche geräuschlose Tötung viel klüger ist. Und in diesem Falle ist mir für Christian Hager nicht bange; er hat eine eiserne Konstitution und wird den Tag erleben, wo Ihr jungen Österreicher ihm die Pforten seines Kerkers mit gewaffneter Hand öffnen könnt. Wir dürfen guten Muthes sein, dieser Tag ist nicht mehr ferne!“

Das hatte der Russe mit erhobener Stimme gesprochen, mit starkem, leidenschaftlichem Pathos. Aber nun bat er mich noch einmal, Platz zu nehmen, setzte sich selbst und sagte, nachdem wir die Cigarren in Zug gebracht, in leichtestem Plaudertone:

„Noch Eines, was Sie vielleicht interessiert. Pffr ist tot!“

Ich fuhr zusammen und blickte ihn starr an, mit weit aufgerissenen Augen.

„Ich habe es nicht befohlen“, versicherte er mit gedämpfter, aber fester Stimme.

„Und nicht verhindert?“

Es war mir nur so entfahren.

„Und nicht verhindert“, wiederholte er gleichmütig. „Die Anregung ging, wiederhole ich, nicht von mir aus, sondern von Leuten, um deren Leib und Leben es sich dabei handelte. Pffr wußte sehr viel — es ist mir unbegreiflich, wie sich Hager, Christian Hager, von diesem plumpen Schurken so gründlich hatte übertölpeln lassen können. Nun hatte Pffr bisher nur einen Teil dessen verwertet, was er wußte, bezüglich einer anderen Gruppe von Mitteilungen stand er noch in Unterhandlung — der Kaufpreis war ihm nicht hoch genug. Aber das hätte sich gefunden und er hätte Hunderte von braven, edlen Menschen in Prag, in Wien, in Pest und weiß der Himmel, wo noch, ans Messer geliefert. Darum durfte ich nicht „Nein!“ sagen, als man mir schrieb, dem Pfaffen müßte ein Unglück zustoßen. Ich zermarterte mir den Kopf, ob es nicht möglich sei, ihn in anderer Weise unschädlich zu machen, und hätte es ein Vermögen gekostet, ich hätte dazu geraten und die Mittel aufgebracht. Aber es war nicht möglich! Darum gab ich keine Antwort, und die zunächst Beteiligten, zunächst Bedrohten zauderten nicht länger —“

„Und es ist ihm ein Unglück zugestoßen?“ fragte ich und konnte das Grauen kaum bewältigen.

„Ein Unglück!“ erwiderte Bakunin sanft und ruhig. „Er ist gestern in später Nacht, als er betrunken aus der Weinstube heimwankte, in der Moldau ertrunken“.

„Gestern!“ rief ich, „und Sie wissen es jetzt schon?“

„Natürlich, in so bewegter Zeit muß man sich sorgsam auf dem Laufenden erhalten.“

Ich machte eine Bewegung. Der Russe bohrte seine kleinen, kalt blickenden Augen fest in die meinen.

„Ihnen graut vor mir?“ fragte er.

Ich schwieg.

„Vielleicht lernen Sie mich einst besser verstehen und gerecht beurteilen, vielleicht schon bald. Ich selbst habe noch vor mehreren Jahren ganz anders über derlei Dinge gedacht und lange Zeit gebraucht, um aus einem Mann der philosophischen Hirngespinnste ein Mann der That zu werden. Ich bin ein gläubiger, frommer Mensch gewesen, dann ein stark conservativer Hegelianer, dann habe ich mich den jüngeren und mutigeren Schülern meines Meisters angeschlossen, und für die Freiheit geschwärmt wie für eine Sternenjungfrau, und jetzt suche ich sie auf der Erde, und da die Geliebte gefangen sitzt, so suche ich mir den Weg zu ihr zu bahnen, indem ich ihre Schergen entwaffnen und ihren Kerker öffnen will. Ich war einmal Russe, nur Russe, dann Slave, nur Slave, und jetzt bin ich Mensch, nur Mensch. Ich hoffe, Sie machen einen ähnlichen Weg durch. Aber verzeihen Sie, wenn ich Sie mit diesen Mitteilungen über mich behelligt habe.“

Und in demselben ruhigen, höflichen Ton fuhr er fort: „Nun von Ihnen! Sie haben ihren Mentor verloren, werden aber sicherlich der Sache treu bleiben, der Sie bisher gedient haben — nicht wahr?“

„Gewiß! Natürlich nur mit jenen Mitteln und zu jenen Zwecken, die meinen Überzeugungen entsprechen.“

„Selbstverständlich! Also innerhalb dieser Schranken dürfen wir auf Sie zählen?“

„Ja!“

„Sie beteuern es?“

„Ich würde mich schämen, dies erst beteuern zu müssen.“

Er nickte.

„All right!“ sagte er ruhig. „Sie können der Sache nützen. Darum interessieren Sie mich. Wohin wollen Sie sich wenden?“

„Das weiß ich nicht!“

„Was haben Sie bisher getrieben?“

Ich erzählte ihm in Kürze mein bisheriges Leben.

„Gut!“ sagte er darauf. „Was Sie gelernt haben, weiß ich jetzt. Und können Sie auch Alles, was Sie gelernt haben, benützen?“

„Mit Ausnahme der Theologie — ja!“

Er blickte mich lächelnd an.

„Etwas haben Sie mir doch verschwiegen!“

„Verschwiegen!“ fragte ich gekränkt.

„Ja! — Sie machen Verse!“

Ich errötete.

„Hat es Ihnen Hager geschrieben?“

„Ja, er hat es gewagt, obwohl er wußte: für Leute die Verse schreiben, interessiere ich mich schwer!“

„Es ist dies in Ihren Augen ein Verbrechen?“

„Behüte!“

„Aber doch ein Laster?“

„Ja — wenige Fälle abgerechnet. Ein Gewohnheitslaster wie z. B. die Trunksucht. Und Versemachen kann einen sonst tüchtigen Menschen oft mehr entnerven, als übermäßiger Weingenuß. Wie lange machen Sie Verse?“

„Verzeihen Sie, Herr Bakunin“, sagte ich höflich aber fest, „wenn ich auf diese Frage in diesem Zusammenhang die Antwort schuldig bleibe.“

Er nickte, als hätte er diese Worte erwartet.

„Bleiben wir doch noch bei dem Thema“, sagte er. „Ich gestehe Ihnen offen, ich habe die Proben, die mir Hager beifügte, nicht gelesen. Aber es würde mich freuen, wenn bei Ihnen einer jener wenigen Fälle stattfände, wo das Dichten kein Gewohnheitslaster ist. Vielleicht sind Sie ein gewaltiges Talent. Das muß man respektieren auch wenn es sich in einer Form äußert, welche nichts nützen kann.“

Er blickte mich fragend an.

„Ich dichte“, erwiderte ich, „weil es mich drängt, meinen Empfindungen Ausdruck zu geben!“

„Und gelingt Ihnen dies?“

„Selten — aber zuweilen doch.“

„Und ein Urteil über Ihr Talent?“

„Kann ich nicht abgeben.“

Und wieder nickte der sonderbare Mann, als hätte er nur diese Antwort erwartet und keine andere. Dann fragte er kurz, trocken:

„Sie machen auch politische Gedichte?“

„Ja!“

„Lange Gedichte?“

„Nach der Elle mißt man derlei nicht.“

„Ich frage aus praktischen Gründen,“ bemerkte er wie zur Entschuldigung. „Es giebt nämlich einen, allerdings nur diesen einzigen Fall, wo das Dichten entschieden nützlich ist. Können Ihre Gedichte auf die Masse wirken?“

„Das habe ich noch nicht erprobt!“

„Können Sie etwas auswendig?“

„Ich habe mein Manuskript bei mir!“

„Dann lesen Sie mir, bitte, von Ihren politischen Gedichten dasjenige vor, welches Sie für das wirksamste halten — nicht für das poetisch wertvollste, sondern für das wirksamste, Herr Winter!“

Ich zog mein Manuskript hervor und las daraus einen „Gesang der Arbeiter.“

Bakunin hörte mir aufmerksam zu. Als ich geendet und den Blick erhob, sah ich seine kalten, durchdringenden und doch etwas unstäten Augen mit seltsamen Ausdruck auf mir ruhen.

„Das gefällt mir!“ sagte er. „Wirksam! Bitte, noch eins!“

Ich wählte einen „Hymnus an die Fürsten“, ein kurzes, vierstrophiges Gedicht.

„Gefällt mir noch besser,“ klang das Urteil. „Ist noch wirksamer! Ein Drittes!“

Ich las mein Gedicht: „Bis in den Tod!“

Als ich geendet, trat Bakunin auf mich zu und legte mir die Hand auf die Schulter.

„Sie sind doch mein Mann!“ sagte er.

Auch darauf mußte ich die Antwort schuldig bleiben, wenngleich aus angenehmeren Gründen, als vorhin.

„Mein Mann,“ wiederholte er. „Wie viele solche Gedichte haben Sie?“

„Etwa dreißig!“

„Könnten sie ein Bändchen geben?“

„Nur ein sehr dünnes.“

„Gleichviel! Politische Gedichte sollen wirken, wie eine Bombe, aber bezüglich des Umfangs gilt die entgegengesetzte Regel: Gedicht-Sammlungen sind desto wirksamer, je dünnleibiger sie sind.“

Dann schritt er einige Male im Zimmer auf und ab und blieb wieder vor mir stehen:

„In den ersten Minuten dachte ich daran, Sie zu meinem Sekretär zu machen. Ich brauche gerade einen solchen; den Mann, der mir bisher in dieser Stellung gedient, habe ich leider vor einigen Tagen dem Brüsseler Komitee abtreten müssen. Die Art jedoch, wie Sie die Nachricht von Pffrs Tode aufgenommen haben hat mich darüber belehrt, daß Sie nicht dazu taugen. Mein Sekretär muß stärkere Nerven haben als

Sie. Darum will ich Sie nach Leipzig schicken, Sie sollen dort studieren und politische Gedichte machen. Wir brauchen nicht bloß Männer der That, sondern auch Männer des gelehrten und schönen Wortes, sofern es, wiederhole ich, zugleich ein wirksames Wort ist. Zur That scheinen Sie vorläufig nicht zu taugen. Jetzt nützen Sie uns jedenfalls am Meisten, wenn Sie nach Leipzig gehen und dort thun, was ich gesagt. Für Ihren Unterhalt wollen wir sorgen —"

„Dafür will ich selbst sorgen," sagte ich entschieden.

Er lächelte sonderbar.

„Ein Mann der That würde nicht so sprechen! der würde es über sich gewinnen, seinen persönlichen Egoismus zu bezwingen. Sie können das nicht!"

„Egoismus — ich?"

„Sie! Der persönliche Stolz, das Bestreben unabhängig zu bleiben, ist der kälteste, härteste, gefährlichste Egoismus. Ich bin frei davon. Ich habe mein eigenes großes Vermögen, ohne mich zu besinnen, dem Dienste der Sache bis auf den letzten Heller geopfert! Aber seitdem decke ich auch, ohne mich zu besinnen, meine persönlichen Bedürfnisse aus dem gemeinsamen Fond —"

„Gestatten Sie mir," bat ich bescheiden, aber fest, „auch darin meine eigenen Wege zu gehen."

Er lachte.

„Natürlich! Ich gestatte immer, was ich nicht hindern kann. Empfehlungsbriefe für Leipzig werden Sie sich aber wohl gefallen lassen?"

Ich nahm mit herzlichem Danke an.

„Gut. Dann habe ich noch eine Frage. Wollen Sie mir Ihre dreißig politischen Gedichte zum Verlage verkaufen?"

„Wenn Sie glauben — daß —"

„— sie nützen? Natürlich! Ich kaufe nur Nützliches. Ich biete Ihnen für die erste Auflage zweihundert Thaler. Einverstanden?

Zweihundert Thaler! Mir schwindelte vor Glück.

„Es ist zu viel," stammelte ich.

„Gewöhnen Sie sich Ihren künftigen Verlegern gegenüber solche Einwendungen ab," sagte er lächelnd. Dann ging er zum Schreibtisch, zählte mir das Geld hin und ließ mich eine Zeile der Bescheinigung schreiben.

„Wann kann ich die Abschrift haben?"

„Morgen."

„In drei Tagen. Sie brauchen vorläufig Ruhe. Auf Wiedersehen!"

Ich ging. Mein erster Besuch galt einem Kleiderhändler, der zweite einem Restaurant. Beides hatte ich sehr nötig. Dann mietete ich mich in der „Stadt Prag" ein und zwei Tage später überbrachte ich Bakunin die Abschrift meiner Gedichte. „Freie Lieder" hatte ich auf den Titel gesetzt.

„Könnten wir das Heft nicht „Tod den Fürsten betiteln?"" fragte er.

„Nein", erwiderte ich, „unmöglich."

„Warum?"

„Weil es mir nicht darum zu thun ist, die Fürsten tot, sondern nur darum, die Völker lebendig zu machen!"

„Wenn sich nur Beides vereinigen läßt!" war seine Antwort. Von Hager, dem natürlich meine erste Frage galt, wußte er mir nur mitzuteilen, daß er noch lebe.

Mit diesem kargen Trost reiste ich nach Leipzig ab. Am nächsten Tage that ich aus den Fenstern des „Hôtel de Pologne" meinen ersten Blick in das Straßenleben von „Klein-Paris."

XVI.

Ich war glücklich in Leipzig, sehr glücklich. Denn ich war jung und begeistert, es gab keinen Zwiespalt in mir und ich durfte aus voller Kraft für das wirken, was mir teuer war. Meine dichterische Begabung durfte sich offenbaren und entwickelte sich immer reicher, je größer der Erfolg war, der mir wurde. Meine „Freien Lieder" erwarben mir raschen Ruhm und da sie viel gekauft wurden und der Leipziger Verleger, hinter dem Bakunin stand, nicht kargte, auch so viel Geld, um eine bescheidene, sorglose Existenz führen zu können. In jeder Litteratur-Geschichte steht es zu lesen, welche Hoffnungen man damals auf mich setzte. Und daß ich diesen Stimmen gerne glaubte, wird man begreiflich finden. Ich galt viel unter den jungen Dichtern, welche damals in Leipzig lebten, und einige derselben wie Moritz Hartmann, Alfred Meißner, Karl Beck, Rudolf Hirsch gehörten zu meinen besten Freunden. Von Hirsch wandte ich mich freilich bald mit Entrüstung ab, weil er nach Österreich zurückgegangen und dort ein Apostat geworden war! Ach! ich ahnte nicht, daß ich einige Jahre später in den Gemütern der Freunde gleiche Empfindungen erregen würde . . .

Ich wiederhole: das waren herrliche Tage. Ich will sie nicht näher ausmalen. Nur von

zwei Dingen muß ich hier berichten, weil sie notwendig in die Geschichte meines Lebens gehören, wie ich sie hier gebe. Ich habe das Hauptgewicht auf meine Entwicklung gelegt, denn so bunt und wechselvoll mein äußerer Lebensgang war, so lohnt derlei doch eigentlich nicht der Mühe des Erzählens. Was ich jedoch hier hervorheben will, sind innere Erlebnisse: ein Erlebnis meines Geistes und ein Erlebnis meines Herzens. Oder mit anderen Worten: wie sich in Leipzig meine politischen Gesinnungen gestalteten und wie ich jenes Mädchen fand, dem mein Herz für immer gehören sollte.

Ich blieb auch in Leipzig in politischen Dingen ein Radikaler und machte den Lehren meines unglücklichen Prager Mentors, über dessen Geschick ich damals, nebenbei bemerkt, trotz aller Nachfrage nichts Bestimmtes erfahren konnte, im Allgemeinen keine Unehre. Aber in zwei bestimmten Richtungen begann ich doch anders zu denken, als er und seine Freunde, sei es, weil ich seinem persönlichen Einfluß entrückt war und sich hier keine gleich machtvolle Persönlichkeit fand, die in gleichem Sinne auf mich gewirkt hätte, sei es, weil es die Anderen um mich her gerade in diesen beiden Richtungen gar zu toll trieben, oder sei es endlich deshalb, weil ich allmählich älter und damit auch — vernünftiger wurde . . .

Das Erste: ich konnte kein so blauer Kosmopolit sein, wie die Anderen.

Wenn ich daran dachte, wie im Laufe aller Geschichte doch alle politische Größe, alle Blüte der Kunst, alle Frucht der Wissenschaft eine nationale gewesen, naturgemäß aus dem Boden eines bestimmten Volkstums emporgewachsen, von seinen Säften genährt und in der Regel auch absterbend, wenn dieser Boden erschöpft war, wenn ich daran dachte, daß doch wohl auch diese Erscheinung unmöglich ein Zufall sein könne, sondern der Ausfluß eines bestimmten Gesetzes sein müsse, dann mußte ich mich fragen, ob denn die Menschheit urplötzlich eine andere sein werde, so daß auch die Gesetze ihrer Entwickelung urplötzlich andere werden müßten?!

Und wenn ich die Sache an einer anderen Handhabe zu fassen suchte und mir die Theorie von der allgemeinen Verbrüderung, von einer Weltrepublik, Weltreligion und Weltsprache in greifbarer Gestalt zu verkörpern suchte, dann graute es mir erst recht vor dem kosmopolitischen Menschenbrei! Ich erkannte eben, was Jeder erkennen muß, der mit wachen Sinnen an diese Hirngespinste herantritt, daß ihre Verwirklichung kein Fortschritt der Kultur wäre — im Gegenteil ein Rückschritt auf Jahrhunderte hinaus!

So viel, wenn ich die Sache als Mensch betrachtete, als Species der Gattung Homo sapiens. Aber daneben war ich doch auch durch Geburt, Sprache und Erziehung ein Deutscher!

Gut, dacht' ich, wenn wir Deutschen schon so opferfreudig sein und unsere herrliche Eigenart hingeben wollen, um schlichtweg nur „Menschen" zu werden — wie werden sich die anderen Nationalitäten zur Verwirklichung dieses Problems stellen?! Und da kam ich schon in meinem nächsten Verkehrskreise zu Ergebnissen, welche mir die Röthe der Scham oder des Zornes ins Gesicht trieben.

So war, um nur einige Beispiele zu nennen, kurz nach mir aus Prag ein junger czechischer Dichter nach Leipzig gekommen, der gleichfalls politischer Gründe wegen aus dem vermetternichten Österreich hatte fliehen müssen.

Wir nahmen ihn mit offenen Armen auf, Deutsche waren seine Freunde, Deutsche seine Wohlthäter. Er arbeitete nichts und lebte doch prächtig, denn er nahm, was man ihm freiwillig gab, und gab man ihm nichts, so wußte er die Spende zu ertrotzen oder zu erbetteln. „Im Namen der Menschlichkeit" war das Alpha und Omega seiner Reden, und: „Wenn ich Hungers sterbe, so stirbt der Menschheit ein Dichter."

Von der „großen Verbrüderung" sprach Niemand mehr als er; von der Zeit, da es keine Czechen, keine Deutschen mehr geben würde, predigte er auf das Überschwänglichste — aber dabei trug er eine czechische Czamara und wenn er eine neue brauchte, so ließ er sich das nationale Kleidungsstück auf Kosten seiner deutschen Wohlthäter aus Prag kommen. „Wo denken Sie hin!" rief er mir einmal mit heller Entrüstung zu, als ich ihn damit neckte. „Soll meinen Leib ein schwäbischer Rock entweihen? — ich bin ja ein Czeche!"

Neben ihm und als sein bester Freund, trieb sich ein „Professor" aus Lyon in unseren Kreis herum, ein Mann in mittleren Jahren, nicht unbegabt und namentlich ein trefflicher, begeisternder Redner. Der Herr „Professor" erzählte oft, wie er seiner republikanischen Gesinnungen wegen von den „dicken Orleans" ins Exil geschickt worden. Aber ich glaube fest, daß ihn sein Durst und seine

Trägheit exiliert hatten — in Frankreich hatte er von seinem Metier als Buchhändler leben müssen, in Leipzig aber ernährte er sich angeblich durch Lehrstunden, in Wahrheit durch Phrasen über die „allgemeine Verbrüderung“.

Dieser Mensch also, der weder geistlos noch dumm war, hielt einmal gegen Eintrittsgeld im kleinen Schützensaale eine Vorlesung über die „Vereinigten Staaten“. Die Polizei hatte nichts dagegen, weil sie glaubte, es handle sich um Amerika, natürlich sprach aber unser Verbrüderungs-Apostel über die „Vereinigten Staaten von Europa“.

Am Schlusse forderte er die Anwesenden auf, ihn über Punkte, die etwa unklar geblieben, zu befragen.

Da erhob sich ein dünnes Männchen mit einem dünnen Stimmchen, ein Schneidermeister, und fragte:

„Verzeihen Sä, entschuldigen Sä zur Güdhe, muß dabei Ferschtenblud fließen?“

Der Franzose, der so gut deutsch sprach, um sogar den Dialekt zu verstehen, erwiderte salbungsvoll: seines Erachtens sei dies nicht nötig, er denke sich die Fürsten in einer guten Pension vereinigt, etwa auf Elba.

„Daß freid mich“, sagte der Schneider, „sonst kennde ich nich mitduhn“, und fragte weiter: „Wo wird denn die Hauptstadt sein, die Rejiehrung? Denn eine Rejiehrung muß sein, sonst werden die Brohledarier wild!“ Er seinerseits, sagte der patriotische Mann, wolle dringend Leipzig empfehlen, denn erstens liege es im Herzen Europas, zweitens hätten es hier „die hohen Herrschaften angenehme“ und drittens wäre es so den Bürgern von Leipzig am bequemsten.

Da geriet aber der Professor in Eifer und rief: „Die Hauptstadt kann nur Paris sein.“

„Da wird man franzeesʼsch lernen duhn müssen!“ jammerte der Schneider.

„Freilich!“ rief der Professor darauf in deutscher Sprache von der Tribüne einer deutschen Stadt, „freilich — und Ihr könnt Gott danken, daß Ihr dann Eure saubere Muttersprache los seid.“

Und wie ward diese Niederträchtigkeit aufgenommen?

Nun — der Schneider jammerte, ich lachte und die Versammlung klatschte Beifall, daß die Wände zitterten.

(Fortsetzung folgt.)

Abdul Kadir und der Derwisch.

Durch die Schatten wilder Felsengänge
Schreitet — stein'ge Pfade, öde Hänge —
Abdul Kadir; in dem Gürtelringe
Blitzt des Dolches zwiegeschliffne Klinge.
Nach des Todfeinds Fährte, der verruchten,
Rache sinnend späht er durch die Schluchten. —

Mählig weitet sich das Thal; ein Bronnen
Hat die Trümmer leicht mit Grün umsponnen
Wilde Rosen — eine wirre Kette —
Ranken Blüten um die selt'ne Stätte;
Blauer Himmel dämmert in die Klammen;
Durch die Runsen spielen Sonnenflammen.
Abdul starrt: — im Schirme jener Wände
Drehen eine Tespi*) dürre Hände,
Und er sieht in seligem Verzücken
Einen Derwisch im Gebet sich bücken . . . .
Abdul redet:
„Frommer Mann, verkünde,
Sahst du durch der Thale Dämmergründe,
Sahst du leichten Fußes an den steilen
Felsenhängen einen Flücht'gen eilen?
Sieben Jahre streif' ich ohne Rasten
Friedlos auf der Fährte des Verhaßten,
Bis die Seele ich zur Ruhe ringe,
Bis im Blute rostet diese Klinge!
Wenn die Lippen stammelnd „Gnade!“ hauchen,
Will ich diesen Stahl ins Herz ihm tauchen!
Banger Jahre wilde Höllenqualen —
Mit dem Leben soll er sie bezahlen!“ —

‚Sieben Jahre sind es. Durch die Klüfte
Zog ein Mann, den Dolch im Gurt der Hüfte;
Nach des Todfeinds Fährte, der verruchten,
Rache sinnend, schlich er durch die Schluchten.
Andern Tages sah ich ihn den kühlen
Felsengrund mit seinen Händen wühlen,
Sah ihn lösen seines Messers Kette: —
Haß und Dolch vergrub er an der Stätte.‘ —

„Künde, Derwisch, wohin er gezogen?“ —

‚Schritt durch jenes Felsenthores Bogen!
Leise hört' ich, da er eingetreten,
Aber brünstig seine Lippen beten.
Dieser Felsentrümmer stille Gassen
Hat er nie seit jener Zeit verlassen — —
Edhem ist es, dem du Tod geschworen!
Nahe, seinen Busen zu durchbohren!‘ . . . .

Abdul schweigt; — dann löst er von der Lende
Sein Gehäng und legt's in Edhems Hände:
„Gleichem Hasse sei ein Grab beschieden,
Edler Mann!“ —
Er sprach's und zog in Frieden.

Max Geißler.

*) Skapulier, welches die Derwische — nach Art des Rosenkranzes — abbeten.

Peter von Amiens auf der Reichenau.

Die Sonne malt auf Bodans weichen Fluten
Des Frühlings Bild in tausend Wellen ab,
Die „gold'ne Au“ erglüht in holden Gluten;
Vom Kloster geht zum Strand ein Mönch herab.

Den See, das Land erfüllen fromme Waller
Der Name Peter rief sie Alle her,
Und hocherglüht im Angesichte Aller
So spricht er, — lauschend liegt das schwäb'sche Meer —

„O Leid, o Schmerz, o Schmach, o Schand,
Der Heide herrscht im heil'gen Land
Wo des Erlösers Wiege stand,
Wo er die Macht dem Tod entwand.

Wo er, das Haupt voll Wunden, schritt,
Wo er für uns am Kreuze litt.
Er rief mir zu, im Traumgesicht:
„Steh auf, o Petrus, zage nicht.

Vollbringe, was dir auferlegt,
Dein Mitleid hat mein Herz bewegt.
Durch alle Lande sollst Du geh'n
Und sollst nach meinen Treuen seh'n.

Dein Ruf erwecke aus der Ruh
Die Herzen, die mir schlagen zu.
Das Heiligtum, es werde frei,
Und wisse, daß ich bei Dir sei.““

Und Petrus schweigt, der Schmerz brach seine Stimme,
Er weint, er leidet — doch der Herr gebeut's;
Zum Himmel aber schrie in wildem Grimme
Das Volk: So will es Gott, das Kreuz! das Kreuz!

Da ließ den Pflug der Mann, der Hirt die Herde
Das Weib die Wiege steh'n — o heil'ge Not!
Verlassen liegt die heimatliche Erde —
Im Osten aber glüht es blutig rot!

Hans M. Grüninger.

Beim Croquet.

Croquetkugeln klappen laut,
Frohe Rufe schallen,
Und ein schönes Auge blaut,
Hell und klar vor allen.
Blonde Locken zaust der Wind,
Blütenduftaufstäuber,
Und es jauchzt das schöne Kind:
„Achtung, Räuber!“

Erste Veilchen blühn am Saum
Üppig sprossender Hecken,
Wollen den duftigen Frühlingstraum
Kommender Tage erwecken.
Auf dem Dache neben dem Schlot
Girren Taube und Täuber;
Leise kichert der kleine Gott:
„Achtung, Räuber!“

G. Reimann.

Anfang vom Ende.

Daß all das Schöne nun längst zu Ende,
Wie könntest Du's versteh'n?
Ich hab' ja die lieben, süßen Hände
Geküßt beim Kommen und Geh'n.

Und hab' in Deinem dämmrigen Zimmer
Mit Dir gekost und gelacht —
Und hab' auch geplaudert mit Dir wie immer
Bis spät, bis spät in die Nacht.

Im Heimgeh'n wieder, durch stille Gassen
Schlich's über mich so bang.
Daß ich mein armes Mädel verlassen
So lang schon! ach wie lang!

Doch daß ich so einsam von Dir gegangen,
Wie käm's Dir denn zu Sinn,
Und daß ich, von Deinem Arm umfangen,
So endlos fern Dir bin!

Ich will ja morgen wieder kommen,
Mit lächelndem Gesicht;
Und daß ich längst Abschied von Dir genommen,
Mein Mädel, — Du weißt's ja nicht . . .

Arthur Schnitzler.

Einsamkeit.

Jäh kam und schwand die Wetterbö;
Stahlblau wogt nun die weite See,
Sanft kräuselt sie des Zephyrs Hauch,
Drin eines Dampfboots dunkler Rauch
Verschwebt am klaren Horizont . . .
Nun liegt die Düne lichtbesonnt;
Strandhafer regt sich leise kaum,
Kein Wölkchen trübt den Himmelsraum.

Auch durch den Wald rinnt Sonnenglast;
Der Sprosser schlägt vom Erlenast
Melodisch süß, bald tief, bald klar,
Der Stimme Schmelz tönt wunderbar.
Es gurrt die wilde Turteltaub'
Und hingezaubert prangt das Laub
Lichtgrün an jedem Baum und Strauch
Umsäuselt von des Seewinds Hauch.

Am Waldsaum ragt ein Hünenstein,
Dort ruh ich gern im Mittagsschein;
Dort lebt nur auf die Einsamkeit,
Wenn hoch im Blau der Sumpfweih schreit,
Wenn eines Buntspechts Hämmern klingt
Und wenn im Moor ein Goldbarsch springt;
Sonst träumt in müdem Lichtrausch nur
Und tiefster Stille die Natur.

Und durch die Stille feenhaft wallt
Der Liebsten zarte Huldgestalt;
Aschblond lockt sich ihr Seidenhaar,
Demantfarb blitzt ihr Augenpaar.
Ihr Atem streift mich süß und warm,
Sie schlingt um mich den weichen Arm . . .
Dann — zirpt ein Heimchen am Gestein
Und ich erwach im Dämmerschein.

Max Kiesewetter.

Kehr heim!

Und wieder kam die Blütenzeit;
Es glüh'n so hell die Sterne. —
O Lieb, daß du bist gar so weit,
So weit in fremder Ferne!

So stumm die Nacht, so ohne Klang,
Ich wand're sonder Frieden,
Ein Wand'rer, ruhlos, sorgenbang,
Vom Glück so weit geschieden.

Mein Aug' ist heiß, die Wangen glüh'n,
Ich breite weit die Hände:
Kehr heim, kehr heim, die Rosen blühn!
Die Lieb' grüßt ohne Ende!

Karl Bienenstein.

Dämmerstunde.

Die Dämmrung fahl ins Zimmer flirrt,
Der Kater schnurrt auf deinem Schoß,
Da draußen liegt die Welt verwirrt,
So eng und doch so weit und groß . . . .

Der Nähmaschine flinkes Rad
Schläft unter deines Fußes Tritt,
Du streichst das grobe Weißzeug glatt,
Das bauschig vor die Nadel glitt.

Du denkst der vielen fremden Leut',
Der Tage, die so träge ziehn,
Du denkst an gestern und an heut,
Du denkst auch wohl einmal an ihn.

Ein Traum kommt leisen Flugs geschwirrt,
Aus dem es Frühlingsblüten schneit — —
Da draußen liegt die Welt verwirrt,
So eng und doch so groß und weit . . . .

Die Thür geht auf, die Mutter trägt
Die Lampe und den Thee herein,
Des Abends erste Stunde schlägt
Die Stutzuhr auf dem Bücherschrein.

Nun saust vom Riemen neu geschnellt
Der Nähmaschine flinkes Rad,
In Trümmer alles Träumen fällt —
Du streichst das grobe Weißzeug glatt.

Im blanken Kessel gluckst der Thee,
Der Kater schnurrt in träger Ruh,
Und draußen deckt der fall'nde Schnee
Die Äcker immer weißer zu.

Hans Mackowsky.

Das Sinngedicht.

Auf tiefe Weisheit kommt's nicht an:
Es macht die zündende Spitze
Zum Streichholz den geringsten Span
Und jeden Gedanken zum Witze.

Rudolf Hirschberg.

Frühling.

1.

Die Ammer flötet tief im Grund,
Der Frühling blüht mein Herz gesund.

Über die Augen halt ich die Hand,
Schimmernd liegt vor mir das Land.

Schimmernd wie ein goldner Rauch,
Über allen Dingen ruht ein Hauch.

So still, so sonnig hängt die Luft,
Über die ganze Welt weht Veilchenduft.

Über die ganze Welt jetzt, ungesehn,
Leise, leise Sonntagsglocken gehn.

Die Ammer flötet tief im Grund,
Der Frühling blüht mein Herz gesund.

2.

Auf der grünen Hallelujawiese
Geht es jetzt zu wie im Paradiese.

Da hängt der Himmel aus blauer Seide
Mit Lämmerwölkchen weiß wie Kreide.

Und aus den Blumen, pardautz in die Wurzeln,
Hunderttausend kleine Engelchen purzeln.

Die Welt ist groß, was ist dabei?
Habermus und Kindergeschrei!

Schnell die Patschhand! Schlingt den Tanz!
Ringelringelrosenkranz!!

3.

Und mitten, mitten in all dem Lenze,
Da steht meine Liebste und flicht sich Kränze.

Mit blauen Schuhen und roten Hacken,
Ein Ding, wie aus Marzipan gebacken.

Ihr schlägt das Herz, wo bleibt der Hans?
Blumen, Blumen in seinen Kranz!

Blumen, Blumen, so viel es giebt,
Für ihn, für ihn, der mich liebt, der mich liebt!

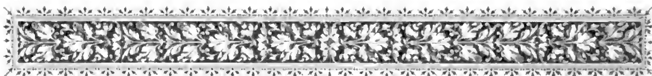
Grillengezirp, Lerchengesinge,
Sich übertaumelnde Schmetterlinge!

Arno Holz.

Gewissen.

Dein Schifflein schwankt im Sturme ohne Steuer.
Jetzt frägst du wohl das halbvergessene
Gewissen zag: „Was thun?" und hoffst auf Antwort?!
Einst sprach es laut, doch ward es immer stiller,
Als du nicht hörtest, und ist längst gestorben,
Wie eine Mutter stirbt um ihren Sohn.

Ludwig Frank.



 Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Sein Kind.

Schauspiel in vier Aufzügen von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Baron Remse (von links).

Baron. Ja, ich bin's, Fräulein Lydia. Und es ist mir eine gute Vorbedeutung, daß gerade Sie mir öffnen. Ist der Papa —?

Lydia (zeigt auf Schilper).

Baron. Er hört und sieht nichts. Was hat ihn denn so versteinert? (Er tritt heran und berührt mit den Fingerspitzen seine Schulter.) Ein paar Worte, lieber Freund.

Schilper. Vater, Dein Wille . . . (aufschreckend und umschauend). Herr Baron —

Baron. Ich biete Ihnen einen guten Tag.

Schilper (schüttelt den Kopf).

Lydia. Erlauben Sie, daß ich mich zurückziehe.

Baron. Wie Sie wollen. Was ich mit Herrn Schilper zu besprechen habe, erfordert für jetzt Ihre Gegenwart nicht, mein Fräulein. Vielleicht ist's besser . . . Hm!

Lydia. Mein Vater vergißt ganz, Ihnen einen Stuhl anzubieten. Ich bitte, Herr Baron. (Ab nach rechts.)

Schilper (für sich). Und habe sie doch verloren.

Baron. Wollen Sie mir eine Minute Ihre Aufmerksamkeit schenken, lieber Schilper?

Schilper (sich gewaltsam fassend). Sie zwingen mich dazu, Herr Baron.

Baron. Sie wollen eben nicht bemerken, daß man zu Ihrem Wohl thätig ist.

Schilper. Darüber glaube ich Ihnen meine Meinung schon gesagt zu haben.

Baron. Was soll man davon denken? Sie stoßen Ihr Glück mit Händen und Füßen zurück.

Schilper (spöttisch). Mein Glück —!

Baron. Ja, ja, ja! Was für eine Thorheit, sich außerhalb der Bedingungen der realen Welt zu stellen. Man muß doch wissen, was man will und kann. Sie sind arm, wie eine Kirchenmaus. Ärmer! denn Sie haben, wenn ich nicht irre, jetzt schon Anleihen bei der Zukunft machen müssen. Wie weit reicht Ihr Kredit? Sie könnten einsehen, daß Alles, was Sie für Lydia zu thun vermögen, und wenn Sie für Ihre Person zeitlebens am Hungertuche nagen, ganz ungenügend ist, sie dahin zu stellen, wohin sie durch Ihre eigene Erziehung gewiesen wird. Was soll also diese Halbheit? Entweder Sie beschreiten die Brücke, an die unvermutet ein günstiges Geschick Sie führt, oder Sie verzichten darauf, Lydia über den Strom zu bringen, den mit eigener Kraft zu durchschwimmen kaum in Ausnahmefällen dem Allerstärksten gelingt.

Schilper. Wer sagt Ihnen, daß Lydia nicht —

Baron. Nein! Darüber wollen wir uns doch nicht täuschen. Lydia hat eine Stimme von wundervollem Klang, sie gebietet über geistige Ausdrucksmittel, die ganz ungewöhnlich genannt werden können. Aber ihrem Organ fehlt noch die Mächtigkeit der Tonfülle, mit der in unseren Opernhäusern, ich möchte sagen: mit naturwüchsiger Leichtigkeit Erfolge errungen werden. Der Intendant mag flüchtig geprüft haben, auch mit halbem Ohr konnte er sich überzeugen, daß auf schnelle und überwältigende Siege nicht zu rechnen war. Ihr unbegreiflicher Eigensinn verdirbt alles.

Schilper. Ihr Eifer, Herr Baron, einer so hilfsbedürftigen Sängerin zu dienen, ist sehr verdächtig.

Baron. Pah! Es ist mir nicht gleichgültig, ob das begabte Mädchen binnen Jahr und Tag als Stern erster Größe am Theaterhimmel glänzt, oder sich notdürftig von Gesangsstunden ernährt, für die sie sich erst die Schülerinnen zusammenbetteln muß.

Schilper. Oho! Sie übertreiben, Herr Baron. Man weiß ja auch, wem Ihre zärtliche Bemühung gilt.

Baron. Vielleicht trügt der Schein. Aber Sie haben Recht: ich bin leider genötigt, in die Tasche reicher Freunde zu greifen, wenn ich gute Werke thun will.

Schilper. Für nichts ist nichts.

Baron. Für nichts?

Schilper (achselzuckend). Herr Baron . . .?

Baron. Kennen Sie den Grafen Elgersheim? Er ist ein Idealist und Optimist wie Sie. Vielleicht

ein noch bedenklicherer. Denn er hat mehr auf's Spiel zu setzen.

Schilper. Mehr? Wenn ein Vater sein Kind —

Baron. Ah! wir sind unter vier Augen. Ich denke, Sie wissen am Besten . . . Aber es sei so: der zärtliche Vater soll mitsprechen.

Schilper. Er spricht mit, Herr Baron.

Baron. Und setzt er denn so geringes Vertrauen in die Charakterfestigkeit des Kindes? Ist die Tugend eines wohlerzogenen und treu behüteten Mädchens so bald umgeblasen? Selbst wenn auf der anderen Seite leichtfertige Hoffnungen . . . Wer nötigt Lydia, sie zu erfüllen? Ich wäre der Letzte, der dazu riete. Lydia kann unbedenklich annehmen, was man ihr bedingungslos zu Füßen legt.

Schilper (höhnisch lachend). Und ich bin ein Grillensänger — ja, ja — ja wohl.

Baron. Aber Sie haben sich da jedenfalls ein Bild von dem Grafen gemacht, zu dem die Züge nicht der Wirklichkeit entnommen sind. Er hat sich in seiner Jugend schwer genug durchkämpfen müssen, hatte gar keine Aussicht auf den Familienbesitz — zwei unerwartete Todesfälle halfen ihm dazu. Er ist nichts weniger als ein Roué, von seiner früh verwittweten Mutter fast klösterlich erzogen, kindlich gewissenhaft und dabei voll Schwärmerei für alles Gute, Wahre und Schöne, vor Allem leidenschaftlich verliebt. Man kann nicht wissen — trotz der Ungleichheit der Verhältnisse — wenn Lydia sich klug benimmt, wirklich mit seiner Hilfe eine gefeierte Sängerin wird . . . das Ziel hab' ich im Auge.

Schilper. Herr Baron, meine Geduld hat ihre Grenzen. Sie können sich schon überzeugt haben, daß Sie Ihre Künste an mir verschwenden. Ich wanke nicht.

Baron. So zwingen Sie mich, zu meinem lebhaften Bedauern im Interesse des Mädchens, rücksichtslos zu handeln. Lydias Wohl geht mir über das Ihre. Ich sag's Ihnen auf den Kopf, daß Lydia Ihre philiströsen Anschauungen nicht teilt.

Schilper. Ihre Unerfahrenheit —

Baron. Nein! Sie liebt meinen jungen Freund und hat ein Recht darauf, ihm zu vertrauen. Sie sollen ihr es nicht verkümmern.

Schilper. So lange meine Stimme

Baron (heftig). Was giebt Ihnen die Befugnis zu solchem Eingriff?

Schilper. Ich bin der Vater.

Baron. Lächerlich!

Schilper. Herr Baron —!

Baron. Ich weiß, was ich sage. Und Sie müssen doch am Ende selbst eingestehen, daß hier der Machteinfluß einer gesetzlichen Fiktion erlahmt.

Schilper. Das sind für mich Worte ohne Sinn.

Baron. Hm —! Sie sind hartnäckig. So muß ich wohl deutlicher sein. Sie nehmen das Recht des Vaters in Anspruch.

Schilper. Gewiß.

Baron. Es ist ja aber doch kein Zweifel, daß Sie der nicht sind.

Schilper (will auffahren, mäßigt sich aber sogleich. Mit erzwungener Ruhe). Sie reden irre, Herr Baron.

Baron. Wie? Sie wollen mir einreden, daß Sie in gutem Glauben waren?

Schilper. Noch ein solches Wort, und ich mache von meinem Hausrecht Gebrauch.

Baron. Nein, ganz so thöricht sind Sie nicht. Ruhig, lieber Freund, ruhig! Nochmals: Wir sprechen unter vier Augen. Lydia ist das Kind Ihrer Frau —

Schilper. Nun also!

Baron. Ich sage: Ihrer F r a u —

Schilper. Herr — ! (Zeigt nach der Thür.)

Baron. Was nützt Ihnen denn die Maske, wenn Sie doch merken müssen, daß ich darunter sehe? Es ist lächerlich — verzeihen Sie den Ausdruck, der leider paßt — sie vor mir nicht abnehmen zu wollen.

Schilper (sehr aufgeregt). Welche Maske?

Baron. Aber —! Sie können sich doch nicht eingebildet haben, daß eine schöne und gefeierte Sängerin Sie — aus Liebe heiratete.

Schilper. Und weshalb sonst, Herr Baron?

Baron. Lieber Schilper . . . Ach! Sparen wir uns doch eine recht alberne Auseinandersetzung.

Schilper. (heftiger). Weshalb sonst?

Baron. Sie wird einen Grund gehabt haben.

Schilper (immer gereizter). Was für einen Grund?

Baron. Es pflegt da einen durchschlagenden zu geben.

Schilper. Was für einen Grund?

Baron. Wenn Libby ihn in ihrer letzten Stunde nicht klar gestellt haben sollte, wie ich annehmen mußte . . . aber das war ja auch bei der Geburt des Kindes gar nicht mehr nötig.

Schilper (vor Erregung zitternd). Herr Baron — jetzt muß ich eine Erklärung fordern!

Baron. Sie ergiebt sich ungezwungen daraus, daß die verehrte junge Dame in einem sehr begreiflichen Zustande von Ratlosigkeit ihr Gewissen betäubt und etwas unternommen hatte, für das dies ihr Gewissen denn doch zu zart war. Vielleicht täuschte sie sich über die Möglichkeit, das Geschehene auch für Sie verschleiern zu können. Vielleicht — wenn Sie das beruhigt — kam sie selbst erst zu spät zur Erkenntnis der Folgen ihres Fehltritts, als sie Ihnen schon — meinetwegen aus herzlicher Zuneigung, das Wort gegeben hatte. Sie behauptet es in dem Briefe von wenigen Zeilen, den sie mit Bleifeder schon unter dem Einfluß des tückischen Fiebers schrieb.

Schilper (verstört). Aber um Himmelswillen — Sie sprechen doch — von Liddy. . .

Baron. Wie sehen Sie aus, Mann? Sollte ich Ihnen wirklich etwas verraten haben, das Sie in Ihrer Traumseligkeit. . . Es thäte mir aufrichtig leid. Aber die Frau selbst schrieb, daß sie es Ihnen gestehen müßte, und wenn sie ihr ganzes Lebensglück opferte. Sie würde das Kind hassen, wenn es sie fortwährend an eine Schuld erinnerte, die sie sich selbst nie verzeihen könne. Das war so ihre überspannte Art! Das Fieber scheint sie dann zu rasch überwältigt zu haben.

Schilper (schwer atmend). Sie erfinden sich — ein Märchen — um sich an mir — zu rächen. Die Toten können sich nicht — verteidigen, und ich habe — keine Zeugen. Ihre Bosheit — ist billig, Herr Baron.

Baron. Aber der Mann lebt, der sich der Gunst der schönen Sängerin rühmen durfte.

Schilper. Lebt?! Wo ist er, daß ich ihn mit diesen Händen so lange würge, bis er bekennt, ein nichtswürdiger Verleumder zu sein?

Baron. Ich kam in der Absicht her, im Notfall über die Person keinen Zweifel zu lassen. Er steht vor Ihnen.

Schilper. Sie —?!

Baron. Ich.

Schilper (wild auflachend). Ha, ha, ha! Nun weiß ich, woran ich bin. Sie! Lydia soll . . . und da muß die Mutter. . . . Die eine Niederträchtigkeit ist freilich nicht größer, als die andere.

Baron. Nehmen Sie Ihre Zunge in Acht! Ich ertrage so brutale Beleidigungen auch von dem Manne nicht, dem ich einen großen Schmerz zufügen mußte.

Schilper. Aber — aber . . . Liddy —! Ah! es ist unmöglich — es ist einfach unmöglich.

Baron. Es mag so scheinen. Aber vergessen Sie nicht, auch Engel sind schon gefallen. Liddy. . . Ich will nicht behaupten, daß sie mich liebte. Weil sie sich mir aber zu Dank verpflichtet fühlte, und meine zügellose Leidenschaft. . . Ah! es giebt einen Zustand moralischer Ohnmacht, der sich nicht so simpel psychologisch einregistrieren läßt. Ich hatte den Rest meines Vermögens für sie durchgebracht war drauf und dran, mir eine Kugel vor den Kopf zu schießen . . . und da, gleichsam als eine Abfindung in letzter Stunde —

Schilper. Und die Beweise — die Beweise! Nein, ich thue Ihnen schon zu viel Ehre an, wenn ich sie fordere.

Baron. Die Beweise?

Schilper. Verlassen Sie mich auf der Stelle oder ich vergesse mich und schlage Ihnen ins Gesicht. (Dringt auf ihn ein.)

Baron (weist ihn zurück). Gemach! — Die Beweise? Die bin ich Ihnen jetzt freilich schuldig. Genügt Ihnen Liddy's Zeugnis?

Schilper. Liddy's . . .

Baron. Sie kennen unzweifelhaft ihre Handschrift.

Schilper. Ihre Handschrift . . .

Baron (zieht ein Päckchen Briefe vor). Diese Briefe beweisen. Ich wähle nur die beiden letzten aus — kurz vor ihrer Abreise zu dem Gastspiel geschrieben. (Reicht sie ihm.) Da — lesen Sie. Es kostet nicht viel Zeit.

Schilper (hat ihm die beiden Briefe mit bebender Hand abgenommen, zögert erst, reißt sie dann auf und durchfliegt sie. Sein Gesichtsausdruck geht von Hohn zu Schreck und Entsetzen über. Seine Augen starren zuletzt auf die Blätter; er greift nach der Stirn und macht mit dem Oberkörper schwankende Bewegungen).

Baron. Ich kann's Ihnen nicht sparen. Hier sind ihre allerletzten, mit Bleifeder gekritzelten Zeilen. (Schiebt ihm ein Blatt Papier in die Hand.) Sie heben jedes Bedenken.

Schilper (wirft einen Blick darauf, nähert das Gesicht mehr und mehr dem Blatt, will sich aufraffen, zerknittert die Papiere zwischen den Händen, taumelt und fällt mit einem Schrei nieder). Mörder —!

Baron (bemüht sich vergeblich, ihn aufzurichten). Aber, Mann, was machen Sie denn? Herr Schilper — richten Sie sich auf! Um Gotteswillen . . . er bleibt mir unter den Händen. Aber das ist doch albern, eine so alte Geschichte . . . (Rüttelt ihn). Herr Schilper! (Faßt seine Hand). Eiskalt. Ist denn da kein Wasser —? (Rufend). Wasser! Niemand in der Nähe. Ah — Lydia. (Eilt nach der Thür rechts und reißt sie auf.) Fräulein Lydia!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Lydia (von rechts.)

Lydia. Ich hörte so laut sprechen. Sie sehen ganz verstört aus, Herr Baron. Was ist —? Mein Vater! (Sie wirft sich neben ihn auf die Erde nieder.) Mein Vater —!

Baron. Eine plötzliche Schwäche — Gemütsaufregung — es wird nichts sein. Aber etwas Wasser —

Lydia (zeigt auf das Schränkchen). Dort — dort Eilen Sie!

Baron (reißt die Blumen aus dem Glase, taucht sein Tuch ins Wasser und reicht es Lydia.) Waschen Sie ihm die Stirn.

Lydia (thut es). Vater — lieber Vater! O mein Gott! Wie war denn das möglich?

Baron. Ich bin selbst überrascht. Atmet er wieder?

Lydia. Ich höre nichts. Die blauen Lippen... Sie müssen zu einem Arzt.

Baron. Ja, ja! (Eilt nach der Thür links.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Graf Elgersheim (von links).

Graf. Was geht hier vor? Herr Schilper — Lydia —!

Lydia. O Herr Graf —! Ich fand ihn so. Er stirbt —

Graf. Herr Baron —?

Baron. Zum Teufel! Er hat schwächere Nerven, als ich glaubte. Wie konnte ich denn ahnen . . . Ich fürchte, daß ich Ihnen mein Versprechen nur zu gut hielt.

Graf. Welches Versprechen?

Baron. Lassen Sie mich! Ich muß zum Arzt. Das — war nicht gewollt.

Lydia. Er schlägt die Augen auf!

Baron (bleibt stehen). Ah — Gott sei Dank!

Lydia. Vater — mein lieber Vater! (Sie nimmt seinen Kopf auf den Arm.) Was ist Dir geschehen? Noch nie im Leben —

Graf (tritt heran). Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Last abnehme. Ich will versuchen, ihn aufzurichten. (Kniet nieder.)

Lydia. Ich danke Ihnen.

Graf (erhebt ihn mühsam). Ein Stuhl!

Baron (bringt einen Stuhl und stellt ihn hinter die Gruppe). Er wird sich nun bald erholen. Nur eine Ohnmacht.

Graf (setzt Schilper mit Lydias Hilfe auf den Stuhl, zieht ein Flacon vor und reibt ihm mit der Essenz die Stirn). Das wird Ihnen wohlthun.

Schilper (matt). Wo bin ich denn? Es ist mir — wie ein Nebel — vor den Augen . . . Die Hand — wie Blei . . . In meinem Hirn kreiselts . . .

Lydia. Ich bin bei Dir, Vater.

Schilper. Du — Lydia — das ist gut. Ich träumte, man wollte Dich mir . . . Halte mich.

Graf. Ich halte Sie, Herr Schilper. Sie fallen nicht.

Schilper. Das ist die Stimme . . . (Zur Seite sehend.) Herr Graf! Wie kommen Sie — hier herein — und in der Nacht — an mein Bett —?

Graf. Sie sind nicht zu Bett. Ermuntern Sie sich nur.

Lydia. Der Herr Baron wird Dir sagen, Vater —

Schilper (sich aufrichtend). Der Baron —! Ja! (An den Kopf greifend.) Das wars. Der Baron . . . Wo ist er?

Baron. Ich kann nur wiederholt versichern, daß es mir aufrichtig leid thut, lieber Schilper —

Schilper. Ja, das wars! (Er blickt auf den Boden.) Und die Briefe da . . . Ich träume nicht. Die Briefe —! (Jammernd.) Diese Briefe!

Lydia (hebt die Briefe auf). Ich reiche sie Dir.

Schilper. Fasse sie nicht an. Sie brennen Dir ins Fleisch.

Lydia (sieht flüchtig hinein). Die Handschrift meiner Mutter. Wie könnte —?

Schilper (reißt ihr die Papiere fort). Du sollst nicht — nicht lesen —! Ach, mein Herz! Es zerspringt . . . So plötzlich — aus allen Himmeln . . . (Er schluchzt in seine Hände.)

Baron. Sei'n Sie ein Mann.

Schilper. Ein Mann —! Ja, wie kann ein Mann . . .? Ein wildes Tier vielleicht — hat so viel Herrschaft über sich . . .

Graf. Was haben Sie angerichtet?

Lydia. Deine Sinne sind noch verwirrt, Vater.

Schilper. Vater? Ha, ha, ha! Vater —! Ein erlogener Vater —

Lydia. Er spricht irre. (Streichelt sein Gesicht.) Komm' zu Dir! Mein lieber, guter Vater!

Schilper (stößt sie weg). Fort da! Fort da, sag' ich! Ich bin nicht Dein Vater — bin nicht. Fort da!

(Fortsetzung folgt.)

Zur Frauenfrage.

Vor der eklen Zwitterplage
Jeglichem Geschlechte graust:
Allererste Frauenfrage
Löst ein Blümchen, — siehe Faust! —

„Pfui“ — berufner Androphagen
Edler Chor empfängt mich so —
„Wer mag solche Späße wagen,
Geistesarm und herzensroh?!“

Nun, so laßt mich ehrlich sagen,
Was im Ernst ich glaube: — Fragen
Darf die Frau mehr als der Mann
Antwort geben soll und kann! —

* * *

„Hebt auf die gräuliche Weibeigenschaft,
Die Ruhe nur dem Mann, dem Feigen schafft!“
Doch wird uns je die Frau verzeihn,
Wenn ihre Wünsche wir erhören,
Naturverfälschend sie „befrein“,
Den Eva-Schlangenbund zerstören? —
Die Kluge ruft: Wenn ihr uns unser Recht schafft
Raubt ihr die Macht uns — unsre Macht
ist Knechtschaft! —

* * *

Dann erst aus dem Irrgetreibe
Weg und Ziel erflehen kann,
Wenn dem unverstand'nen Weibe
Fehlt der unverständ'ge Mann! —

Oswald Schmidt.

Ernst Schulze und Cäcilie Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulzes.

VI.

Unser letzter Aufsatz (Band XI S. 294 ff.) hat die Beziehung des berühmten Paars bis zu dem Zeitpunkte geschildert, „wo das Wohlgefallen des Mannes zur Neigung wird", und auf das tragische Zusammentreffen hingewiesen, „daß dieser Augenblick eintritt, wo ihm die Geliebte auf ewig verloren ist." Das letzte mitgeteilte Tagebuchblatt vom 17. September 1812 schließt mit der Notiz: „Ich schreibe jetzt an einem Mährchen, welches eigentlich die Geschichte unseres Verhältnisses enthält und worin ich ihr auf eine feine Weise meine verschiedenen Verirrungen in meiner Verbindung mit ihr erzählen und ihr zugleich eine vollkommene Ehrenerklärung thun will." Auch haben wir schon hinzugefügt, daß sich diese, bisher verloren geglaubte Dichtung kürzlich im Nachlaß Ernst Schulzes vorgefunden hat. Das Märchen ist „Rosiklair" überschrieben und verdient nach Inhalt und Form die Veröffentlichung. Doch soll sie nicht an dieser Stelle erfolgen, weil die Lektüre der Dichtung den Leser, dem sich aus den Tagebüchern ein so unerhört offenherziges und getreues Bild dieses Liebeshandels ergiebt, zunächst eher verwirren als orientieren könnte. Mindestens muß er zunächst die volle Wahrheit kennen gelernt haben, ehe er die Dichtung liest.

Darum fahren wir in den Mitteilungen aus dem Tagebuch fort. Es enthält keine weiteren Eintragungen aus dem September; vom 1. Oktober 1812 datiert das nachstehende Schreiben an Dr. Bergmann:

„Göttingen, am 1. October 1812. Heute Abend bin ich in meine neue Wohnung beym Professor Wunderlich eingezogen. Alles liegt noch wüst und leer um mich her, alle Hausgenossen sind ausgegangen und mich ergreift das Gefühl der trostlosen Einsamkeit, welches sich uns oft unwillkührlich aufdrängt, wenn wir uns unter ganz fremden Umgebungen befinden, und plötzlich von den Banden der süßen Gewohnheit losgerissen werden. Meine stummen Freunde, meine Bücher, liegen in unordentlichen Haufen auf der Erde umher und ich kann keines finden; ich wende mich also zu Dir, um Dir, weil mein Schreibzeug auch noch nicht in Ordnung ist, mit rother Tinte, die wahrscheinlich mein Vorgänger hier zurückgelassen hat, mein Leid zu klagen. Und wahrhaftig, an welchen Kleinigkeiten hängt die Stimmung des Menschen! Die Farbe meiner Schrift theilt sich meinem Geiste mit, und das drückende Gefühl, das wie eine sternlose Nacht auf mir ruhte, löst sich in eine lächelnde Wehmuth auf. Ich habe seit einiger Zeit herzliches Heimweh, lieber Freund. Noch nie erlebte ich hier einen Herbst, und ich fühle jetzt in meiner Einsamkeit, wie schwermüthig diese Jahreszeit ist. In Celle zerstreute immer ein Schwarm von Vergnügungen die Eindrücke des scheidenden Lebens der Natur und wie oft mögen wir vielleicht auf Gräbern scherzen, worin ein langsam hingewelktes Leben mit bittern Thränen versenkt wurde. Ich weiß, wie sehr die Erinnerung Alles ins Schöne malt, aber doch kann ich mich in diesen Augenblicken nicht überreden, ich sey in Celle minder selig gewesen, als ich es mir jetzt vorstelle. Für ein Haideblümchen gäbe ich die ganze Flora des botanischen Gartens, und gern entsagte ich den Bergen mit ihren Ruinen und laubigen Wäldern, und die freundlichen Parthien, welche die Gegend ringsum darbietet, wollte ich mit Freuden opfern, wenn ich den Lachtehäuser Sandweg hierher zaubern könnte.*) Dieser Zauber der Erinnerung erweckt auch längst erloschene Gefühle in meinem Herzen und wirft einen freundlichen Reflex auf die Frau v. P., mit der ich gerade um diese Zeit vor einem Jahre meinen Roman spielte. Weil ich mir von jener Zeit ein sorgfältiges Tagebuch gehalten habe,**) kann ich jetzt die Abenteuer jedes Tages genau bestimmen und ich spiele in der Erinnerung die ganze „Comédie larmoyante" noch einmahl durch. Ich war doch glücklich in jener Zeit und jetzt bin ich es nicht; dieses giebt der P. einen großen Vortheil in meinem Herzen. Ich schrieb ihr in einer solchen Stimmung neulich einen Brief, dessen Herzlichkeit mich fast fürchten läßt, daß sie sich überreden werde, unser Verhältniß wäre wieder das alte.

Einen ähnlichen Streich spielte mir die Erinnerung vor einem halben Jahre. Ich hatte drey Briefe von ihr erhalten, ohne ihr zu antworten, weil es mir theils an Zeit, theils an der Stimmung fehlte, worin man fähig ist, mit dem Tone der Wahrheit zu lügen. Eines Abends war ich vom Arbeiten ganz abgespannt und ging, um mich ein wenig zu erholen, in dem kleinen Garten hinter unserem Hause einige Mahle auf und ab. Mein Nachbar, der Hofrath, hatte seinen Garten illuminirt, um den Geburtstag seines Kindes zu feyern, und auf dem Walle drängte sich mit vielem Getöse eine Menge von neugierigen

*) Der Weg von Celle nach Lachtehausen, einem von den Cellensern vielbesuchten Ausflugsort an der Lachte.

**) Das Tagebuch Ernst Schulzes beginnt mit dem 8. September 1811, wo er Frau von P. in Lachtehausen kennen lernte.

Menschen. Unter eben solchen Umgebungen hatte ich den ersten Abend meiner Bekanntschaft mit der P. in Baumann's Garten in Celle zugebracht. Mich ergriff eine sonderbare Wehmuth und ich fühlte einen innern Zwang, noch in demselben Augenblicke der vergessenen Geliebten einen Brief zu schreiben, der mir wahrhaft aus dem Herzen kam. Solche sonderbare Berührungspunkte hat das Gefühl. Wahrhaftig, mein lieber Freund, das höchste Ziel der Glückseligkeit, das ich mir in diesem Augenblicke denken kann, besteht darin, mit dir heute Abend zu essen, und eine Flasche Wein zu trinken. Vielleicht würde der Weingeist diesem öden Kopfe seinen eignen Geist zurückrufen, denn man sagt ja: „Gleich und Gleich gesellt sich gern!"

Meine einzige Zerstreuung in dieser dunklen Zeit ist ein Mährchen, welches ich für Cecilie dichte. Es enthält die ganze Geschichte meiner Liebe zu ihr. Könnte ich sie nur einen Augenblick damit aufheitern, so würde ich schon deswegen das Talent zu Poesie für das Beste an mir halten. Alles was ich bin, möchte ich nur ihretwegen seyn."

Wir schlagen nun wieder das Tagebuch auf:

Am 3. October. Heute hatte ich auf einem Thee bey der Schubbert eine sehr interessante Szene mit der G. Als neulich der König hier war, zeigte sich der Flor von Göttingen in den Fenstern des Conciliienhauses. Ich konnte indeß nur die Frau von S. und die G. erkennen. Ich erzählte nachher bey Tychsens, daß ich diese Damen besonders bemerkt hätte, welches mir um so leichter gewesen wäre, da Beyde sich dem Publikum gerne zeigten. Rüß hatte diese Äußerung seiner Gebieterin brühwarm überbracht, und sie mit einigen gehässigen Zusätzen verschönert, unter anderm mit der Bemerkung, ich hätte dieses Cecilien zu Gefallen gesagt. Die G. griff mich heute hierüber an und stellte sich äußerst beleidigt. Ich konnte ihre Anklage nicht läugnen, suchte sie aber damit zu befriedigen, daß ich sagte, ich fände es sehr natürlich daß Jeder, der nur dadurch gewinnen könnte, wenn er sich dem Publikum zeigte, es auch gern thäte. Sie nahm diese Ausflucht nicht an, sprach aber viel von ihrer außerordentlichen Gutmüthigkeit, von ihrem versöhnlichen Herzen und versprach mir Vergebung, wenn ich meine Schuld eingestehen wollte. Überhaupt bemerkte ich, daß sie gerne ein bestimmtes Verhältniß zwischen uns zu fixiren wünschte. Es war mir selbst lieb, mich einmahl mit ihr zu verständigen, da ich sie wirklich oft zu hart behandelt habe. Ich trat also, während sie einen Kotillon tanzte, zu ihr, sagte ihr, ich hätte mein Unrecht erkannt und wollte es gern abbüßen. Sie solle mich zur Strafe vor sich knieen lassen. Sie willigte ein und warf wirklich das Kissen vor mir nieder. Auch machte sie nachher tour de main mit mir, obgleich ich nicht mit in den Tanz gehörte. Als der Tanz vorbey war, sagte ich ihr, sie hätte mich heute beschämt, und ich bäte sie um ewigen Frieden. Ich traue Ihrem Frieden nicht, antwortete sie, denn ich weiß, daß Sie mich von jeher gehaßt haben. Sagen Sie mir doch, was ich Ihnen je zu Leide that, um eine solche grimmige und ununterbrochene Verfolgung zu verdienen? Ich zanke mich nicht gern mit Jedem; sagte ich; wenn ich Vergnügen am Zank haben soll, so muß mein Gegner geistreich seyn. Das sind leere Schmeicheleyen, rief sie, denn ich kenne eine Dame, die viel Geist hat und mit der Sie sich nie zanken. Nun, so haben Sie wenigstens Mitleid mit meiner jetzigen Zerknirschung; bat ich; noch einmahl, geben Sie mir Frieden. Ich bot ihr die Hand und sie sagte: Nun denn, ewigen Frieden, wenn es Ihr Ernst ist. Doch lassen Sie uns nicht jede kleine Neckerey verbannen, sondern nur das Kränkende. Sie gab mir ihre Hand und ich drückte einen sehr demüthigen Kuß darauf. Morgen mache ich ihr vielleicht die Visite, aber sie soll mich doch nicht fangen, so schlau sie es auch anfängt. — Über Cecilien habe ich heute eine interessante Neuigkeit gehört. Thiersch*) hat sie geliebt und jetzt eine Sammlung Gedichte herausgegeben unter dem Titel: „Gedichte an Cecilia." Ob sie wohl gleichgültig gegen ihn geblieben ist? Neulich sagte sie mir, sie erwarte Gedichte eines Bekannten im südlichen Deutschland. Jetzt weiß ich, wer dieser Bekannte ist. Ich habe sie beynahe seit 14 Tagen nicht gesehen, weil sie im Bett liegt und Niemand vorgelassen wird. Ein Fünkchen von Hoffnung soll noch vorhanden seyn.

Am 5. Oktober. Bei Bouterwek war ein großer Thee, Elise Bürger**) zu Ehren. Sie und Seckendorf deklamirten. Nie habe ich ein Weib mit einem frecheren Anstande gesehen. Sie affektirt Künstlerwesen und wird dadurch unsittlich. Ihre ganze Kunst ist Theatermanier. Nichts kam aus dem Herzen und der genialische Seckendorf erzeigte ihr wirklich zu viel Ehre, indem er sich zu ihr erniedrigte. Ich habe meine Zunge wacker auf ihre Kosten spielen lassen. — Auguste G. hat es darauf angelegt, mich zu fangen, aber ich entschlüpfe ihr immer, wenn sie mich am sichersten zu halten glaubt. Ich war heute Abend fast immer um sie und sie schien mich schon als ihre Beute anzusehen. Überhaupt setzt sie einen besondern Triumph darin, Ceciliens Liebhaber zu fesseln. Mit Solms ist es ihr gelungen, aber ich will ihr beweisen, daß man ihr widerstehen könne. Wunderlich neckte sie, indem er sie heimlich am Tuche zupfte. Sie sagte, er möge sich in Acht nehmen, sie würde sich an seiner Hand mit einem Kniff rächen. O, sagte ich, ich glaube, Sie verstehen sich auf Kniffe. Meinen Sie, rief sie keck und sah mich mit einem Blick an, desgleichen mir noch nie vorgekommen ist. In ihm lag das ganze trotzige Gefühl ihrer Übermacht und ich muß es gestehen, es fehlte wenig daran,

*) Friedrich Wilhelm Thiersch, der berühmte Philologe (1784—1860.) Er war Docent zu Göttingen, ehe er Professor in München wurde. Eine Sammlung, wie die oben genannte, haben wir nicht ausfindig machen können.

**) G. A. Bürgers dritte Frau, Elise Hahn, das „Schwabenmädchen" (1769—1853); sie erwarb sich bekanntlich durch Jahrzehnte als wandernde Schauspielerin und Deklamatorin ihren Lebensunterhalt. Auch Gustav Anton Freiherr von Seckendorf (1775—1823) war damals ein bekannter Mimiker und Deklamator. Er trat unter dem Künstlernamen „Padrik-Peale" auf.

daß sie mich dadurch entwaffnet hätte, so mühsam ich auch immer bisher um den Sieg gekämpft habe. Das Mädchen hat Gorgonenaugen und die Kunst sie zu gebrauchen, hat sie bis in's kleinste Detail studirt. Meine Geschäftigkeit um sie wurde stark bemerkt; ich fürchte, daß Adelheit oder die Wunderlich mich an Cecilie verrathen. Cecilie wird es weder begreifen noch billigen, daß ich mich ihr nahe, um über sie zu triumphiren

Am 8. Oktober. Heute habe ich Cecilien seit langer Zeit einmahl wieder gesehen. Es ward mir erlaubt, hinauf zu gehen und ihr etwas vorzulesen. „Sie stirbt!" immer muß ich mir dieses traurige Wort zurufen, obgleich meine Hoffnung oft mit meiner Liebe wetteifern will. Sie fängt schon an zu husten. Ach, ich sah ganz das traurige Bild meiner geliebten Schwester Sophie.*) Dieselbe stille Hingebung an das Schicksal, dieselbe zarte Milde, womit eine bessere Welt im Voraus ihren nahenden Engel verklärt. O wenn es ein Wiedersehen giebt, möchte dann Sophie sie dort mit schwesterlicher Liebe empfangen, möchten sie liebend meiner gedenken und mit freundlicher Sehnsucht mich erwarten. Ich will nicht länger klagen, ich will glauben und hoffen.

(Ein siebenter Artikel folgt.)

*) Sophie Elisabeth Schulze, eine Halbschwester des Dichters (aus seines Vaters zweiter Ehe) war am 29. November 1811 als siebzehnjähriges Mädchen gestorben.

Menschliches aus Weimars „goldener Zeit"

II. (Schluß.)

Über die seltsamen Dinge, welche Goethes Umgebung, die ja nie ganz von Mystik frei war, nach seinem Tode gehört und gesehen haben wollte, war auch bisher schon Einiges bekannt. Frau von Gusted erzählt darüber.

„Bekannte und Verwandte wollen bald darauf eine unerklärliche Trauermusik gehört haben, als ob die Noten im Musikschrank lebendig geworden wären. Gräfin Vaudreuil versicherte mir, daß es so gewesen sei, auch Ulrike von Pogwisch sprach davon; ich selbst war so betäubt an dem Tage, daß ich keine Rechenschaft zu geben vermag, was Wahrheit, was Phantasie gewesen ist. Ebenso ging es mir bei dem Mittagsspuk im Parkgarten, den August und Ottilie, Walter und Wolf Goethe empfunden hatten und der nach Goethes Tod besonders auffällig gewesen sein soll. Ich war lange dort und empfand nichts von der mir beschriebenen unheimlichen Stille, die ein entsetzliches Angstgefühl verursachen sollte. Goethe selbst war es, der mir bei einem Besuch im Gartenhaus den Ursprung des Spukes folgendermaßen erzählte: „Ich habe eine unsichtbare Bedienung, die den Vorplatz immer rein gefegt hält. Es war wohl Traum, aber ganz wie Wirklichkeit, daß ich einst in meiner oberen Schlafstube, deren Thür nach der Treppe zu auf war, in der ersten Tagesfrühe eine alte Frau sah, die ein junges Mädchen unterstützte. Sie wandte sich zu mir und sagte: ‚Seit fünfundzwanzig Jahren wohnen wir hier, mit der Bedingung, vor Tagesanbruch fort zu sein; nun ist sie ohnmächtig und ich kann nicht gehen'. Als ich genauer hinsah, war sie verschwunden." Etwas Unheimliches habe ich, wie gesagt, nach seinem Tode nicht bemerkt."

Gerecht, weil wahr und liebevoll zugleich ist das Urteil der seltenen Frau über August und Ottilie von Goethe.

„Ich habe August sehr gut gekannt; er war nichts Außergewöhnliches, sondern ein kluger, gutmütiger Mann, der, als Sohn eines anderen Vaters, einen ernsten, ruhigen Lebensweg gefunden hätte. Der alte Goethe liebte seinen Sohn unendlich, er sah in ihm ein Stück seiner selbst oder wollte es vielmehr sehen. Das empfand August aber nicht als Glück, sondern als drückende Last. Er nahm ihn schon als Knaben auf seinen Wanderungen mit, versuchte ihm seine Passionen einzuimpfen, was auch gelang. Augusts frischer Geist faßte leicht und fröhlich auf, was der Vater ihm lehrte, er zog aber, wie es ganz natürlich war, den Umgang mit gleichaltrigen Gefährten dem alleinigen mit seinem Vater vor. Das schmerzte diesen, denn er vergaß, wie so viele Väter den Söhnen gegenüber, die eigene Kinderzeit. Er wurde strenger, unterdrückte die aufwallende Zärtlichkeit. Augusts heißes Herz wandte sich mehr und mehr der Mutter zu, die ihn von Anfang an verhätschelte. Sie öffnete dem streng bewachten Knaben jede Hinterthür; sie steckte, was sie vom Wirtschaftsgeld erübrigte, dem Jüngling zu. Er muß bildschön gewesen sein. Nun stelle man sich Weimar, stelle man sich die Welt ringsum vor und wird sich nicht wundern, daß jeder, der zu Goethe kam, um dem Vater seine Huldigungen zu Füßen zu legen, dem schönen Sohn alle erdenklichen Zärtlichkeiten erwies. Ein großer Charakter oder ein großes Talent allein hätten das Gegengewicht halten können. Die Nähe des Vaters floh er, weil die forschenden Blicke, die unausgesprochenen Anklagen ihn einschüchterten. So kam es, daß er, der sonst so Fröhliche, sich in den Räumen Goethes am liebsten stumm und mißmutig in die Ecken drückte. Das Gefühl, hier nur als der Sohn seines Vaters betrachtet zu werden, der Gedanke, daß er den Mund nur aufthun könne, wenn er etwas Geistreiches zu sagen wisse, wird Jeder begreiflich finden, der sich in seine Lage versetzt. Schmeichler, wahre und falsche Freunde umgaben ihn außerhalb des väterlichen Hauses; unter ihnen ließ er sich nun vollständig gehen, sie nannten seine Streiche genial, die nur jugendlich unvernünftig waren, sie bewunderten seine Verse, die heute von jedem Tertianer besser gemacht werden. Goethe schien eine Zeit lang des Sohnes Leben nicht zu beachten, vielleicht daß auch er hoffte, ein Genie würde sich daraus entwickeln. Er wartete vergebens; der Punkt, bis zu dem jeder Mensch innerlich vorschreitet, ward von ihm erreicht, er gehörte nicht zu seines Vaters Genossen, die „immer strebend sich bemühen". Es kam aber auch für ihn eine Zeit, wo er die innere Leere empfand. Seine Wünsche gipfelten schließlich in dem einen Wunsch: fort! Nach langem Kampf wagte er endlich, Goethe diesen Wunsch auszusprechen. Es kam zu ernsten Scenen, denn Goethe wollte oder konnte ihn nicht begreifen. Um dieselbe Zeit un-

gefähr lernte er Ottilie von Pogwisch kennen. Man hat erzählt, Goethe habe die Heirat mit ihr bewerkstelligt, August habe deshalb eine große Jugendliebe aufgeben müssen. Das ist nicht wahr; er hatte eine ganze Anzahl mehr oder weniger leichtsinniger Verhältnisse, aber wenn bei ihm überhaupt von einer großen Liebe gesprochen werden kann, so gehört diese Ottilien allein. Deren Großmutter, Gräfin Henckel sträubte sich von Anfang an sehr gegen diese Verbindung. Erst als Christiane von Goethe gestorben war, willigte die stolze alte Dame in der Heirat ihrer Enkelin. Der Jubel und die Glückseligkeit waren groß damals, sie glaubten sich heiß zu lieben und doch liebte Ottilie in ihm nur den Sohn seines Vaters, den sie mit den schönsten Träumen ihrer Phantasie ausschmückte. Es war nur Phantasie! Ihr Geist vermochte ihn auf die Dauer nicht zu fesseln, und eine Schönheit, die seine Sinne erregen konnte, besaß sie nicht. So ging bald ein Jeder seine eigenen Wege. Ihre Ehe wurde durch Beider Schuld sehr unglücklich. Die Enttäuschung, die sie empfand, wenn sie nach und nach aus der glänzenden Hülle ihrer Phantasiegebilde einen gewöhnlichen Menschen sich entpuppen sah, war immer sehr groß, am schmerzlichsten aber bei ihrem Gatten, bei Goethes Sohn. Sie hätte ihn nun vielleicht mit christlicher, helfender, duldender Liebe tragen und heben können, und er, als der Rausch der Leidenschaft verflogen war, mit ernstem Pflichtgefühl als treuer Gatte und Vater ihr zur Seite stehen — daß nichts davon geschah war mehr Schicksal als Schuld. Charaktere wie die ihren, durften sich nie verbinden. Wie das in einer kleinen Stadt immer zu sein pflegt, wo die Menschen dicht an einander wohnen, mischte sich der Klatsch auch noch in ihre Ehe. Beide standen wie auf offener Scene, und besonders das Galerie-Publikum verfolgte mit gehässiger Neugier den Fortgang des Dramas. Ottilie hatte unverdienter Weise, denn sie that wissentlich Keinem etwas Böses an, viele Feinde, besonders Feindinnen, die sie ihrer Stellung wegen beneideten und sich zwischen sie und August zu drängen versuchten. Es gelang ihnen nur zu gut. Die gewohnten Schmeicheleien, die Ottilie ihm bei ihrer unbedingten Wahrheitsliebe nicht zu Teil werden ließ, fand er anderswo zur Genüge; die Träume, die sein Geist ihr nicht verwirklicht hatte, suchte sie in ihrer Umgebung zu finden. Erschienen sie öffentlich zusammen, so war ihr Benehmen tadellos, auch zu Hause machten sie den Eindruck eines einigen Paares, sobald die Kinder bei ihnen waren. In der Erfindung immer neuer Spiele für sie war August unerschöpflich, sie zogen ihn — wie oft! — von seinen Kneipereien ab, die seiner an und für sich schwankenden Gesundheit schadeten. Aber auch die Freude an seinen Söhnen verbitterte ihm sein Mißtrauen. Ich stand einmal mit ihm am Fenster des Eßzimmers, kurz vor Tisch. Im Garten ging Goethe auf und nieder: seine Enkel kamen hinuntergelaufen, um ihn zu holen. Jubelnd umschlangen sie den Großvater, erzählten, lachten, spielten; er freute sich sichtlich ihrer lieblichen Gegenwart, und ich sah mit Vergnügen zu. Da fiel mein Blick auf August: er starrte mit zusammengekniffenen Lippen blaß und schwer atmend, auf dasselbe Bild, sein Aussehen sagte mehr als Worte..."

Und Ottilie von Goethe?! Die folgende Charakteristik scheint uns die beste, die je von der seltsamen, unglücklichen, lasterhaften und doch liebenswürdigen Frau entworfen worden ist:

„Nichts hatte Bestand in diesem Kopfe, in dem die Phantasie Alleinherrscherin war. Da warf sie zwanzig verschiedene Männerbilder, tausend Lebenspläne, Gedanken, momentane Empfindungen durcheinander, bis die Bilder zerbrachen, die Gedanken ausarteten — dann saß sie vor den Trümmern und weinte! Doch wie bei kindlichen Schmerzen tröstete sie die Blume, die ein Fremder ihr reichte, sie lächelte, sie berauschte sich an ihrem Duft und warf sie schließlich in die allgemeine Unordnung zu Bildern und Gedanken. Und doch waren edle unter ihnen, Gedanken von Pflicht, Barmherzigkeit und Hingebung, aber kein einziger entsprang einem Grundsatz. Der Ursprung war Liebe, das Ziel war Liebe, das Leben war Liebe, trotzdem diese Frau nicht mehr jung und nicht schön war. Die Strahlen der Schönheit, mit denen ihr Geist sie oft zu verklären schien, warfen sie nur noch tiefer in Gram und Reue, denn oft entzündete sich die Leidenschaft an diesem Glanz, um, wenn er erlosch, ebenso schnell zu vergehen; sah sie die Flamme matter und matter brennen, fühlte sie, daß ihr Atem sie nicht mehr anzufachen vermochte, so weihte sie die Stunden der Nacht ihrem wilden Schmerz, und dennoch entsagte sie nicht diesem Phantom der Liebe, sie begehrte in der ganzen Welt nichts als sie, inmitten brennender Thränen rief sie aus: „Immer nur Leidenschaft, niemals Liebe!" Aber schon im nächsten Augenblick klammerte sie sich an die Leidenschaft, die ihr in der Maske der Liebe nahte — und dann immer dasselbe Trauerspiel: Glück, Seligkeit, Verlust und Reue... Ich will diese dunklen Mysterien des Schicksals und der Schuld nicht berühren, Dank dem Himmel, der mich nicht zum Richter dieser unglücklichen Frau berufen hat!"

Das wertvolle Buch bedarf nach diesen Proben nicht erst der ausdrücklichen, nochmaligen Empfehlung. Wir legen es nun aus der Hand, um uns den „Harmlosen Geschichten" Schwabes zuzuwenden.

Zunächst einige Züge über ein Thema, das unseres Wissens aus falscher Pietät nie wahrheitsgetreu dargestellt worden ist: Karl August als Vater. Mit Recht nennt Schwabe die Erziehung, die er seinem erstgebornen Sohne und Nachfolger Karl Friedrich zu Teil werden ließ, „einen großen und verhängnisvollen Irrtum." Es war ihm gar nicht recht, „seinen Erbprinzen als ein stilles, sinniges und schüchterndes Kind sich entwickeln zu sehen" und er glaubte, durch die Mittel der Erziehung dem Charakter des Erbprinzen eine andere Richtung geben zu können. Er war der Meinung, „das weiche und schüchterne Naturell des Prinzen müsse durch stramme und strenge Erziehung abgehärtet werden." In diesem Sinne erhielt der Erzieher, Riedel, ohnehin ein Mann von „zu großer Energie", seine Instruktionen. Seine Strenge artete bisweilen fast in Grausamkeit aus und die Jugend des Prinzen war ein wahre Leidenszeit.... Großherzog Karl Friedrich vermied es noch in seinem hohen Alter, gewisse Stellen im Weimarischen Park zu betreten, weil die Erinnerung an dort in seiner Jugend erlittene grausame Behandlung zu lebhaft und angreifend auf ihn wirkte. Der arme Junge wurde, um es deutsch zu sagen, unmenschlich geprügelt, im Park und im Schloß, auf Ausflügen und während der Lehrstunden, allein und vor Zeugen; das schien Karl August die Blüte aller Erziehungskunst. Das heißt: auch hungern mußte der unglückliche Prinz. Schwabes Vater, der Spielgefährte des Ärmsten, brachte ihm immer frisches Brot mit, damit er seinen Hunger stillen könne. In dem Stammbuch Schwabe's hat sich denn auch Karl Friedrich mit dem Symbolum eingezeichnet: „E. l. g. f. B." Das hieß: „Es lebe gutes, frisches Brot!" Warum wohl Goethe zu alledem schwieg?!

Von Schiller berichtet Frau von Gustedt nichts, Schwabe nur wenige, unbedeutende, aber anheimelnde Züge. Schillers Wohnhaus gehörte ursprünglich Schwabes Großvater mütterlicherseits, einem Kaufmann J. C. Schmidt. „Das Haus liegt jetzt in einer der elegantesten Straßen Weimars, der Schillerstraße, im Herzen der Stadt. Aber als Schiller es bezog, lag es am südlichen Rande der damals sehr kleinen Stadt, von Gärten und Krautäckern auf drei Seiten umgeben. Das sogenannte Wittums-Palais und etwas weiter hin das Theater waren die einzigen in der Nähe liegenden Gebäude. Wenn Schiller in die Stadt ging, pflegte er als den nächsten Weg den sein Haus mit dem Vorderhaus verbindenden Gang zu benützen, und begegnete hier oft den Hausgenossen des Vorderhauses. Er verfehlte dann selten, ein freundliches Wort an sie zu richten. So traf er auch eines Tages in dem Hausflur mit meiner Mutter zusammen, die eben ausgehen

wollte. „Wo wollen Sie denn hingehen, Mamsell Schmidt?“ redete Schiller sie an. (Mit „Fräulein“ wurden nur Adelige angeredet.) — „In die Komödie, Herr Hofrat!“ — „Was geben sie denn heute?“ — „Wallensteins Tod!“ — „Ach, da sollten Sie nicht hingehen! Für junge Mädchen paßt etwas Heiteres, keine Trauerspiele.“ — Auch Goethe lernte des Erzählers Mutter persönlich kennen. Als 1805 die neuvermählte Erbprinzessin Maria Paulowna nach Weimar kam, sollte zur Begrüßung eine junge Weimaranerin ein Begrüßungsgedicht von Goethe sprechen. Die Wahl fiel auf Minchen Klauer, die Tochter des bekannten Bildhauers, eine stattliche, blonde Jungfrau. Aber auf zwei Augen mochte Goethe die Wirkung seines Gedichtes nicht setzen, und darum sollte auch Schwabes Mutter, Luise Schmidt, das Gedicht lernen, um für den Fall, als Minchen verhindert sein sollte, am Platze zu sein. „An fünf oder sechs der Einzugsfeier vorhergehenden Tagen, Vormittags 11 Uhr, mußten sich die beiden Mädchen in Goethe's Wohnung einfinden, um den Vortrag unter seiner Leitung einzuüben. Hier wurde ihnen von einem Bedienten Konfekt und ein Glas Malaga präsentiert, nach einigen Minuten trat Goethe ein, begrüßte die beiden Jungfrauen freundlich, und ließ sich dann sein Gedicht vortragen. Die Anweisungen über Ausdruck, Betonung, Aussprache u. s. w., die er erteilte, waren sehr genau, und manche Stelle ließ er wohl zehnmal wiederholen, bis sie zu seiner Zufriedenheit vorgetragen wurde. Hierbei war er von unermüdlicher Geduld und bezauberte die beiden jungen Mädchen durch die wohlwollende, liebenswürdige Art, mit welcher er seine Anweisungen erteilte. Dabei ereignete sich ein kleiner Vorfall, dessen meine Mutter noch in ihrem hohen Alter mit lebhaftem Vergnügen und einigem Stolze gedachte. Minchen Klauer sprach das Wörtchen „auch“ nicht zu Goethes Zufriedenheit aus. Er wünschte den Vers wiederholt, aber das „auch“ klang nicht weniger weimarisch. „Aber gutes Kind,“ sagte Goethe, „das Wort lautet ja nicht ‚aich‘ sondern ‚auch‘“. Es nutzte aber nichts. Nun mußte Mamsell Schmidt den Vers sprechen und ihr gelang es, den Diphtong im „auch“ gleich beim erstenmal voll und rund herauszubringen. „So war es brav,“ sagte Goethe erfreut, faßte mein Mütterchen mit beiden Händen am Kopfe und gab ihr einen Kuß, während dem guten Minchen die Thränen in die Augen traten. Goethe suchte sie sofort zu begütigen, indem er die Hand über ihr blondes Haar führte und ihr Mut einsprach. Minchen sollte auch nicht allzusehr verkürzt werden, denn nach dem Schluß der letzten Lektion vor dem großen Tage dankte Goethe den beiden Mädchen nicht nur in seiner gütigen Weise für die Geduld und Beharrlichkeit, welche sie gezeigt, sondern verabschiedete sich auch von ihnen, indem er jeder einen herzhaften väterlichen Kuß auf die Lippen drückte.“ Wir wollen dazu bemerken, daß der Kuß gewiß nur väterlich war, aber minder hübschen Mädchen gegenüber begnügte sich die alte Exzellenz stets nur mit einem freundlichen Wort.

Wir urteilen über die „Vulpia“, Christiane von Goethe, heute anders als die Klatschmäuler von Weimar; auch Schwabe bricht eine Lanze für sie. „Sie soll oft nach Jena gefahren sein, um an Studentenbällen teilzunehmen, und bei solchen Gelegenheiten dem Bacchus mehr gehuldigt haben, als sich für eine Geheimrätin ziemt. Unter diesen Bällen sind keineswegs solche zu verstehen, die nur von Studenten besucht wurden. Es waren durchaus anständige Bälle. Aus den zuverlässigen Mitteilungen der Dame, welche Frau von Goethe begleitete (es war die Gattin Riemers), ist mir bekannt, daß die Frau Geheimrätin die Grenzen anständiger Heiterkeit nie überschritten hat, auch nicht im Genuß der ihr angebotenen Bacchusgaben, obgleich sie denselben nicht gerade abhold war.“

Derselbe Vorwurf, zuweilen ein Gläschen über den Durst getrunken zu haben, ist bekanntlich auch gegen Goethe selbst erhoben worden. Schwabe lehnte dies ab, als wäre eine solche Nachrede ein „crimen laesae majestatis“, aber was er zur Verteidigung des großen Dichters gegen solche „böswillige Verleumdung“ anführt, ist nicht recht beweiskräftig. Goethes tägliches Tischquantum waren anderthalb Flaschen Würzburger — doch immerhin eine brave Leistung. Auch war Goethes „Weinverstand“ nach Schwabes eigener Mitteilung ein unerhört feiner. Einen Rothwein z. B., den jeder für Burgunder erklärte, definierte Goethe wie folgt: „Der Wein ist mir durchaus unbekannt. Aber für Burgunder halte ich ihn nicht. Eher sollte ich meinen, es sei ein gut gelesener Jenenser, der eine Zeitlang auf einem Madeirafaß gelegen hat“. So war es auch. Schwabe hätte nicht vergessen dürfen, daß eine so phänomenale Weinzunge kein Geschenk der Götter ist, sondern nur durch Fleiß erworben werden kann.

Auch eine andere kleine menschliche Schwäche, Goethes formelle Devotion gegen alle Fürstlichkeiten, sucht Schwabe vergeblich wegzuleugnen. Allerdings ist er so ehrlich, selbst einige kurzweilige Beispiele davon zu erzählen; zwei, die minder bekannt sind und bei denen Karl August seinen großen Freund ein wenig hänselt, seien hier wiedergegeben. In einem seiner „unterthänigsten Vorschläge“ schrieb Goethe: „Auch wollte Serenissimum unterthänigst um Ertheilung eines achttägigen Urlaubs behufs einer Reise nach Ilmenau gebeten haben“. Karl Augusts Resolution am Rande lautete: „Kneif ex!“ Als Ludwig I. von Bayern am 28. August 1827 Goethe persönlich als Geburtagsgeschenk das Großkreuz der bayerischen Krone überreichte, wandte sich Goethe an den Großherzog, der daneben stand, mit den Worten: „Ich darf wohl hoffen, daß Eure Königliche Hoheit mir Höchstihre landesherrliche Erlaubnis zur Annahme und Anlegung dieses unschätzbaren Beweises der Huld Seiner Majestät in Gnaden erteilen werden“. Karl Augusts Antwort war: „Alter Kerl, schwatz doch nicht so dummes Zeug!“

Das sind freilich nur Kleinigkeiten; ganz wie Frau von Gustedt und jeder Andere, der Goethe gekannt, bezeugt auch Schwabe, daß es wenig gleich edle Menschen auf Erden gegeben haben mag, als unseren größten Dichter. Zu seinem Arzte, dem Staatsrat Vogel, sagte Goethe einmal, er habe eine Bitte. „Sie kommen als Arzt wohl oft in die Wohnungen des kleinen Mannes. Sollten Sie irgendwo gewahr werden, daß man einer durch Krankheit in unverschuldete Not geratenen Familie durch etwas mehr als ein gewöhnliches Almosen aufhelfen könnte, so teilen Sie es mir mit. Ich bin in solchen Fällen gern zu helfen bereit, soweit ich es vermag.“ Kurz darauf erzählte Vogel seinem berühmten Patienten von einem Tischlermeister, der in unverschuldete Not gekommen. Schweigend ging Goethe an seinen Schreibtisch, nahm eine Fünfzehnthalerrolle heraus und legte sie in Vogels Hand. „Hier ist, was ich geben kann“, sprach er, „ich thue es aber mit der Bitte, daß weder der Tischler noch irgend Jemand erfahren, wer der Geber ist. Ihre Vermittlung werde ich Ihnen auch in Zukunft danken, aber stets in der Voraussetzung, daß die Sache unter uns bleibt“. Noch oft trat diese Vermittlung ein und nie that Vogel eine Fehlbitte. Man berücksichtige dabei, daß Goethe zwar in sehr gesicherten Verhältnissen lebte, aber keineswegs ein reicher Mann war.

Es stimmt dazu, wie er Kinder gegenüber war. An einem seiner Geburtstage erschien bei dem nahezu Achtzigjährigen auch Frau Professor Melos mit ihrem fünfjährigen Töchlerchen Ida (der nachmaligen Gattin Ferdinand Freiligraths) zur Gratulation. Sobald Goethe sie bemerkte, schritt er auf sie zu, reichte dem Kinde die Hand und sagte: „Nun Ida, willst Du mir auch gratulieren?“ — „Ja, Exzellenz“, sagte Frau Melos, „und Ida hat auch ein Gedicht gelernt, das sie Ihnen später vorsagen will.“ „Ei, das muß ich sogleich hören“, sprach er, und führte die kleine Ida in ein von der vornehmen Gesellschaft freigebliebenes Nebenzimmer, setzte sich und nahm das Kind auf den Schoß. „Jetzt sag' mir einmal her, was Du gelernt

hast!“ Ida begann: „Uf'm Bergli bin i gesässe“ — — „Ha de Vögle“, half Goethe ein; — „Ha de Vögle zugeschaut“, fuhr Ida fort, „Hänt gesunge“ — — „Hänt gesprunge“, half Goethe wieder ein und so ging er mit dem Kinde das ganze liebe Liedchen bis zu Ende durch, führte die Kleine dann zur Mutter zurück und wendete sich seinen anderen Besuchern zu. Am Nachmittag schickte er an Ida einen Teller Früchte und Konfekt von der Geburtstagstafel. Sogar den Gassenjungen war er gütig. „An einem Winternachmittage stand Goethe am Fenster und schaute zu, wie mehrere Knaben sich auf dem vor seinem Hause befindlichen freien Platz mit ihren Handschlitten herumtummelten Da stand plötzlich der von der weimarischen Jugend gefürchtete Gensdarm Sprung mitten unter ihnen, gebot ein donnerndes Halt, nahm den Knaben ihre vier Schlitten ab und transportierte dieselben nach der Polizei. In der nächsten Viertelstunde erschien Goethes Diener daselbst mit einem Billet, welches die Bitte enthielt, die konfiszierten Schlitten wieder herzugeben. Natürlich wurde diesem Wunsche des Herrn Ministers sofort Folge geleistet.“

Kleinigkeiten! — Aber auch sie rechtfertigen das Urteil über den Menschen Goethe, das einst der schlichte Bergmann, der im Ilmenauer Forst oft sein Begleiter war, über ihn gefällt. Man fragte ihn einmal, ob Goethe freundlich gewesen. Der Mann blickte den Frager eine kurze Weile schweigend an und sprach dann mit vor Bewegung bebender Stimme: „O, er war die Liebe selbst!“

Den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe kennt Jedermann, hingegen ist wenig bekannt, daß die Freunde, das Briefporto zu sparen, die Briefe durch die Gemüsefrau hin- und hersandten, die zweimal wöchentlich von Weimar nach Jena und zurück pilgerte. Wichtiger ist, daß auch Schwabe bezeugt, welche unendliche persönliche Verehrung Schiller in Weimar genossen; er war damals unzweifelhaft weitaus populärer, als Goethe, und von dem Enthusiasmus, mit dem in Weimar seine Stücke aufgenommen wurden, macht man sich schwer eine Anschauung. Fast gleich große Freude, wie diese weihevolle Hingebung, machte Schiller ein komischer Vorfall, der sich bei einer der ersten Vorstellungen der „Jungfrau von Orleans“ ereignete. Als im fünften Akt die gefangene Jungfrau, mit den Worten: „So sei Gott mir gnädig!“ ihre Fesseln zerriß und hinauseilte, sprang im Parterre ein junges Mädchen, Alles um sich her vergessend, in die Höhe, klatschte die Hände zusammen und rief in unverfälschtem weimarischen Dialekt laut aus: „Dä, da habtersche gehabt!“ Das ganze Haus lachte, aber am herzlichsten Schiller selbst.

Die wichtigsten Mitteilungen, die Schwabes Büchlein über Schiller bringt, betreffen seine Totenfeier und Beisetzung. Wir lassen sie hier im Auszug folgen:

„Es war ein altes Herkommen in Weimar, daß bei Beerdigungen, die durch besondere Feierlichkeit ausgezeichnet werden sollten, die eigentliche Beisetzung der Leiche in stiller Nacht mit nur geringer Begleitung und ohne kirchliche Weihe stattfand. Erst am darauffolgenden Tage wurde in der Gottesackerkirche die religiöse Trauerfeier, die sogenannte Kollekte, gehalten, an welcher sich alle, die dem Toten „die Ehre geben“ wollten, beteiligten. Handwerksmeister, welche für den Verstorbenen und seine Familie gearbeitet hatten, pflegten als Leichenträger das nächtliche Geschäft zu verrichten. So sollte es auch bei Schillers Ableben geschehen, und Schiller wäre wirklich von dafür bezahlten Handwerkern zu Grabe getragen worden, wenn mein Vater dies nicht abgewendet hätte. Derselbe kam gegen Abend des 11. Mai 1805 von einer im Auftrage der Regierung unternommenen mehrtägigen Geschäftsreise zurück und wurde mit der Nachricht empfangen, daß Schiller vorgestern gestorben sei und heute Nacht 12 Uhr zu Grabe getragen werden solle. Die innige Verehrung, welche er für Schiller hegte, machte das Verlangen in ihm rege, seinen letzten Liebesdienst, an Stelle der Handwerker, mit gleichgesinnten Freunden und Bekannten dem ihnen so teuern großen Mann zu erweisen. Er eilte in der Stadt umher, um die Genossen zu seinem Vorhaben zu sammeln, traf aber die meisten nicht an, weßhalb er noch zwischen 9 und 10 ein Zirkular umherschickte, dessen Original ich zu den im Schillerhaus zu Weimar aufbewahrten Schillerreliquien gegeben habe. So gelang es ihm, 21 oder 22 Freunde zusammenzubringen, meist Beamte, Litteraten und Künstler, die bereit waren, den Dichter zur letzten Ruhestätte zu tragen und zu begleiten. Noch waren aber große und wegen Kürze der Zeit peinliche Schwierigkeiten zu überwinden. Der mit der Ordnung des Begräbnisses beauftragte Freund der Schillerschen Familie weigerte sich anfänglich sehr entschieden, meinem Vater die Erlaubnis zu seinem Vorhaben zu geben. Erst als mein Vater mit großem Nachdruck hervorhob, daß die Bestattung eines Mannes wie Schiller durch bezahlte Handwerker eine Schande für Weimar, trotz des ortsüblichen Gebrauches, sein würde, gab der betreffende Herr, ein angesehener Geistlicher der Stadt, seinen Widerstand auf. Die von meinem Vater eingeladenen Herren versammelten sich in seiner Wohnung und begaben sich von da in das Schillersche Haus, wo sie den bereitstehenden Sarg mit seinem kostbaren Inhalte aufnahmen und in stiller, mondbeglänzter Mitternachtsstunde nach dem sogenannten Kassengewölbe auf dem Kirchhofe trugen. Es war ein stiller und kleiner, aber feierlicher Kondukt, und tief ergriffen waren alle, als der Sarg vom Totengräber und seinen Gehilfen durch eine im Fußboden des kleinen Gewölbes befindliche Fallthür in die schwarze Tiefe hinabgelassen wurde. An dem der eigentlichen Bestattung folgenden Nachmittage fand in der Gottesackerkirche die solenne Trauerfeier für Schiller statt. Die Herzogliche Kapelle exekutierte das Requiem von Mozart, und der Generalsuperintendent Vogt hielt die Trauerrede. Die Kirche konnte die Menge der herbeigeströmten Teilnehmer nicht fassen, so daß noch dichtgedrängte Gruppen vor den offenen Thüren standen. Warum aber, so hat man damals und noch in unseren Tagen vielfach gefragt, warum hat Goethe sich gar nicht um die Trauerfeier für den, dessen Freund er sich nannte, gekümmert? Aus dem einfachen Grunde, weil er selbst damals bedenklich krank war, und niemand wagte, ihm in diesem Zustande die Nachricht von Schillers Tode zu überbringen.

„Einundzwanzig Jahre waren vergangen seit die sterblichen Reste Schillers in die finstere Gruft des sogenannten Kassengewölbes gesenkt worden waren. Dieses Kassengewölbe war ein kleiner düsterer Bau neben dem Eingange in den Kirchhof. Seine Mauern umfassen nur einen einzigen fensterlosen Raum, in dessen Fußboden sich eine in die kellerartige Gruft führende Fallthür befand. Die Särge wurden einer nach dem andern und auf einander hinabgelassen. Dieses schaurige Institut hatte seinen Namen nach dem Eigentümer, der Landschaftskasse, welche Behörde jetzt Finanzministerium heißt. Denjenigen Personen vornehmeren Standes, die kein Familienbegräbnis besessen hatten, wurde auf Ansuchen der Hinterbliebenen vom Landschaftskollegium die Aufnahme in das Kassengewölbe gewährt. In dieser vornehmen Bestattungsweise lag aber nur ein vermeintlicher Vorzug, denn die bedauernswerten Bewohner des Kassengewölbes waren in der denkbar schlechtesten Weise logiert, wie sich jetzt zeigen sollte. In Zwischenräumen von etwa 30 Jahren, wenn man eben meinte, daß der unterirdische Raum gefüllt sei, wurde eine „Ausräumung“ veranstaltet, d. h. die sämtlichen, durch Moder zerfallenen Sargreste und Totengebeine wurden herausgeschafft und pêle-mêle in eine große Grube in der einen Ecke des Kirchhofs eingescharrt. Dieses Schicksal stand auch den Gebeinen unseres großen Dichters bevor. Zu Anfang des Jahres 1826 erging vom Landschaftskollegium der Befehl, das Kassengewölbe aufzuräumen. Mein Vater, der mittlerweile Bürgermeister von Weimar geworden war, dachte, als er diese Kunde vernahm, mit Schrecken daran, daß es sich hierbei auch um Schillers Überreste handelte. Jetzt,

wie damals bei Schillers Beerdigung, machte er sich durch energisches Handeln verdient. Mit rasch eingeholter Genehmigung des Landschaftskollegiums stellte er Nachforschungen im Kassengewölbe an, in der Hoffnung, den Schillerschen Sarg zu finden und den kostbaren Inhalt desselben zu retten. Doch er fand nur ein Chaos von faulen Sargtrümmern, Zeugfetzen und bunt umherliegenden Gebeinen, wie es nur vieljährige, gänzliche Vernachlässigung des Ortes und die darin herrschende dumpfe Feuchtigkeit hervorbringen konnte. Vergebens war alles Suchen; kein einziges Zeichen ließ erkennen, daß eines der vorhandenen Holzstücke zu Schillers Sarg gehört hatte. So niederschlagend dieses Ergebnis der Nachforschung war, ließ sich mein Vater doch nicht entmutigen. Ein neuer Gedanke stieg in ihm auf. Er hatte in dem Begräbnisraum verschiedene Schädel umherliegen sehen. Sollte es nicht möglich sein, Schillers Schädel herauszufinden?

„Und so begann er von neuem seine Forschungen. Aber er mußte nun mit Vorsicht und heimlich verfahren. Im Publikum wurden Stimmen laut, daß man „die Ruhe der Toten störe", und hatte darüber Beschwerde erhoben. Einer der Hauptstimmführer hierbei war der erste Geistliche der Stadt, der Generalsuperintendent Röhr. Und doch wußte man, daß die Aufräumung bevorstand, durch welche die Ruhe der Toten jedenfalls noch weit gründlicher gestört wurde. An drei auf einander folgenden Tagen des März 1826 nachts gegen 1 Uhr begab sich mein Vater mit mehreren Arbeitern nach dem Kassengewölbe und stieg hinab in die von Moder erfüllte Gruft auf einer Leiter, auf deren unteren Sprossen sitzend und aus gutem Grund eifrig Tabak rauchend er die Arbeiten dirigierte, die in jeder Nacht bis kurz vor Tagesanbruch fortgesetzt wurden. In abgesonderte Haufen wurden die Schädel, die Gebeine und die Sargtrümmer verteilt. Die ganze obere Schicht des feucht-schwarzen Erdbodens wurde durchwühlt, so daß nichts den Suchenden entgehen konnte. Dreiundzwanzig Schädel wurden gefunden, dreiundzwanzig Personen waren, wie die Akten des Landschaftskollegiums erwiesen, seit der letzten, vor zweiunddreißig Jahren stattgehabten Aufräumung im Kassengewölbe beigesetzt worden. Also mußte sich unter den gefundenen Schädeln der Schillersche befinden. Die dreiundzwanzig Schädel ließ mein Vater in seine Wohnung tragen. Hier wurden sie gereinigt und auf einen großen Tisch aufgestellt. Wie der Gott unter den Hirten, so hob sich von seinen zweiundzwanzig Genossen durch edle Gestaltung und Größe ein Schädel hervor. Mein Vater zweifelte keinen Augenblick, daß es der Schillersche sei, und ebenso bezeichneten zahlreiche Männer, welche Schiller persönlich gekannt hatten und zur Besichtigung der Schädel eingeladen worden waren, ohne Ausnahme einen und denselben Schädel als den Schillers. Verschiedene andere Merkmale ergaben mit Gewißheit, daß das gefundene Kleinod echt war. Auf Anordnung des Großherzogs Karl August wurde im Beisein von Schillers ältestem Sohn und von Goethes Sohn, sowie mehreren weimarischen Notabilitäten die kostbare Reliquie unter einem ergreifend feierlichen Aktus in einem Behälter beigesetzt, welchen man im Postament der auf großherzoglicher Bibliothek befindlichen Marmorbüste Schillers angebracht hatte.

„Goethe nahm an dem allen warmen Anteil. Tief ergriffen war er, als mein Vater ihm den aufgefundenen Schädel zeigte, den auch er als den echten Schillerschen rekognoszierte. Goethe war bekanntlich ein tüchtiger Osteolog, und als solcher wußte er, daß man aus unter einander gemengten, verschiedenen Skeletten angehörigen Knochen, die zusammengehörigen auszusondern vermag. Er ließ deshalb von Jena zwei sachkundige Männer kommen und mit Hilfe des aufgefundenen Schädels die zu Schillers Skelett gehörenden Knochen im Kassengewölbe aussuchen. Dies gelang fast vollständig. Die zum Schädel gehörenden Gebeine wurden zum Skelett verbunden, und es ergab sich ein neuer Beweis für die Echtheit derselben und des Schädels. Die Größe des Skeletts entsprach völlig der ansehnlichen Körpergröße, welche Schiller im Leben besessen hatte, während dieselbe nachweisbar von keinem seiner 22 Grabgenossen auch nur annähernd erreicht worden war. In einem anständig ausgestatteten Sarge, der auf der Bibliothek aufgestellt wurde, verwahrte man von nun an die glücklich gefundenen Teile des Knochengerüstes.

„Ein gewiß jedem Verehrer unserer beiden großen Nationaldichter sympathischer Plan, dem mein Vater nahe stand, trat zu jener Zeit ins Leben. Man hatte die Idee, auf der höchsten Stelle des damals neuen Gottesackers ein weithin sichtbares, gemeinschaftliches Grabmonument für Schiller und Goethe zu errichten. Dasselbe sollte in einer auf würfelförmigem Postament abgestumpften Pyramide bestehen. Der Großherzog hatte diesem Plane seinen vollen Beifall gegeben, wie aus einem noch vorhandenen landesherrlichen Reskripte hervorgeht, in welchem der Stadtrat aufgefordert wird, den zur Aufstellung des Grabmales für Schiller und Goethe geeigneten Platz auf dem neuen Gottesacker unentgeltlich herzugeben. In dem hierauf von meinem Vater erstatteten Bericht sprach er die freudige Bereitwilligkeit der städtischen Behörden aus, jenem Wunsche des Großherzogs zu entsprechen. Goethe, der sich gelegentlich sehr entschieden dagegen verwahrt hatte, daß man ihm bei seinen Lebzeiten ein Denkmal setze, wozu seine Genehmigung z. B. von Frankfurt aus nachgesucht worden war — Goethe war doch von jener Idee, ihn in dem projektierten Grabmal neben seinem großen Freund dereinst beizusetzen, höchst sympathisch berührt worden. Er ließ sich die vorläufig angefertigte Zeichnung vorlegen und beschäftigte sich mehrere Abende damit, unter Beirat des Oberbaudirektors Coudray, den Entwurf zu redigieren. So schien denn nichts mehr der Ausführung des trefflichen Planes im Wege zu stehen, und es fehlte nur noch daran, daß die auf dem auserwählten Platze stehenden Bäumchen der sogenannten Landes-Centralbaumschule (großartiger Titel für ein kleines Institut!) entfernt und auf ein anderes, vom Großherzog selbst angebotenes Grundstück überpflanzt wurden. Dieses unbedeutende Geschäft auszuführen, zögerte die Verwaltung der Baumschule in unbegreiflicher Weise. Trotz aller dringenden Erinnerungen von Seiten meines Vaters rührte sich keine Hand, um die Bäumchen fortzubringen und Raum für die zur Herrichtung des Platzes erforderlichen Vorarbeiten zu geben. Kurz, es zeigte sich, daß geheime, einflußreiche Machinationen thätig waren, um die Errichtung des gemeinsamen Grabmales für Schiller und Goethe zu hintertreiben."

Diese häßlichen, ja empörenden Intriguen gingen nach Schwabes Darstellung von Goethes alter Feindin, Frau von Heygendorff, der Maitresse Karl Augusts aus. Wie sie einst Goethe durch den „Hund des Aubry" aus seiner Lieblingsschöpfung, an der sein ganzes Herz hing, dem Weimarischen Theater vertrieben, so hintertrieb sie nun Goethes heißen Wunsch, neben Schiller in einem gemeinsamen Grabe zu ruhen. Welche wüsten Ränke das böse Weib zu diesem Zwecke gesponnen, wird nie ganz aufgeklärt werden. Genug, Karl August resolvierte, es sei von dem gemeinsamen Denkmal abzusehen, und ließ Schillers Gebeine in die Fürstengruft übertragen. Am 16. Dezember 1827 wurden Schillers „Relikten" feierlich in der Fürstengruft bestattet; seit dem 26. März 1831 ruht auch Goethe dort. „Aber schön wäre es doch gewesen", schließt Schwabe, „wenn das gemeinsame, stets zugängliche Grabmal auf der von allen Seiten sichtbaren Höhe des Friedhofs zustande gekommen wäre, und allen Augen die Stätte gezeigt hätte, wo die beiden größten Dichter unseres Vaterlandes, wie im Leben, so im Tode vereint gewesen wären."

Otto Hartung.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Ein Abtrünniger.

Erzählung von **Karl Emil Franzos.**

(Fortsetzung.)

Am schlimmsten aber, weil am frechsten trieben es die Polen. Während sie sich im Namen der allgemeinen Brüderlichkeit von uns Deutschen füttern ließen, beschimpften sie unser Volkstum in Ausdrücken, die ich nie für möglich gehalten hätte, wenn sie nicht in meinem Beisein gefallen wären. Ich gestehe: meine eigentliche Heilung von aller kosmopolitischer Phantasterei verdanke ich doch den Herren Stanislaus Krapulinski und Wladislaus Waschlapski.

Aber auch jenes sozialistischen Programms, das mir Christian Hager eingeimpft, ward ich bereits in Leipzig und aus eigener Kraft ledig. Nicht etwa jenes, zu dem einst der Hunger in Hirn und Magen den Hirtenknaben geführt, und das Mitleid mit dem Armen und Beladenen erlosch nicht in mir. Weder damals noch in aller Folge. Noch heute ist es meine feste Überzeugung, daß die kapitalistische Ordnung der Gesellschaft einer Einschränkung bedarf, die einer Umgestaltung gleichkommt. Ich werde noch zu erzählen haben, welche Beobachtungen diese Überzeugungen in mir festigten und so unerschütterlich gestalteten, wie sie jetzt in mir leben. Aber von dem Götzendienst einer so rohen und ungerechten Lehre, wie es die plump kommunistische ist, ward ich schon in Leipzig frei.

Auch hier war es der Künstler, der Poet in mir, der sich zuerst gegen den Gedanken einer solchen brutalen Gleichmachung nicht bloß allen Erwartens, sondern auch allen Strebens, aller Individualität auflehnte. Man hörte damals, man hört auch heute noch oft von Poeten des Kommunismus sprechen, das ist ein Unsinn. Ein Poet kann Alles verfechten: die Reaktion, die Revolution, sogar den Anarchismus, nur den Kommunismus nie. Denn ein Poet hat Ehrfurcht vor der Quelle alles Großen auf Erden: der freien Bethätigung der einzelnen Kraft und kann sie nie verschütten wollen. Das thut der Kommunismus und darum wird auch umgekehrt ein echter Kommunist nie ein Poet sein. Diese beiden Dinge stehen einander gegenüber, wie Glut und Eis.

Aber nicht bloß diese künstlerischen Bedenken, auch mein Verstand machte mich frei von dieser brutalen Lehre. Man kann dreist behaupten, daß ein vernünftiger Mensch ihr nur so lange huldigen kann, als er nicht näher über sie nachdenkt. Ich denke dabei nicht einmal an die Mittel, die man mir nannte, wenn ich fragte, wie wir aus unserer heutigen Gesellschaftsordnung zum Kommunismus gelangen sollten. „Plötzliche Aufteilung des Besitzes" — daran kann nur ein geistig Verwirrter denken; das Spiel müßte sich ja von drei zu drei Tagen wiederholen, weil Jeder mit seinem Anteil verschieden wirtschaften würde, als der Andere. Oder: „gänzliche Aufhebung des Erbrechtes". Wer dies will, dem ist alles Menschliche fremd; damit wäre auch der beste Trieb zur Arbeit aufgehoben und das stärkste Band der Gesittung unter den Menschen zerschnitten.

Aber angenommen, wir steckten nun im kommunistischen Staat! Eine schlimmere Hölle haben nie Menschen für Menschen ausgeheckt, und dies Alles um sie zu befreien, aus den Banden des Elends zu erretten. Ich darf nicht werden, was ich will, sondern wozu mich Andere für tauglich halten. Ich darf mein Leben nicht einrichten, wie mir besagt, sondern so, wie es Andere bestimmen. Ich habe zu arbeiten, was die Andern wollen und so lange, als sie es wollen; ich habe mich zu erholen, zu freuen, traurig zu sein, ich habe zu freien und Kinder zu zeugen, wie sie es mir vorschreiben. Nichts begründet eine Verschiedenheit, nicht Kraft, noch Besitz, noch Geist. Es

giebt keine Kunst, keine Wissenschaft mehr. Broderwerb ist Alles und ob ich nun der Begabteste oder der Dummste, der Kräftigste oder der Schwächste der Menschen bin: meine Lebensaufgabe ist nur, jenes Stück Brod zu erwerben, dessen ich bedarf.

Der Kommunismus in jener Ausprägung, wie ihn Christian Hager und seine Freunde lehrten, war nicht bloß der natürliche Feind der Wissenschaft, sondern auch der Menschenrechte. Freilich hatten nicht viele seiner Bekenner den Mut, die äußersten Folgerungen zu ziehen.

Bakunin hatte ihn.

„Kunst ist Dunst!" sagte er mir einmal, als ich ihn in Dresden besuchte. „Für die Gewißheit, daß im XX. Jahrhundert nur hundert Menschen mehr satt werden, als im XIX., würde ich gern die Galerie zu Dresden geben, einschließlich der Sixtina, und sämtliche Werke von Shakespeare, Schiller und Goethe dazu!"

„Und im XX. Jahrhundert," erwiederte ich ihm darauf, „würde es wahrscheinlich, wenn es so fortginge, gar keinen Hunger mehr geben. Die Menschen würden einander auffressen, weil sie wieder wilde Bestien wären."

Nun — man weiß aus seinem späteren Leben, daß ich schüchterner junger Mensch ihn nicht anderen Sinnes gemacht habe. Aber er mich auch nicht! Ich blieb Republikaner, blieb ein Freund der Armen und Bedrückten, aber von dem Götzendienst dieses Gedankens machte ich mich schon in meiner Leipziger Sturm- und Drangzeit frei!

Und nun habe ich von meiner Liebe zu erzählen.

Ich war aus Prag gegangen, ohne der schönen Miriam meine Gedichte zu überreichen, ohne jene Frage an sie zu stellen, die über unser beider Leben entscheiden sollte. Der Sturm jener entsetzlichen Nacht hatte mich von ihr fortgerissen, ich erfuhr nichts von ihr, und wann ich sie wiedersehen würde, ich wußte es nicht.

Aber meine Liebe erlosch nicht, jene Frage brannte mir auf den Lippen und mit aller Kraft der Seele sehnte ich jene Minute herbei, wo ich sie würde stellen können. Ich war damals ein ehrlicher Soldat der Freiheit und liebte mein Vaterland von ganzem Herzen, aber wenn man mich aufs Gewissen gefragt hätte, ob ich den Sturz Metternichs deshalb ungeduldiger herbeiwünschte, um meine österreichischen Landsleute von den Banden des Polizeistaats befreit zu sehen oder deshalb, um nach Prag zurückzukehren und die Treppe des düsteren Hauses in der Josefstädtergasse hinaufeilen und in das Zimmer des geliebten Mädchens treten zu können — ich wäre wahrscheinlich sehr rot geworden . . .

Ich habe es früher ehrlich gebeichtet: was mich zunächst zu ihr zog, war gewiß nur ihre Schönheit. Wäre es dabei geblieben, ich hätte sie nun, in der Fremde, gewiß bald vergessen. Aber es war mehr als ein Rausch meiner Sinne daraus geworden, mehr als ein Traum, meine Jugendliebe war ein weiches, starkes Gefühl geworden und darum verließ es mich auch nun nicht. Ich liebte dies schöne, reine Geschöpf, von dem mir später im Leben, so sehr ich forschte, nur eine flüchtige Kunde geworden, von der ich nicht einmal weiß, ob sie richtig war — ich habe die Miriam Fürther wirklich geliebt. Ich wußte es schon in Prag, aber recht erkannt habe ich dies erst später, als mir nichts mehr von ihr geblieben war, als die Erinnerung.

Ich war der Träger eines bekannten Namens, die Schwärmerei für die Revolution war überaus modern und nun gar erst die für die Lyriker der Revolution. Und so wurde ich — wie es zu gehen pflegt, zum Teil mit meinem Willen und zum Teil gegen ihn — hineingezogen in die besseren und besten Kreise der reichen Handelsstadt. Aber keine von diesen gebildeten, glänzenden Frauen und Jungfrauen wurde mir gefährlich. Die schöne, schwermütige, schweigsame Miriam stand zwischen mir und ihnen.

Und vollends schützte mich der Gedanke an sie vor jeder Verirrung. Ich war jung und lebenslustig und — die Stadt Leipzig ist nie eine Stadt der Heiligen gewesen. Aber keine dieser frechen oder pikanten Schönen konnte mich fesseln. Das reine, jungfräuliche Mädchen aus dem engen, hochgegiebelten Hause der Prager Judenstadt, das mir ihr Herz geschenkt, stand auch hier zwischen mir und dem toll-wilden oder anmutig gaukelnden Laster.

Wenn ich heute jener Tage gedenken darf, ohne zu erröten, meiner Jugendliebe habe ich es zu danken! Daß ich je eine Andere lieben könnte, ich glaubte es nicht. Ich hätte den bloßen Gedanken daran wie eine Schwäche, wie eine Unwürdigkeit bekämpft. Das ist ja das Heiligste an der ersten Liebe, daß sie an ihre ewige Dauer glaubt.

Da kam noch eine neue Leidenschaft über

mich, plötzlich, unerwartet, unverdient, wie jedes große Glück. Und auch diesmal war es eine echte, reine und starke Empfindung und sie hat mich in Bann genommen für mein ganzes Leben und ihr segnendes Glück wird mich erst verlassen, wenn mein Auge bricht.

XVII.

Es war am 18. Oktober 1847. Ein schöner, leuchtender Herbsttag. Selbst das welke Laub der Bäume glänzte tiefrot und lustig im goldigen Sonnenschein.

In den Straßen gab es viel Leben und auf der Promenade schlenderten die geputzten Menschen in fröhlichem Geplauder auf und ab. Es war zwar nur ein Montag, aber nicht bloß die Handwerksgesellen machten da blau. Der 18. Oktober, der Erinnerungstag der Völkerschlacht, war damals immer zugleich ein Festtag für die Stadt Leipzig. Wie gesagt, nicht bloß die Handwerker und die buntmützigen Studenten, auch die Bürger von Leipzig machten sich einen guten Tag und trugen ihre Sonntagskleider und Sonntagsgesichter an die Luft.

Dazwischen wandelten stolz, nachdem sie dem Festgottesdienste beigewohnt, die Veteranen, das eiserne Kreuz auf der Brust. Und wenn auch einige mühsam auf dem Stelzfuß daherhinkten, andere in einem Gewand, welches deutlich bewies, wie ihnen leider das Vaterland gelohnt — auf ihren Gesichtern lag freudiger Stolz. War es doch ihr Ehrentag!

Behaglich ließ ich mich vom Strom treiben — ich war gerade an jenem Tage seelenvergnügt und hatte einigen Grund dazu: die „Grenzboten", damals das einflußreichste kritische Blatt Deutschlands, hatten in ihrer eben ausgegebenen Nummer einen Artikel über mich gebracht, der geeignet war, mir auf Jahre hinaus die Wege in der Litteratur zu bahnen. Die Bekannten, welche mir begegneten, gratulierten, einige darunter sicherlich nicht ohne Neid. Aber Einem mindestens kam es gewiß aus dem Herzen. Und der schloß sich mir auch an und flanierte mit mir durch's Gewühl.

Das war ein kleiner, lebenslustiger, lebhafter Student aus Österreich, der selbst nebenbei poetische Allotria trieb und später für die Bühne manches Wertvolle geschrieben hat.

Er war nicht bloß nach dem Dialekt, sondern auch nach dem Gemüt ein Urwiener und darum auch immer auf der Suche nach Abenteuern.

„So viele Veteranen", klagte er, „und nur der meine ist nicht darunter!"

„O! Sie interessieren sich für ehrwürdige Greise?"

„Ja — wenn sie eine wunderschöne Tochter haben."

Und nun erzählte er, wie er heute am frühen Morgen in der Querstraße als Dolmetsch zwischen dem Sächsisch eines Droschkenkutschers und dem Oberösterreichisch eines stolzen, ehrwürdigen Greises gedient. Der Fremde, der einst offenbar als österreichischer Offizier bei Leipzig mitgefochten, habe sich mit dem Kutscher schwer über die Stationen bei der Rundfahrt auf dem Schlachtfelde einigen können. Da habe er ausgeholfen, „und königlich bin ich belohnt worden!" rief er enthusiastisch.

„Von dem Veteranen?"

„Wo denken Sie hin! Aber da stand an seiner Seite ein blondes Mädchen mit taufrischem Antlitz und den herrlichsten blauen Augen. Eine zarte, zierliche Gestalt, von dem Dufte süßester Jungfräulichkeit umflossen — Gretchen, Gretchen!" rief er begeistert.

Ein junges, dralles Bürgermädchen vor uns, welches wahrscheinlich so hieß, wandte sich hastig um und maß uns mit erstaunten Blicken.

„Auch Sie sind hübsch", rief ihr der Übermütige zu, „aber Sie sind nicht gemeint!"

„Heißt sie Gretchen?" fragte ich.

„Nein — das ist sie — wär' ich nur ihr Faust! Aber dazu habe ich wenig Aussicht! Wohl dankte sie mir, nachdem sich der Alte diesbezüglich nicht sehr angestrengt, mit einem überaus huldvollen Blick, das ist eben der königliche Lohn, von dem ich gesprochen. Aber als ich, dadurch ermutigt, den Herrschaften meine Begleitung antrug, da warfen mir dieselben blauen Augen einen Blick zu — so kalt, hu! — Spitzbergen ist dagegen ein Frühlingsparadies . . ."

„Armer Mann!" rief ich. „Und nun suchen Sie die Schöne hier?"

„Ja — denn es führt kein anderer Weg nach Küßnach — ich meine: das Hôtel de Pologne. Dort wohnt sie."

„Das wissen Sie?"

„O, noch weit mehr! Der Alte ist natürlich ihr Vater! Österreichischer Offizier — Hugo von Geistenau — wohnt in Mödling bei Wien. Hat die Kur in Teplitz gebraucht, seiner Leipziger Wunden wegen, und ist jetzt hierhergekommen,

die alten Erinnerungen aufzufrischen. Sie aber heißt Anna — Anna von Geistenau — in dieses Namens Wohllaut will ich schwelgen!"

„Aber wie haben Sie dies Alles erfahren?"

„Hart ist eines Lohndieners Herz", war die Antwort, „aber noch härter ist ein Thaler!"

Lachend gingen wir weiter. Da, urplötzlich, mit einem heftigen Ruck, riß er meinen Arm aus dem seinen. „Hier ist sie!" stammelte er.

Mein rasch erregbarer Freund hatte nicht zu viel gesagt: das junge Mädchen, welches da am Arme des stattlichen Greises geschritten kam, war wirklich von herzgewinnender Anmut. Auch der alte Herr sah gar nicht fürchterlich aus: ein ehrwürdiges Antlitz mit klaren, gütigen Augen.

Der junge Poet stand einen Augenblick unentschlossen, dann deklamierte er:

„Da ist mein Tag, wo solche Sterne strahlen."

fügte etwas leiser hinzu:

„Ein still Gebet für meine arme Seele,
Wenn ich zerschellt zu Eurem Strande kehre."

und trat höflich grüßend auf die Beiden zu.

Er mußte wohl die Rechte der Landsmannschaft und die flüchtige Bekanntschaft von heute Morgen sehr gewandt zur Geltung gebracht haben, denn die Beiden, die ihn anfangs befremdet angesehen, blickten freundlicher, lächelten dann und endlich entschwanden die drei in eifrigem Gespräch meinen Blicken.

Mit Neid — ich muß es gestehen — blickte ich dem kühnen Freunde nach. So hatte mir noch nie ein Mädchen gefallen, „das heißt unter den Blondinen", fügte ich gleich darauf einschränkend in Gedanken hinzu — denn ich erinnerte mich der Miriam. Aber trotz dieser Erinnerung — folgte ich ihnen doch langsam von ferne.

„Ach! wenn sie nur umkehren wollten", dachte ich. Und kaum, daß ich's gedacht, erfüllte sich dieser Wunsch.

Wieder kamen sie an mir vorbei. Der Dichter warf mir einen triumphierenden Blick zu, aber ich achtete kaum darauf. Mein Auge haftete auf diesem süßen Antlitz und dann im Nachblick auf dieser holden, eben aufgeblühten Gestalt. Anna „schwebte" nicht, sie ging, sogar mit recht festem Schritt — aber wie anmutig! Sie trug nur ein einfaches, graues Reisegewand, aber es schien mir, als könnte keine Fürstin vornehmer erscheinen. Nichts entging meinem bewundernden und doch so scharf spähenden Blick: nicht einmal die reizenden Löckchen im Nacken, ja nicht einmal das grüne Heft, welches aus einer Tasche des Mantels hervorguckte.

„Ach könnte ich sie nur sprechen!" dachte ich. Und wieder erfüllte sich mir, kaum daß ich's ausgedacht, auch dieser Wunsch. Der Volksglaube meint, daß es den guten Feen gegönnt ist, über gewisse Stunden zu regieren. Jene Stunde, in der ich Anna von Geistenau zuerst begegnet, war wohl von solchen gütigen Dämonen gelenkt.

Wie sich das fügte?

Sehr einfach! Während ich so dastand, in Bewunderung versunken, blieben die Drei plötzlich stehen und blickten sich um — nach mir, wollte es mir scheinen. Die Röte stieg mir in die Wangen, mein Herz begann zu klopfen.

Ich hatte mich nicht getäuscht — da kam auch schon mein junger Freund eilenden Schrittes auf mich zu . . .

„Allerglückseligster!" sagte er halblaut. „Anna kennt die ‚Freien Lieder' und schwärmt für den Verfasser! Als sie heute an einem Buchladen vorbeikam, wo die neuesten ‚Grenzboten' auslagen und im Inhalts-Verzeichnis Ihren Namen entdeckte, kaufte sie die Nummer sofort und trägt sie mit sich — sehen Sie das grüne Heftchen? Gelesen hat sie's auch schon und schwärmt nun natürlich noch mehr! O Beneidenswertester! Und da muß ich", fügte er in komischer Verzweiflung hinzu, „davon sprechen, daß Sie auch auf der Promenade sind und mir so selbst den gefährlichsten Rivalen zuführen. Denn ich habe den strengen Befehl, Sie augenblicklich vorzuführen — augenblicklich!"

Nie hat sich ein Mensch williger einem „Befehl" unterworfen. Und als ich nun herantrat und meine Augen — sicherlich gegen alles Ceremoniell, aber ich konnte nicht anders! — fest auf das Antlitz des Mädchens richtete, da blickten mir ihre Augen entgegen mit einem Ausdruck, den ich nicht schildern kann, obwohl er mir noch heute gegenwärtig ist, obwohl ich ihn nie vergessen werde. Es ist auch recht so — denn jener Moment hat zum guten Teil über mein Leben entschieden.

Nicht ganz so freundlich, aber immerhin freundlich genug blickte mir der Major entgegen.

„Es freut uns, Sie auch persönlich kennen zu lernen!" sagte er. „Daß Ihre Lieder jetzt in der Heimat das Tagesgespräch bilden, wissen Sie ja!"

„Trotz des Verbots?“ fragte ich.

„Wegen des Verbots!“ erwiderte er.

„Aber, lieber Papa —“ warf die Tochter ein.

„Pardon, mein Kind! — ich will Herrn Winter und seinem Talent sicherlich nicht nahe treten! Aber in seinen Liedern offenbart sich soviel schlichter, gerader Sinn, daß man ihm die Wahrheit sagen darf —“

„Und die Wahrheit ist,“ fiel das Mädchen lebhaft ein und ihre Augen leuchteten, „daß diese Lieder ihren Erfolg vollauf verdienen und sicherlich nach Recht und Gerechtigkeit einen noch größeren erringen werden!“

„Anna!“ sagte der alte Herr verweisend und blickte sie fast erstaunt an „Du bist sonst nicht so lebhaft!“

Und als sie darauf tief errötend, den Blick zu Boden schlug, wandte er sich zu mir:

„Vor Allem — ich unterschreibe, was meine Tochter gesagt hat. Ich stimme auch mit Ihnen nicht in Allem überein, aber doch mit Ihnen mehr, als mit anderen Ihrer Liedergenossen. Deshalb bin ich doch überzeugt, daß sich ein Mann, den Sie glühend hassen, und der, nach den Steckbriefen zu urteilen, die er hinter Ihnen aussendet, auch Sie nicht sonderlich liebt, die größten Verdienste um Ihre Lieder erworben hat!“

„Metternich?“ fragte ich.

„Ja! Sie wissen, wir in Österreich lesen jetzt nur verbotene Bücher. Nun — er hat Ihre ‚Freien Lieder‘ verbieten lassen, aber er läßt so viele Bücher verbieten, daß dies allein noch kein besonderes Verdienst um Sie begründet hätte. Dann hat er sämtliche Buchläden durchforschen und die vorhandenen Exemplare konfiszieren, die betreffenden Buchhändler energisch bestrafen lassen. Das thut er schon weit seltener und Ihr Büchlein hatte schon dadurch gewonnenes Spiel. Denn daß man es deshalb doch kaufen kann, das wissen Sie ja, Sie kennen ja unsere Verhältnisse. Als er Ihnen aber vollends, allerdings Ihrer Prager Geschichten wegen, den Prozeß machen und Sie vor vier Wochen in Contumaciam zu zwanzigjähriger Kerkerstrafe verurteilen ließ —“

„Wie?“ rief ich erstaunt.

„Sie wußten es nicht?“

„Keine Silbe!“

„Ja — es stand in der ‚Wiener Zeitung‘. Nun Sie können ruhig sein, die sächsische Regierung liefert Sie nicht aus.“

„Gewiß nicht,“ bestätigte ich. Aber die Nachricht machte mir doch ein eigentümliches Gefühl und unwillkürlich wurde ich bleich.

„Zwanzig Jahre!“ rief ich.

„Ja wohl! Und nicht Festungs- sondern Kerkerhaft!“

„Aber wegen welchen Verbrechens?“

„Hochverrat — natürlich! Sie müssen es übrigens in Prag wirklich ein bischen toll getrieben haben!“

Ich erzählte ihm, wie ich es getrieben, kurz, aber der Wahrheit gemäß. Als ich meine Flucht schilderte und das schöne Mädchen bleich, mit ängstlicher Spannung an meinen Lippen hing, da empfand ich es, wahrhaftig zum ersten Male, mit Genugthuung, daß ich in so furchtbarer Gefahr gewesen war.

Auch der alte Herr hatte mir mit freundlicher Teilnahme zugehört.

„Wahrlich!“ rief er, „nachdem ich diese Geschichte gehört und jenes Urteil in der ‚Wiener Zeitung‘ gelesen habe, bin ich sehr geneigt, Sie für den Glücklichsten der Sterblichen zu halten!“

„Ich auch!“ seufzte der Dichter und warf einen sehr schmerzlichen Blick auf das junge Mädchen, welches ihn nicht mehr beachtete.

„Denn“, fuhr der Major fort, „das Unheil hat Ihnen ja nur zum Heil ausgeschlagen! Sie gehen frisch und frei neben uns her und jenes Urteil hat nur die Folge gehabt, daß Sie rascher berühmt wurden, als dies sonst der Fall wäre.“

Aber mich interessierte in diesem Augenblick mein junger Ruhm sehr wenig, sogar die holde Anna nicht viel. Bebenden Herzens fragte ich:

„Jenes Urteil gegen mich ist wohl nicht vereinzelt gefällt worden? Ist Ihnen da nicht auch der Name Christian Hager vor Augen getreten?“

„Nein — da nicht! Aber der Mann ist mir natürlich wohlbekannt! Das soll ja Euer Rädelsführer gewesen sein! Man sagt, daß man ihn gleich in den ersten Tagen in aller Stille gehängt. Es soll da ein Mord gegen seinen Angeber verübt worden sein, den man an ihm rächte.“

Man kann sich denken, wie mich diese Nachricht traf.

Zum Glück bemerkte der Major meine tiefe Erschütterung nicht; er sprach, redselig, wie die meisten Herren in seinen Jahren, über die Gräuel einer Kabinetsjustiz und die Notwendigkeit eines öffentlichen Gerichtsverfahrens und kritisierte endlich das Metternichsche System im Allgemeinen mit größter Schärfe.

So gewann ich Zeit, mich zu sammeln und den Gedanken zu verwinden, daß vielleicht mein armer Freund mit seinem Leben für den Tod Pffrs gebüßt.

Endlich war ich so weit, um auch wieder in das Gespräch eingreifen zu können und als der alte Herr seine Rede schloß: „Fort mit Metternich!“ da sagte ich ihm:

„Da sind wir ja ganz und gar Gesinnungsgenossen, Herr Major!“

„Nein!“ sagte er. „Sie sind Republikaner, nicht wahr?“

„Gewiß!“

„Ich nicht. Ich kann es auch in alle Ewigkeit nicht werden!“

„Und warum nicht?“

„Will ich Ihnen sagen. Erstens bin ich ein alter Soldat, habe meinem Kaiser Treue geschworen und will sie ihm halten —“

„Aber Herr Winter ist kein alter Soldat!“ rief Anna. „Und ich — auch nicht, Papa!“

Wieder traf sie ein verweisender Blick aus den sonst so milden, blauen Augen des Vaters.

„Mein erster Grund ist auch nur ein individueller,“ bemerkte er. „Der zweite aber gilt für Jeden: wer aus Österreich eine Republik machen will, ist entweder ein Narr, oder er kennt Österreich nicht —“

„Dann müßte ich,“ bemerkte ich lächelnd, „den ersten Fall von mir gelten lassen, da ich den zweiten nicht vorschützen kann!“

„O doch!“ rief der Major. „Sie kennen nur den Westen Österreichs, vielleicht nur eine einzige Provinz! Ich aber bin im Osten gewesen und im Süden. Die Slovaken, Böhmaken, Polaken, Kroaten, Rumänen, Welschen und Magyaren — als Republikaner? unter einer Regierung? Verzeihen Sie, der Kasus macht mich lachen!“

„Aber die Schweiz —“ rief mein Freund.

„Die Schweiz und wieder die Schweiz!“ entgegnete der alte Herr heftig. „Und dabei übersieht man, daß dort die Republik aus den Verhältnissen heraus geworden, und nicht gemacht worden, ganz so, wie bei uns die Monarchie — übersieht man ferner, daß Deutsche, Franzosen und Italiener sämtlich Kulturvölker sind, welche fast auf gleicher Stufe stehen, während bei uns zwischen den Deutschen und Slaven die Kulturarbeit eines Jahrtausends liegt — übersieht man endlich, daß die Schweiz selbst in freiheitlicher Beziehung durchaus kein Musterstaat ist, wiewohl der Sonderbundskrieg im vorigen Jahre, selbst den Blinden und Tauben bewiesen haben könnte“ —

„Aber Sie werden zugeben,“ rief mein junger Freund, „daß die Republik denn doch die menschenwürdigste und darum absolut beste Staatsform ist!“

„Es giebt,“ war die entschiedene Antwort, „keine absolut beste Staatsform, nur eine relativ beste Staatsform.“

„Und welche,“ fragte ich, „erschiene Ihnen für Österreich die passendste?“

„Hm!“ meinte der alte Herr verlegen.

„Doch wohl die konstitutionelle Monarchie?“

„Nein!“

„Wie — auch die nicht?“

„Nein!“

„Aber Sie sind doch ein Mann der Freiheit?“

„Ja — aber der vernünftigen Freiheit und einer solchen, wie wir sie in Österreich brauchen. Unser Staat kann nur gedeihen, wenn eine starke Hand die einzelnen Nationalitäten zusammenhält und dabei den geistigen Fortschritt befördert, die materielle Entwickelung wachruft!“

„Und das vermöchte der Konstitutionalismus nicht?“

„Nein! — Ein Parlament in Österreich wäre auf ein Jahrhundert hinaus nichts als Humbug — Sand in die Augen des Pöbels, der durch Phrasen getäuscht sein will. Ein Parlament, in welchem der Fabrikherr aus Böhmen neben dem nomadischen Huzulen aus den Karpathen säße und der deutsche Gelehrte aus Wien neben dem Rumänen aus Siebenbürgen, der nur am Sonntag ein Hemd trägt, so ein Parlament fände keinen Respekt, weil es ohnmächtig und lächerlich wäre, und ein lächerliches Parlament — machen Sie sich selbst den Schluß!“

„Dann bleibt nur der Absolutismus? Sie sind dafür?“

„Allerdings.“

„Dann freilich . . .“

„Hören Sie zu Ende! Für einen starken, gerechten, vernünftigen Absolutismus!“

Und er entwickelte was er darunter verstand. Ich unterlasse es auch diesen Teil unserer Unterredung zu berichten, weil ich ohnehin später noch darüber werde sprechen müssen. Denn es hat sich seltsam gefügt! Nicht bloß haben die politischen Ansichten des Majors von Geistenau mächtigen Einfluß auf mein Leben geübt, sondern

jener „vernünftige Absolutismus“ ist in der Folge aus meiner innersten Überzeugung für lange, lange Zeit hinaus mein eigenes politisches Glaubensbekenntnis geworden!

Damals lächelte ich darüber, freilich nur im Innern, während ich in Reden dem alten, ehrwürdigen Herrn viel sanfter opponierte, als das schöne Mädchen. Vielleicht war es sein Dank dafür, daß er nun die Rede auf den Punkt lenkte, wo wir gemeinsamer Überzeugung waren, den deutschen Patriotismus.

„Das ist recht so“, sagte er, „es ist trotz dem und jenem ein Stolz ein Deutscher zu sein, und eine freiheitliche Bewegung, welche das nationale Moment übersieht, wird vielleicht vorübergehend Throne erschüttern, aber nie dauerndes schaffen können“.

Und als ich erzählte, daß Bakunin sich gegen die Veröffentlichung gerade dieser meiner Gedichte gestemmt, meinte er lachend:

„Wenn ich ein Russe wäre, so wollte ich vielleicht auch lieber Kosmopolit sein, als Nationalrusse“.

Es ließ sich gut plaudern mit dem alten Herrn, aber noch viel besser mit seiner Tochter. Ich speiste mit ihnen und wir blieben auch den Rest des Tages beisammen. Wie mir zu Mute war, wenn ich so neben der Holden herging und dem Klange ihrer Stimme lauschte, kann ich nicht beschreiben. Ich verspürte nicht jene quälende Schüchternheit, welche sonst der Vorbote einer starken Empfindung zu sein pflegt — im Gegenteil! mir war's zu Mute, als wären wir schon jahrelang bekannt. Und dabei gingen mir doch alle Schauer des Neuen und Ungeahnten durch die seltsam aufgeregte Seele.

Am nächsten Tage reisten die Beiden ab — nach Weimar. Aber ich mit ihnen.

Sie nahmen dies nicht als Aufdringlichkeit, sondern schienen sich dessen zu freuen. Die beiden Tage, die ich dort verlebte sind wohl der Höhepunkt meines Lebens gewesen. Davon des Weiteren zu berichten, erschiene mir auch heute noch wie eine Entheiligung. Nur so viel, als Anna und ich schieden, da wußten wir, daß wir einander angehören mußten für immerdar, wenn nicht unser ganzes ferneres Leben eine große Lüge und ein großes Elend bedeuten sollte.

Der Major ahnte das nicht, hätte er's geahnt, er wäre wohl sehr unglücklich gewesen. Wir verrieten uns nicht, wir waren tapfer und fröhlich.

„Auf Wiedersehen!“ sagte ich ihn.

„Auf Wiedersehen!“ erwiderte sie.

Das war Alles und wir wußten doch, daß wir auf einander rechnen durften bis in den Tod.

Die letzten Monate, die ich in Leipzig verbrachte vom Oktober 1847 bis zum März 1848, verflossen mir natürlich anders, als die erste Zeit. Aber wenn ich auch sehnsüchtig war, traurig und trostlos war ich nicht.

Ich wußte, daß ich nichts auf Erden hatte, als die eigene Kraft, aber das schien mir eben genug.

Die Ketten, die meiner in Österreich harrten, schreckten mich nicht — ich war fest überzeugt, daß das Ende aller Fesseln auch in diesem Staate nahe sei.

Nun, man weiß, daß mich meine Zuversicht nicht getäuscht.

Die große Flamme, welche in den Februartagen zu Paris aufgelodert, züngelte auch über den Rhein nach Österreich hinein. Wir jungen Österreicher in Leipzig hielten unsere Koffer gepackt. Als ich am Morgen des 15. März auf die Straße trat, schrieen die Zeitungsjungen in allen Tonarten: „Neueste Nachrichten! Wiener Revolution!“

Mit zitternder Hand griff ich nach einem der druckfeuchten Blätter. Was mir durch die Seele ging, als ich las: „Metternich gestürzt! — Amnestie! — Verfassung!“ das wage ich nicht zu schildern.

Drei Stunden darauf reiste ich ab — am Abend des 17. März war ich in Wien.

Ich kannte mich in der gewaltigen Stadt nicht aus und die fieberhaft aufgeregte Zeit taugte nicht zu ruhiger Orientierung. Darauf aber ging ich auch zunächst nicht aus. Wohl war ich mit Leib und Seele der Revolution ergeben, wohl stand mir der Entschluß fest, alle meine Kraft dem Volkswohl zu weihen, aber auch mein Herz forderte sein Teil von Glück. Ich konnte es nicht bezähmen und war schon am nächsten Morgen in Mödling, dem uralten Marktflecken, der sich so lieblich an die grünen Höhen des Wiener Waldes schmiegt.

Als ich nach dem Major fragte, wies man mich in die Bergstraße. Dort stand, durch ein dichtes Stacket und die Bäume eines Parks verborgen, eine einzige Villa.

Als ich an der geschlossenen Pforte die Klingel zog, nahte sofort ein leichter, eilender Schritt über

den Kiesweg, ein helles Kleid schimmerte durch's Stacket — es war Anna selbst.

„Ich habe Sie heute Morgens erwartet," sagte sie, „ich wußte, daß Sie kommen würden, wenn Sie kommen können."

Wir drückten uns die Hand und verstanden uns.

Das war der ganze Willkomm nach der langen Trennung, aber er hätte kaum herzlicher sein können.

Den Major traf ich in tiefster Bewegung. Nicht bloß die politischen Ereignisse hatten ihn so tief erschüttert. Die Tochter, sein einziges, abgöttisch geliebtes Kind, hatte ihm gestern Abend ihr Herz geoffenbart. So fest war ihr Vertrauen gewesen, daß ich am nächsten Tage kommen würde, um ihre Hand zu werben.

„Welche Antwort soll ich Ihnen in diesen Tagen geben!" rief er. „Das Alte stürzt und das Neue wandelt sich von Stunde zu Stunde. Wir sind binnen drei Tagen nicht bloß über Metternich, sondern auch über alle Autorität hinausgekommen. Sie selbst können nicht wissen, wie sich Ihr Schicksal gestalten wird. Es ist keine Zeit zum Freien und zum Heiraten! Warten wir ab, was die Zukunft bringt und suchen Sie sich eine Existenz zu schaffen. Zeigen Sie, daß Sie ein tüchtiger Mann sind, auf welchem Gebiete immer und ich werde nicht starrsinnig sein!"

Ich fühlte, daß der alte Mann recht hatte und mir derzeit unmöglich Anderes sagen konnte. Auch mit seiner Antwort auf meine Bitte, ob ich sein Haus besuchen dürfe, konnte ich wohl zufrieden sein:

„So oft, als es unter diesen Verhältnissen Ihr Takt erlaubt!"

Dann aber fragte er: „Wie wollen Sie nun Ihr Leben gestalten?"

„Ich weiß es noch nicht!" gestand ich ihm offenherzig. „Aber es ist mir auch nicht bange darum. Im freien Österreich wird sich auch für meine Kraft ein Plätzchen finden, wo sie wirken kann!"

„Etwa als Lehrer?" fragte er.

„Oder als Schriftsteller. Was ich Ihnen verspreche, ist: rastlos zu sein. Mehr kann ich in diesen Tagen nicht versprechen."

Er drang auch nicht weiter in mich. Glück im Herzen, Thatkraft in der Seele kehrte ich nach Wien zurück.

XVIII.

Es gehört nicht in den Rahmen dieser Aufzeichnungen, wie ich ihn mir gesteckt, der Wiener Ereignisse von 1848 eingehend zu gedenken. Auch ist ja das Bild jener Zeit so oft gezeichnet worden! Allerdings ist meines Erachtens selbst die beste Schilderung nicht bloß matt, sondern auch unrichtig.

Schon die Fülle der äußeren Geschehnisse war überwältigend, um so mehr jene der inneren Stimmungen.

Anscheinend wollten Alle, Alle ganz genau dasselbe: die Freiheit! Aber was das nun bedeute, darüber dachte Jeder verschieden und je mächtiger die Zeit dazu drängte, nicht bloß zu verneinen und niederzureißen, sondern auch zu rekonstruieren und aufzubauen, desto deutlicher erwies sich der ungeheure Unterschied der Interessen.

So ist es auch psychologisch erklärlich, warum selbst die Klarsten und Edelsten immer radikaler und unklarer wurden. Sie wichen dem scharfen Denken aus, weil ihnen die unerbittlich sich aufdrängenden Ergebnisse desselben wehe thaten. Daher die Gefühlsschwelgerei und damit die Unklarheit. Und ferner: nur im Verneinen fanden sie sich innig zusammen. Daher der Radikalismus.

Das mag hart klingen, — wahr ist es doch!

Ich habe während jener unvergeßlichen Tage: vom März bis zum Oktober den entgegengesetzten Weg gemacht: ich bin immer weiter von links nach rechts gedrängt worden. Es geschah dies nicht aus Rücksicht für meine Braut und ihren Vater, nicht in Hoffnung einer Versorgung, sondern aus innerster Überzeugung. Ich konnte auch diesmal nicht anders werden, als ich bisher gewesen; eine grübelnde Natur, ein Mann, der jede Unklarheit haßte, der wohl der Begeisterung fähig war, aber nur für kurze Zeit der Schwärmerei. Darum war ich Republikaner im März und Konstitutioneller im Oktober — denn daß nicht einmal die Hauptstadt, geschweige denn das flache Land für die Republik reif sei, hatte sich inzwischen klar, man möchte sagen: lächerlich klar herausgestellt. Und darum war ich ferner im März Anhänger eines großdeutschen, alle Germanen Mitteleuropas umfassenden Förderativstaates, im Oktober jedoch, zwar noch immer ein begeisterter Deutscher, aber eben darum Verfechter eines konstitutionellen Kaisertums in

Deutschland und der deutschen Hegemonie in Österreich.

„Verfechter", sag' ich, denn ich wirkte für meine Überzeugung mit der Feder. Im März hatte ich für Ludwig Eckardts „Junges Österreich" zu schreiben begonnen, im Oktober war ich Mitarbeiter der Zangschen „Presse".

Ich war Journalist geworden — es war dies der einzige Weg, der sich mir vorläufig geöffnet und für die Art meiner Begabung schien er mir auch der einzig richtige.

Anna teilte meine Überzeugung. Der Major opponierte mindestens nicht, obwohl er oft bekümmert den Kopf schüttelte.

Die seltenen Besuche im stillen Hause zu Mödling waren meine einzigen glücklichen Stunden in jener Zeit grenzenloser Aufregung, unbeschreiblicher innerer Kämpfe.

(Fortsetzung folgt.)

Traum.

Hold und lieblich kam im Traume
Heute Nacht das Glück gerauscht,
Hat mit einem einz'gen Kusse
Meines Lebens Los gelauscht.

Alle Wünsche meines Herzens
Hat erfüllt es wunderbar,
Reichte meiner durst'gen Seele
Trunk aus goldner Schale dar.

Überreich war ich im Traume,
Leerer Hand bin ich erwacht,
Klage nicht, hab' doch besessen
Schönstes Glück im Traum der Nacht.

An der Ewigkeit gemessen
Währt ja vollstes Leben kaum
All so lang wie eines Kusses
Gaukelschatten währt ein Traum!

F. Ottmer.

Phryne.

Blau verdämmernd spannt die See sich,
Nur die Sonnenfunken tanzen
Hell wie Silberfischchen drüber.

Leuchtend spiegelt sich Eleusis.

Über die geschweiften Küsten,
Über goldne Marmorbrüche,
Deren sonnenhelle Stirnen
Moos'ge Locken kraus umgrünen,
Warf die Göttin blaue Schleier.
An den Ufern drängt das Volk sich:
Bärt'ge Männer, holde Knaben,
Weiber mit ergrauten Haaren
Und die schwarzgelockten Mädchen
Die des Leibes zartes Knospen
Holdverwirrt und süßbeseligt
Wie ein heilig' Rätsel spüren,
Das entfremdet und vereinigt.
Staunend, weil sie heiß erglühen
Und erglühend, weil sie staunen,
Fliehen Brüder sie und Mütter.
Eine schmiegt sich an die andre,
Gruppe eint sich sacht der Gruppe,
Und die Blicke flattern glänzend
Darum hin, wie Bienenschwärme
Um die süßen Blumenkelche.
Schüchtern suchen sie den Glutblick
Und verwundert, den sie flohen.
Aus den scheuen Rätselaugen
Taucht die Frage antwortsuchend
In das Blau verhüllter Ferne,
Und wie aus der Mädchen Augen,
Wie im glühenden des Jünglings,
Strahlt und glänzt ein heilig Feuer
Unter busch'gen Brau'n, durch sinn'ge
Frauenwimpern. — Sieh, da teilt sich
Staunend die gedrängte Menge,
Und es flimmert durch die bunten,
Still verzückten Pilgerschwärme
Lichter Sonnenstrahl hernieder.
Leuchtend weiß durch moos'ge Steine
Blinkt es gleich der Silberquelle
Durch die roten, blauen Blumen;
Und ein Schweigen wie des Mittags
Träumerische Wonne zittert
Über all den heißen Köpfen.

Lächelnd wandelt Phryne nieder
An den Strand, im duft'gen Schleier,
Wie die Göttin um die Höhen
Keusch ihn hing. Die Blumen neigen
Zitternd und erquickt die Köpfe,
Die der süße Blick betaute,
Und die Menge lauscht. Ihr Atem
Wagt die Lüfte kaum zu rühren,
Fürchtend, dieses Lächelns Sonne
Auszulöschen, dieser Wangen
Ros'gen Blütenhauch zu trüben.

Nieder steigt sie, steht am Meere.
Leise neckend, leise scheuernd
Netzen die smaragd'nen Fluten
Schon den Fuß, der aus dem Sande,
Überspült von den krystallnen
Zitterwellen, gelblich leuchtet
Wie der Bernstein nord'scher Küsten.
Aber durch des Schleiers dünne
Silberwolken glänzt und glimmt es
Wie ein Ahnen sel'gen Lichtes,
Morgenrötlich, sonnentrunken.
Und des Tages Sonne selber
Bebt in Andacht mit den Menschen
Nach dem Himmelslicht der Schönheit.
Leise lacht die sel'ge Welle,
Leise selig kichert Phryne.
Und nun sinkt die duft'ge Hülle,
Eines Staubbachs dunst'ger Schimmer,
Der vor sonn'gen Blütenhöhen
Jäh versiegte. Wie im Jauchzen
Will die Welt ihr Herz entladen.
Silberrauschend durch den Ölwald
Fährt's, als schössen süße Thränen
Quellend auf. Aus Blumenkelchen
Will die duft'ge Seele rinnen,
Sich den Lüften zu vermählen,
Die um jene Glieder schmeicheln.
Seine Blätter, seine Blüten
Dunkelglühend in die Wasser
Taucht der heiße Oleander,
Kühlt sich mit den heil'gen Fluten,
Deren Naß die Schönheit weihte,
Und an fernsten Felsenhöhen
Reißt Entzücken auf die Nebel.
Wonnetrunken strahlt das Weltall.

Aber an dem Strande sanken
Nieder in das Knie die Menschen,
Tausend andachthelle Blicke
Fließen auf des Meeres Spiegel
Um des Weibes junge Glieder.
Phryne steht und lächelt; staunet
Dann im Meer der eignen Schöne
Und errötet. — Zitternd kniet sie
In die Flut vor ihrer Gottheit.

Julius Havemann.

Erste Liebe.

Mir im Innern klingt Erinnern
— Flöten klingen süßer kaum —
An Ottilie, meine Lilie,
Meinen ersten Liebestraum.

Erstes Schmachten, Dichten, Trachten,
Da sich kühn erbauet hat
Lebensfreude Luftgebäude,
Eine ganze Villenstadt . . .

Von verirrten jungen Hirten
Geht ein Märchen; klagend ziehn
Aus Schalmeien Melodeien
Ob versunknen Städten hin.

Rudolf Knussert.

Stimme

aus einem Grabmal an der Appischen Straße.

Populus Romanus . . . moritur et ridet
Salvian. De Gub. Dei Lib. VII.

Ich lebte auch, und huldigte im Leben
Der Liebe, die beseligt und entzückt,
Und hab' am Bacchusfest mit grünen Reben
Und Rosen mir das Lockenhaupt geschmückt.

Doch schlich ich nicht, wie du, von Nacht umgeben,
Hier um die Gräber, einsam und bedrückt,
Um schauerlichen Zweifeln nachzustreben,
Mysterien, die der Vernunft entrückt.

Dein Christus war für mich noch unbekannt.
Als letzten Abschiedsgruß dem Leben bot
Ein Lächeln ich, als mich der sanfte Tod

Von hinnen rief. Du aber stirbst mit Weinen
Die Schwermut wächst um deines Grabes Rand,
Und Immortellen; Rosen auf dem meinen. —

Aus dem Italienischen des **Lorenzo Stecchetti** von **Johannes Schürmann.**

Einkehr.

Grüß dich Gott, du frommes Kloster
Mit dem grauen Schindeldach!
Finger gleich winkt dein bemooster
Kirchturm in das Gastgemach.
Grüß Euch Gott, verehrte Brüder,
Eures Ordens Ruhm und Zier!
Sag mir, wackrer Kellerhüter,
Ist geraten Dir das Bier? —

Laß uns proben, was es tauge,
Schenke ein, mein braver Sohn!
Blinzelnd sagt es mir Dein Auge,
Auch Dein Bäuchlein kündet's schon.
Gleicht es doch — reich mir die Tatze! —
Einem Fäßchen rund und dick,
Daß's nicht von einander platze,
Hält es statt der Reifs ein Strick.

Laßt uns, liebe Patres, halten
Jetzt ein lustiges Konvent!
Aus der Stirn die frommen Falten,
Jeder fühl sich als Student!
Laßt uns singen: Gaudeamus!
Vivat cerevisia!
Atque coctorem laudamus,
Nam coctura optima.

Treulich übt Ihr im Gedenken,
Was der Herr und Meister spricht;
Denn die Durstigen zu tränken,
Gilt Euch noch als heil'ge Pflicht.
Gönnt auch andern einen Tropfen,
Alles trinkt Ihr nicht allein,
Deshalb kann auch Malz und Hopfen
Nicht an Euch verloren sein.

Wird auch manchmal von dem Spötter
Eure Toleranz verkannt,
Alle alten Heidengötter
Habt Ihr dennoch nicht verbannt.
Steht für Bachus noch in Flammen —
Schweigt, ich weiß doch, was ich weiß! -
Müßt Ihr Venus laut verdammen,
Brennt's geheim noch manchmal heiß

Roms und Hellas große Dichter,
Ob's auch blinde Heiden sind,
Stehen wie die Kirchenlichter
Friedlich in dem Bücherspind.
Lieber sind mir noch die Geister,
Ist der Einband auch von Holz,
Die der Bruder Kellermeister
Preist als seines Klosters Stolz.

Nehmt mich auf in Euern Orden,
Fahre wohl, du falsche Welt!
Bin ich erst nur Mönch geworden,
Ist der Teufel arg geprellt.
Alle Abend kann ich legen
Selig dann mein Haupt zur Ruh;
Sterb ich, gebt Ihr mir den Segen
Und den Himmel noch dazu.

Armin Werherr.

Gefangen.

Warmer Wind kam über Nacht,
Mutter Erde ist erwacht,
Frühling ist's geworden.
Winter stieg vom Thron herab,
Griff geschwind zum Wanderstab
Und entfloh nach Norden.

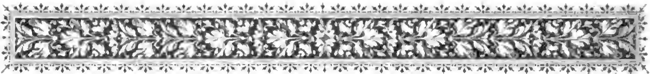
Freiheit! jubelt alle Welt,
Frei sind Wiese, Wald und Feld
Baum und Strauch und Hecke,
Freiheitstrunken schwillt der Bach,
Und der Bergstrom mit Gekrach
Sprengt die Winterdecke.

Aus dem Dunkel steigt zum Licht
Junges Leben und zerbricht
Seine Winterbande:
Farrnkraut tief im Waldesschoß,
Veilchen zwischen grünem Moos,
Heidekraut im Sande.

Biene summt am Waldessaum,
Buchfink singt vom Lindenbaum
Frei von Wintersorgen.
Hamster läßt das Winterhaus,
Häslein hüpft vergnügt hinaus
In den Sonnenmorgen. —

Freiheit, Freiheit kam mit dir,
Guter Frühling, — aber mir,
Wie ist mir's gegangen?!
Eine kleine Zauberin
Hält mich fest, und ich — ich bin
Ach, so gern gefangen!

Hermann Romsch.



Sein Kind.

Schauspiel in vier Aufzügen von **Ernst Wichert**.

(Fortsetzung.)

Lydia (sinkt neben ihm auf die Kniee). Was that ich Dir? War ich nicht gehorsam, Vater?

Schilper. Du bist mein Kind nicht.

Lydia. Dein armes, unglückliches Kind!

Schilper. Nun wirst Du glücklich sein. Nun steht der alte pedantische Narr nicht mehr im Wege. Nun kannst Du Dich in Sammet und Seide kleiden und mit Juwelen behängen — nun kannst Du in der gräflichen Equipage fahren, Kutscher und Diener auf dem Bock — nun kannst Du den Champagner fließen lassen, wenn nach dem Theater die vornehmen Gäste kommen — ah! Nun kannst Du alles sein, was Deine Mutter gewesen ist — alles! (Weich.) Nur das Eine — ich glaube, das thätest Du — doch nicht.

Lydia. Um Gottes Barmherzigkeit willen, was ist das? Er spricht im Wahnsinn. Herr Baron, erklären Sie mir —

Baron. Mein liebes Kind — eine traurige Verkettung von Umständen — meine Unbedachtsamkeit ... Es ist nichts für Ihr Ohr. Später sage ich Ihnen —

Schilper. Später? Worauf wollen Sie warten? Das ist — und kann nie mehr aufhören zu sein. Das läßt sich nicht mit einem Mäntelchen umhängen — vor mir nicht und vor Lydia nicht. Wenn mich der Schlag getroffen hätte —! Aber ich habe ein zähes Leben. Und da ich lebe — (er erhebt sich) und meine Schande nicht länger blind ... (Er stößt Lydia zurück, die ihn halten will.) Fort! Kein Tropfen meines Bluts ... Deine Mutter ... (Er sieht auf das Bild über dem Sopha.) Deine Mutter! In Stücke hätt' ich mich zerreißen lassen für sie, und ihr Herz wußte nichts von mir. Dafür war ich ihr gut, die Schande zu bedecken — dafür! (Er reißt das Bild herunter und hält es vor sich hin.) Weib — Weib — Weib! Du schönes, angebetetes, mit tausend heißen Thränen beweintes Weib ... Ah, Du —! (Er schmettert das Bild auf den Boden.) Da liege Du im Staube.

Lydia (aufschreiend). Vater, was thust Du?

Schilper. Ich rechne ab mit der Vergangenheit, heute zum ersten und letzten Mal. Ich ziehe einen Strich — und hinter dem stehst auch Du.

Graf (sucht Lydia von Schilper fortzuziehen). Lassen Sie ihn jetzt. Sie setzen sich einer Mißhandlung aus.

Lydia. Aber womit habe ich ihn beleidigt?

Schilper. Mit Deinem Dasein. Giebt's eine schwerere Beleidigung? In Dir sind alle meine heiligsten Gefühle zu so viel Narrenspossen geworden. Als ich Dich zum ersten Mal auf den Arm hob und an meine Brust drückte, da jauchzte es in mir —: Dein Kind! Und als Deine Mutter starb und ich in wütendem Schmerz meine Hand auf Dich legte und mir einen Schwur that, Dir doppelt ein treuer Vater zu sein, da hohnlachte die Natur. Und dann alle die Jahre voll Kümmernis und Glück — Tag auf Tag — Stunde auf Stunde! Und eine Einbildung alles — eines Blödsichtigen Puppenspiel! Geh' —! Wie kann ich Dich noch sehen und hören, ohne an meine Schmach erinnert zu werden? Geh' —! Es macht mich rasend. Ich will allein sein auf dem Grabe meiner Ehre, und dann ...

Lydia. Du willst mich verstoßen, Vater?

Schilper. Nie gehörtest Du mir — nie hattest Du ein Recht an mich. Nicht einmal die hilflose Waise — Ah! hätte ich gewußt, wer Du wärst, das Mitleid wäre erstickt worden in Zorn und Empörung. Und jetzt — was sollen wir bei einander? Wenn das alles vergessen werden könnte, wie es ewig nicht vergessen werden kann — regte sich nicht schon Deiner Mutter Blut in Dir, blicktest Du nicht aus nach der Schlange, die Dir den verbotenen Apfel reichen möchte —?

Lydia. Vater —! Das verdiene ich nicht.

Schilper. Ich seh's, Du wirst ihre Wege wandeln, und ich hätte Dich nicht halten können. Jetzt bist Du frei. Ich werfe alle Verantwortlichkeit ab von mir. Geh' zu dem, der Dir das Leben schenkte — er wird Dir alles geben, was Dein Herz begehrt. (Auf den Grafen deutend.) Das ist der Mann, der Dich zu lieben behauptet und ... Geh'! Dein Anblick ist mir verhaßt.

Lydia. Vater, Gott mag' Dir verzeihen, wenn der Schmerz Dich so ungerecht macht. O Gott! Verstoßen —!

Schilper (sich im Haar wühlend). Deine Mutter verstößt Dich — Deine Mutter.

Lydia (die Hände ringend). Es ist heute ihr Todestag.

Schilper. Ja! Heute ist sie mir gestorben, aber ich beweine sie nicht. Nein, ich beweine sie nicht! Ihr Andenken ist entheiligt, ihr Vermächtnis ist . . . O, o, oh!

Baron. Ich biete Ihnen ein Obdach in meinem Hause an, liebes Kind. Meine Wirtin wird sich Ihrer annehmen, bis weiter für Sie gesorgt werden kann. Ich verstehe Ihren Kummer. Aber nach dem, was Sie so eben erleben, hoffe ich, der Verlust wird Ihnen nicht unersetzlich scheinen dürfen.

Lydia. Meine Sinne taumeln. Es ist mir alles außer Zusammenhang — ein wüster Traum. Das Eine nur begreife ich: Ihnen darf ich nicht folgen, Herr Baron, was Sie mir auch bieten mögen.

Baron. Aber Sie hören ja —

Lydia. Ich bleibe. Nie werde ich mich selbst verstoßen aus dem Vaterhause. O mein Gott, was that ich, daß ich es so verlieren soll?

Graf. Beruhigen Sie sich nur, mein teures Fräulein. Sie haben Freunde, Sie sind geliebt —

Baron (tritt zwischen Beide). Ich bitte, Herr Graf, Sie dürfen nicht. . . .

Graf (auffahrend). Was heißt das?

Baron. Sie müssen einsehen, daß ich jetzt Pflichten zu erfüllen habe.

Lydia (macht sich vom Grafen los und will auf Schilper zu) Vater, schütze mich —!

Schilper. Vater — ha, ha, ha! (Weist sie, ohne umzuschauen, durch eine Bewegung der Hand ab.) Dort steht Dein Vater.

Lydia. Du bist's und ich lasse nicht von Dir. (Hängt sich an ihn.) Ich weiche nicht von Deiner Seite, ob Du mich tausendmal —

Schilper (reißt sich los und stößt sie zurück). So zwingst Du mich . . . Ah! es ist auch das Beste. Fort, fort, fort! Gott wird barmherziger sein, als die Menschen. (Er stürmt fort.)

Baron. Er ist ganz toll. Ich glaube, er wäre im Stande . . . Ihm nach!

Lydia (zusammensinkend). Retten Sie meinen Vater!

Baron. Begleiten Sie mich, Herr Graf, zum Teufel, jetzt ist keine Zeit —

Graf (hat Lydia in seinem Arm aufgefangen). So eilen Sie doch.

Baron. Es darf nicht geschehen! (Ab.)

Graf. Auch hier ist Gefahr — und dieses Leben ist mir teurer. (Er trägt Lydia auf's Sopha, legt sie darauf nieder und kniet neben ihr.) Lydia — liebste angebetete! komm zu Dir. Was beginn' ich? Lydia —! (Küßt ihre Hände.) Wenn Du einen Vater verlierst — Gott mein Zeuge —! meine Liebe soll ihn Dir ersetzen.

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

(Wohnzimmer des Barons, elegant möbliert. Im Hintergrunde ein Ausbau mit breitem Fenster. Darin eine Chaiselongue mit bunter Decke, ein kleiner Tisch mit Rauch-Utensilien und eine Etagère für Zeitungen, Mappen &c. Links hinten der Eingang aus dem Flur; rechts zwei Thüren. Links vorn Kamin mit Sesseln. In der Mitte gegen das Fenster hin ein Schreibtisch. Darauf unter andern Gegenständen auch ein Pistolenkasten. An den Wänden einige Familienbilder und Waffen.)

Erster Auftritt.

Flora. Kerscholla (spricht mit polnischem Accent).

Flora. Ich versichere Sie nochmals, der Herr Baron ist nicht zu Hause. Nun lassen Sie mich in Ruhe.

Kerscholla. Aber es ist doch auffallend, mein Fräulein — Sie werden verzeihen. Schon gestern und vorgestern immer dieselbe Auskunft, und die Sache ist doch dringend. Verreist sind der Herr Baron nicht.

Flora. So viel ich weiß —

Kerscholla. Nein verreist sind der Herr Baron nicht. Ich habe mich im Klubhause erkundigt. In seiner Wohnung läßt er sich aber nicht finden. Was soll das bedeuten? Schon den dritten Tag. Was soll man davon denken?

Flora. Was Ihnen beliebt, mein Herr.

Kerscholla. Vielleicht sind der Herr Baron doch im Schlafzimmer. (Sieht nach der Uhr.) Es ist noch so früh . . . Wenn Sie gütig einmal nachsehen wollen. . . . Mir ist, als höre ich da ein Geräusch. Sagen Sie ihm, der alte Kerscholla —

Flora. Mein Herr, ich verbitte mir ernstlich jeden Zweifel in meine Worte. Himmel! ist das eine Zähigkeit.

Kerscholla. Gut, gut, ich gehe schon. Werde mir erlauben wieder anzuklopfen. Sollte der Herr Baron inzwischen nach Hause kommen — lege meine Karte hier auf den Tisch. (Es geschieht.) Sorgen Sie gütigst, daß er sie findet. Adieu, mein Fräulein. (Ab.)

Flora. Mich selbst ängstigt's. . . . Unbegreiflich, daß der Baron sich von solchen Leuten suchen läßt. Dieser Herr Kerscholla ist nicht der einzige. Ihre Andeutungen sind kaum mißzuverstehen. Es scheint, als ob plötzlich von allen Seiten Gewitter aufziehen. Dieser Kranke, dem er sein Bett eingeräumt hat. . . . Es müssen sich da sonderbare Dinge ereignet haben. Seit gestern Abend phantasiert er wenigstens nicht mehr so schrecklich, die Nacht ist ruhig verlaufen. Am Morgen schien es — — da ist er.

Zweiter Auftritt.

Flora. Schilper (von rechts, hat vorsichtig die Thür geöffnet und sieht hinein).

Schilper. Sie, mein Fräulein —! Ich täuschte mich also nicht.

Flora. Aber Sie sind aufgestanden, Herr Schilper, bevor der Arzt es erlaubt hat.

Schilper (tritt ein). Ich fühle mich — körperlich ... (Stützt sich auf die Stuhllehne.) Ja, ich weiß nicht, was mit mir geschehen ist — wie ich hierher ... es ist mir alles fremd. Nur Sie ... Verzeihen Sie, ich glaube Sie schon früher gesehen zu haben.

Flora. Darin irren Sie nicht, Herr Schilper. Ich überbrachte Ihnen kürzlich einen Auftrag des Herrn Baron Remse.

Schilper. Des — Baron — Remse ... (Er läßt sich auf den Stuhl nieder.) Des Baron ... Ja, der war's. (Sich scheu umsehend.) Wo ist Lydia?

Flora. Ich muß annehmen, daß Ihr Fräulein Tochter —

Schilper. Meine Tochter — (scheu). Ich weiß nicht ... War denn das alles ein Traum? Der Baron und — meine Tochter ... Lydia ist doch — ist doch — meine Tochter —? Oder ... wo bin ich hier?

Flora. In der Wohnung des Herrn Baron Remse.

Schilper (aufschreiend). Ah —!

Flora. Er brachte Sie krank hierher.

Schilper. Krank —? Ja. Vielleicht —

Flora. Mit völlig durchnäßten Kleidern in bewußtlosem Zustande.

Schilper. Mit durchnäßten ...

Flora. Er sagte, Sie seien ins Wasser gefallen, und zufällig wäre er —

Schilper (verzweifelt). Doch — doch — doch! O mein Himmel! Ins Wasser — ja. Von der Brücke ins Wasser. Ich sprang hinein. Ich wollte meinem elenden Dasein ... und ich lebe noch!

Flora. Der Herr Baron hat Sie herausgezogen. Sie waren dem Ertrinken schon nahe, sagt der Arzt.

Schilper. Und ich lebe noch! Und Lydia — und ihre Mutter ... dieser entsetzliche Mensch! Auch das hat er mir angethan! Ich suchte den Tod — ja, ja, ich suchte den Tod in der Verzweiflung. Ich weiß, daß ich von der Brücke ... Warum ließ er mich nicht ertrinken? Ich wollte — ich konnte nicht leben.

Flora. So hat er Ihrer Tochter ... O, mir ahnte so etwas.

Schilper. Meiner Tochter — Lydia — O! sie ist meine Tochter nicht — ist nicht ...

Flora. Fassen Sie sich. Sie urteilen zu hart, wenn Sie das arme Kind so ganz aus Ihrem Herzen schließen. Wer weiß! ... O, die Macht der Versuchung ist groß! Lydia kann nicht so schuldig sein, als es vielleicht scheinen muß.

Schilper. Schuldig? Sie — Lydia? O, kein Engel im Himmel ...

Flora. Und doch wollen Sie auf sie den Stein werfen?

Schilper. Ihre Mutter, ihre Mutter! Ja, die ist ... Ah! es krampft mir das Herz zusammen — noch immer. Was sie mir angethan hat. ... Aber vielleicht war auch sie — nicht so schuldig — nicht ganz so schuldig. ... Und wenn ich ihr Richter bin, darf ich doch nicht vergessen, daß ihre Liebe mir ein Glück schenkte — ein Glück weit über alles Hoffen — ein unvergeßliches Glück. Trotzdem, trotzdem! Ja, ein unvergeßliches Glück. Ich fühl's, auch dieser furchtbare Schmerz löscht sein Gedächtnis nicht aus.

Flora. Ich verstehe Sie nicht.

Schilper. Wie sollten Sie? Sie wissen ja nicht. ... Und wenn Sie wüßten, verstehen würden Sie diese Schwäche vielleicht doch nicht, die mich plötzlich anwandelt, daß ich nicht mehr zürnen kann, wie ich doch — wie ich doch sollte. Was sich so mit dürren Worten. ... Nein, nein, zu verstehen ist es nicht. Alles hätte sie mir sagen müssen, alles. Es kann sein, daß meine Liebe. ... Aber nein! Dann wär's aus gewesen, ganz aus — und ich hätte das Weib, das ich liebte, verwerfen müssen, und das Weib, das mich liebte — ja, Liddy liebte mich —! das Weib hätte in der Verzweiflung Hand an sich gelegt, und nie, nie, nie wär' ich ein glücklicher Mensch gewesen — nie! Ich weiß nicht, ob ich bei ganz gesundem Verstande bin, mein liebes Fräulein. Es ist möglich, daß die Maschine hier einen Stoß bekommen hat und seitdem den Dienst versagt. Gestern geschah's, nicht wahr?

Flora. Schon vor drei Tagen brachte man Sie hierher und übergab Sie meiner Pflege. Der Herr Baron räumte Ihnen sein Schlafzimmer, seine ganze Wohnung ein. Er befahl mir —

Schilper. Vor drei Tagen schon! Und Lydia? Was ist aus Lydia geworden? Weiß sie —? Aber was bin ich ihr noch? Ja, ja; mir steht alles wieder klar vor Augen. Wie ich sie verwarf und verstieß, weil sie nicht mehr — mein Kind ... Lydia nicht mein Kind! Und wenn auch nicht mein Kind — Liddys Kind doch! Wenn die Mutter schuldig war, was hatte das Kind verbrochen? O, der Zorn macht ungerecht, unmenschlich. Nie kann sie mir das verzeihen.

Flora (den Kopf wiegend). Der Arzt hatte jeden Besuch streng untersagt. Wenn er wüßte, daß Sie eigenmächtig das Bett verlassen haben —

Schilper. Ich muß zu ihr — (steht auf). Muß zu ihren Füßen ... Ah! ein Schwindel ... (Greift nach dem Stuhl, verfehlt ihn und taumelt zur Seite.)

Flora (hält ihn auf). Sie sind noch krank. Was

muten Sie sich zu? Kommen Sie, ich bringe Sie wieder zur Ruhe.

Schilper. Nein, nein! Nur ein wenig niederlegen — so in Kleidern ... Ich kann hier nicht länger bleiben — in seiner Wohnung! Und Lydia —

Flora. Ihnen zittern die Kniee. Ich will Ihnen ein Glas Wein zur Stärkung bringen. Folgen Sie mir.

Schilper. Ich muß wohl. Diese Schwäche ... In einer Stunde aber, in einer Stunde gewiß — (Beide ab nach rechts).

Dritter Auftritt.

Baron Remse (und) Kerschotta (durch den Haupteingang).

Baron. Sie lauern mir vor der Thüre auf. Was soll das?

Kerscholla. Nehmen der Herr Baron mir's nicht übel, daß ich meinen Spaziergang vor dem Hause mache. Es ist dem Herrn Baron ja doch unangenehm, wenn ich im Klub nachfrage.

Baron. Sie sind sehr rücksichtsvoll, lieber Kerscholla.

Kerscholla. Das bin ich, und ich konnte mir ja auch denken, daß der Herr Baron doch wieder einmal die Wohnung aufsuchen würden — heut oder morgen. Dann wollte ich mir sogleich die Ehre geben —

Baron. War's wirklich so dringend?

Kerscholla. Ich denke, der Herr Baron wissen —

Baron. Nehmen Sie Platz. (Setzt sich an den Kamin.)

Kerscholla. Wenn Sie gütigst gestatten ... (Setzt sich auf den Stuhl gegenüber.) Hoffe freilich, daß das Geschäft in einer Minute erledigt sein wird.

Baron. Eine sehr kühne Hoffnung.

Kerscholla. Die letzte Frist, die der Herr Baron selbst sich stellten, ist abgelaufen. (Er zieht eine Brieftasche vor.) Wie ich versprach, sind die Wechsel noch in meinen Händen.

Baron. In guten Händen also, wollen Sie doch sagen.

Kerscholla. Ja. Das heißt ... Ich hoffe, der Herr Baron —

Baron. Ich habe in den letzten Nächten sehr unglücklich gespielt, vorgestern beim Rennen eine Wette auf Miß Sharp verloren, weil Lieutenant Meerfeld sehr ungeschickt ritt.

Kerscholla. Bedaure höflichst, aber —

Baron. Ich verstehe: Sie wollen Ihr Geld.

Kerscholla. Die Wechsel sind, wie der Herr Baron wissen, schon dreimal prolongiert.

Baron (steht auf und geht nach seinem Schreibtisch). Sie kommen umsonst, lieber Kerscholla.

Kerscholla. Umsonst? Wie soll ich das nehmen?

Baron. Ich kann nicht zahlen — weder das Ganze, noch die Hälfte — überhaupt nicht.

(Schluß folgt.)

„Phantasus“.

Ach, noch immer seh ich ihn
Nächtlich vor dem Kistlein kauern,
Das er in Ermanglung eines
Schreibpults sich ans Bett gerückt!

Durch das wolkennahe Dach
Tröpfelt der Novemberregen,
Und im spindeldürren Rauchfang
Tanzen Contre die vier Winde.

Manchmal nur im faulen Stroh
Knuspert wie verschämt ein Mäuslein,
Und darüber webt ein Talglicht
Seine zweifelhafte Glorie.

Phantasus! Erst später kam ich
Hinter seinen Mechanismus,
Und ich weiß es heut, er war nur
Ein verfrühtes Selbstporträt.

Arno Holz

Endlich!

Lange hab in Sturm und Wetter
Durch das weite, öde Land
Ohne Rast ich wandern müssen,
Bis ich meine Ruhe fand.

Lange hab ich suchen müssen
Steine, Muscheln, leeren Tand,
Bis ich eine wunderbare
Himmelklare Perle fand.

Lang zu kalten Marmorbildern
Hab ich flehend mich gewandt,
Bis ich endlich warmes Leben
Und lebend'ge Schönheit fand.

Lang in fürchterlichen, dunklen
Höllenqualen ich mich wand,
Bis gereinigt und erlöset
Endlich ich den Himmel fand.

Lang zu bunten, eitlen Götzen
Hab ich Thor hinaufgesandt
Duft'gen Weihrauch, Glutgebete,
Bis ich meine Göttin fand.

Ihr nun hab ich mich ergeben,
Mich geweiht mit Herz und Hand,
Ihr, in deren heil'ger Nähe
Endlich ich den Frieden fand.

H. Meurer.

Am lateinischen Meer.

I.

Hier singen die Wellen ein hehres,
Gewaltiges Schicksalslied,
Wo ragend Getrümmer des Meeres
Weiß leuchtenden Strand umzieht.

Sie rollen heran und durchwallen,
Von zitterndem Licht umschwankt,
Die mächtigen Grotten und Hallen,
Mit wilden Blüten berankt.

Wie leuchtende Geistergesichte
Taucht's auf mit dem Mövenschrei, —
Die Helden der großen Geschichte
Wandeln wie Schatten vorbei.

II.

Die Küste, flimmernd wie von Frühlingswonne,
Ein Adler mächt'gen Schwingenpaars durchschwebt,
Und über unermeſſ'ner Bläue webt
Ihr tausendmaschig Goldnetz still die Sonne.

Ein weißes Segel blinkt, geräuschlos gleitet
Mit rotbemützten Schiffern dort ein Boot, —
Von fremdem, heißen Blütenduft umloht,
Lautlos vergang'ne Zeit vorüberschreitet.

Am Horizont der lichten Flut entsteigen,
Die Ponza-Inseln, fernen Wundern gleich, —
Auf weitem Meer, im grottenkühlen Reich
Umblühter Uferfelsen, heil'ges Schweigen.

Wie hat dereinst so schrilles, heißes Leben
In Marmorhallen hier gejauchzt geglüht!
Die Welle hat's verspült und hat's zersprüht,
Aus Blattgerank sich öde Trümmer heben.

Hier trag' hinaus dein Weh und dein Verzagen,
Wo müd' die Welle aufschluchzt im Gestein, —
Das wild'ste Herz lernt hier wohl ruhig sein,
Das ungebändigt'ste lernt hier Entsagen.

Konrad Telmann

Trinklied am Rheine.

Umsonst wächst der vieledle Wein
Nicht an des Rheins Gestaden;
Er soll von aller Sorg' und Pein
Die Herzen uns entladen,
Ein Narr nur wird drum fliehen,
Was Gott uns selbst verliehen,
Daß wir von aller Trübsal rein
Die Seele können baden.
Wo goldner Wein im Glas drum winkt,
Frisch auf, dann trinkt, dann trinkt dann trinkt.

Umsonst blüht nicht der Mägdlein Kranz
So hold im Land der Reben;
Sie sollen erst den höchsten Glanz
In unser Dasein weben.
Ein Narr nur wird drum meiden
Die gottverliehnen Freuden,
Durch die so sonnig, wonnig ganz
Erst wird das Menschenleben.
Drum wo ein Mädchen hold Euch ist,
Frisch auf, dann küßt, dann küßt, dann küßt.

Wie würde sie so traurig sein,
Die Welt, wie kalt und trübe,
Wär' nicht des Rebenblutes Schein
Wär' nicht der Strahl der Liebe,
Drum nimmer sei gemieden,
Was Gott uns selbst beschieden:
Du, Geist des Rausches, edler Wein,
Du, Rausch des Geist's, o Liebe,
Und wo dies Zweigestirn Euch blinkt,
Dann trinkt und küßt, dann küßt und trinkt.

L. Frist.

Mohn.

Da ich neulich auf den Küstenfelsen,
Hart am Abgrund, über Blumen schritt,
Über Gräser, die im Abendlicht
Golden strahlten — plötzlich traf mein Blick
Einen ganzen Rain voll roter Blüten.
Blendend brannten sie ins Auge mir,
Doppelt flammend in der Abendsonne.
Doch ich wußte nicht, woher dies Glüh'n,
Doch ich wußte nicht, woher dies Leuchten.

Da ich näher endlich schritt, gewahrt' ich's:
Wie ein Meer von flammend roter Liebe
Blühts von rotem Klee, von rotem Mohn,
Und so dicht drängt' einer sich zum andern
Von den Kelchen, daß das Grün verschwunden
— Hoffnung — die erstickt in solcher Glut!
Unsrer Liebe mußt' ich da gedenken,
Die in unsren armen Herzen brennt,
Flammt und leuchtet wie dies Blütenmeer!

Hermine von Preuschen.

Ernst Schulze und Cäcilie Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulzes.

VII.

An demselben Tage schrieb Schulze an seinen treuen Bergmann:

„Am 8. October. Die Ferien sind halb verflossen und ich habe eigentlich wenig Genuß davon gehabt. Gern wäre ich auf acht Tage nach Celle gekommen, wenn es mir möglich wäre Cecilien zu verlassen. Ich will ihr die letzten Stunden ihres Lebens versüßen, das ist ja doch das Einzige, was ich für sie thun kann. Sonst tröstete ich mich damit, daß ihre Brust nicht angegriffen sey, aber jetzt fängt sie auch an zu husten. Ich will nicht mehr hoffen auf diese Welt, aber ich will an eine bessere glauben. Die Liebe rächt sich schrecklich an mir, daß ich sonst nur mit ihr tändelte. Jetzt, da ich zum ersten Mahle liebe, da ich geliebt werde, muß ich aller Hoffnung entsagen. Es ist sehr traurig, mein Freund, wenn man sein Glück langsam und doch rettungslos dahinwelken sieht. Ein so zartes Wesen bringt die Natur gewiß nur selten hervor, und wo soll ich die Seltene finden? Eine solche Fülle der Fantasie, mit einer solchen geistigen Reinheit und Heiligkeit verbunden, habe ich nie gefunden. Der Arzt sagt, sie hätte ohne Verstand und Gefühl bleiben müssen bis zum zwanzigsten Jahre, dann wäre nichts für sie zu fürchten gewesen. Lebe wohl, mein Lieber! Grüße Deine gute Frau und freue Dich, daß Du glücklich bist. Ich lege ein Gedicht bey, das ich Cecilien zu Gefallen als Text zu einer herrlichen Fantasie von Bach, die sie sehr gern spielte, machte.*) Im Anfang würde man manche Stelle nachtheilig deuten können, deshalb wird es Dir selbst daran gelegen seyn, wenn es nicht in andere Hände kömmt. Adieu! Dein

E. Schulze.

Daran sei das folgende Schreiben an denselben Freund geschlossen:

„Göttingen, am 14. Oktober 1812. Hartherziger Mensch, kann Dir denn meine Freundschaft, kann Dir mein Kummer nicht einmahl eine einzige Zeile entlocken? Ich sehe wohl, es geht Dir mit mir, wie mir mit der P. Die arme Frau schreibt alle Posttage und würde sich glücklich schätzen, wenn ich ihr nur zwey Worte antwortete, aber es ist mir nicht möglich, jetzt die Sprache des Herzens zu mißbrauchen. Ich liebe sie nicht mehr, deshalb kann ich ihr nicht ferner liebevolle Briefe schreiben. Auch Du bist gleichgültig gegen mich geworden, und ich kann es Dir im Grunde nicht verdenken, daß Du mir nicht schreiben magst. Aber in der Noth sollte man seinen Freund am wenigsten verlassen, das verbietet schon die bloße Menschlichkeit. Doch ich will nicht ungerecht seyn. Mir gewährt es Erhohlung von meinen Arbeiten, wenn ich an Dich schreibe, Dir fügte ein Brief an mich zu Deinen Geschäften eine neue Mühe hinzu. Wäre es wohl billig von mir, wenn ich zum Lohn für das, was mir Freude macht, von Dir etwas verlangen wollte, was Dir Last macht? Nach Cecilien bist Du meinem Herzen der Nächste und es ziemt Dir wohl gegen Deinen Liebhaber ein wenig zu kokettiren und den Grausamen zu spielen. Aber selbst die stolzeste Kokette wirft ihren gemißhandelten Anbetern von Zeit zu Zeit einen freundlichen Blick zu, um sie zum fernern Ziehen an ihrem Triumphwagen zu ermuntern, Du kannst nicht einmahl so viel über Dich gewinnen. Freylich darfst Du auch mehr trotzen als jene, denn sie müssen die Zeit benutzen, die ihre Blüthe ihnen zum Herrschen gibt, Du hingegen brauchst nicht zu befürchten, daß man Dir nach zwanzig Jahren weniger die Cour machen werde als jetzt. Neulich waren einige Bekannte bei mir, die eben aus Celle kamen und ich habe mit wahrem Heißhunger die Nachrichten verzehrt, die sie mir von Eurem dortigen Leben und Weben geben. Freylich waren es nur magere Knochen, von denen sie selbst das Fleisch schon abgenagt hatten, aber ich habe mich doch sehr gefreut, daß ihr diesen Sommer so vergnügt dort gewesen seid. Alle acht Tage ein Ball, Hochzeiten die Hülle und Fülle trotz der Conscription, und Landparthien trotz der gezwungenen Anleihe; was will man mehr, wenn man an dem bunten Spiel des Lebens noch Gefallen findet? Mit mir ist's nicht mehr so. Ich bin häuslicher geworden als eine Auster, seit ich wahrhaft verliebt bin. Vorher konnte man mich wirklich etwas liederlich nennen, ich schwelgte und schwärmte in fröhlicher Wildheit umher, und der flüchtige Sonnenblick des Genusses zog mich mehr an, als die freundliche Dämmerung der gemüthlichen Ruhe. Ich wollte hinaus in die Ferne und alle Vermummungen im Maskenspiele des Lebens versuchen. War ich doch wahrhaftig schon einmahl auf dem Punkte ein Landstreicher sans peur et sans reproche zu werden, ehe mich die heilige Filologie in ihre knöchernen Arme nahm. Jetzt habe ich ausgetobt. Eine Professur in Göttingen und ein Auditorium voller Zuhörer ist das alltägliche Produkt das ich jetzt aus allen jenen goldenen Träumen hervorrechnen müßte. Keine Romane mehr, keine Aben-

*) Die bereits erwähnte „Musikalische Phantasie für Cäcilie." (Sämtliche Poetische Werke, dritte Auflage 1885. Band IV S. 202.)

teuer, keine Irrfahrt durch das Reich der wechselnden Erscheinungen, Alles, was man sonst vielleicht originell an mir nennen konnte, hat Mütterchen Vernunft unter die Zuchtruthe genommen, und ich werde von ihr so steif und ehrbar auf der breiten Hauptstraße hingegängelt, daß kein Mensch glauben sollte, ich hätte Gefallen daran gefunden, waldein zu gehen."

Im Tagebuche heißt es nun ferner.

Am 20ten Oktober. Täglich gehe ich nach Tychsens Hause um Cecilien vielleicht doch einmahl zu sehen oder doch wenigstens von ihr zu hören. So selten mir auch das Erste gelingt, so habe ich doch ein eigenes wohlthätiges Gefühl, wenn ich mich unter demselben Dache mit ihr weiß, und ich halte aus dieser Ursache mit wahrem Heroismus die unendliche Redseligkeit der Großmutter aus, womit sie mir in den verworrensten Construktionen und eine Episode nach der andern einflechtend, die Begebenheiten ihrer Familie und der ganzen Stadt erzählt. Ich glaube immer ein orientalisches Mährchen, oder einen spanischen oder älteren französischen Roman zu hören, wo keine Person auftreten darf, ohne nicht zum größten Nachtheil für den Hauptplan, ihre eigene interessante oder uninteressante Geschichte zum Besten zu geben. Die alte Frau hat wirklich eine ungemeine Herzensgüte, ist aber auch ebenso ungemein langweilig. Wenn dagegen die Hofräthin oder Adelheit auf einen Augenblick herunterkommen, so ist mir immer, als erschiene mir ein Engel des Lichts. Sie kommen wenigstens von Ihr und ich kann aufs neue nach Ihrem Befinden fragen, wenn ich die Großmutter schon zehnmahl gefragt habe. Beyde sind mir jetzt noch einmahl so interessant, als sie mir früher waren. Die Hofräthin ist noch immer eine schöne Frau und durch ihr Leiden wird sie es noch mehr. Ihre zarte Sorgfalt für ihre Tochter flößt mir eine wirklich kindliche Liebe für sie ein. Adelheit trägt in ihrem großen schönen Herzen ihren Kummer schweigend und zeigt allen im Hause ein lächelndes Gesicht, um ihren Muth aufrecht zu erhalten. Noch immer habe ich sie heiter gefunden und doch weiß ich, daß sie zuweilen ihren Thränen ungestörten Lauf läßt. Heute kam die Hofräthin herunter und sagte, Cecilie habe ihr aufgetragen, mir herzlich für die letzten Bücher zu danken, die ich ihr geschickt hätte. Sie wäre dadurch sehr erheitert worden. Dieser Gruß war mir ein wahres Labsal. Wenn ich nur weiß, daß sie von Zeit zu Zeit an mich denkt, so fühle ich mich schon glücklich. Wie seelig müßte der seyn, der ihr einziger Gedanke wäre!

Am 31ten Oktober. Ich bin ein Thor, das sehe ich in diesem Augenblicke deutlich ein, und doch ist es mir nicht möglich, von meiner Thorheit zu lassen. Ich las in diesen Tagen den Faublas, und dieses phantasiereiche und geistvolle Gemälde mit allen seinen Genüssen und Verdorbenheiten hat meine Fantasie so rege gemacht, daß ich keinen Augenblick Herr meiner selbst werden kann. Ich kann gerade nicht sagen, daß meine Sinnlichkeit durch die üppigen Scenen, die das Werk auf jeder Seite darbietet, besonders gereizt wäre; nein, ich möchte nur in jenes freye bunte und glänzende Leben hinaus, das in seinen phantastischen Verwandlungen einen so unendlichen Reiz hat; ich möchte von Abentheuer zu Abentheuer fliegen, möchte in jenem geistreichen Spiegel der großen Welt mit Anstand und Beyfall eine Rolle übernehmen und allen Winken einer muthwilligen Laune frey und fröhlich gehorchen. Mein ganzer frivoler Charakter, der sich seit so langer Zeit versteckt hatte, ist auf einmahl wieder hervorgekommen und ich merke, daß ich noch immer das alte Landstreichergenie bin. Die langweilige Alltäglichkeit eines mühevollen und kleinlichen Geschäftslebens, dessen ich schon ziemlich gewohnt worden war, zeigt sich mir jetzt wieder in ihrer traurigsten Gestalt. Es ist wahr, daß solche Verhältnisse den Geist unendlich beengen und daß ein wenig Liederlichkeit im guten Sinne ein wahres Conservationsmittel für die Beweglichkeit der geistigen Kräfte ist."

Aus derselben Tonart geht das einen Tag später verfaßte Schreiben an Bergmann:

Am 1ten November. Eben lese ich noch einmahl über, was ich vor vierzehn Tagen schrieb,*) und muß über die Launen des menschlichen Herzens lachen, die wie Wind und Wellen sind. Ich las in diesen Tagen den Faublas (solltest Du diesen fantasiereichen und geistvollen Roman von Louvet de Couvray noch nicht kennen, so suche ihn Dir zu verschaffen) und meine Einbildungskraft ist so aufgeregt, daß ich durchaus nicht Herr über mich selbst werden kann. Nicht als ob meine Sinnlichkeit durch die vielen üppigen Schilderungen, die das Werk enthält, besonders gereizt wäre; nein, jenes feine und glänzende Gemälde des höhern Lebens hat meine ganze Fantasie eingenommen und die Frivolität meines Charakters, die sich schon seit langer Zeit in das Gewand der Frömmigkeit gehüllt hat, tritt wieder blank und baar hervor. Ich möchte hinaus in das bunte Gewühl der Welt, möchte das abenteuerliche und wechselnde Spiel des Lebens in jeder Rolle durchspielen, und mich jeder flüchtigen Laune frei und fröhlich hingeben. Kannst Du Dir wohl vorstellen, daß dieser Augenblick mich die Tage meines Verhältnisses mit der P. in Celle zurückwünschen läßt?! So wüst und unruhig ich auch damahls lebte, so war doch meine Fantasie unaufhörlich beschäftigt, und meine ganze Lage hatte etwas ähnliches mit der, worin ich mich jetzt versetzt wünschte. Nein, zum stillen häuslichen Leben bin ich nun einmahl nicht geschaffen. Was bieten uns denn jene alltäglichen Verhältnisse? Für das Herz freylich zuweilen etwas, aber für den Geist, für die Fantasie nichts. — Gleichen sie nicht der Lüneburger Haide, deren Blumen freylich recht hübsch sind, wo man aber immer auf derselben Ebene fortwandelt, und die nächste Station schon meilenweit vor Augen hat? Keine überraschenden Aussichten in ein buntes mannigfaltiges Thal, keine gefährlichen Felsensteige, höchstens noch einmahl eine sumpfige Wiese, deren feuchter Boden mit den rührenden Parthien des gewöhnlichen Lebens verglichen werden könnte,

*) In dem Brief vom 14. Oktober.

und von Zeit zu Zeit ein Wald voll Nadelholz, welcher gerade nicht auf das Pikante der Vergnügen hindeutet, sondern auf ihre Trockenheit, und auf ihren Mangel an fröhlichem und üppigem Leben. Auf solch einer Reise bricht man freylich selten den Hals, aber man trägt auch eben keine schönen Erinnerungen davon. Das Einzige wäre allenfalls noch daran zu loben, daß man nie jene traurigen Ruinen hier antrifft, die auf den andern Weg als betrübte Warnungszeichen herabblicken. Mit Cecilien könnte ich eine solche einförmige Reise schön finden, denn ihre unerschöpfliche Fantasie würde mich Mannigfaltigkeit sehen lassen auch wo sie mangelt, aber allein, oder mit einer andern, du lieber Gott, das wäre ja ebensogut, als würde ich zum Karrenschieben auf Lebenszeiten verdammt. Ich schaudere, wenn ich zur Seite blicke, denn rund um mich her liegt schon der Unrath aufgethürmt, womit ich mich diesen Winter hindurch quälen soll. Zehn Ausgaben von Homer mit dickbändigen Commentaren, ein halb Dutzend Scholiasten, Grammatiker und Lexicografen, ein Eustathius in drei Foliobänden, außerdem einige zwanzig grammatische und antiquarische Hülfsbücher, ich bitte Dich, was muß man für ein Gefühl haben, wenn man mit solchem Gesindel ein halbes Jahr hindurch die vertrauteste Freundschaft schließen soll? Gelehrt wird man freylich auch wider Willen, aber was bleibt von Geist und Fantasie übrig? Mir zum Glück noch so viel, um auf meine eigne Narrheit und auf meinen Jammer ein Spottgedicht machen zu können. Weißt Du wohl, daß ich im Stande bin, ein wüster und unnützer Mensch zu werden, wenn ich Cecilien verliere? Mit ihr reißt das Band, das mich an meine jetzigen Verhältnisse knüpft, und da mir diese Verhältnisse verhaßt sind, so wird es mir nicht schwer werden, sie unter die Füße zu treten. Doch muß ich mir selbst zum Troste gestehen, daß ich nicht immer auf diese Weise von meiner Wissenschaft denke. Ich erinnere mich, daß es Zeiten gegeben hat, worin ich wie ein verliebter Schäfer Tage lang einer einzigen Conjectur nachgeschlichen bin, und sie mit himmlischer Zufriedenheit durch die Sandwüsten mächtiger Folianten verfolgt habe. Wenn ich dann endlich das „εὕρηκα“ rufen konnte, so war ich so selig wie ein König. Solche Zeiten werden ja auch wohl wieder kommen. Nur muß ich mich vor der Macht der plötzlichen Eindrücke hüten. In dieser Rücksicht bin ich nicht stärker als das schwächste Frauenzimmer. Du siehst, daß ich Dir auch meine schwachen Seiten nicht verberge, aber ich halte es auch für meine stärkste Seite, daß ich meine Schwächen genau bemerke. Da Du mich so ziemlich kennst, so wirst Du auch wissen, daß ich stolz und eitel bin, daher ist es mir selbst ein Räthsel, wie ich mich Dir, Du unbegreiflicher Mensch, so aufdrängen kann und Dir nichts übelnehme. So flehentlich ich Dich auch bitte, so antwortest Du doch nie, nicht einmahl eine Zeile, und doch höre ich nicht auf Dir unverdrossen fortzuschreiben. Aber schäme Dich doch wenigstens vor Dir selbst, wenn Du Dich auch vor mir nicht schämst. Adieu, und grüße Deine Frau schönstens und Dein Kleines, ich weiß nicht was. Da ich das oben versprochene Gedicht nicht bey der Hand habe, lege ich eine Elegie bey, die meinen jetzigen Gemüthszustand treu schildert.

Dein

E. Schulze.“

Im Tagebuche heißt es nun ferner:

Am 12. November. Cecilie ist ohne Rettung verloren. Ich fange an, eine Unsterblichkeit zu glauben und ein schönes seeliges Leben nach dem Tode. Sollte die Natur sich bloß einen augenblicklichen Scherz haben machen wollen, als sie dieses unendlich zarte und reine Gebilde erschuf? Sollte sie jetzt mit einem muthwilligen Zuge das wieder auf ewig verwischen wollen, was sie mit so vieler Sorgfalt pflegte? Nein, Cecilie wird in ein freundlicheres Seyn emporschweben und die Erinnerung ihres schönen Lebens auf der Erde wird sie dort seelig machen. Heute früh ist sie sehr matt gewesen, aber sie hat sich plötzlich aufgerichtet und ihre Wärterin gebethen, ihr eine Bitte zu erfüllen, nur müsse sie ihr heilig versprechen, ihr die Wahrheit zu sagen. Sie hat sie darauf gebethen, die Saiten an ihrer Harfe zu zählen und ihr aufrichtig zu sagen, wie viele gesprungen wären. Als die gute Frau nicht recht damit hat zu Stande kommen können, hat sie die Harfe sich vor's Bett bringen lassen, die Saiten selbst gezählt und heiter gesagt: „Ich freue mich; ich dachte, es wären schon mehrere gesprungen.“ Ein so zarter Zug der reinsten Weiblichkeit ist ein Kleinod für den, der ihn zu schätzen versteht.

Am 19. November. Ich lebe in einem traurigen Zustande, ewig zwischen Furcht und Hoffnung. Vor einigen Tagen nahm ich mir vor, mich mit mir selbst abzufinden. Ich stellte mir die Gewißheit ihres Todes vor, mahlte mir diesen Gedanken mit störrischem Muthe bis in seine kleinsten Züge aus und beschloß, sie schon völlig als gestorben anzusehen. Ich fühlte eine gewisse kalte Ruhe, einen stillen Trotz gegen das Schicksal, der mir wohl that. Heute ist ein neuer Strahl von Hoffnung in meine Seele gefahren und hat wiederum wie ein Blitz die todte Nacht zum Sturm empört. Man hat mir von Leuten erzählt, die dem Tode noch näher gewesen seyn sollen, als Cecilie und die noch jetzt leben. Aber ich will nun einmahl nicht mehr hoffen. Heute war ich ein par Stunden drüben. Sie ist ein klein wenig leiblicher. O wenn es nun doch möglich wäre, daß sie durchkäme! rief mir Ältster neulich mit blitzenden Augen zu; ich schüttelte bitter lächelnd den Kopf. Heute möchte auch ich dasselbe rufen. — Adelheit ist ein herrliches Mädchen. Eine solche zarte Sorgfalt mit einer solchen Kraft des Gemüths verbunden, findet man selten bey einem Weibe. Sie wird von Tag zu Tag bleicher und schmaler, aber ihr äußeres Benehmen ist immer dasselbe. Es ist eine Freude, einen so klaren und reinen Geist zu beobachten. Mich behandelt sie wie ihren Bruder und sucht mir meine treue Liebe für Cecilien zu vergelten. Ich freue mich, daß sich bey dieser Gelegenheit ihr herrlicher Charakter mir so ganz entfaltet. Ich habe sie sehr ver-

kannt, aber so geths mir ja gewöhnlich. So gut ich viele feine Nüancen in irgend einem Charakter zu erkennen verstehe, so gehorche ich doch oft unwillkürlich dem ersten Eindruck.

Am 20. November. Ich war bey der Amtmannin G. zum Thee gebeten, ohne meine Visite gemacht zu haben. Natürlich hatte das Auguste veranlaßt, um mir zu zeigen, daß sich gar keine Spur von Haß mehr bey ihr finde. Alle die Gesichter, die man in jenem Cirkel antrifft, sind mir höchst zuwider oder doch sehr langweilig, besonders jetzt, da ich gar nicht zu galanten Fadaisen aufgelegt bin. Ich tröstete mich mit dem Glauben, Adelheit würde wenigstens auch dort seyn; als ich aber zu Tychsens kam, hörte ich daß sie nicht hingehe. Jetzt wäre ich viel lieber bey ihr geblieben, als nach G.'s gegangen. Als wir uns etwas unterhalten hatten, kam der Hofrath mit leuchtendem Blick herunter und sagte: Nun Gottlob, sie ist heute etwas besser; ihr Fieber hat sich vermindert und ihre Schmerzen lassen nach. So schlimm sie auch noch ist, man erquikt sich doch recht, wenn man auch nur den Schatten von Hoffnung sieht. Er wurde sehr weich, als er das sagte, und da man das an ihm nicht gewohnt ist, erschütterte es mich. Er hat während Ceciliens ganzer Krankheit den Heitern und Unbesorgten gespielt, aber ich weiß wohl, daß es in seinem Herzen anders aussah. Wir waren in einer feierlichen Stimmung und Adelheit spielte mir einige Choräle von Sebastian Bach vor. Plötzlich mochte sie wohl daran denken, daß Cecilie diese Choräle sehr liebe und sie oft gespielt habe, denn als ich noch unbefangen mit ihr über die Musik sprach, stand sie schnell auf, ging in eine Ecke des Zimmers und ich sah, daß sie sich die Thränen vom Gesicht trocknete. Auch sie sah ich noch nie weinen und ich ging fort, um nicht selbst zu weinen. Ich ging erst spät nach G.'s und gerade nicht in der freundlichsten Stimmung, die mir auch jeder auf dem Gesichte las. Um eine solche Laune zu zerstreuen, hilft mir nichts besser, als die Malice. Dieses Mittel wandte ich auch in vollem Maße an, doch blieb ich meinen Friedenstractaten treu und schonte Auguste G. Sie war mir auch dankbar dafür, noch mehr aber ergötzte ich sie, als ich meiner Bosheit gegen Minna Schl. den Zügel fahren ließ. Es muß sie natürlich amüsiren, daß ich jetzt mit eben den Waffen gegen Minna zu Felde ziehe, mit denen ich sonst für diese gegen sie kämpfte. Minna hat mich seit einiger Zeit vernachlässigt und verdient deshalb eine kleine Züchtigung; vorzüglich hat meine Versöhnung mit Auguste sie geschmerzt. Noch mehr Spott aber gebührt ihr wegen ihrer thörichten Eitelkeit Sie wähnt den blonden Grafen Schulenburg mit ihren verwelkten Reizen gefangen zu haben und macht ihm jetzt, um ihre Beute festzuhalten, auf eine unverschämte Art die Cour, während er ihr nur zum Spott schmeichelt. Schulenburg ist ein flaches Geschöpf, obgleich er interessant scheinen kann. Cecilie fand einst viel Interesse an ihm und er hat sie nachher auf eine unverzeihliche Art vernachläßigt. Meyer und der Graf Solms sind noch immer die besten Freunde, obgleich sie schon seit einiger Zeit Nebenbuhler bey Auguste G. waren. Dieses Mädchen versteht überhaubt die Kunst, ihre Liebhaber in gutem Vernehmen untereinander zu erhalten.

Am 22. November. Gestern haben wir wieder ein mahl einen heiteren Abend bey Tychsens zugebracht. Es zeigen sich einige Spuren der Besserung bei Cecilien und wenn es auch nur ein Schimmer von Hoffnung ist, ach, in trüben Zeiten belauscht man jeden schwachen Sternenstrahl mit Entzücken, während man an einem hellen Tage kaum auf den fröhligen Sonnenschein merkt. Das ganze Haus war wie neugeboren. Wir saßen zusammen beym Thee, die Hofräthin, Adelheit, die Großmutter und die Superintendentin K. Mit rechter Gemüthlichkeit erfreuten wir uns an den traulichen Gesprächen, die wir so lange entbehrt hatten. Wir mahlten uns das Glück aus, wenn Cecilie wieder in unserm Kreise sitzen würde und jeder beeiferte sich, noch irgend einen kleinen Umstand zu der Scene hinzuzufügen, den der Andere vergessen hatte. Nur eine kleine, wehmüthige Stille unterbrach unsere Heiterkeit, als ich den Tod meiner geliebten Sophie erwähnte, die am 30. November vor einem Jahre starb.*) Ich dachte mit Trauer an meine Schwester, die Übrigen wurden durch die Vergleichung mit Cecilien schmerzlich berührt. Bald aber gewann die Freude neuen Raum und unser Scherz ward so fröhlig, daß der Hofrath sich wunderte, als er hereintrat und ausrief: „Nun, solche heiteren Geschichten sind in unserem Hause lange eine Seltenheit gewesen!" — O Gott, wenn das Schicksal nur nicht plötzlich durch einen gellenden Ton diese zarte Harmonie wieder zerstört!

Am 26. November. Es ist diesen Winter ein neues Kränzchen zwischen G.'s, Sch.'s, Schubberts und Chemnitzens errichtet, woran auch ich wie es mir scheint, Theil nehmen solle. Wahrscheinlich hat Minna Schl. den meisten Theil daran, um auch diesen Winter ihre theathralischen Albernheiten zu debutiren und sich so ein nothgedrungenes Lob und eine fröhliche Bewunderung zu erzwingen. Es wäre ja gegen alle Regeln des Anstands, wenn man der nicht einige Complimente machen wollte, bey welcher man Thee trinkt. Gestern wurde ein Lustspiel mit vertheilten Rollen gelesen. Es ist wahr, so etwas gibt Amüsement; wenn man aber erst anfängt, Trauerspiele mit kaltem oder abgeschmacktem oder auch empfindsamen Pathos zu deklamiren, so sage ich Adieu oder betrage mich so, daß man mir Adieu sagt. Nichts ist mir lächerlicher, als wenn Leute ästhetisch scheinen wollen die keinen Begriff von Ästhetik haben, nichts mir unausstehlicher, als wenn man ein zerrüttetes Nervensystem oder eine versteckt wüthende Sinnlichkeit oder eine Grille des Zeitgeistes für Gefühl gehalten wissen will. Unter solchen Umständen zeige ich mich so prosaisch, als möglich und es kann mich deshalb keine einzige von den hiesigen zimperlichen Schönen begreifen. Kein Mensch würde es glauben, daß ich zuweilen ganz gute Gedichte mache wenn man sie

*) Dem Celler Kirchenbuche zufolge den Tag zuvor.

nicht mit eigenen Augen läse. Am künftigen Donnerstage, wo das Kränzchen bei der Chemnitz ist, werde ich wohl nicht gebeten werden, weil ich mit dieser noch immer in bitterer Feindschaft lebe.

Am 28. November. Heute Abend herrschte bey Tychsens eine ganz andere Stimmung, als am vorigen Sonnabend. Man sah nichts, als verzweifelnde und verweinte Gesichter. Cecilie verschlimmert sich täglich. An allen Gliedern hat sie rheumathische Schmerzen, außerdem hat sie sich durchgelegen und das Fasch(?) ist hinzugekommen. O Gott, warum muß sie, die Schuldlose, die Heilige, so viel leiden! An einer Vorsehung habe ich längst verzweifelt. Auch Adelheit weinte gestern und das ergreift mich immer am meisten. Übermorgen ist der Tag, an welchem Sophie vor einem Jahre starb. Es ist mir unbegreiflich, was ich für eine Furcht vor diesem Tage habe.

Am 2. Dezember. Jetzt ist es gewiß, sie muß sterben. Die Aerzte haben versichert, daß keine Hoffnung mehr da sey, und schon seit vorgestern liegt sie im beständigen Todeskampf. Ihr kühner Geist will nicht unterliegen und doch ringt sie mit der Unmöglichkeit. Leb wohl, süße Cecilie, erste, einzige Geliebte dieses verlassenen Herzens, leb wohl, Du reines göttliches Wesen, dessen ich nicht werth war. Ja, ich glaube, daß Du mich verstanden, daß Du mein Gefühl geehrt hast. Wenn es einen Trost für mich giebt so ist es dieses.

Vorgestern Abend kam ich zu Tychsens. Ich fand die Großmutter und eine andere Dame, die bey ihr war, in Thränen und wagte es nicht nach Cecilien zu fragen. Da kam die Hofräthin mit Adelheit ins Zimmer; beyde weinten laut. Die Großmutter jammerte: O liebe Cecilie, wir wollen Dich nie vergessen, wenn Du auch todt bist, wir wollen Dich nie vergessen. Ich glaubte sie sey eben gestorben und setzte mich verzweifelnd in eine dunkle Ecke des Zimmers. Die Hofräthin ging händeringend zurück, Adelheit warf sich stumm und schluchzend in einen Stuhl, die Großmutter wankte laut wimmernd in der Stube auf und nieder. Mich ergriff ein kalter Schmerz, meine Brust klopfte schnell und schneller, ein Schaudern fuhr durch meine Glieder, ich konnte nicht weinen. Ich verhüllte mein Gesicht mit meiner Hand und saß in dumpfem Hinbrüten unbeweglich. Eine Stunde war vergangen, alles war still, ich glaubte, ich sey allein im Zimmer. Da klopfte es an der Thür. Ich stand auf um zu öffnen und sah, daß Adelheit noch dagewesen sey, denn sie war zugleich mit mir aufgestanden. Minna Schl. trat herein, ich ging schweigend auf meinen Sitz zurück, auch Adelheit schwieg. Minna sah sich ängstlich um und fing dann an zu trösten, während keiner antwortete. Da kam der Hofrath, ich verbeugte mich gegen ihn und er sagte gerührt: Sie haben viele Verdienste um die arme Cecilie, Ihnen verdankt sie manche heitere Stunde. Ich konnte ihm nicht antworten, aber ich fand jetzt Thränen, die mich weicher machten und mir wohl thaten. Noch eine Stunde saß ich still weinend, dann wankte ich zu Hause. Gegen zehn Uhr schickte ich das Mädchen hinüber, sie am mit Thränen zurück und erzählte, Cecilie habe schon Sprache und Besinnung verloren, alle ständen um ihr Bett her, sie röchelte unaufhörlich und zuckte mit den Händen und Füßen. Jeden Augenblick hielt ich jetzt für den ihres Todes, ja ich wünschte ihren Tod, um ihre Leiden geendet zu wissen, aber sie lebt noch heute und ist immer in demselben Zustande. Nur zuweilen erhält sie ihr Bewußtsein und heute Abend hatte sie es völlig. Die Ärzte können eine solche Lebenskraft nicht begreifen. Heute ging ich mit der Wunderlich hinüber. Adelheit war gefaßter, obgleich sie weinte. Wir sprachen nur wenige Worte, da kam der erbärmliche Lobstein, setzte sich mit seinem kalten hölzernen Gesicht an den Tisch, breitete einige Bücher vor sich aus und fing unbekümmert an zu lesen. So oft die Großmutter jammerte, nahm er eine Prise contenance. Ich hätte dieses Pasquell auf die Menschheit zum Zimmer hinauswerfen mögen, alle Übrigen ließen ihn fühlen, daß er sehr unwillkommen sey, aber er blieb zwey Stunden lang, ohne sich zu geniren. Als er fort war, öffneten sich unsere Herzen in einem wehmüthigen Gespräch und ich suchte Gründe aus einer Religion hervor, woran ich leider nicht glaube, um die Großmutter zu beruhigen. Auch die Hofräthin kam auf einige Augenblicke herunter und zermalmte uns mit ihrer stummen Verzweifelung. O Gott, was ist aus diesem Hause geworden, das noch vor einem halben Jahre das glänzendste in Göttingen war. Cecilie war der Stolz der Familie, die Zierde aller Cirkel, die Blume der Stadt, und sie muß schon jetzt und so schmerzlich scheiden. In einigen Tagen ist ein Jahr vergangen, daß ich sie kennen lernte und von den Reitzen, die ihr Geist und Körper mir zeigte, unauflöslich gefesselt, mit den süßesten Hoffnungen mich ihr nahte. Wie viele seelige Stunden habe ich mit ihr verlebt, wie viele süße Träume von ihr geträumt. Wie unablässig war meine Fantasie beschäftigt, mir die reitzendsten Bilder einer seeligen sonnenhellen Zukunft vorzumahlen, wie rein fühlte sich mein Herz, da ein so zartes Gefühl es heiligte. Wie soll ich jetzt das Leben tragen, da ich sonst nur mit Mühe die Tage trug, an denen ich sie nicht sah. O ich will kalt, ich will gefühllos werden, ich will mich in die Grammatik und Kritik vertiefen, will jede Conjektur, jede erbärmliche oder spitzfindige Bemerkung über ein Wort, über eine Silbe, über einen Buchstaben wie eine zärtliche Braut lieben. Ich will gelehrt werden und auf die Leute spotten, die Gefühl und Fantasie für besser als Gelehrsamkeit halten. Ich will vegetiren weil ich nicht vollkommen leben kann.

(Ein achter Artikel folgt.)



Gottfried Keller und die „Deutsche Dichtung".

Die Leser dieser Zeitschrift haben ein Anrecht darauf, daß eine Aufklärung, die ich anderwärts zu geben genötigt war, auch ihnen nicht unbekannt bleibe.

In den „Erinnerungen an Gottfried Keller" von Adolf Frey (Berlin, Gebr. Paetel) findet sich die nachstehende Stelle:

„Daß er (Keller) selbst keine Anzeige seiner Sachen anregte oder den Wunsch darnach andeutete, braucht kaum noch gesagt zu werden. Das lief schon seiner strengen und reinen Auffassung von der Kunst zuwider, die sich mit den Jahren zusehends und bis zur Starrheit steigerte. Als ihn der Leiter einer angesehenen deutschen Zeitschrift um Photographie und Autograph anging, womit er eine zum siebzigsten Geburtstag des Dichters geplante Gottfried-Keller-Nummer zu zieren dachte, lehnte er den Wunsch ab und erklärte einem Freunde, er habe sich fast ein halbes Jahrhundert abgemartert, um seinen Poetennamen blank zu erhalten, und wolle darum von solchen Dingen nichts wissen. Ich sah ihn bald darauf. Er lenkte das Gespräch zornig auf diesen Vorfall. „Da soll man wie ein wildes Thier vorgeführt werden und seine Sprünge und Tänze machen und dann kommt ein Anderer mit dem Stecklein, stößt durch's Gitter und erklärt das Thier." — „Ich hatte das erklärende Sprüchlein schon geschrieben, als mich die unerwartete Absage der Redaction traf", erwiderte ich. Da lächelte er und war besänftigt. „So, so, Sie also wollten mich mit dem Stecklein erklären.""

So weit Herr Dr. Frey. Gemeint ist unter der „angesehenen deutschen Zeitschrift" die „Deutsche Dichtung"; ich hatte damals Herrn Dr. Frey um den Essay ersucht und ihm dann, als Kellers Absage eintraf, abgeschrieben. Welche Verhandlungen über ein derartiges Keller-Heft früher zwischen dem Züricher Meister und mir stattgefunden, berichte ich weiter unten, man wird darnach ermessen können, wie verblüfft ich über die Absage war, wie geradezu rätselhaft, sie mir erscheinen mußte. Sie wäre es mir allerdings auch dann gewesen, wenn jene Verhandlungen nicht vorausgegangen wären, so aber wußte ich vollends keine Erklärung und da ich einem Schreiben des Herrn Dr. Frey entnahm, daß auch er „den letzten Donner des Gewitters" gehört, das sich in jenem Telegramm entladen, so fragte ich bei ihm an. Er teilte mir darauf sein oben wieder gegebenes Gespräch mit Keller mit; aus der Tonart des Briefs ging auf's deutlichste hervor, daß er nicht minder erstaunt war, als ich, und gewiß weder mir noch der „Deutschen Dichtung" an diesem unerwarteten Zwischenfall irgend eine Schuld beimaß.

Einige Zeit darauf konnte ich Jemand sprechen, der Keller nicht minder verehrte, als ich, ihn aber viel genauer kannte. Er sagte mir, Kellers körperliches Befinden sei so schlimm, seine Reizbarkeit eine so hochgradige geworden, daß selbst seine vertrautesten Freunde nie wüßten, ob nicht irgend ein gut gemeintes Wort seinen Zorn erregen könne. Trotz aller Vorsicht, die sie sich aus Pietät für den Leidenden auferlegten, seien auch sie nie sicher, von ihm nicht verstanden zu werden. Die Beispiele, die er mir mitteilte, bewiesen mir vollends, daß ich eigentlich mit jenem unwirschen Telegramm Kellers noch vergleichsweise gelind weggekommen. Und ein Freund des Dichters, mit dem ich das Erlebnis im vorigen Sommer besprach, sagte mir: „Halten Sie sich an das, was Ihnen der Gesunde gesagt und geschrieben hat. Das ist auch mein Trost."

Ich brauche wohl nicht beizufügen, daß die Sache damit für mich innerlich völlig beglichen war. An meiner Verehrung für den Dichter Gottfried Keller hätte es ja nichts ändern können, wenn ich den Menschen als unhöflich und ungerecht hätte befinden müssen. Nun war aber Keller zudem in gesunden Tagen so freundlich zu mir und dieser Zeitschrift gewesen, daß mich jene Aufwallung des leidenden Mannes nicht einmal in meiner Pietät für den Menschen irre machen konnte.

Daß jene kuriose Episode inzwischen von Herrn Dr. Frey in seinen „Erinnerungen" veröffentlicht worden, war mir bis vor wenigen Tagen nicht bekannt. Ich hatte das Buch zufällig nicht gelesen. Angenommen aber, daß mir jene Stelle bekannt geworden wäre, so hätte ich mich gleichwohl schwerlich dadurch allein zu einer öffentlichen Äußerung veranlaßt gesehen.

Nicht etwa, als ob ich die in seinem Werke niedergelegte Auffassung des Herrn Dr. Frey über den Zwischenfall für richtig hätte befinden können. Wenn ein Dichter, wie es Keller gethan, sich 1886 mit allen Einzelnheiten eines ihm gewidmeten Heftes einer Zeitschrift einverstanden erklärt und drei Jahre später, ohne daß in der Leitung oder der Richtung des Blattes eine Änderung eingetreten wäre, die Anfrage des Herausgebers, ob er nun damit vorgehen solle, schroff abweist, so hat dies mit seiner „strengen und reinen Auffassung der Kunst, die sich mit den Jahren zusehends und bis zur Starrheit steigerte" nicht das Geringste zu thun, denn 1886 war Gottfried Keller auch bereits 67 Jahre alt. Das zeigte nicht für „Starrheit" in Dingen der Kunst, sondern eben nur für jene Gereiztheit, die so oft mit körperlichen Leiden verbunden ist.

Indes — das hätte ich ruhig auf sich beruhen lassen können. Herrn Freys Buch ist ja für gebildete, denkende Leser bestimmt. Ohne von der Vorgeschichte dieses projektierten Keller-Heftes unterrichtet zu sein — ich setze mit Bestimmtheit voraus, daß es auch Herr Frey nicht war, weil er, an dessen Loyalität ich nicht im Geringsten zweifle, sonst gewiß dessen Erwähnung gethan hätte — wird gewiß der denkende Leser gedacht haben: „Seltsam! Das Ersuchen um Porträt und Autograph kann doch einen Dichter höchstens dann in Zorn bringen, wenn es von einer Zeitschrift ausgeht, die nicht geachtet ist. Nun spricht der Verfasser von

einer „angesehenen Zeitschrift", und daß er selbst den betreffenden Essay hätte schreiben sollen. Das kann also auch nach seiner eigenen Auffassung kein Blatt gewesen sein, welches eine derartige Behandlung verdiente."

Angenommen jedoch, daß dies Vertrauen in die Denkkraft jedes Lesers ein zu optimistisches gewesen wäre und ich mir gesagt hätte, daß vielleicht Jemand die „Deutsche Dichtung" erraten könnte, so würde ich dennoch geschwiegen haben. Nicht etwa aus Feigheit, sondern aus Pietät. Es giebt bekanntlich in der Schweiz einige widrige Gesellen, die es darauf angelegt haben, Gottfried Keller in seiner letzten Lebenszeit als geistig gestört auszuschreien. Jeder „Beweis" hierfür ist ihnen recht. Dinge, aus denen wir Andern nur schließen: „Er hat körperlich sehr schwer gelitten und hat darum wie viele andere Greise, über die Gleiches gekommen, in seinen letzten Jahren oft Dinge gesagt und geschrieben, die dem körperlich gesunden und kräftigen Manne nie beigefallen wären", sind ihnen Belege für seine Unzurechnungsfähigkeit. Von diesen Gesellen eventuell als Zeuge benutzt zu werden, auch wenn man sie von vornherein so kräftig als möglich abgewehrt hat, ist keine Lage, in die sich ein Verehrer Kellers ohne Zwang begiebt. Und hier lag kein derartiger Zwang vor, da Herr Frey weder die „Deutsche Dichtung" genannt, noch der Episode eine für mich und meine Zeitschrift verletzende Deutung gegeben hatte.

Beides aber ist nun von anderer Seite geschehen.

Im Feuilleton der „Neuen freien Presse" vom 6. Juli d. J. veröffentlichte der Wiener Schriftsteller, Herr J. J. David ein Feuilleton, „Erinnerungen an Gottfried Keller" überschrieben, welches er selbst durchaus zutreffend mit den Worten charakterisierte: „Die Zeilen, die nun folgen, wollen nichts als einen Auszug aus den höchst dankenswerten „Erinnerungen an Gottfried Keller" geben, die uns ein Jünger des Staatsschreibers von Zürich, Adolph Frey, übermittelt hat." Nicht zutreffend ist diese Charakteristik seines Feuilletons bloß bezüglich jener Episode, um die es sich hier handelt, denn sie gab Herr J. J. David wie folgt wieder:

> „Nicht jede Anerkennung war ihm (Keller) recht. Da wollte zu seinem Geburtstage ein erstes deutsches Blatt — es wird wohl die „Deutsche Dichtung" gewesen sein — eine Keller-Nummer mit seinem Bild und allem Zubehör bringen Frey fand den Dichter wüthend: „Da soll man" u. s. w., folgt das Citat aus Freys Buch bis zu den Worten: „mit dem Stecklein erklären".

Ich überlasse es der Prüfung jedes Lesers, zu entscheiden, ob dies ein unbefangener „Auszug" ist. Ich lege gewiß keinen Nachdruck darauf, daß mich Herr Frey wahrheitsgemäß um „Porträt und Autograph" bitten läßt, während Herr David von „Bild und allem Zubehör" spricht. Aber es genügt Herrn David nicht, daß Keller nach Freys Darstellung „zornig" war, er läßt Keller geradezu „wütend" sein. Auch die Auffassung Freys von der „Starrheit" genügt Herrn J. J. David nicht: Keller war eben die Anerkennung der „Deutschen Dichtung" nicht recht. Vor allem aber genügt ihm nicht, den Fall, wie es Frey gethan, ohne Namensnennung, eben als Beitrag zur Charakteristik Kellers zu erzählen, bei dem es ja auf den Namen nicht ankommt. Er nennt die „Deutsche Dichtung", obwohl er es ja nicht genau weiß . . .

Man erlebt, wenn man in der Öffentlichkeit steht, ganz andere Dinge, als solche kleine Liebenswürdigkeiten. Diese hier war mir also nur aus zwei Ursachen empfindlich. Erstlich hatte ich guten Grund, derlei von niemand weniger vorauszusehen, als von Herrn J. J. David; warum, sei hier um so leichter verschwiegen, als mindestens litterarische Kreise, wie mir einige Zuschriften aus den letzten Tagen beweisen, darüber wohl orientiert sind. Aber von diesem persönlichen Grund abgesehen, mußte ich ja nun den Sachverhalt klar stellen . . .

Es geschah dies durch eine Zuschrift an die „Neue freie Presse", in der ich mit wenigen Worten konstatierte, daß die Nennung der „Deutschen Dichtung" nicht durch Herrn Frey, sondern durch Herrn J. J. David erfolgt sei, was mich zwinge, die folgenden näheren Umstände mitzuteilen:

> „Im Sommer 1886 bat ich Keller unter Mitteilung des Programms der Zeitschrift um seine Mitarbeit und ersuchte ihn um die Materialien für ein Keller-Heft: eine größere Arbeit, sein Porträt und Autograph. Er erwiderte hierauf — 4. Juni 1886 — er „begrüße das Unternehmen mit schönster Hoffnung" und „setze vollen Wert auf die im Programm ausgesprochenen Grundsätze und Gesichtspunkte" . . . „Demgemäß", fuhr er fort, „werde ich auch gewiß nicht ermangeln, mich als Mitarbeiter einzustellen und die Gelegenheit auch so bald als thunlich zu machen." Auch allen anderen Einzelnheiten meines Vorschlages stimmte er zu und bemerkte bezüglich des Porträts, er sei bereit, sich zu diesem Zwecke photographieren zu lassen.
>
> Kurz darauf, bei einem Besuche, den ich ihm machte, stellten wir alle Einzelnheiten des Keller-Heftes fest. Es sollte enthalten: eine Scene aus einer dramatischen Dichtung, der er sich im Winter widmen wollte, eine Streitschrift gegen die Realisten neuester Schule, einen Spruch und sein Porträt. Bei dieser Gelegenheit sagte er mir, wie schon früher schriftlich, die Photographen in Zürich verstünden ihr Handwerk schlecht: der Beste sei noch ein Mann in der Bahnhofstraße, zu dem er denn auch gehen wolle. Nebenbei bemerkt, sollte jene Streitschrift nicht, wie Herr David sagt, gegen die Münchener, sondern gegen die Berliner Jüngsten gehen — namentlich gegen Bleibtreus „Revolution der Litteratur" — und auf Grund der Mitteilungen, die mir Keller darüber machte, darf ich auch, im Gegensatze zu Herrn David, die Ansicht aussprechen: man darf es wohl beklagen, daß die Schrift ungeschrieben geblieben ist. Sie hätte sich an innerem Werte hoch über das Niveau einer gelegentlichen Kampfschrift erhoben.
>
> Einige Monate darauf im November 1886 las ich die Notiz, Keller befinde sich nicht wohl. Ich

fragte bei ihm an, er erwiderte: Leider habe die Notiz nicht gelogen, er müsse sich daher auch bezüglich des Keller-Heftes Geduld erbitten.

Wieder nach einiger Zeit fragte ich an und erhielt die Antwort: er könne leider nichts mehr produzieren. Daß dies die Wahrheit war, weiß man ja.

Kurz vor seinem 70. Geburtstage schrieb ich ihm nun, ob nicht das längst vereinbarte Heft bei dieser Gelegenheit erscheinen könne. Da er ja leider fortdauernd leidend sei, so genüge mir Porträt und Autograph.

Hierauf erhielt ich ein höchst unwirsches Telegramm, in dem er sich meine gute Absicht kurzweg verbat."

Ich fügte diesen Thatsachen an die „Neue freie Presse" die bereits oben gegebene Bemerkung bei; daß ich mir den, sonst unerklärlichen Vorfall einzig aus seinem körperlichen Befinden zu jener Zeit zu deuten wüßte und daß diese Deutung auch von Männern geteilt werde, die damals näher mit ihm verkehrt. — Zu der Stelle dieses Briefes, die sich auf die naturalistische Streitschrift bezieht, bemerke ich, daß Herr David in jenem Feuilleton geschrieben hatte: . . . „So wollte er gegen die Münchener Jüngsten, die ihn mehrfach angerempelt hatten, dreinfahren, ohne dazu zu kommen. Man darf dies nicht beklagen."

„Ich denke" — schloß ich meinen Brief an die „Neue freie Presse" — „dies wird jedem Unbefangenen genügen." Diese Zuversicht darf mich umsomehr gegenüber den Lesern dieser Zeitschrift erfüllen. Wohl habe ich vor, die Briefe Kellers an mich — sie gehören zu den freundlichsten, die er je geschrieben — mitzuteilen, sowie die schönen und anregenden Stunden zu schildern, die er mir damals in Zürich geschenkt, aber es widerstrebt mir, dies heute und gleichsam zur Verteidigung zu thun. Es wird sich später bessere Zeit und Stimmung bei Schreiber und Lesern dafür finden.

Leider aber habe ich noch über Herrn J. J. David einige Worte zu sagen. Obwohl ich ihn mit keiner Silbe angegriffen, auch seine persönlichen Beziehungen zu mir mit keinem Worte angedeutet, fühlte er doch das Bedürfnis, in der Sache nochmals zu sprechen. Nachdem die „Neue freie Presse" meinen Brief am 12. Juli veröffentlicht, ließ er am folgenden Tage folgende Zuschrift an die Redaktion erscheinen:

Verehrliche Redaktion! Karl Emil Franzos, ein Mann, den irgend anzugreifen mir fern lag, und undankbar von mir wäre, berichtigt heute Einzelnheiten meines Feuilletons über Adolf Freys „Erinnerungen an Gottfried Keller". Er schöpft aus privaten Quellen, die mir nicht zu Gebote standen. Ich war nur Berichterstatter, dessen ganzes Verdienst bekanntlich die Treue ist.

„Erinnerungen an Gottfried Keller" von Adolf Frey, Seite 93: „Als ihn der Leiter einer angesehenen" — ich schrieb ersten — „deutschen Zeitschrift um Photographie und Autograph anging, womit er eine zum siebzigsten Geburtstage des Dichters geplante Gottfried-Keller-Nummer zu zieren dachte, lehnte er den Wunsch ab und erklärte einem Freunde, er habe sich fast ein halbes Jahrhundert abgemartert, um seinen Poetennamen blank zu erhalten, und wolle darum von solchen Dingen nichts wissen". Was vorherging, davon konnte ich nicht unterrichtet sein und es ging mich auch nichts an bei der Aufgabe, die mir diesmal gestellt war.

Seite 131: „Weniger erbaut äußerte er sich auf der Weiterfahrt über die jüngste litterarische Richtung Deutschlands, dessen Münchener Hegemonen ihn herausfordernd angefahren hatten und mit denen er noch ein Hühnchen zu rupfen gedachte." Mußt ich nicht Frey glauben, der sonst durchaus zuverlässig erscheint und mit dem Dichter in persönlicher Gemeinschaft lebte?"

Wie man sieht, verteidigt sich Herr David, obwohl ich ihn nicht angegriffen habe, was an ein bekanntes französisches Sprichwort erinnert. Herr David sagt nicht, warum in aller Welt er sich veranlaßt gefühlt, die „Deutsche Dichtung" in diesem Zusammenhange zu nennen, obwohl es Frey nicht gethan, und doch ist dies der einzige Punkt, dessen ich, allerdings ganz objektiv, gedacht. Hiergegen sagt er vieles Andere: er benutzt diese Gelegenheit, um die einzige Stelle aus Freys Bericht, die sich noch, wie er glaubt, gegen mich verwerten läßt, nachträglich anzuführen, nachdem er es in seinem Feuilleton leider unterlassen, er versichert, daß er „nur Berichterstatter war, dessen ganzes Verdienst die Treue ist" — siehe oben meine Parallele — er hebt hervor, daß er die „Deutsche Dichtung" ein „erstes Blatt" genannt, während Herr Frey nur von einer „angesehenen Zeitschrift" gesprochen. Und statt dies zu lohnen, habe ich es gewagt, zu sagen: „Herr David irrt, es waren die Berliner Realisten". Aber er glaubt Herrn Frey. Nebenbei bemerkt meine ich trotzdem, daß Herr Frey irrt; von Münchenern nannte mir Keller nur M. G. Conrad; die Verwechslung erklärt sich wahrscheinlich daraus, daß das Organ der Naturalisten, die „Gesellschaft" damals in München erschien. Daß Herr David nicht wissen konnte, was vorausgegangen, ist sehr richtig, aber daß es ihn nichts anging, nicht. Wer in einem Buche eine Stelle findet, die sich auf ein Dutzend Zeitschriften beziehen kann und bezieht sie auf eine, hat die Pflicht sich zu orientieren, ob er da nicht Unrecht thut, weil eben vielleicht „was vorherging" . . .

Was aber die Bemerkung des Herrn J. J. David betrifft, daß mich anzugreifen undankbar von ihm wäre, so erinnert sie mich an eine Wiener Straßenscene, die ich vor Jahren mit angesehen. Ein älterer Mann tritt aus einem Hausflur, ein Knabe schleicht sich an ihn heran und hängt ihm eine aus Papier geschnittene Fratze an den Rock. Der Mann merkt's, kehrt um und faßt den Knaben. „Lassen's mi aus, Herr Göd (Pathe)," ruft dieser. „I war's ja net! I werd' doch mein' Göd so was net anthun . . .?!"

Berlin, 15. Juli 1892.

Karl Emil Franzos.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Ein Abtrünniger.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

(Fortsetzung.)

„Ist es recht so?“ mußte ich mich unablässig fragen, wenn mich die Geschehnisse jedes Tages immer weiter weg führten von den alten Genossen — und grübelte und prüfte mich und quälte mich, bis die Erkenntnis in mir feststand: „Du folgst auch hier nur Deiner Überzeugung. Mögen sie über Dich denken, wie sie wollen!“

Wie sehnte ich mich nach einem Freunde, einer ernsthaft suchenden Seele gleich der meinen! Gewiß gab es deren viele, vielleicht hunderte in der Menge, die sich vor meinen Augen ungestüm in wirrem Knäuel weiter schob, nicht von Gedanken, sondern von Phrasen geführt, immer weiter den tollsten Zielen zu. Aber wie sie finden?! Mir war ähnlich zu Mute, wie vor acht Jahren in Graz. Noch war ich ein tief gläubiger Anhänger der Freiheit, aber nicht des Radikalismus mehr, wie ich einst noch vor Gott überzeugt gewesen, aber nicht mehr von den Formen, in denen ich ihn bis dahin angebetet. Jedoch jede Idee bedarf ja der Form, wenn sie kein Hirngespinst bleiben soll, und wie mir damals der Zweifel an den Priestern den Kern des Glaubens zu zerstören begann, so geschah mir nun Ähnliches mit dem Gedanken der Freiheit. Ich wiederhole: wie sehnte ich mich nach einem Menschen, der mir nun dasselbe bedeuten konnte, wie damals Binnenthal!

Darum war auch einer meiner ersten Gänge der zu seines Vaters Hause gewesen. Der alte Herr lebte nun im Ruhestande; er empfing mich nicht eben freundlich, als ich, nach der damaligen Mode die schwarz-rot-goldene Kokarde im Knopfloch, bei ihm eintrat.

„Mein Sohn“, sagte er mir, „ist dort, wo jeder jüngere Mann heutzutage sein sollte, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Er dient seinem Kaiser. Er kann leider nicht Soldat sein, daran hindert ihn sein Körper. Da es aber in der italienischen Armee an Auditoren gefehlt hat, so hat er sein hiesiges Amt als Adjunkt beim Landesgericht aufgegeben und sich Radetzky zur Verfügung gestellt. Er ist jetzt dem Festungs-Kommando in Verona als Auditor zugeteilt ... Andere denken anders; ich bin auf meinen Sohn stolz ...“

Und während er so sprach, hielt Herr von Binnenthal die Augen starr auf meine Kokarde gerichtet; der Ausdruck seines Gesichts wurde immer abweisender, und als er schloß: „Adieu, Herr Winter!“ klang es im Ton kaum anders als wenn er mir zugerufen hätte: „Hinaus mit Dir, Rebell!“

Ich verargte es ihm nicht. Meine einzige Empfindung war: „Wär' ich ebenso mit mir einig, wie mein Freund! Er ist mir einst auf dem Weg zur inneren Befreiung vorangeschritten, er hat heute eine andere Richtung eingeschlagen als jene, die ich für richtig halte, aber sein Beweggrund war sicherlich auch diesmal eine klare, feste Überzeugung, wie sie ihn einst erfüllte. Wohl ihm! — er weiß immer, was er zu thun hat!“

Ich hatte oft vor, ihm zu schreiben, und unterließ es doch. Was ich ihm sagen, was ich von ihm hören wollte, läßt sich in keinen Brief hineinzwängen.

Binnenthal also mußte ich entbehren. Aber eine andere Gestalt meiner Jugendzeit tauchte vor mir auf, nur einmal und flüchtig, aber auch diese kurze Begegnung genügte, um meine innere Unsicherheit zu erhöhen.

Schon im April war ab und zu auch eine weibliche Rednerin auf die Tribüne getreten und hatte den Führern jenes Quantum an Phrasen, dessen es bei jeder Volksversammlung bedurfte, zu bestreiten geholfen; in den ersten Maitagen tauchten diese Bannerträgerinnen der Freiheit in

immer größerer Zahl auf. Es waren größtenteils keine Österreicherinnen, sondern Deutsche, Französinnen, Italienerinnen. Man konnte sie in zwei Gattungen einteilen: exaltierte Blaustrümpfe, die durch ihre Reden jene Befriedigung ihrer Eitelkeit zu erlangen suchten, die ihnen kraft ihrer äußeren Erscheinung nicht zu Teil werden konnte, oder noch leidlich junge Abenteurerinnen, die es auch in den Zeiten der vormärzlichen Reaktion nicht an Beweisen ihrer allgemeinen Menschenliebe hatten fehlen lassen; einige von ihnen waren sogar noch hübsch. Die erste Gattung wirkte mehr durch Reden, die andere mehr durch Geberden: die Art, wie sie auf der Tribüne eine schwarz-rot-goldene Fahne schwangen und dabei irgend ein gerade besonders populäres Schlagwort in die Menge riefen.

Ich hatte sie nachgerade alle bewundern können, die Rednerinnen und die Fahnenschwingerinnen, denn da es täglich Dutzende solcher Versammlungen gab, über die auch die „Presse" berichten mußte, so mußten meine Kollegen und ich, wenn unser Tagewerk in der Redaktion gethan war, dort im Qualm und Bierdunst unsere politische Bildung bereichern.

So hatte ich mich auch eines Abends pflichtgemäß in einem Saal der Leopoldstadt eingefunden, der vorher und nachher weit profaneren Zwecken gedient hat, als der Erziehung der Nation für die Republik, dem „Sperl", dem Wiener Mabille. Als ich mich durch die Menge gedrängt — es waren Kleinbürger mit ihren Frauen, Arbeiter und Studenten mit ihren Freundinnen, auch viel Gesindel — und am Tisch der Berichterstatter Platz genommen, flüsterte mir ein Kollege zu, heute gebe es etwas Besonderes: Eine Bannerträgerin, die noch passabel hübsch und jung sei und dennoch reden könne; sie sei bereits einmal aufgetreten, würde aber zum nächsten Punkt der Tagesordnung: „Was ist die beste Staatsform?" wieder das Wort ergreifen. Eine Italienerin, Marchesa Francesca de Strassini, aber für den Adel wolle er sich nicht verbürgen und für die Nationalität auch nicht. Denn das Frauenzimmer habe recht volkstümliche Manieren und spreche merkwürdig gut deutsch.

Meine nicht allzu große Neugierde sollte rasch und in einer mir unerwarteten Weise befriedigt werden. Nachdem ein Redner die Abschaffung des Erbrechts beantragt, die Versammlung dem zugestimmt und damit die soziale Frage gelöst hatte, rief der Leiter der Versammlung, es war ein czechischer Schneidermeister: „Nu mach me noch Republik! Nachher wird getanzt!" — und als die Versammlung rief: „für die Republik sei' ma ja eh! Gleich tanzen!" genügte die Bemerkung des Präsidenten: „Aber die wälische Gräfin wird ja reden!" um einen Beifallssturm zu entfesseln. Und unter diesem Klatschen und Rufen bestieg eine Frau in hellem Kleide, mit roter Schärpe, eine rote Fahne in der Hand, die Tribüne.

Ich blickte hin und fuhr empor. Und als sie zu reden begann, wich jeder Zweifel. Es war die Franzi Straßnigg.

Es währte eine Weile, bis ich sie unbefangen anblicken konnte, so sehr hatte mich die Erinnerung übermannt, nicht die an den kurzen, wilden Sinnenrausch, sondern an die entsetzlichen Qualen des Körpers und der Seele, mit denen ich ihn gebüßt. Sie mußte in den acht Jahren mancherlei erlebt haben, sie war stark geworden und sah älter aus, als sie war, aber immer noch so, daß ich wohl begriff, wie diese Art von „Schönheit" auf dieses Publikum wirken konnte. Darum war es ja auch ganz gleichgültig, was sie sprach, und für die Republik war die Versammlung ja ohnehin und jede Minute Zeit, bis der Tanz beginnen konnte, war verloren, immerhin habe ich selten einer Rede mit solcher Aufmerksamkeit gelauscht. Denn nie vorher war mir so klar geworden, wie viel man dem „Volke" bieten dürfe und was von seiner Reife für eine Gestaltung seiner Verhältnisse aus seiner eigenen Kraft zu erhoffen sei!

Es war keine eigentliche Rede, sondern eine Reihe von Fragen, auf welche die Menge die Antwort brüllte.

„Leut'," begann die Marchesa, „wann habt's Ös denn besser g'habt, früher oder jetzt?!"

„Jetzt!" riefen die Leute. Mein Kollege aber flüsterte mir erstaunt zu: „Teufel! Jetzt spricht die Italienerin gar im Wiener Dialekt!"

„Jetzt!" wiederholte sie. „Aber is denn jetzt schon All's gut?! Könnt's Ös so viel und so gute Sachen essen und trinken, wie jeder Graf, oder wie jeder Pfaff, oder wie jeder Erzherzog?!"

„Na!" brüllte das Volk. „Aber mögen möchten ma schon!"

„Na also! Aber warum haben's denn die besser?! Sind sie net a Menschen wie wir san (wie wir sind)? I bin a Gräfin, i könnt' selber

zu dem Lumpert (Gesindel) gehören, wann' i wollt! Aber i will net! Denn mir san alle Menschen!"

„Dös sein ma!" jubelte das Auditorium. Nur ein Student rief überlaut dazwischen: „Einige sind sogar auch Menscher (Dirnen)", was aber den Jubel nur erhöhte, ohne die Eintracht zu stören.

„Darum müssen Alle gleich sein! Der Adel wird abg'schafft!"

„Abg'schafft!" fiel die Menge ein. Aber an einer Stelle des Saales regte sich Widerspruch. Einige schienen heftig zu opponieren, Andere geboten Ruhe. Endlich klang vernehmlich zwischen den Rufen: „Maul halten!" „Werft's ihn' raus!" eine Stentorstimme:

„I bin Bürger vom Grund! I bin der Watschen (Ohrfeigen)-Karl! Wer was von meiner Waar' haben will, soll si' nur melden! Und i sag: Dös is a Unsinn! Der Adel muß bleiben! Noble Leut' brauch ma! Von was soll denn unsereins leben?!"

Einige lachten, Andere zischten zur Ruhe, aber mehrere Bürger riefen auch: „Das ist net so dumm! Und der Watschen-Karl hat drei Wagen! Was soll'n da erst mir sagen?!"

Die Marchesa war offenbar auch auf solche Zwischenfälle eingeschult. Sie gebot Ruhe und lud den Störer ein, vorzutreten. Es war ein herkulisch gebauter Mann, nach Kleidung und Gebahren offenbar ein Fiakerkutscher.

„Warum sind S' denn für den Adel?" fragte sie. „Sind S' denn net a (auch) a Bürger?!"

„Freili!" erwiderte er. „Aber wer soll denn nachher in' Prater fahren und zehn Flöreln (Florin, Gulden) dafür zahlen, wann's keine Grafen und Barone net giebt! Die reichen Leut' haben S' ja schon abg'schafft — geerbt wird nix mehr! Na, den Adel a no — und mir können verhungern!"

„Esel!" rief die Marchesa. „Wenn Alle gleich san, so kann ja jeder in' Prater fahren und Ihna a net zehn, sondern zwanzig Flöreln dafür zahlen!"

Der „Watschen-Karl" stand betreten da, die Menge aber klatschte und stampfte Beifall, daß die Wände dröhnten und eine dicke Staubwolke aufstieg, und die Anderen nutzten die Stimmung, um rasch die Priester und die Fürsten abschaffen zu lassen.

Nur eine Stelle der Resolution stieß noch auf Widerspruch, sogar auf einen erbitterten, die Abschaffung der stehenden Heere.

„Na!" riefen einige ältere Leute, offenbar alte Soldaten. „Dös giebt's net! Hab'n mir uns schinden lass'n müss'n, sollens die Jungen a net besser hab'n!"

Anderen ging die Sache gegen den Patriotismus: „Na dem Kaiser dienen is schön! Und wer soll denn nachher die Katzelmacher (Italiener) zum Land heraus jag'n?!" Daß sie aber die Dynastie abgesetzt und den ewigen Frieden zwischen den Völkern dekretiert, war diesen konsequenten Politikern nicht mehr bewußt.

Auch einige Freunde der Militär-Musik erhoben ihre Stimme. „Nachher gibt's a ka Burgmusik mehr! Dös gibt's net!"

Der heftigste Widerstand aber kam von einigen Vertreterinnen des schönen Geschlechts. „Wos?" schrien sie. „Kane Soldaten?! Ah da hört si (sich) Oll's auf! Das war (wäre) noch schöner! Mit Enk (Euch) fade Civilisten is ja nur a G'frett! (Langeweile, Mühsal)."

Aber auch diesen Sturm wußte die Marchesa zu beschwören.

„Ös dumme Ludern!" rief sie. „Nachher san ja Alle Soldaten!" . . . Und in den Jubel, der nun ausbrach, rief sie:

„Also — seid's Ös (Ihr) für die Republik oder net! ja oder nein!"

„Ja!" riefen sechshundert Stimmen zugleich und nun war auch die Frage der Staatsform gelöst.

Ich machte mich eilig aus dem Staube. Nach einem Wiedersehen mit der Franzi gelüstete es mich nicht. Auch vergaß ich sie bald wieder. Unauslöschlich aber war der Eindruck dieser Stunde auf meine Träume und Ideale.

Gewiß, so dachten nicht Alle! Und es waren Freigelassene, es waren Sklaven, die eben erst ihre Ketten gebrochen — wie sollten sie über die Freiheit vernünftigere Anschauungen haben, geschweige denn den richtigen Gebrauch von ihr machen können?! Aber zu ihrer Erziehung bedurfte es Jahrzehnte! Was aber nun, was bis dahin?! Der alte Bau war zertrümmert, und das war gut, denn er war morsch und das Wohnen darin verhängnisvoll gewesen, aber wie sollte der neue Bau aufgerichtet werden, jählings, gleichsam über Nacht?!

Und es lag wahrlich Grund genug vor, sich mit dieser Frage abzuquälen, denn

immer wirrer, immer düsterer wurde die Zeit. Der Kaiser floh aus Schönbrunn nach Innsbruck; in Wien regierte der Sicherheits-Ausschluß; Windischgrätz zog heran.

Wir Männer der „Presse" hatten einen schweren Stand, wir mußten die Wortführer der in Wien herrschenden Partei eben so energisch bekämpfen, wie den herannahenden reaktionären General — denn Beide standen nicht auf dem Boden des Gesetzes.

Aber für Niemand waren diese Tage schwerer, als für mich, besonders nachdem die Einschließung der Stadt zur Thatsache geworden und die Belagerung begonnen. Nicht nur deshalb, weil ich mir nun nicht mehr aus den lieben Augen in Mödling Kraft und Stärkung holen konnte! Aber mein Blut regte sich und kochte auf gegen die Fesseln des Verstandes.

Nicht umsonst war ich als Proletarier geboren worden, nicht umsonst Schüler des Christian Hager gewesen! „Was da draußen vor den Thoren liegt", rief es in mir, „sind dieselben Schergen, welche Du Dir einst zu bekämpfen gelobt! Nicht die Feder darf jetzt Deine Waffe sein, sondern das Schwert."

Kaum kann ich heute noch ruhig darüber sprechen: ich wiederhole, es war eine Zeit unsäglicher Kämpfe . . . . .

Aber das sollte ein jähes Ende nehmen, ein furchtbares Ende . . .

Es war am 29. Oktober 1848, gegen die elfte Abendstunde.

Den Tag über hatte es geregnet; mit der Dämmerung senkten sich kalte, schwere Nebel nieder. Es sah trostlos aus in den Straßen und trostlos in den Gemütern ihrer Bewohner. Noch leistete Wien den Belagerern Widerstand, aber es war nur mehr ein Kampf der Verzweiflung — daß die Stadt in die Hände der Soldateska fallen werde, fallen müßte, bezweifelte Niemand mehr.

Was fliehen konnte, hatte sich geflüchtet; die Zurückgebliebenen sahen entweder mit stumpfer Resignation ihrem Schicksal entgegen, oder eilten in wilder, verzweifelter Rauflust zu den Wällen, auf die Barrikaden.

Hier und da ward auch ein Friedfertiger dazu gepreßt.

Ich hatte Gelegenheit, dies zu beobachten, als ich um die erwähnte Stunde totmüde aus der Redaktion heim ging, meiner Wohnung zu, die am Ausgang der „Jägerzeile" lag. Mehr als einmal hielten mich auf diesem Wege Abteilungen der Studenten-Legion auf — damals nur noch zum geringsten Teile aus wirklichen Studenten bestehend — oder Nationalgardisten oder endlich Haufen bewaffneter Proletarier ohne jede Uniform: „Komm' mit!" hieß es, oder: „Du mußt mitkommen". Nur der Passierschein Messenhausers: „Der Redakteur Winter darf sich überall ungehindert bewegen" — befreite mich von ihnen.

Die Wahrheit zu gestehen — es wurde mir oft schwer, von diesem Papier Gebrauch zu machen. Als ich so die kriegerischen Zurufe hörte, die Waffen blitzen sah, dann spannten sich meine überreizten Nerven, mein Herz begann wild zu klopfen und mir war's, als riefe eine laute Stimme in mein Ohr:

„Ein Feigling, wer sich in dieser Stunde ruhig ins Bett legt."

Ich bezwang mich und eilte weiter, meiner Wohnung zu.

Je näher ich der Leopoldstadt kam, desto zahlreicher wurden die Bewaffneten, desto unheimlicher das wüste Toben, Jammern und Schreien in der nebligen, grausigen Oktobernacht; von den Türmen heulte die Sturmglocke, eine mächtige blutrote Lohe stand gegen Norden am Horizont.

„Die Kroaten haben die Brigittenau angezündet!" schrien die Einen, und Andere riefen:

„Rettet Euch, die Taborlinie ist erstürmt."

Je weiter ich vordrang, desto dichter wurden auch die Scharen der Flüchtlinge, die heulend und jammernd in die Stadt eilten.

In der Jägerzeile jedoch war es verhältnismäßig still und leer. Bewaffnete hielten den Eingang der Straße abgesperrt.

„Halt!" riefen sie mir zu und hielten mir das Bajonett vor. „Wohin?"

„Heim!"

„Heute geht man nicht heim, heute kämpft man!"

„Ich habe einen Passierschein!"

„Von wem?"

„Von Messenhauser!"

„Messenhauser ist auch ein Verräter!" schrieen sie.

„So?" fragte ich ruhig. „Seit wann?"

„Seit heute. Er will die Stadt übergeben. Nur Bem ist noch unser Mann!"

„Gut," sagte ich, „aber laßt mich heim!"

Aber sie ergriffen mich und schleppten mich vor ihren Anführer, der in einem der offenen Hausthore sein Bivouac aufgeschlagen.

Es war ein junger, blasser Italiener mit den Manieren eines echten Gentleman, ein Marchese Albini aus Venedig, den ich im Hochsommer flüchtig kennen gelernt.

„Es thut mir leid, Herr Winter," sagte er sanft. „Ich habe bestimmten Auftrag, den ich nicht überschreiten darf. Ich muß Sie bitten, dieses Gewehr hier zu nehmen" — er bot mir ein schweres, einläufiges Rohr — „und den Herren zu folgen" — er deutete auf zwei zerlumpte, versoffene Proletarier. „Diese Herren werden Sie auf die Barrikade geleiten, welche am Ende dieser Straße erbaut worden ist und bisher nur von wenigen verteidigt wird. Da diese Barrikade jedoch unter jeder Bedingung gehalten werden muß, so muß ich alle Vorübergehenden bitten, sich hinzubemühen. Sollten Sie, verehrter Herr," schloß er seine höfliche Rede mit derselben sanften Stimme, „sich dessen weigern, so würde ich Sie, zu meinem schmerzlichen Bedauern, sofort füsilieren lassen."

Ich nahm das Gewehr und wandte mich schweigend zum Gehen. Die beiden Proletarier wandelten neben mir her.

Je näher ich dem Praterstern kam, desto deutlicher wuchs mir durch den Nebel eine hohe Wand entgegen, welche sich mitten in der Straße erhob.

Ein großes Feuer brannte an ihrem Fuße und auf der Höhe huschten Flämmchen hin und her, wie Irrlichter.

Das war die Barrikade.

Die Männer führten mich zu dem Feuer hin, um welches einige Bewaffnete saßen und lagen.

„Herr Hauptmann," meldete der Ältere, „hier ist Einer, den wir haben pressen müssen."

Aus dem Schatten, wo er bisher gekauert, erhob sich langsam ein kleiner Mann mit mächtigem Kalabreser. Das Feuer beleuchtete sein bleiches abgezehrtes Antlitz mit den unstät glühenden Augen.

„Hager!" schrie ich auf und stürzte auf ihn zu.

Er war es wirklich, obwohl krank und verwüstet, gleichsam sein eigenes Gespenst.

„Mein Junge!" rief er und öffnete die Arme und drückte mich an sein Herz, „mein lieber, alter Junge!"

Dann aber trat er zurück und maß mich mit scharfem prüfendem Blick.

„Ist es wahr?" fragte er. „Bist Du nur gezwungen hierher gekommen?"

„Ich war so müde," murmelte ich.

„Müde!" schrie er schrill auf. „Heute darf man nicht müde werden! . . . Georg, haben Jene wirklich recht, welche Dich einen Abtrünnigen nennen? Ich habe Böses von Dir gehört —"

„Hören Sie mich!" bat ich.

„Nein!" schrie er wild. „Ich will keine Sophismen anhören, mit denen Du Dich vor Dir selbst verteidigst. Ich will erfahren, wie es um Dich steht, durch ein einziges Wort. Ich stelle Dir frei zu bleiben oder nicht. Willst Du gehen — kein Haar soll Dir gekrümmt werden! Bleibst Du — so wirst Du blutige Arbeit bekommen, jeden Augenblick können die Kroaten hier sein. Und wir werden die Barrikade halten bis auf den letzten Mann. Nun wähle!"

„Ich bleibe!"

Die Augen des gebrochenen Mannes leuchteten in freudigem Glanze auf.

„Das ist meine letzte Freude auf Erden!" murmelte er und faßte mit krampfhaftem Druck meine Hand . . .

„Ich habe ohnehin schwer mit mir gekämpft," begann ich.

„Halt!" unterbrach er mich heftig. „Ich will nichts davon hören. Du bist freiwillig hier geblieben — das ist mir genug!"

Er zog mich auf den Sitz neben sich nieder. Die Anderen, Wiener Proletarier, Studenten, Polen, Deserteure in zerschlissenen Uniformen rückten respektvoll bei Seite.

„Es hat sich seltsam gefügt, mein Junge," sagte er mit mildem Lächeln. „In einer wüsten Nebelnacht haben wir uns verloren, in einer ähnlichen Nacht finden wir uns wieder. Hoffentlich revanchieren wir uns heute vorher noch ein wenig für jene Kugeln vor zwei Jahren, ehe wir selbst —"

Er stockte und atmete tief auf.

„Ehe wir selbst sterben!" ergänzte er dann mit demselben milden, ruhigen Lächeln.

Mich überlief es kalt und der Gedanke an Anna ging mir wie ein Schwert durch das tiefste Herz . . .

Er aber fuhr im selben Ton fort:

„Ich hätte einen so schönen Tod nicht mehr erwartet. Ich sterbe freilich in dem Bewußtsein, daß die heilige Sache hier eine Niederlage erleidet. Morgen ist Windischgrätz in der Hofburg. Aber anderwärts wird die Revolution siegen, weil sie siegen muß!"

„Sie haben mir verboten, von mir zu sprechen," sagte ich. „Aber wie ist es Ihnen ergangen?"

„Schlimm, mein Junge, aber was liegt heute daran? Anfangs wollten sie mich jählings töten — durch den Strick. Dann schien ihnen dies ein viel zu milder Tod und sie steckten mich in das tiefste Kellerloch des Spielbergs. Die Amnestie des März befreite mich nicht, erst Ende September öffnete sich durch einen Zufall auch mein Kerker. Was liegt daran? Meine Kraft ist gebrochen. Aber sie wird immerhin noch reichen, heute Nacht meinen Revolver einige Male abzudrücken."

Er richtete sich auf.

„Komm'," sagte er, „ich habe noch einige Vorbereitungen zum Empfange der Herren Sereschaner zu treffen. Hast Du eine gute Waffe?"

Ich zeigte ihm das plumpe Gewehr.

Er lächelte, schaffte mir ein besseres und hing mir selbst die Patronentasche um.

Dann besichtigten wir noch einmal die Barrikade. Sie war erst vor wenigen Stunden eilig erbaut worden, aber unter Hagers Aufsicht, also mit Benutzung seiner reichen Erfahrungen. Auf eine Unterlage von aufgerissenem Straßenpflaster waren zwei Omnibuswagen gehäuft worden, zu oberst noch das Fahrzeug eines Fiakers, so daß das Ganze beiläufig die Form einer Pyramide hatte. Die Lücken waren mit Hausgerät und Matratzen, so gut es ging, ausgefüllt. Unter den Geräten erkannte ich, freilich arg demoliert, meinen Kleiderschrank.

Ich teilte dies Hager mit.

„Wir haben das Gerümpel aus den benachbarten Häusern requiriert," sagte er, „wohnst Du so dicht in der Nähe?"

„Hier!" sagte ich und deutete auf das Haus, vor dem wir standen.

„Armer Junge!" erwiderte Hager darauf und drückte mir die Hand. Ich verstand damals nicht, was ihn da so plötzlich ergriffen hatte.

Im nächsten Augenblicke war er wieder hart und klar und wies jedem seinen Posten an. Auch die Streifwache des Marchese wurde nun herbeigeholt.

Wir waren zusammen an fünfzig Mann, was freilich an sich nicht viel sagen wollte und noch viel weniger, wenn man sich die Leute und ihre Waffen genauer ansah.

Aber Christian Hager nickte zufrieden.

„Es soll ihnen teuer zu stehen kommen!" murmelte er.

Wir faßten Posto und harrten. Das Stück Straße vor uns lag still, wie ausgestorben, und auch weiter draußen am Praterstern regte sich nichts.

Aber wir sollten nicht lange mehr zu harren haben.

Durch die Stille der Nacht scholl nahender Hufschlag. Bald sahen wir, vom Prater her, aus dem Nebel hervor, zwei Reiter auf uns zusprengen, Ulanen . . .

„Ihr Jäger rechts," rief Hager zweien Deserteuren zu, „nehmt sie aufs Korn!"

Die Ulanen ritten bis auf zwanzig Schritt Distanz an uns heran.

„Feuer!" rief Hager.

Zwei Kugeln pfiffen, der eine Reiter sank vom Pferde, der andere sprengte in tollem Galopp zurück.

„In zehn Minuten haben wir Infanterie vor uns," sagte Hager.

Er irrte nicht.

Bald klang uns leises, dumpfes, fernes Geräusch ins Ohr. Er währte unablässig und wuchs von Sekunde zu Sekunde.

Ich blickte Hager fragend an, der sich lauschend vorgebeugt.

„Trommelwirbel!" sagte er. Dann nach einer Weile, als der rätselhafte Schall immer stärker aufschwoll:

„Mindestens ein Bataillon."

Plötzlich fuhr er zusammen.

„Das ist schlimm!" murmelte er, „nun — gleichviel!"

„Was giebt's?" fragte ich.

„Sie führen auch Kanonen," flüsterte er.

Bald ward auch einem minder geübten Ohr das Geräusch unterscheidbar: Der Klang der Trommel, der dumpfe Schall der unzähligen Tritte, das dumpfe Dröhnen der Kanonen auf dem Straßenpflaster. Und bald konnte auch das Auge die Heranziehenden durch den dichten Nebelflor gewahren — eine dunkle Masse, welche die ganze Breite der Straße erfüllte und sich langsam vorwärts schob.

„Halt!" hörte man das Kommando gedämpft herüberklingen — die Masse stand regungslos.

Wieder ward der Hufschlag eines Rosses hörbar, ein Offizier ritt auf uns zu. Es war ein blutjunger Adjutant — er schwenkte ein weißes Tuch in der Rechten.

Der Jäger, der vorhin den Ulanen erschossen, hob langsam seine Flinte.

Hager bemerkte es.

„Wer den Parlamentär erschießt", rief er mit gedämpfter, aber uns Allen vernehmlicher Stimme, „den erschieße ich sofort."

Der Jäger zuckte die Achseln und senkte den Lauf.

Der junge Offizier kam dicht heran.

„Wer ist Euer Anführer?" rief er.

Christian Hager trat auf die Spitze der Barrikade.

„Sie wünschen?" fragte er höflich.

„Ergeben Sie sich!" rief der Offizier, „Sie können die Barrikade nicht eine halbe Stunde halten!"

„Wollen sehen!" sagte Hager.

„Es wäre nutzloses Blutvergießen. Wir haben Kanonen!"

„Dann wäre es ja nur Rebellenblut!" sagte Hager kalt. „Zurück!"

Der Offizier wandte sein Pferd.

„Die Taborlinie scheint noch nicht genommen", flüsterte mir Hager zu. „Sonst hätte er sicherlich auch diesen Trumpf ausgespielt!"

„Dann wären wir verloren?" fragte ich.

„Wir sind es auch so, mein Junge", erwiderte der kleine Mann mit trübem Lächeln. „Die Straße ist breit und gerade, das Pflaster nur auf zwanzig Schritte Entfernung aufgerissen. Sie können die Barrikade und uns, ohne einen Mann zu verlieren, in Grund und Boden hinein kartätschen."

Er hatte kaum ausgesprochen, als zischend die erste Kugel geflogen kam und über unsere Köpfe hinwegging.

Ebenso die zweite.

„Nun werden sie niedriger richten und Kartätschen nehmen", flüsterte Hager.

Und wieder erfüllte sich sein Wort.

Aber die Sprenggeschosse wühlten sich, ohne zu krepieren, in das schlammige Erdreich vor der Barrikade ein und überschütteten uns nur mit einem Hagel von Kot und Steinchen.

Erst die dritte Ladung traf — die Barrikade barst unter furchtbarem Krachen, die Getroffenen heulten auf — von den Anderen warf die Mehrzahl die Waffe weg und lief jammernd gegen die Stadt zu.

„Hunde!" schrie Hager.

Dann richtete er sich hoch auf.

„Sie stürmen", rief er uns zu. „Vorwärts, zum Empfang!"

Aber da waren auch schon die Soldaten.

„Komm', mein Junge!" schrie mir Hager zu und stürzte ihnen entgegen.

Nur zwei Schritte — da traf ihn eine Kugel mitten durchs Herz. Ich fing ihn auf — er war tot. Im selben Moment krachte ein furchtbarer Schlag auf meinen Schädel nieder und ich sank leblos zusammen. — —

XIX.

Als ich aus dem Wundfieber erwachte, blickte ich in die schönen, von Thränen umflorten Augen meiner Braut. Der Major stand daneben und hielt meine Hand in der seinen.

Ein glücklicher Zufall hatte mein Leben gerettet. Die Soldaten hatten mich nicht, wie die anderen Schwerverwundeten, nach dem bei Florisdorf errichteten Spital der Kaiserlichen geschleppt; ich gab kein Lebenszeichen von mir, sie hielten mich für tot und ließen mich auf dem Straßenpflaster liegen. Es war dies, wie bereits erwähnt, in der Nähe jenes Hauses der Jägerzeile, in welchem ich ein Stübchen inne gehabt. Als sich der Kampf weiter gegen die innere Stadt zog, der Ferdinands-Brücke zu, und die Truppen die untere Jägerzeile verlassen hatten, kamen im Morgengrauen die Bewohner hervor, um die Leichen vor ihren Thoren wegzuräumen, den Verwundeten beizustehen. Meine Hausgenossen erkannten mich, und da ich aufstöhnte, als sie mich anfaßten, so brachten sie mich schleunig in meine Stube, verbanden meine Wunden, so gut sie konnten, und schafften dann auch heimlich einen Arzt herbei, der meine Behandlung übernahm.

Die guten Menschen hatten durch dieses Werk der Nächstenliebe eine nicht geringe Gefahr auf sich geladen.

Wien war gefallen, die Revolution gebrochen, das Kriegsgericht waltete über der Stadt. Wer um einen Rebellen wußte, und ihn nicht sofort anzeigte, wer ihm vollends Hilfe leistete, machte sich selbst eines Verbrechens schuldig. Gleichwohl fand sich weder unter meinen Hausgenossen, noch unter den anderen Bewohnern dieser Straße, obwohl Alle um mich und meinen Zustand wußten, ein Verräter.

Am 2. November, unmittelbar nach dem die Linienthore wieder eröffnet worden, und der Verkehr zwischen Stadt und Land ermöglicht war, eilte der Major in die Stadt. In der Redaktion der Zeitung, wo er mich zuerst aufsuchte, fand er nur verschlossene Thüren; die Büreaus waren

vom General-Kommando gesperrt, das Blatt unterdrückt worden.

Auch in meiner Wohnung hätte er mich fast nicht aufgefunden: der alte Herr hatte sich, um in der Stadt, in welcher die kroatische Soldateska hauste, unbehelligt zu bleiben, in seine Uniform gezwängt; meine biederen Hausleute mißtrauten dem Offizier, den sie für einen Abgesandten des Kriegsgerichts hielten, und leugneten rundweg, etwas von meiner Existenz zu wissen. Aber während sie dies dem Major im Vorzimmer eben mit den beweglichsten Worten beteuerten, schrie ich drinnen in meiner Stube — ich lag im Wundfieber — wild auf. Der alte Herr erkannte meine Stimme und erzwang sich nun den Eintritt in meine Stube.

Die guten Leute waren entsetzt und trauten den Beteurungen nicht, durch die er sie zu beruhigen suchte. Als er sich hastig verabschiedete, hatten sie gute Lust, mich inzwischen bei Seite zu bringen, so daß der Arzt Mühe hatte, sie davon abzuhalten, und als Geistenau zwei Stunden später mit Wagen und Wärter erschien, um mich nach Mödling zu schaffen, waren sie fest überzeugt, daß ich nun ins Gefängnis transportiert würde.

„Es wird ja nicht gerade mit diesem Einen eine Ausnahme gemacht werden!" meinten sie. Sie irrten — freilich leider nicht für lange. Es war dem verabschiedeten Militär durch seine Verbindungen aus früheren Tagen geglückt, einen Erlaubnis-Schein zu erwirken, kraft dessen er den „kranken Neffen" durch die noch immer scharf überwachten Linien in sein stilles Haus bringen konnte. Der Vorsicht halber, im Hinblick auf meine Prager Geschichten, die ja nun wieder eine sehr gefährliche Erinnerung für mich geworden, hatte er dabei einen anderen Namen genannt.

Aber so gut sollte es mir nicht werden. Der Arzt blieb, wie vorhin meinen Hausleuten, so nun dem Major gegenüber bei seiner Entscheidung, ich dürfe unter keinen Umständen aus dem Hause geschafft werden. Auf alle Hinweisungen, wie gefährlich mein ferneres Verbleiben in der Wohnung sei, hatte er nur immer die eine Antwort: „Es hat sich bisher kein Verräter gefunden, hoffentlich auch ferner nicht. Mit der Möglichkeit einer äußeren Gefahr aber kann ich als Arzt nicht rechnen, sondern nur mit jener, welche die Krankheit selbst meinem Patienten bringt. Bleibt er hier, so wird er ganz gewiß gesund; macht er, mitten im heftigsten Wundfieber, eine stundenlange Fahrt, so kommt er vielleicht nicht davon. Ergo: er bleibt. Punctum."

Dagegen war nun freilich nicht aufzukommen. Der Major mußte sich begnügen, den Wärter in meiner Stube zu lassen und mir jede Pflege und Bequemlichkeit zu schaffen, die in solchen Zeitläuften, in einem verwüsteten Stadtviertel möglich war. Und da sich Anna nach mir sehnte und diesem echten Menschen alles Kleinliche fremd war, so nahm er sie einmal in meine Stube mit.

So durften meine Augen, als sie zuerst wieder das Licht sahen, sich zugleich an dem Schönsten erfreuen, was es für sie auf Erden gab.

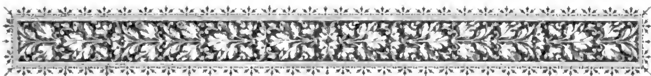
Das war am 5. November gewesen. Am 7. November — der Arzt hatte eine Stunde vorher erklärt, daß ich nun außer Gefahr sei und nach Mödling gebracht werden könne — drang ein Militär-Piket in meine Stube und führte mich als Gefangenen mit. Der Arzt, den meine braven Pfleger rasch herbeischafften, konnte nur so viel erreichen, daß ich nicht auch nach der Kaserne am Selzgries gebracht wurde, wie die anderen Gefangenen, sondern als Kranker in das Spital bei Floridsdorf.

Anna und der Major waren in Verzweiflung. Das Kriegsgericht — ein im offenen Kampf gegen kaiserliche Truppen verwundeter Mensch von schwer bemakelter Vergangenheit — ein Hochverräter, der kaum ein Jahr zuvor in contumaciam zu zwanzigjähriger Kerkerstrafe verurteilt worden — hier hatte auch seine Macht ihre Grenzen. Mein Schicksal schien besiegelt; im besten Falle wurde ich erschossen, im schlimmeren auf zwanzig Jahre als gemeiner Soldat in eine Strafkompagnie eingestellt, das heißt: ich wurde noch fünf oder zehn Jahre gefoltert, ehe mich der Tod erlösen durfte. Denn länger als zehn Jahre hätte selbst ein Riese die Qualen und Mühsale des Lebens nicht ertragen, welches der unglücklichen, zu solchem Strafdienst verurteilten Männer harrte.

Das wußten meine Freunde, wußte ich selbst. Und wäre mir noch ein Hoffnungsschimmer geblieben, meine Schicksalsgenossen im Spital hätten ihn mir geraubt.

(Fortsetzung folgt.)





Sein Kind.

Schauspiel in vier Aufzügen von Ernst Wichert.

(Schluß.)

Kerscholla (aufstehend). Das überrascht mich sehr unangenehm. Ich erlaubte mir bei der letzten Prolongation dem Herrn Baron anzudeuten, daß ich nicht in der Lage sein würde, noch einmal Frist zu bewilligen — unter keinen Umständen. Der Herr Baron gaben mir die Versicherung, daß im Notfall der Herr Graf Elgersheim einspringen würde. Ich habe Glauben geschenkt.

Baron. Sie dürfen überzeugt sein, daß ich gute Gründe habe, die Hilfe des Herrn Grafen gerade jetzt nicht in Anspruch zu nehmen.

Kerscholla. Aber diese Gründe —

Baron. Interessieren Sie selbstverständlich nicht. Kurz — ich kann nicht zahlen, zur Zeit nicht einmal eine weitere Verpflichtung eingehen.

Kerscholla. Herr Baron, Ihr ganzer Kredit ist gefährdet, wenn Sie mir nicht gerecht werden. Bedenken Sie das! Zwingen Sie mich nicht zur gerichtlichen Klage. Ich bin als ein coulanter Geschäftsmann bekannt. Wenn aber der Spaß aufhört —

Baron. Er hört auf. (Er öffnet den Pistolenkasten, mustert den Inhalt und schließt ihn wieder.)

Kerscholla. Wenn Sie mir die Bürgschaft des Herrn Grafen —

Baron. Ich sagte Ihnen schon meine Meinung.

Kerscholla. Herr Baron, man will doch seine kleinen Ersparnisse nicht verlieren. Wenn das Ehrenwort eines solchen Mannes nicht mehr gilt —

Baron (drückt die Glocke). Lassen Sie mich pfänden, wenn Sie nicht Geduld haben wollen — wozu ich Ihnen nicht einmal rate.

Kerscholla. Aber auch die längste Geduld —

Diener (tritt ein).

Baron. Der Herr ist abgefertigt.

Kerscholla. Mir das? (Drohend.) Aber verlassen Sie sich darauf, er kommt wieder! (Ab nach links mit dem Diener.)

Baron. Das sieht aus wie der Anfang des Endes. Die Maschine stockt, das Feuer verlischt — noch ein paar Drehungen der Räder, dann stehen sie still. So ein jämmerliches Nichts! — Sonst kaum beachtet. Und jetzt der Kopf ganz dumm, jeder Nerv gelähmt. Als ob sich plötzlich eine kalte Hand — eine Hand aus dem Grabe ... Meine Tochter! Jetzt erst ist sie's, da sie weiß, daß sie's ist. Warum ließ ich nicht alles, wie es war? Welche unbegreifliche Narrheit, mir einzureden, daß ich sie so zu ihrem Glück nötigen könnte. Als ob nicht gerade dies ... (Er schlägt sich vor die Stirn.) — Ja, wenn der Graf ... Jetzt giebt's nur das Eine, was er wollen darf, wenn er sie liebt. Er muß wollen! Ich bin es ihr schuldig, ihn zu zwingen. Und wenn diese Karte gegen mich schlägt ... dann ist alles verspielt.

Vierter Auftritt.

Baron. Flora (von rechts).

Flora. Sie endlich hier, Herr Baron?

Baron. Wie Du siehst, Kind. — War Graf Elgersheim schon hier?

Flora. Nein.

Baron. Er kann mich nicht im Stich lassen wollen! Obgleich ... Es wankt alles. Ich bat ihn durch ein Billet gerade zu dieser Stunde hierher. Wie geht's denn dem Kranken?

Flora. Seit gestern Abend viel besser; es scheint da eine Krisis eingetreten zu sein. Er ist vor einer Stunde aufgestanden und war eben hier — freilich sehr schwach.

Baron. Weiß er, wo er ist?

Flora. Jetzt weiß er's.

Baron. Und wie nahm er's auf?

Flora. Nun ... Seine Gedanken beschäftigten sich viel mit Lydia. Er fragte zwei-, dreimal nach seiner Tochter — allerdings so sonderbar ...

Baron. Seiner Tochter.

Flora. Er liebt sie zärtlich.

Baron. Ah —! er hat sie von sich gestoßen. Es fehlte wenig, daß er sie mißhandelte.

Flora. Aber aus welchem Grunde?

Baron (ausweichend). Lydia weiß, daß der Alte lebt und irgendwo sicher aufgehoben ist. Irgendwo. Ich habe bisher nicht gewagt, ihr seinen Aufenthaltsort mitzuteilen; sie wäre zu ihm geeilt und es hätte

leicht wieder eine Scene gegeben. Das Mädchen ist ganz närrisch und der Alte ist ein gefährlicher Toller.

Flora. Jetzt sicher nicht mehr. Er hat dringend nach Lydia verlangt.

Baron. Sie können sie benachrichtigen, Flora. Ob sie allerdings hierher . . .? Aber mit Ihnen vielleicht. Sagen Sie ihr, daß sie mich nicht antrifft.

Flora. War das ein Mittel —! O, Herr Baron, was haben Sie gethan?

Baron. Hätt' ich ahnen können . . . Das Bedenken kommt nun zu spät.

Flora. Ein so junges, unerfahrenes Ding! Wie konnten sie dem so ein Leid anthun? Es erklärt sich, daß der Vater alle Fassung verlor.

Baron. Was machen Sie sich für Gedanken, Flora?

Flora. Es stimmt nicht ganz zu den wirren Reden des Alten. Aber was sonst kann —? Herr Baron! Vielleicht ist noch nichts Unwiederbringliches zu beklagen. Stehen Sie ab — ich bitte Sie.

Baron. Eine eifersüchtige Grille scheint's —

Flora. Ach —! Nein, gewiß nicht. Ich sagte Ihnen noch nicht, Herr Baron. Mein Entschluß, dieses Haus zu verlassen, war ohnedies längst gefaßt.

Baron. Flora —!

Flora. Heut erhielt ich die Nachricht, daß ich beim Theater wieder in Dienst treten kann. Ich wartete nur Ihre Rückkehr ab.

Baron. Weshalb aber — weshalb?

Flora. Mein Gott, der Grund ist so lächerlich, Herr Baron. Nennen Sie mich grillenhaft.

Baron. Das stimmt zu Ihnen schlecht. Es war mit Ihnen gut leben; Sie fügten sich verständig in alles Folgerichtige, eine Tugend, die so wenige Ihres Geschlechtes ziert. Ich werde Sie vermissen — gewiß . . . wenn ich dann überhaupt noch etwas vermisse.

Flora. Sie sehen nun, daß nichts, als ein herzliches Erbarmen —

Baron. Aber Sie wissen nicht . . . Lydia ist — meine Tochter.

Flora. Ihre Tochter? Herr Baron —!

Baron. Ich sage die Wahrheit. Sind Sie nun beruhigt?

Flora. Das freilich — Ihre Tochter. — (Verstehend.) Und der Kranke dort — wußte bis dahin nicht . . .

Baron. Erfreuen Sie selbst Lydia durch die Nachricht, daß er nach ihr verlangt.

Flora. O wie gern. (Ab nach rechts hinten.)

Diener (tritt von hinten her ein und überreicht eine Karte).

Baron. Graf Elgersheim — (sieht nach der Uhr) endlich. Sehr willkommen.

Diener (öffnet und geht ab).

Fünfter Auftritt.

Baron Remse. Graf Elgersheim.

Graf (immer kühl). Guten Morgen, Herr Baron.

Baron. Ah, lieber Herr Graf, ich wartete also nicht umsonst auf Sie.

Graf. Ich fand Ihre Karte. Sie wünschen mich zu sprechen —

Baron. Man sah Sie ja nirgends.

Graf. Ich war verreist — hundert Meilen weit, und wollte noch weiter.

Baron. Nun?

Graf. Hm —! und bin wieder umgekehrt — die Nacht durch gefahren.

Baron. Sie hatten es also, wie es scheint, noch eiliger mit der Rückkehr, als mit der Flucht.

Graf. Mit der Flucht? Ich wüßte nicht —

Baron. Nennen Sie's, wie Sie's wollen. Ich hatte vorgestern die Absicht, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten, fand Sie aber nicht mehr zu Hause.

Graf. Ich hoffe, es ist noch nicht zu spät —

Baron. Doch. Aber ich habe mich indessen anders besonnen. Es handelte sich um eine etwas wunderliche Herausforderung. Ein gewisser Dr. Engel —

Graf. Ah! Bei dessen Mutter Schilper wohnt.

Baron. Ganz recht.

Graf. Lydia hat sich unter den Schutz der Leute gestellt. Ich versuchte vergeblich, bei ihr vorgelassen zu werden.

Baron. Dieser Dr. Engel fühlt sich genüßigt, ihr Ritterdienste zu leisten, wahrscheinlich ohne daß sie selbst etwas davon weiß. Sonst hätte sie's verboten. Er behauptet, ich hätte sie beleidigt, verlangte in etwas brüskem Ton eine Erklärung vor Zeugen und forderte mich, da sie selbstverständlich verweigert wurde, nach einem heftiger werdenden Wortwechsel vor die Pistole. Ich dachte einen Augenblick daran, die studentische Keckheit dieses jungen Bourgeois zu züchtigen. Aber in meinem Stande und in meinen Jahren . . . es widerstrebte mir bald. Ich schrieb ihm, daß ich mich nicht mit ihm schlagen werde. Und Sie hätten auch mein Sekundant nicht sein können. Wenn doch Kugeln gewechselt werden müssen . . . Aber wir werden ja sehen.

Graf. Schilper liegt noch bei Ihnen krank?

Baron. Er soll heut aufgestanden sein.

Graf. Und Lydia —? (Unruhig auf- und abgehend.)

Baron (setzt sich an den Kamin). Lydias wegen mußte ich Sie sprechen. Setzen Sie sich doch zu mir. (Reicht ihm die Cigarrentasche.) Rauchen Sie?

Graf. Ich danke. Später vielleicht eine Cigarette. Mir fehlt jede Aufmerksamkeit dafür. Die Cigarre würde Sie eine Schachtel Streichhölzer kosten.

Baron. So weit wäre ich allenfalls noch tanti. Aber setzen Sie sich.

Graf (setzt sich). Wenn's Fräulein Lydia betrifft —

Baron (der eine Cigarre anzündet). Sie erlauben. — Lydia hat viel von der Gemütsart ihrer Mutter. Sie wird nicht fertig werden mit diesem Verlust, es sei denn . . . Lieber Lothar, lassen Sie mich nicht bereuen, Ihretwegen voreilig das unselige Geheimnis enthüllt zu haben.

Graf. Meinetwegen? Ich denke . . .

Baron. Sie lieben Lydia.

Graf. Unaussprechlich!

Baron. Meine Tochter.

Graf. Lydia!

Baron (nachdrücklich). Meine Tochter.

Graf. Nun ja . . . Wenn Sie darauf Gewicht legen?

Baron. Ich lege darauf Gewicht. Es ist meine Pflicht, und — ich fühle auch das Bedürfnis.

Graf. Können Sie für Lydia mehr verlangen, als alles, was ich besitze? Verfügen Sie über meine Kasse — ich erteile Ihnen bei meinem Banquier unbegrenzten Kredit und verlange keine Rechnungslegung.

Baron. Hm! — Erwarten Sie für diese unbegrenzte Freigebigkeit wirklich nichts als den Dank der Künstlerin?

Graf. Dank? Sie dankt mir nicht. Aber es beruhigt mich . . . Ich sagte Ihnen, daß ich Lydia liebe.

Baron. Meine Tochter.

Graf (ärgerlich). Ihre Tochter — ja. Was — wollen Sie damit?

Baron. Angenommen, Sie täuschten sich darin nicht, daß diese junge Dame, die nun doch einmal meine Tochter ist, und die Sie lieben, in kurzem eine gefeierte Sängerin sein wird — Was dann?

Graf. Ja, was . . .?

Baron. Gestatten Sie die ganz nüchterne Frage, lieber Graf: gedenken Sie die gefeierte Sängerin, die Ihnen ihre glänzende Stellung verdankt und die Sie lieben — zu heiraten?

Graf (achselzuckend). Ihre Tochter? Nach dieser Enthüllung . . .

Baron. Ich muß darauf dringen —

Graf. Ah! Sie —? Das klingt wie Hohn. Nachdem Sie Lydia aus allen Himmeln gestürzt, nachdem Sie mir's durch Ihren Aberwitz unmöglich gemacht haben, meinem Herzen zu folgen —! (Verächtlich:) Sie —?

Baron (erschreckt). Ich hätte —

Graf (aufgeregt hin- und hergehend) Ein seelisches Band verknüpft uns und wird nie zerreißen. Was konnte ich eifriger ersehnen, als eine solche Verbindung für's Leben, gefestigt durch den Segen der Kirche? Ja, ja! Das war mein aufrichtiges Gefühl. Wie ich Lydia liebe, wie ich vom Verlangen verzehrt werde, dieses süße Geschöpf ganz mein nennen zu dürfen, wie ich Tag und Nacht keinen andern Gedanken habe, als ihr das holde Geständnis der Gegenliebe von den Lippen zu küssen —

Baron. Und doch weigern Sie sich —?

Graf (heftig). Wir leben in einer Welt, in der man einem Manne unseres Standes vielleicht die Ehe mit einem schlicht bürgerlichen Mädchen verzeiht, das geachtet dasteht, nie aber die Verirrung zu einem weiblichen Wesen, an dessen Geburt sich ein solcher Makel heftet. Ich wenigstens empfinde so. Sie, Sie selbst haben einen Riegel vorgeschoben, den nun kein Ansturm des leidenschaftlichsten Gefühls zu sprengen vermag!

Baron. Ich — —? Und ich meinte doch, zu Lydias Glück . . . hören Sie, was ich für Sie thun kann. Ich bin erbötig, Lydia feierlich an Kindesstatt anzunehmen, ihr meinen Namen und Stand zu übertragen.

Graf. Ha — ha! Und Sie glauben —

Baron. Es wird ein Kleines sein, dazu im Hofmarschallamt die Genehmigung auszuwirken. Eine Baronesse Remse kann Graf Elgersheim zum Altar zu führen nicht Anstand nehmen.

Graf. Eine Baronesse Remse — ha, ha, ha! Und Sie glauben, daß Lydia je ihre Einwilligung dazu geben wird, es zu werden? Nachdem Sie ihr den Vater vom Herzen gerissen haben? Ich kenne sie besser. Nie, nie! Und wenn sie's thäte, wenn sie so die heiligste Dankespflicht gegen den vergäße, der sie wie ein Kind geliebt hat, wenn sie ihrer Mutter Schande offenbarte, was wäre sie mir noch? Aber nein! Es ist unmöglich.

Baron (steht auf). So bin ich am Ende. — Verzichten Sie auf Lydia. Sie wird ihrer Mutter Schicksal nicht teilen wollen.

Graf. Erinnern Sie daran? Hätten Sie wie ein Ehrenmann gehandelt —

Baron. Herr Graf —?

Graf (mehr und mehr aufgebracht). O! Jetzt endlich schätze ich Sie richtig. Sie wollten gesichert sein, die gute Gelegenheit benutzen, Ihren derangierten Verhältnissen gründlich aufzuhelfen.

Baron (sich mit Aufbietung aller Kräfte mäßigend). Nein!

Graf. Sie machten Lydia unglücklich, um für sich selbst —

Baron (reißt eine Pistole aus dem Kasten heraus). Ich verbiete Ihnen —! Bei Gott! Sie thun mir Unrecht. (Er läßt die Pistole in die Brusttasche seines Rockes gleiten.) Auch für mich hat die sittliche Welt Grenzen, die ich nicht überschreite.

Graf. Ah! Machen Sie mich nicht toll! Ihre Schuld allein ist es —

Baron. Herr Graf —! Es scheint, daß ein weiterer Wortwechsel entbehrlich ist.

Graf. Ich verstehe und stelle mich Ihnen ganz zur Verfügung.

(Pause.)

Baron (vortretend, für sich). Also wirklich, so weit kam's. Er und ich! Und der blinde Zufall sollte zwischen uns ... Wenn meine Kugel ihn ... Ah! Das darf nicht sein, Lydias wegen. In Ewigkeit würde sie mir nicht verzeihen. Lieber ... Ich stehe im Wege — ich! Er sagt es, und vielleicht glaubt er daran. Er muß, wenn ich ... Ja, das ist's, das. Um Lydias willen! So sühne ich die schwerste Schuld meines Lebens. — (Zum Grafen.) Adieu, Herr Graf. Ich habe eine Reise vor — eine unaufschiebbare Reise. Wenn mir unterwegs etwas zustoßen sollte — es kann doch sein — werden Sie mich hoffentlich nicht im Verdacht haben, einem Ehrenhandel ausgewichen zu sein.

Graf. Sie wollten —

Baron. Ach, nichts. Nur im Voraus Sie aufmerksam machen, daß in einem gewissen Fall eine gewisse Ausrede nicht mehr gilt. Leben Sie wohl. (Ab.)

Graf. Herr Baron — —! Was hat er im Sinn? Die Pistole ... Wenn er den Mut hätte —! Und ich! Bei alledem, was hindert mich —? Eine Ausrede, eine Ausrede — ja, ja! Wenn ich Lydia wahr und wahrhaftig über Alles liebte ... (da sich die Thür rechts öffnet) Schilper!

Sechster Auftritt.

Graf Elgersheim. Schilper (zum Ausgehen angekleidet, von rechts).

Schilper (vor sich hin). Nur fort, fort. Die Füße werden mich ja wohl so weit noch tragen. (Stutzend.) Sie, Herr Graf —?

Graf. Ich suchte Sie hier nicht auf, aber es freut mich ... Wie geht's Ihnen?

Schilper. O, gut — ganz gut. Nur fort aus diesem Hause. Sie sehen ja, ich lebe. Und ich stehe wieder aufrecht. Ich fluche nicht einmal mehr dem Leben. Es soll mich wieder haben mit all seiner Lust und Qual, und ich will die Zähne zusammenbeißen, daß ich's trage mit Lachen und Weinen, als wäre nichts Absonderliches geschehen.

Graf. Sie sind ein tapferer Mann.

Schilper. Was ist denn auch geschehen? Es hat sich nichts verändert. Nur, daß ich jetzt weiß ... Ja, das will überwunden sein — das. Aber verändert hat sich nichts. Alle die Jahre war Lydia — mein leibliches Kind nicht, und doch ... Wenn man einen Menschen so lieb gewonnen hat ... Ist es nicht immer das Kind der geliebten Frau, das der Mann liebt? Wenn man einen Menschen so lieb gewonnen hat, nicht wahr, Herr Graf, ihn dann fortstoßen um so etwas, das gar nicht in ihm ist — das ist Sünde.

Graf (bei Seite). Er beschämt mich tief.

Schilper. Es mag mehr eine Schwachheit meiner Natur, als ihre Stärke sein. Ich verlange auch nur, daß man mich meinen Weg gehen läßt. Nicht einmal von Lydia verlange ich ... von ihr am wenigsten. Sie sollen es wissen, Herr Graf, ich begreife mich heut selbst nicht mehr. Ach, Herr Graf, Sie waren ja Zeuge, wie ich in blinder Wut all mein Glück in Stücke schlug.

Graf. Es war gewiß verzeihlich.

Schilper. So plötzlich vom Licht in die Finsternis ... Und zugleich Weib und Kind — o mein Gott! Das war schwer. Daß ich nicht den Verstand verlor ... Vielleicht hatte ich sie beide doch nicht genug geliebt. Ich sollte bestraft werden für meine Verruchtheit — mit vollem Bewußtsein mich selbst bestrafen.

Graf. Aber Sie waren in Ihrem Recht.

Schilper. In meinem Recht — ja! Was bedeutet in solchem Fall das Recht? Ich habe mir's tausendmal in die Ohren geschrieen: Du hast recht gethan! Aber das Herz glaubt es nicht. Es war, als ob ein Krampf alles Leben in ihm abgeschnürt hätte. Und als der sich löste, als es wieder zu schlagen begann — ach, Herr Graf, wenn Sie mich da gesehen hätten, wie ich die Fäuste gegen meine Stirn ballte — Sie hätten Mitleid mit mir gehabt. In einer finsteren Minute habe ich vergessen können, was Liddy mir gewesen war — konnte den Stein auf sie werfen — ihr Bild ... Ach! tausendmal will ich's ihrem Bilde abbitten, was ich gefrevelt. Und ich hoffe, wenn wir einander wiedersehen — drüben —

Graf. Nehmen Sie sich's nicht so schwer zu Herzen. Nur Lydia hätten Sie schonen sollen.

Schilper. Ja, Lydia hätte ich schonen müssen! Wenn ich den Mann hasse, der sich ihren Vater nennt — vielleicht ein Recht hat ... Was heißt da wieder das Recht? Er hat keinen Teil an diesem reinen Wesen. Ich aber war Lydia alles, was ein Vater seinem Kinde sein kann. Was sie geworden ist, gehört mir. So viel ein Mensch dem andern geben kann von seinem seelischen Selbst, so viel haben wir ausgetauscht. Ach, Herr Graf, es ist der Vater, der Sie flehentlich bittet. Wenn Lydia sich das Schmerzlichste anthun und einer Leidenschaft opfern sollte, die für immer ihre Ehre ... sie bliebe doch mein Kind in meinem Herzen — aber ich bitte Sie, Herr Graf, wenn Sie das Mädchen lieben, dulden Sie's nicht! (Er sinkt in die Kniee.) Herr Graf, Sie lieben Lydia, ich glaube Ihnen. Aber weil Sie das Mädchen lieben, vernichten Sie nicht, was Sie lieben, handeln Sie großmütig, mißbrauchen Sie nicht Ihre Macht über ein schwaches Herz, fliehen Sie die Versuchung —

Graf. Stehen Sie auf, Mann —! Was soll das?

Schilper. Herr Graf, es ist der Vater . . .

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Lydia (und) Flora (durch die Mitte).

Graf. Lydia —!

Lydia (zurückweichend). Zu seinen Füßen —?

Schilper (aufstehend). Lydia —! Du kommst —

Lydia (wie erstarrt) Der Graf. (Zu Flora.) O, das haben Sie mir nicht gesagt.

Flora. Ich wußte nicht —

Schilper (die Arme ausbreitend). Lydia —! (Einige Schritte vor ihr stehen bleibend und die Arme senkend.) Du kommst — zu einem Andern. Ich seh's — Du kamst nicht zu mir. Es ist ein Meer von Thränen dazwischen, die meine Unbarmherzigkeit Dir ausgepreßt hat. Und wenn ich Dich auf den Knieen um Verzeihung bäte —

Lydia (ergriffen, mit warmem Vorwurf). Vater —!

Schilper (leise aufjauchzend). Vater . . .

Lydia. Du wolltest nicht mehr mein Vater sein!

Schilper. Ich durfte nicht. Aber meiner Liddy Kind warst Du doch. Und ich — ich hatte Dich lieb gehabt, wie ein Vater — und konnte Dich von mir stoßen, weil . . . konnte Dich von mir stoßen!

Lydia (lebhaft erregt). O, Du — Du —! (Wieder zögernd.) Aber Dein Kind darf ich nicht mehr sein?

Schilper. Darfst Du nicht? O mein Gott, wenn Du wolltest — wenn Du nach diesem könntest —! Mein Kind — nicht mein leibliches — aber durch meine Liebe, durch Deine Liebe, mein Kind, durch alles, was Menschen in Wahrheit verwandt macht, mein Kind!

Lydia (sich an seine Brust werfend). Vater! O, dann darfst Du auch mein Vater sein!

Schilper. Lydia —! Himmlische Güte! Ich soll wieder — ich soll mein Kind nicht verloren haben, das ich so unväterlich . . . Ach, mein Kind — mein liebes, gutes, einziges Kind! Herr Graf — ich habe mein Kind wieder.

Graf. Und darf ich Sie nun auch erinnern, Lydia, was Sie mir —

Lydia. Nein, nein — verkümmern Sie uns dieses Wiederfinden nicht, Herr Graf.

Graf. Glauben Sie mir, es rührt mich tief, es beweist mir, daß über alle Abgründe des Lebens hinweg die Liebe —

Lydia. Die Liebe, Herr Graf! Wie beschämt stehe ich vor diesem teuren Manne, der mir seine väterliche Sorge nie treuer bewies, als da er mein allzu leichtgläubiges Herz warnte. Jetzt verstehe ich ihn, jetzt kann ich ihm danken.

Graf. Wenn Sie mich hören wollen —

Lydia (rasch einfallend). Wir nehmen Abschied für's Leben.

Graf. Sie lieben mich, Lydia.

Lydia. Mehr als Sie mich liebten. Aber dieses braven Mannes Kind würde lieber in den Wellen . . . O, still davon! Mein Entschluß ist unabänderlich.

Graf. Nun denn, der meinige nicht minder. Sie sollen durch den Beistand Ihres aufrichtigsten Verehrers Ihr Ziel erreichen — trotzdem und alledem. Ich habe bereits mit dem Intendanten gesprochen Er bedauert, bei jener ersten Probe nicht in der rechten Stimmung gewesen zu sein, und erklärt sich zu einer zweiten vor einem anderen Sachverständigen bereit. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß sie ganz nach Wunsch ausfällt. Ich aber werde darauf verzichten, Ihre Triumphe mitzufeiern.

Lydia. Ich fürchte, Sie werden sich umsonst bemüht haben, Herr Graf. Ich werde die Bühne nie betreten.

Graf. Wie? Sie wollen die Bescheidenheit so weit treiben —

Lydia. Nennen Sie es den Stolz, in der Kunst nichts der Protektion verdanken zu wollen. Auch als Liedersängerin werde ich ihr mit meiner schwachen Stimme dienen und — man soll meinen Liedern glauben.

Schilper. Wir kämpfen und können unterliegen, Herr Graf, aber wir beugen uns nicht unter das Joch persönlicher Entwürdigung.

Lydia (umarmt ihn). Vater!

Schilper. Mein Kind, mein liebes Kind! Du siegst.

Graf. Ja, Lydia siegt. Aber anders, als Sie es rühmen — schöner, noch schöner. Vor diesem Adel der Gesinnung beugt sich jedes kleinliche Bedenken der klugen Vorsicht des sklavischen Vorurteils, verstummt alle Menschenfurcht. Meine Seele ist mutig! Wenn Sie mein sein wollen, Lydia . . . Nein, widerstreben Sie nicht! Ich will für mich nichts, was Sie mit einer Einbuße Ihrer reinsten Empfindungen bezahlen müssen — ich unterwerfe mich Ihrem Gesetz, Lydia.

Lydia. O, mein Gott — nein! Sie dürfen nicht...

Graf. Ich darf nicht? Wem bin ich ein Opfer meines Glückes schuldig, wem? Den Verstorbenen so wenig, als den noch nicht Lebenden. Ich rebelliere gegen allen Standeszwang und nehme mir die Freiheit, meinen eigenen Willen — mein eigenes Herz zu haben. Mehr noch: ich rebelliere gegen die feige Meinung, daß der Mensch belastet sein könnte durch fremde Schuld. Lydia, wenn Sie mich lieben, wenn Sie mein sein wollen — (er breitet die Arme aus).

Lydia (sieht ihn glückselig an, will ihm entgegen, besinnt sich und wendet sich zu Schilper). Vater —?

Schilper. Mein Kind —! Du liebst ihn — er ist ein Ehrenmann. Gott segne Euch!

Lydia (sinkt dem Grafen an die Brust).

Graf. Mein Weib!

Schilper. Doch mein Kind — doch!

(Der Vorhang fällt.)



Aus fremden Zungen.

Sonette des Lorenzo Stecchetti.

I.

Memento!

Wenn durch die Straßen du den Karneval
Mit seinem Mummenschanz wirst ziehen sehen,
O so gedenk, gedenk der bittern Wehen.
Der armen Sterbenden im Hospital.

Wenn hold und schön zum lichterhellten Saal
Du eilst, im leichten Tanze dich zu drehen,
So schau zurück, und sieh im Dunkeln stehen
Das Elend, wie es weint in stummer Qual.

Und wenn dereinst gleich frohem Sonnenblick
Ins Herz dir lächelt süßer Liebe Glück,
So denk, wie sehr die Armut Lieb' entbehrt.

Und wenn du prangst mit Schmuck und goldnen Ketten,
So denk, daß einer einzigen Perle Wert
Den Hungernden vom Tode kann erretten.

II.

Ihr armen Lieder . . .

Ihr armen Lieder, die der Wind verweht,
Erinnerungen meiner Jugendtage,
Durchglüht von Zorn, von Freude und von Klage,
Was wird aus Euch, wenn meine Spur vergeht?

O fliehet, flieht die Welt! Sie höhnt und schmäht
Mich, weil ich stolz sie nicht zu lieben wage.
Verbergt, was tief ich in der Seele trage,
Vor ihr, die sich voll eitler Lüge bläht.

Doch wenn Ihr einstmals die Geliebte seht,
Um die ich mich in Sehnsuchtsqual verzehrte,
Ihr, die Ihr ganz mich kennet und versteht,

Vertraut ihr dann, was mir das Herz beschwerte,
Sagt ihr, wie ich sie liebte früh und spät,
Ihr armen Lieder, die der Wind verweht.

III.

Einst.

Wenn Du einst Nachts wirst auf dem Söller stehen
Umflimmert von der Sterne lichtem Strahl,
Hörst Du vielleicht aus fernem, fernem Thal
Ein leises Seufzen grüßend Dich umwehen,

Und wenn Du wandelnd wirst im Garten gehen
Dort wo ich Dich erblickt' zum ersten Mal,
Pflückst Du zum Schmuck Dir Blumen ohne Zahl
Dran Du noch glaubst den Morgentau zu sehen.

Nein, nicht ist's Tau, was dort am Blütenstrauch
Im Sonnenschein wie flüss'ges Silber leuchtet. —
Mit meinen Thränen hab' ich ihn befeuchtet

Und dieses Seufzen ist kein Windeshauch. —
Nein, sterbend noch send' ich Dir meinen Gruß.
Die letzte Klage und den letzten Kuß.

Aus dem Italienischen von Valerie Matthes.

Bergan.

Führt immerfort bergan die Straße, sag'?
Ja, bis der Weg vollbracht.
Und währt die Wanderschaft den ganzen Tag?
Vom Morgen bis zur Nacht.

Wann streck' ich unter Dach zur Ruh' mich aus?
Sobald verglomm das letzte Dämmerlicht.
Doch fehlt' ich in der Dunkelheit das Haus?
Das Haus verfehlst du nicht.

Treff' ich zur Nacht dort Weggenossen an?
Manch' einer kam zuvor.
Und, heisch' ich Einlaß, wird mir aufgethan?
Dem Pilger öffnet gastlich sich das Thor.

Werd' ich erquickt nach Weges Leid und Last?
Der Mühsal Ende findest du.
Winkt süße Ruh' dort jedem müden Gast?
Ja, stille, tiefe Ruh'.

Aus dem Englischen der Christina Georgiana Rossetti von Albert Pesch.

Schmetterlings Todesseufzer.

Wie so anders ist die Welt geworden!
Rauhe Winde wehen nun von Norden,
Wilde Wogen durch die Flüsse wallen,
Matt und kalt der Sonne Strahlen fallen
Von des Himmels Hallen.

Keines Zephyrs Hauch das Laub mehr kräuselt,
Keine Blume traurig er umsäuselt;
Floras Locken sind entblößt vom Kranze.
Keine Schwestern mehr im Mittagsglanze
Laden mich zum Tanze.

Kürzer wird der Tag. Der Nächte Schauer
Hüllt die öde Flur in düstre Trauer.
Regens Zähren trüb den Grund befeuchten.
Aus der Wolke matt des windverscheuchten
Mondes Augen leuchten.

Sel'ger Mai, der mir das Leben schenkte
Und mit Blumen reich die Flur besprengte!
Frühlings Erstling sah mit heitrem Munde
Da hervor aus goldner Haube Runde
Auf smaragdnem Grunde.

O wie arglos sich der Knabe freute!
Schöner noch das Frühlicht sich erneute,
Milder glänzte Vesper, wenn voll Prangen
Rosengenien aus den Knospen sprangen,
Siege zu erlangen.

Altert wohl die Welt? Erstirbt Aurora,
Wie ihr Kind, die tausendfält'ge Flora?
Welkt die Erde, gleich den holden Blüten,
Ihren Töchtern, die im Lenz einst glühten,
Nun vor Sturmes Wüten?

Eitle Frage! Bald schlaf ich auf immer,
Lahm das Herz wird, fahl der Flügel Schimmer.
In den Adern fühl' mein Blut ich stocken.
Rose winkt, ich höre Edens Glocken
Mich zur Ruhe locken.

Aus dem Schwedischen des E. J. Stagnelius von Otto Mayer.

Die erste Rose.

Alt war Rabbi Löw schon hundert Jahr,
Siech am Leibe, doch am Geiste klar,
Las in seinen Büchern Tag und Nächte
Und beherrschte selbst die Zaubermächte.

Was der Baum gerauscht, war ihm vertraut,
Ihm verständlich war der Tiere Laut,
Von der Pflanzen Heilkraft hatt' er Kunde,
Von der Sterne Weg am Himmelsrunde.

In der Welt geheimstes Wirken trug
Ihn Gefühl und des Gedankens Flug.
Zweimal kam der Tod — doch der Geweihte
Überwand ihn beidemal im Streite.

Unabweisbar kam er wieder bald,
Eingehüllt in wechselnde Gestalt,
Kam in Himmelsglanz, in Höllengrauen,
Doch um immer sich besiegt zu schauen.

Wieder kam ein Jahr mit Duft und Licht,
Das wievielte, weiß der Rabbi nicht,
Nachts bei ernster Arbeit ohne Wanken,
Und schon früh verloren in Gedanken.

Sieh, da kommt die liebe Enkelin
Wie ein Reh herein mit frommem Sinn,
Streichelt mit den Händchen leicht und leise
Die gefurchte Stirn, das Kinn dem Greise.

„Sieh, die erste Rose bring ich dir,
Die erblüht in holder Frühlingszier.
Allen hat voran die weiße Rose
Aufgeweckt des Lenzes sanft Gekose."

„Was, die schöne Blume schon erstand?"
Und er greift nach ihr mit schwacher Hand.
„Rose . . . Rose . . ." und sein Haupt sinkt nieder
Und er träumt von süßer Jugend wieder.

„Gieb! Vielleicht wird wahr mein Sehnen, Kind!"
Und er drückt sie an die Lippen lind,
Seine Seele fühlt er übergehen —
Merkt zu spät, daß der Verrat geschehen.

Schwerer wird sein Haupt, er hebt es nicht,
Bleich die Wange, trüb der Augen Licht,
Kann die Hand kaum auf das Kind noch legen,
Sterbend flüstern seinen letzten Segen.

Ins Gemach bricht jetzt der Sonnenschein,
Nach dem Rabbi suchend, dringt er ein —
Seine Seel' entflog dem Erdenlose,
Seine Hand hält eine welke Rose.

Aus dem Czechischen des Jaroslav Vrchlicky von Friedrich Adler.

Belehrt.

Ich seufzte spät, ich seufzte früh,
Nicht ob der vielen Last und Müh,
Doch ob des Ehstands Bitterkeit, —
Ach, warum hatt' er mich gefreit!

Da rief der Schwester Rat ich an,
Die ist noch frei, hat keinen Mann;
Sie sprach: „Wir müssens überstehn,
Was hilft's? Mir wirds wie dir ergehn."

Die Mutter kam und sprach: „Geduld!
Durch Folgsamkeit erwirbt sich Huld."
Der Vater sprach: „Erst heißts: pariert!
Die Deichsel, nicht das Rad, regiert."

Da kam der Bruder gar und sprach:
„Wenn er dir noch das Gnick nicht brach,
Was klagst du denn, es geh' dir schlecht?
Der Flegel, nicht das Korn, hat Recht."

Seitdem ich alles das gehört,
Sah ich doch ein, daß ich bethört,
Ich macht' ein fröhliches Gesicht,
Und heiter ward auch meine Pflicht.

Nach einem litauischen Motiv von **Robert Waldmüller-Duboc.**

Der Blumenstrauß.

Die Blüten, die in Feld und Haide
Kein Mensch zuvor bedeutsam fand,
Sie sind nun Aller Augenweide
Im schönen Strauß von deiner Hand.
Die Blumen sind dieselben blieben —
Was macht sie schöner, denn vorhin?
Steckt gar ein Stück von deiner lieben,
Von deiner schönen Seele drin? —

So geht mir's oft. Wie schal erklingen
Die Worte mir aus fremdem Mund!
Und dann mit einem Male dringen
Sie warm bis auf der Seele Grund,
Wenn deine Hand sie mir geschrieben,
Wenn deine Stimme zu mir spricht.
Die Worte sind dieselben blieben,
Und doch sind es dieselben nicht. —

Johannes Schürmann.

Sonnengold.

Die Sonne beginnt in tiefer Glut
Im fernen Westen zu sinken,
Die Wellen auf leichtgekräuselter Flut
Im purpurnen Schimmer blinken,
Und mir gegenüber im goldenen Licht
Mit strahlenden Augen und Wangen
Lehnt meine Sonne und lacht und spricht,
Und ich flehe mit Langen und Bangen.

Ich schaue hinaus in der Sonne Rund,
Da seh' ich zwei Augen winken,
Ich schaue in zweier Augen Grund,
Da seh' ich sonniges Blinken. —
Übt meine Sonne den Zauberbann
Oder die in leuchtender Ferne? —
Ach, — ob man die Sonne wohl küssen kann,
Das wüßt' ich gar zu gerne.

Hermann Domsch.

Dein Herz.

Schilt nur Dein armes Herz recht aus,
Ich werd' es nicht minder lieben;
Dir ist das Beste im eigenen Haus
Ein halbes Rätsel geblieben.

Dein Herz ist wie ein Bergwerk traun,
Mit viel verschlung'nen Wegen,
Kein Mensch kann bis zum Grunde schau'n,
Was seine Tiefen hegen.

Doch wer sich d'rein versenken mag,
Dem leuchtet Gold im Dunkeln,
Er sieht durch den grauen Erdentag
Vom Himmel die Sterne funkeln.

Robert Kahn.

Perlen.

Aus Himmelstiefen eine Perle schwebt
Zur Rose, die an Deinem Busen bebt.

Die schön're schlief im tiefen Meer zuvor;
Nun schmückt ihr lichter Glanz Dein Lilienohr.

Die schönste blinkt an Deiner Wimper Samt
Weil sie aus tiefstem Herzensgrunde stammt.

Rudolf Knuffert.

Ernst Schulze und Cäcilie Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulzes.

VIII.

Am 3. Dezember. Sie ist todt. Heute Morgen um drei Uhr ist sie gestorben. Sie ist sanft eingeschlafen; nur eine kurze Zeit hat sie schwer geathmet und dann hat der Athem plötzlich gestockt; das heilige Leben ist erloschen. Am 18. März wurde sie erst 18 Jahr alt. Ich habe die dahin gesunkene Blume gesehen. Die Wunderlich und Adelheit nahmen mich mit sich hinauf. O Gott, wie schön ist sie! Kein Zug ist verstellt, eine himmlische Ruhe liegt auf dem ganzen Gesichte. Der Tod hat ihr alle Reitze wiedergegeben, die der Kampf der Krankheit ihr nahm. O sie schlief so süß, die Reinheit ihres ganzen Lebens lag wie ein Heiligenschein über das lilienweiße Gesicht ausgebreitet. Ich konnte mein Auge gar nicht von ihr los reißen, nie habe ich geglaubt, daß der Tod so schön seyn könne. So sahen gewiß die schlafenden Engel aus, wovon sie mir so oft aus ihren Träumen erzählte. Ein eigner Glanz schien von dem Gesichte auszugehen und das dämmrige Zimmer zu erhellen. Keine krampfhafte Falte zog sich um den schönen Mund, es war, als wohnte ein seeliger Geist auf den Lippen. Das Leichentuch wand sich faltig um die klare Stirn und die braunen Haare blickten zu beyden Seiten etwas hervor. So habe ich einmahl eine Madonna abgebildet gesehen. Wie ich so in halb schmerzlichem, halb süßem Beschauen dastand, da ergriff mich plötzlich der Gedanke: Dieser Mund, der so reitzende Worte sprach, wird sich nimmer wieder öffnen und dieses Auge, worin mehr als eine Seele zu wohnen schien, dieser ungetrübte Spiegel der zartesten und heiligsten Gefühle, ist nun auf ewig dunkel; nie werden diese zierlichen Finger die Saiten wieder berühren, oder das tiefempfundene Leben ihres reinen Geistes auf die Leinwand hauchen. Ach, diese Brust, worin alles Große und Edle, alles Schöne und Göttliche wohnte, wird sich nie wieder heben. O, das war ein schrecklicher Gedanke; ich lehnte mich an's Fenster und weinte laut. Adelheit sank auf die Knie neben dem Ruhebette und schluchzte O, das reine, das keusche Wesen! Weinend küßte sie den blassen Mund ihrer Schwester. Ich konnte mich kaum aufrecht erhalten; leise flüsterte ich: Bete für mich dort oben, Du Heilige! In diesem Augenblick glaubte ich an eine bessere Welt und an einen Gott der Liebe. Die Wunderlich mußte uns fast mit Gewalt von der geliebten Leiche fortziehen. Ein Paar Stunden hindurch konnte ich mich nicht erholen. Meine Thränen flossen unaufhörlich und ich mußte meinen Schmerz gewaltsam in meine Brust zurückdrängen, um nicht laut aufzuschreien. Aber ich muß sie noch einmahl sehen. Morgen, wenn die Wunderlich die Leiche schmückt, bitte ich sie, daß sie mich mit hinübernimmt, vielleicht erhalte ich eine Locke von ihrem schönen Haar. Man wird meiner ewigen Liebe doch ein so armes Pfand gönnen. Holde Laura, ich will Dein Petrarch seyn. Einst zweifelte ich an einer solchen Liebe und Du sagtest mit stillem Vertrauen: „Warum glauben Sie nicht, daß die Liebe so geistig, so dauernd seyn könne?“ O, Du beschämtest mich damals, aber ich werde halten, was Du versprachst. So lange meine Lieder leben, sollst auch Du nicht sterben.

Am 4. Dezember. Ich sah sie noch einmahl im ganzen traurigen Schmuck des Grabes. Süße Cecilie, ich wollte auch etwas thun, bey der letzten thränenreichen Sorge für Dich. Ich half der Wunderlich, als sie das Leichenkissen fertig machte. Sie lag im weißen Gewande, die schönen Locken um die Stirn verbreitet und einen Kranz von blühenden Myrthen im Haar. Doch schon schwebte der Ernst des Todes auf ihrem Gesichte und die ewige Einsamkeit des finsteren Grabes hatte schon jetzt ihre Züge härter gemacht. Und doch war sie immer noch so schön. Nur die Augen waren etwas gesunken, ach, dieser reine Himmel, worin das Gefühl wie ein ferner Stern friedlich leuchtete, während die glänzenden Wolken der ewig jugendlichen Phantasie gaukelnd vor ihm vorüberzogen; dieser heilige Sitz der Seele hatte auch am frühsten das Schwinden seines himmlischen Gastes empfunden. Als die Wunderlich sie etwas in die Höhe hob, um ihr das Kissen unterzuschieben, hatte ich eine seltsame Empfindung. Es schien mir eine Entweihung, die Ruhe der Heiligen zu stören und sie auch nur scheinbar in den Kampf des Lebens zurückzurufen. Wohl eine halbe Stunde stand ich vor der schlummernden Geliebten. Es war heute das letzte Mahl, daß ich sie sah und ich will die ganze Bedeutung dieses Gedankens nicht ergründen, sonst möchte ich wahnsinnig werden. Man wollte mich überreden, die Leiche zu verlassen, aber es war mir nicht möglich, zu folgen. Die Wunderlich verstand mich; sie blieb daher noch eine Weile allein mit mir zurück. Ich habe eine Myrthe aus ihrem Kranze erhalten und die Wunderlich will mir eine Locke geben. O, es ist traurig, nur solche Liebespfänder zu besitzen. Man hat Gips über ihr Gesicht gegossen, um eine Büste von ihr zu erhalten, da man kein Gemälde besitzt. O wenn sie nur etwas ähnlich wird. Es ist zu schrecklich, wenn die Schönheit entschwindet, wie ein nie wiederkehrendes Traumbild. Dann scheints, als ob der Zufall nur gespottet

habe und jetzt wieder die Form zerbricht, wenn er sich einige müssige Stunden damit ergötzte.

Am 6. Dezember.

Des Kirchhofs Pforte sah ich offen
Der Todtengräber grub ein Grab
Und all mein Sehnen, all mein Hoffen
Sank in die finstre Gruft hinab
Ich sah den Leichenkranz verschwinden
Die Erde rollte drüber her
Todt war mein Geist, mein Busen schwer
Und keine Thräne konnt' ich finden.
Noch einen kalten starren Blick
Warf ich aufs frische Grab zurück
Und heimwärts wankt' ich dumpf und trübe.
O lebe wohl, mein süßes Glück,
Leb wohl, du meine zarte Liebe!
Wenn man mich auch doch bald begrübe!

Für mehr als drei Monate versiegt nun unsere Hauptquelle, des Dichters Tagebuch, und wir sind, wenn wir seinen Gemütszustand in diesen düsteren Tagen erkennen wollen, auf zerstreute Äußerungen von ihm und über ihn angewiesen.

Um Mitte Dezember 1812 ist das folgende Schreiben an Bergmann abgegangen*):

„Ich bin im tiefsten bittersten Schmerz, unfähig zu allen Dingen, am meisten zum Schreiben, aber ich will es doch versuchen, denn es schwebt mir unaufhörlich ein zartes, leichenblasses Bild vor Augen, das mich mahnt, mannichfach sein zu gedenken in Geist und Wort. Aber wenn ich mein Herz erfüllt habe an der lichten, keuschen Gestalt, und an dem Morgenglanz der Augen, die jetzt unerschrocken in die Sonne schauen, wenn ich dann ein Triumphlied singen will der Heiligen, die jetzt auf goldenen Wolken wandelt in Klarheit und Freude, dann ergreift plötzlich wieder meinen Geist der Unglaube und meinen Körper der Schmerz, und ich starre wieder in eine dunkle einsame Nacht, worin nur ein Licht leuchtet aus einem fernen Grabe. Aber es ist nur ein Licht der Verzweiflung, das bis zu der Gruft leitet und dann auf immer verlischt, und die Gruft fesselt auf ewig in ihrem engen Schooße und Jenseits ist nichts als Schlaf und Vergessenheit; das Schöne ist nur ein Traum, ein muthwilliger Spott des Zufalls, aber die Liebe endet erst mit dem Leben und das Leben ist lang. Cecilie ist todt. Am Sontag vor 8 Tagen haben wir sie begraben. Ich habe nur 3 mahl geweint, 2 mahl als ich sie sah im Schmuck des Todes, zum 3ten mahl als die erste Erde auf dem Sarg fiel. Aber ich habe gelacht anfangs und dann geschwiegen. Nach einiger Zeit werde ich gewiß viel weinen können und auf die Zeit freue ich mich.

Wenn ich bedenke, daß ich einst mit dieser Liebe gescherzt habe wie mit meinen früheren Verhältnissen und daß ich mich selbst zuweilen überredete ich sei der Herr und Cecilie die Sclavin und das Spiel meiner übermüthigen Laune, dann muß ich gestehn daß ich ein Heuchler war gegen mich selbst aus Eitelkeit und aus Gewohnheit und um consequent zu erscheinen. Nein, mein Freund ich habe geliebt wie ein Herz es nur vermag, das von dem ewigen Feuer der Sehnsucht glüht, das nicht so leicht und wandelbar ist als es scheint und das bisher mit dem Leben nur spielte, weil es noch nichts darin gefunden hatte, was des Ernstes werth gewesen wäre. Aber in Cecilien fand ich mich selbst, doch viel reiner, viel keuscher, viel schöner und herrlicher. Sie war das, was ich vielleicht werden könnte wenn es eine Unsterblichkeit gäbe, und wovon ich jetzt nur der Schatten bin, der die Umrisse wieder giebt, aber worin der Ausdruck verschwindet. Kannst Du Dir eine Gestalt denken, die mehr Geist als Körper zu sein schien, schlank, aber äußerst zart und mit der zierlichsten Taille, eben so leicht als anständig in der Bewegung; einen sehr regelmäßigen Kopf mit einer freien schneeweißen Stirn, mit einem kleinen Mund, den Schmerz und Freude auf gleiche Weise verschönten, mit Augen, worin das Gefühl wie ein ferner Stern der Sehnsucht friedlich leuchtete, während die glänzenden Wolken der ewig jugendlichen Fantasie in immer neuem gaukelnden Spiel vor ihm vorüberzogen. O! mein Freund in diesen Augen war ein Himmel voll Seeligkeit, voll Scherz, voll Unschuld, voll Liebe und voll Hoheit. Dazu denke Dir eine Fantasie die nie die Erde berührte, die jeden geringsten Gegenstand zu einem sinnvollen bedeutendem Spiel zu machen wußte, eine Reinheit und Keuschheit der Seele die sie schon hier heilig scheinen ließ; ein Gefühl, das zu zart war für diese Welt, das bei jeder leisen Berührung erklang und mit heiligem, kindlichen Glauben an allem Schönen hing, an der Religion, an der Kunst und an der Liebe, einen kühnen freien beinah stolzen Geist, der nur das Große und Edle lieben wollte, der mit unendlicher Anstrengung und Aufopferung nach dem Besseren und Höheren rang, und sich daher mehr Kenntnisse erworben und seine Talente mehr ausgebildet hatte als es sich fast für ein weibliches Wesen ziemt. Cecilie malte und stickte bewundrungswürdig, spielte Pianoforte und Harfe mit künstlerischer Fertigkeit und verstand auch vollkommen die Theorie der Musik. Sie las Französisch, Englisch und Italienisch und hatte das Spanische angefangen als ihre Krankheit sie überfiel. So war Cecilie, mit diesen Reitzen liebte sie mich und sie ist jetzt todt. Einige meiner Freunde sagten mir neulich, als sie mich bedauerten, es würde besser für mich gewesen sein, wenn ich Cecilie gar nicht gekannt hätte. Die Menschen müssen nicht fühlen wie ich, oder sie müssen nie geliebt haben wie ich. Würde es mir denn nur einen Augenblick einfallen, meinen ganzen bittern Schmerz für ihre Gleichgültigkeit zu vertauschen, wenn ich zugleich das Gefühl einbüßen müßte, Cecilien geliebt zu haben. Würde ich nicht gern noch größeren Schmerz dulden, wenn ich nur eine Minute des Glücks, das ich bei ihr genoß, damit erkaufen könnte! Nein ich will meinen Gram mit liebender Sorge im Herzen tragen wie das freundliche Bild einer fernen Braut. Ich

*) Es liegt mir, gleich dem folgenden, leider nur in einer Abschrift von Frauenhand vor. Ich habe Grund zur Befürchtung, daß dabei einige Irrtümer und kleine Auslassungen untergelaufen.

habe ja auch gelebt und geliebt. Bleibt mir ein anderer Trost als der Schmerz? Ich habe sie 2 mahl gesehn nach ihrem Tode, und ihr Anblick hat mir wohlgethan, denn er erweichte mich. Vorher war ich kalt wie Eis und höhnisch wie ein Verdammter. Adelheit, Ceciliens Schwester, ein herrliches Mädchen. Verflucht sei das Gift, das ich einst in einem Briefe an Dich aus übermüthiger Laune über sie ausgoß, ohne sie zu kennen. Einen so klaren, kräftigen, tiefen Geist habe ich nie gefunden. Schweigend standen wir Beide an Ceciliens Ruhebette. Sie enthüllte das Gesicht des schlafenden Engels. Wir knieten an beiden Seiten des Lagers nieder. O Gott! wie schön war sie. Kein Zug war entstellt, eine himmlische Ruhe lag auf der ganzen Gestalt. Sie schlief so süß; die Reinheit ihres ganzen Lebens war auf den lilienblassen Wangen verbreitet. Nie habe ich geglaubt, das der Tod so schön sein könne. Ein eigner Glanz schien von dem Gesichte auszugehen und das dämmrige Zimmer zu erhellen. Keine krampfhafte Falte zog sich um den schönen Mund, es war als wohnte ein seliger Geist auf den Lippen. Ich dachte daran daß ich einst in ihrer Krankheit an sie schrieb:

O! schlummere Du süß bis des Himmels Saum
Sich schmückt mit dem Rosengewebe.
Und weich wie Flaum
Umgaukle die Wangen ein freundlicher Traum,
Daß den Engel ein Engel umschwebe."

An denselben Freund ist der folgende, etwa eine Woche später geschriebene Brief gerichtet:

„Göttingen, Am 21. Dezember 1812. Ich habe Dir auch noch für Deinen Brief zu danken der mich erfreut hat, wenn man das Angenehmste, was ich in meiner jetzigen Lage zu fühlen vermag, Freude nennen kann. Küsse Deiner lieben Frau in meinem Namen die Hand für ihre gütige Ermahnung. Ach! mein Lieber, nur in den Augenblicken des tiefsten Schmerzes, wenn der Mensch ganz dasteht in seiner eigenthümlichen Gestalt, gleichgültig für alle die Wünsche und Hoffnungen, für alle die nicht natürlichen Empfindungen, welche von den Verhältnissen des Lebens oder vom Übermuth eines ungetrübten Glücks in ihm erzeugt wurden, erst in solchen Augenblicken fühlt er, daß Liebe und herzliches Wohlwollen, freundliche Annäherung eines Herzens an das andere das einzige Glück ist, welches auch dem ärmsten Leben übrig bleibt. — Aber beantworten kann ich jetzt Deine Briefe nicht, denn woher sollte ich die Laune dazu nehmen? Nur einen Punkt will ich berühren, weil er eine Aufforderung von Dir betrifft, die bei mir schon selbst zum Entschluß geworden war, ehe ich Deinen Brief erhielt. Du schreibst mir von einem romantischen Gedichte, worin eine ganz neue Fabelwelt auftreten solle und das nichts mit den früheren Producten dieser Art gemein haben dürfe. Gleich nach Ceciliens Tode, an ihrem Sterbebette selbst faßte ich die Idee eines großen poetischen Werk's um meine Geliebte auf eben die Weise nach ihrem Tode zu feiern, wie Dante seine Bealrice oder Petrarcha seine Donna Laura. Wir hatten nicht lange vor ihrem Tode eine süße und begeisternde Unterredung über diese beiden Verhältnisse mit einander. Ich behauptete leichtsinnig, eine solche Liebe gäbe es jetzt nicht mehr, und werde es nie wieder geben. — Warum glauben Sie das, fragte sie mich; ich bin fest vom Gegentheil überzeugt. Sie schien auf unser Verhältniß damit zu deuten, und ich will jetzt bei mir wahr machen, was sie von sich versprach. Ich will ein Werk dichten, worin Ceciliens Character bis in seine kleinsten Feinheiten dargestellt werden soll. Das ganze Gedicht soll einen durchaus deutschen oder vielmehr Nordischen Geist hauchen. Denn Ceciliens Gemüth war deutsch wie ich nie eines fand. Es werden sich daher auch bloß nordische Mythen darin finden, Zauber-Jungfrauen, Meerfeyen, Nixen, Berg-Geister, das wüthende Heer und so weiter. Die Religion soll das Hauptmotiv des Gedichts sein. In Cecilien soll die christliche Sehnsucht nach dem Himmlischen und Ewigen dargestellt werden, und ich selbst will in demüthiger Entfernung als die irdische Liebe neben ihr stehen. Der Ausgang kann natürlich nicht glücklich sein, aber es soll auch das Herz nicht zerreißen. Sanft und wehmüthig soll das ganze Gedicht verhallen, wie Schillers Ritter Toggenburg oder Thekla's Geisterstimme, der Schluß soll gleichsam diese Welt mit einer schöneren verbinden, und es soll der Wiederschein einer künftigen himmlischen Glückseligkeit darauf ruhn. Alles dieses liegt noch sehr verworren in meinem Kopfe und ich kann auch jetzt nicht darüber nachdenken, aber ich will die Weihnachtsferien dazu verwenden, mir einen Plan zu schaffen. Dieses Werk wird lange Zeit hindurch meine einzige Freude sein und ich glaube auch, daß es mir gelingen wird, wenn ich nur erst Kraft genug habe es anzufangen. — — — — — — — — — — — — — — — —*).

O! mein Freund, sollte man nicht an eine Unsterblichkeit glauben, wenn man solch' ein Wesen sterben sieht? Doch Du bist ein Naturforscher und bei Dir kehrt Alles in die bewußtlose Materie zurück, und wird auf's neue zum Infusionsthierchen. Ich möchte alles Glück meines Lebens darum geben, wenn ich solch einen Glauben haben könnte wie Cecilie ihn hatte. Ich bin krank. An Ceciliens Sterbetage habe ich Blut ausgeworfen, aber es hat sich bald gegeben. Nur huste ich unaufhörlich, mir schmeckt nichts und ich fühle beständige Kopfschmerzen. Es wird wohl vorübergehen. Oft macht es mir Freude, wenn ich denke, daß ich Cecilien bald nachfolgen soll. Wenn mir aber einfällt, daß es doch kein Wiedersehen giebt, dann möchte ich lange leben, um ihr den einzigen Schatten von Fortdauer zu gewähren, die dem Menschen, dieser armen Maschine des Zufalls, übrig ist: Nachruhm und Liebe und Bewunderung nach dem Tode. O! wenn ich nur erst Kraft und Wehmuth genug fühle, ich wollte sie feiern, wie sie in meiner Seele lebt. Ich weiß, daß ich etwas vermag, wenn

*) Den folgenden Passus gebe ich nicht wieder, teils weil die Abschrift sichtlich unzuverlässig ist, teils weil sich das Meiste dem Sinne nach oder auch wörtlich in den mitgeteilten Tagebuchblättern vom Dezember findet.

ich aus dem tiefsten Herzen schreibe. Aber jetzt bin ich noch stumpf und todt. Mechanisch treibe ich meine Geschäfte, ja ich lege mir mehr auf als ich nöthig habe, um mich selbst zu versöhnen. Die erbärmlichsten grammaticalischen Spitzfindigkeiten gewähren mir die angenehmste Beschäftigung, weil in ihnen der menschliche Geist am erbärmlichsten erscheint. Wenn dieser Zustand lange fortdauerte, so müßte ich ein Wunder von Gelehrsamkeit werden aber zugleich ein so bitterer Feind und Spötter der Gelehrsamkeit als es wohl noch selten gegeben hat."

Aus demselben Monat — Dezember 1812 — stammen endlich auch die Distichen, die er auf Wunsch der Familie als Grabschrift für die Familie verfaßte:

Cecilie Tychsen,
geb. 18. März 1794, † 3. Dec. 1812.

Welkst du, liebliche Blume, zu zart für die Stürme der Erde,
Ach, so früh! dich nahm, der dich uns schenkte, zurück.
Doch uns lebt dein heiliges Bild im sehnenden Herzen,
Bis wir in Edens Flur himmlisch erblühend dich schau'n.

Unter den oben mitgeteilten Geburts- und Sterbedaten ist auf dem aufrechten Stein eine zerrissene Harfe eingemeißelt; auf der Rückseite stehen unter einer Rosenknospe die eben mitgeteilten Verszeilen. „Durch eine seltsame Laune", erzählt J. D. Appell, „liegt gerade neben Cäcilie ein Ernst Schulze; dies mag schon oft zu Irrungen Veranlassung gegeben haben. Denn es wurde auf dem Grabstein nicht bemerkt, daß dieser Ernst Schulze der im Jahre 1761 geborene, im Jahre 1833 zu Göttingen gestorbene Professor der Philologie war, und nicht der Dichter, der fern von seiner geliebten und gefeierten Cäcilie auf dem Friedhof zu Celle ruht."

Vermögen wir uns dem erschütternden Inhalt der eben wiedergegebenen Aufzeichnungen und dem tiefen Eindruck, den die Form der Darstellung machen muß — Schulzes Tagebuchblätter und Briefe vom Dezember gehören gewiß mit zu dem Ergreifendsten, was man lesen kann — zu entziehen, und fragen wir nun wieder nach dem Charakter und Verhalten der beiden Hauptgestalten des Dramas, so wird über das Mädchen kaum etwas Neues zu sagen sein. Wie früher die Koketterie, so werden wir nun der Totkranken die Eifersucht kaum zumuten und nur in der Ansicht bestärkt werden, daß Cäcilie für ihren Verehrer keine andere Empfindung gehabt, als herzliche, wohlwollende Freundlichkeit. Über Schulze aber wird nach diesen neuen Mitteilungen selbst das Urteil eines strengen Richters anders und milder lauten müssen, als bisher. Je unglücklicher er sich fühlt, desto wahrer, ehrlicher und ernster wird er. Nur zuweilen noch begegnet uns eine Wendung, die an den eitlen, trotzigen verwöhnten Jüngling vom Jahr zuvor erinnert, nur zuweilen noch bewegen ihn Gewöhnung und Selbstliebe zur breiten Ausmalung angeblicher Triumphe, die sein Geist gefeiert haben will, während wir in all den Wortgefechten mit seinen „Feindinnen", namentlich August G., beim besten Willen nur eben Ungezogenheiten erblicken können, die uns keinen allzugünstigen Schluß auf den Geistreichthum und den guten Ton der damaligen Göttinger Gesellschaft ermöglichen. In allen Hauptsachen aber ist er nun ehrlich und darum warm und liebevoll. Wie bezeichnend ist sein Geständnis, daß sein leichter Sinn bisher keinen tiefen Schmerz gekannt, und die Art, wie sein weiches, schwärmerisches Gemüt die herben Tröstungen des alten Stoikers empfindet, wie rührend die Sehnsucht nach Unsterblichkeit! Und ebenso rührend müssen die Berichte über die gemeinsame Lektüre mit der Kranken, über die begeisternden Gespräche mit ihr auf unser Empfinden wirken. Es gehört mit zu dem Echtesten und Elementarsten, wenn er die Stimmung „verflucht", in welcher er je ein ungünstiges Urteil über die Geliebte oder ihre Schwester geschrieben, oder wenn er ausruft, die Liebe räche sich schrecklich an ihm, daß er sonst nur mit ihr getändelt; nun, da er zum ersten Male liebe, da er geliebt werde, müsse er aller Hoffnung entsagen. Denn auch die Überzeugung, Gegenliebe gefunden zu haben, ist ernsthaft gemeint, wenigstens in jenem Augenblicke, wenn auch freilich nicht immer. Auch das Selbstlob, er sei häuslicher geworden als eine Auster, seit er wahrhaft verliebt sei, ist völlig wahr; „die schöne Schwärmerei", sagt z. B. Bouterweck, „der er sich ganz hingab, verleitete ihn auch zu keinen Thorheiten im wirklichen Leben. Er benahm sich äußerlich wie vorher, setzte fleißig seine philologischen Studien fort, und wurde nach vorangegangenem Examen in der philosophischen Fakultät zum Doktor und Magister promoviert." Rückfälle in die frühere frivole Denkweise fehlen freilich nicht, man vergleiche die Äußerungen über Frau v. B., hingegen quellen die Bemerkungen, welche der junge Poet nach der Lektüre des Faublas über sich selbst macht, wirklich aus seinem tiefsten Wesen: auch dieser ungestüme Zug zur Weltfreude, zum Sinnengenuß war in ihm; es ist in der Folge nicht bloß ihm, sondern auch Andern zuweilen sehr zweifelhaft gewesen, ob er recht für eine gelehrte Laufbahn tauge, und vielleicht kann nichts beredter die Echtheit seines Gefühls für Cäcilie erweisen, als wenn er selbst aus jener Faublas-Stimmung heraus, in die er sich wahrlich nicht erst hat hineinzwingen müssen, das Bekenntnis ablegt: er fühle wohl, daß er mit Cäcilien selbst ein einförmiges Leben würde führen können, und einige Tage später der Furcht Ausdruck giebt, er werde wohl ein wüster und unnützer Mensch werden, wenn er Cäcilien verliere. Vollends wird Niemand die Echtheit seines Schmerzes bezweifeln können, aber freilich war es der Schmerz eines phantastischen, phantasievollen Grüblers, eines Dichters, dem es gleichsam zur zweiten Natur geworden, auch immer an sich und seinen Dichterberuf zu denken. Wer dies vergißt, wird kaum fassen, daß ihn im tiefsten Gram der Vorsatz tröstet, der Petrarch seiner Laura zu werden, und daß er sich schon vor dem schmerzlichen Verlust mit einer Art wollüstigen, unheimlichen Behagens in den Gedanken einwühlt, die Geliebte als völlig gestorben anzusehen. Wer tiefer blickt, wird freilich erkennen, daß das Alles ebenso wahr und echt ist, als etwa der Selbstvorwurf, er sei ein Heuchler gegen sich selbst gewesen, aus Eitelkeit und aus Gewohnheit, und um konsequent zu erscheinen.

Aber eben so echt und darum jedem, dem nichts Menschliches fremd ist, verständlich ist es auch, warum er im selben Atemzuge, da er die hinsiechende Geliebte bejammert, die blühende Schwester ein „herrliches Mädchen" nennt, und das „Gift" verflucht, mit dem er diese zwei Jahre vorher in einigen spottenden Zeilen befleckt. Dieses erste, gleichsam instinktive Sehnen nach einem Ersatz für die Verlorene mag empfindsame Gemüter tief befremden, ja verletzen: erwägt man dieses Menschen ganzes Wesen, so scheint es so natürlich wie der Vorsatz, das Andenken der Verblichenen in einem Werk festzuhalten, dem romantischen Gedicht, das ihren Namen trägt.

Über dieses Gedicht seien hier nur einige Andeutungen wiedergegeben, die Schulzes Freund und Biograph Bouterweck darüber giebt:

„In starrer Verzweiflung die schöne Leiche betrachtend, geriet der Dichter auf die erste Idee zu dem Werke, das ihren Namen trägt. Sie zu verherrlichen durch ein Gedicht, auf das er alle geistigen Kräfte wenden wollte, die ihm die Natur verliehen hatte, sollte das größte Geschäft seines Lebens sein. Er teilte mir seine kühne Idee mit, sobald sein Schmerz ihm erlaubte, davon zu reden. Schon in den Grundzügen der romantischen Erfindung erkannte ich den Dichter nicht wieder, der bis dahin allen Dingen eine heitere Seite abzugewinnen gewußt, mit dem Mysticismus des Christentums sich nie befaßt, überhaupt zur religiösen Poesie weder Anlage noch Neigung zu haben geschienen hatte. Aber er war auch nicht der Vorige mehr. Der Übergang vom schwärmerischen Glücke zu einem Schmerze, von dem er sich bis dahin keine Vorstellung machen konnte, hatte allen seinen Gedanken eine andere Richtung gegeben. Das Liebliche, an dem seine Phantasie hing, kleidete sich in die Farben der Schwermut. Der Kampf des freien Gemüts mit dem Schicksale und die religiöse Hingebung des Glaubens an das Göttliche wurden seine Lieblingsideen. Düster und grauenvoll sollte der Hintergrund des großen Gemäldes sein, an dem seine Phantasie rastlos arbeitete. Das Furchtbare und Schauderhafte sollte im Kontraste mit dem Wilden und Edlen recht stark hervorstechen. So verlangte es das Gefühl, aus dem das Gedicht hervorging. Die Heftigkeit dieses Gefühls ließ auch keine langsame Ausführung zu. Im Januar 1813 wurde der erste Gesang angefangen. Nicht lange darauf teilte mir der Dichter schon den zweiten mit. Vieles wurde seitdem über Plan und Ausführung unter uns gesprochen. Ich gestand ihm offen, daß ich mit der Erfindung nicht sympathisieren könne. Ich fragte ihn, ob er nicht lieber noch einmal umlenken wollte, um anstatt der seltsamen, von ihm erfundenen Legende eine zu wählen, die vormals Glauben gefunden. Aber Alles an diesem Gedichte, das unaufhaltbar sich immer umständlicher entwickelte, hing so fest mit dem Gefühle zusammen, das ihm zum Grunde lag, daß dem Dichter, der sonst so gern Belehrung annahm, kein Teil dieses Ganzen unwesentlich und keine Stanze überflüssig erschien. Zusätze zu liefern war er immer bereit, Sprache und Stil unterwarf er der strengsten Kritik, um nötige Änderungen zu machen. Aber mit jedem Gesange wurde er immer mehr Meister der Form. In der Kunst der Beschreibung erreichte er bald die ersten Muster des Altertums und der neueren Zeiten. Sein Widerwille gegen alles Gezierte und Manirierte war so groß, daß er auch jede Eigentümlichkeit des Stils verschmähte, sobald ihm etwas Gesuchtes in ihr zu liegen schien. Der einzige Dichter, den er an mehreren Stellen, besonders in den Schlachtgemälden, geflissentlich nachgeahmt hat, ist Homer. Einen Teil dieser Nachahmungen hat er selbst in den Anmerkungen angezeigt. Als die ersten Gesänge vollendet waren, bedauerte er sehr, daß er sich durch Wielands Beispiel zu den unregelmäßigen Stanzen habe verleiten lassen, da ihm die Ausführung des ganzen Gedichts in echten Oktaven nicht schwer gefallen sein würde. Aber die vollendeten Gesänge durch Umarbeitung in regelmäßige Stanzen umzugießen, schien ihm eine frostige Künstelei. Er behielt also, wenngleich ungern, die metrische Freiheit bei, die er sich einmal genommen hatte . . ."

Drei Motive sind es nun, die in seltsamer Verkettung das Gemütsleben des Dichters durchdringen und uns aus allen seinen Gedichten, Briefen und Aufzeichnungen entgegenklingen: Der Schmerz um Cäcilien, der Wunsch, ihr Bild in seinen Werken verklärt fortleben zu lassen und die immer stärker aufkeimende Neigung zu Adelheid. Auch für diese Zeit seien alle Zeugnisse seines Seelenlebens in zeitlicher Reihenfolge und — sofern sie wichtig sind — möglichst vollständig wiedergegeben, denn sie gehören auch zu unserem Thema und lassen es in, allerdings seltsamer Weise, ausklingen.

Als ein Echo seiner eigenen Äußerungen ist zunächst der folgende Brief Ludolf Dissens lesenswert:

„Marburg. Sonntag. 28. Febr. 13. Vielgeliebter Freund! Lange hatte ich Ihren Brief mit ungeduldiger Sehnsucht erwartet, und wurde zuletzt mit Besorgniß erfüllt, je mehr ich fürchten mußte und je mehr ich Antheil an allem, was Sie angeht, nehme. Sie können sich daher vorstellen, wie ich Ihren Brief verschlang, und daß ich ihn nicht einmahl gelesen habe. Jetzt haben Sie herzlich Dank für die schmerzenreichen Zeilen. Damahls als ich Sie in Göttingen bat, mir umständliche Nachricht von dem Leiden der Caecilie zu geben, dacht' ich unbesonnener Weise nicht, wie viel es Ihnen kosten würde; verzeihen Sie mir deshalb, lieber Freund; ich habe Ihnen neuen Schmerz gemacht; und doch — auch so ist es nun gut. Es ruht bei mir in theilnehmender Brust; ich will alles treu bewahren und nichts daran verderben und verfälschen. Sollte es uns nicht auch lieb sein und erfreuen, das, was wir als das Herrlichste im Gemüth dunkler bewahrten, in Worte zu fassen, daß es in hellen Buchstaben uns wieder entgegenleuchtete aus der Seele des theilnehmenden Freundes? Wir sind uns um vieles näher geworden durch diesen Brief. Sie sind sehr unglücklich; und ich bin weit entfernt Sie trösten zu wollen mit hohlen Phrasen, die sich auf Gemein-Plätzen herumtreiben. Freylich die ächten Weltmenschen haben der Reden und Erfahrungen viele in Bereitschaft; denn die Oberfläche ist bunt; da giebt's Berg und Thal und Aussichten die Menge; dafür reicht aber das alles auch nicht hinunter in die stille Tiefe, wo die Wurzeln des Lebens sind. Ich glaube das Gefühl auch zu kennen, zu dessen innerstem Wesen Sie hindurch gedrungen sind, die ganze edle Sehnsucht und Treue der Liebe; doch davon ein ander mahl. Jetzt will ich mit Ihnen weinen unter der Urne des unvergleichlichen Mädchens, das mich oft entzückt und hingerissen hat. Es war an einem Sonnabend, als ich von Wunderlich den Brief erhielt; ich mußte mein Collegium aufgeben und hatte Mühe, mich zu fassen. Damahls war sie noch über der Erde, und ich fand eine Erleichterung darin, daß

ich, indem meine Seele so ganz wieder mit ihr beschäftigt war, sie noch unter den Lebenden denken konnte. Ich vergegenwärtigte mir ihre Züge, ihre Worte, wiederhohlte meine Gespräche mit ihr, und träumte mich in eine lange Unterhaltung mit ihr hinein, als wenn sie von drüben herunter käme, in mein Zimmer träte, auch von mir Abschied zu nehmen, und mich zu belehren über so manches, was ich in begeisterten Stunden mit ihr gesprochen. Sie erschien mir ganz wieder in der schönen, jugendlichen Lebendigkeit, wo ich sie verkehren sah, und eine einfache Blume war in ihrem Haar; und dann schien sie sich leicht und rein in die Wolken zu heben, und ich konnte nicht loskommen von dem Nachsehen. O mein Freund, es ist ein heiterer, schöner Glaube an das Jenseits und das Wiedersehn; er hat mich ebenso lebendig ergriffen. Sei nun alles ein großes Leben, oder trenne es sich in ein unendlich Vielfaches, Leben ist und bleibt Leben und kann nicht vergehn. Was nichts ist, von dem kann ich begreifen, daß es auch nichts bleibe; aber was sich regt und webt, kann nicht in sein Gegentheil übergehen. Dafür bürgt uns das innerste Gefühl der Brust. Es war auch ihr Glaube; sie hat mir oft davon gesprochen; so wollen wir ihr auch darin ähnlich sein, daß wir an diesem Glauben halten. An dem äußern Treiben hab' ich seit langer Zeit nicht mehr gehangen, und meine ganze Seele ist von dessen Nichtigkeit überzeugt; aber desto mehr halte ich fest an dem innersten wahren Leben, das sich von jenseits herüberzieht; da ist freylich nicht Geräusch und Freudentanz wie oben, sondern Liebe und Sehnsucht; aber desto besser; jene Weltfreude wollen Sie ja auch nicht; dort an jenem reinen Quell des innersten Lebens lebt sich's sicher und still und echt; dort wollen wir uns als Freunde umarmen, und an einander glauben lernen. Daß Sie von Caecilien dichten, find' ich schön und herrlich; fahren Sie darin fort, es ist eine Sache ganz Ihrer würdig; und wollten Sie mir in der Folge auch die Einsicht in das Geschriebene gönnen, so werden Sie mich zu neuem Dank verpflichten ...... Jetzt muß ich abbrechen; bleiben Sie meiner eingedenk in Ihrem Leid; der Himmel aber lasse gelingen, was Sie unter den Händen haben.

Dissen."

Die Tagebücher werden erst im März 1813 wieder aufgenommen; die erste, sehr charakteristische Aufzeichnung giebt zugleich den Grund dafür an:

Am 15. März 1813. Ich muß mir einmahl Rechenschaft ablegen, denn lange habe ich gar nicht an mein Tagebuch gedacht oder vielmehr nicht denken mögen, weil ich mich auf meinem Leichtsinn zu ertappen fürchtete. Aber ich glaube nicht, daß ich verdammungswürdig bin. Cecilie ist schon über drey Monate todt; es ist die Frage, ob ich Cecilie noch liebe? — Ob ich sie noch liebe? Bey Gott, ich liebe sie noch, das sagt mir mein Schmerz täglich, das sagt mir die Begeisterung, womit ich an meinem Gedicht arbeite, meine Unzufriedenheit mit mir selbst, daß ich nicht jeden kleinsten Zug ihres Charakters so zeichnen kann, als er in ihrer unendlichen Liebenswürdigkeit sich zeigte, die Wehmuth, worin mich die leiseste Erinnerung an sie versetzt, das sagt mir alles, was ich denke und fühle. Aber weswegen nähere ich mich jetzt ihrer Schwester so sehr, weswegen scheint mir Adelheit jetzt weit reitzender, weit vollkommener als sonst? Habe ich nicht schon oft den leisen Wunsch in mir belauscht, von ihr geliebt zu werden, sie einst meine Gattin zu nennen? Das ist wahr und doch gestehe ich mir täglich, daß sie mir nie das werden könne, was Cecilie mir war, daß ihr Verstand, ihre Klarheit, ihr freylich kindlicher und gemüthlicher, aber zugleich heller und umsichtiger Geist meiner romantischen Schwärmerey und meinem launenhaften Leichtsinne nicht genügen werde. Da ist wohl meine alte Eitelkeit mit im Spiele, oder vielleicht gar Sinnlichkeit. Pfui, seit ich Cecilie liebte, hat dieser Dämon meine Seele nicht befleckt. Also Eitelkeit. Sie wohl zum Theil, aber auch wohl Bedürfniß, mein Herz an einen lebenden Gegenstand zu fesseln, auch wohl Erinnerung an Cecilien. Ich glaube nicht, daß ich ein anderes Mädchen, als gerade Adelheit, jetzt lieben könnte, wenn es auch weit schöner, weit liebenswürdiger wäre als sie. Sie ist Ceciliens Schwester, Cecilie liebte sie, sollte ich sie nicht lieben? Und ist es nicht seltsam? Es ist mir, als ob ich mich zu dieser Liebe zwänge, als ob ich mein Herz gleichsam dazu beredete und mir nur einbildete, ich liebe, während es eigentlich wohl nicht wahr seyn mag. Das Räthsel mag Oedipus lösen, ich verstehe nichts von mir selber. Aber ich weiß, Cecilie wird nicht zürnen, wenn sie mir in's Herz sieht, denn sie lebt und herrscht noch immer darin.

Am 20. März. Heute verlebte ich einen recht friedlichen, fröhligen Tag. Tychsens luden mich ein, mit nach der Blaubacher Schenke zu fahren. Es war ein herrliches Frühlingswetter und unser Geist war so heiter, als der Himmel. Ich erinnerte mich der Zeit, als ich mit Wehrs und Heldberg fast wöchentlich jenen Ort besuchte.*) Noch fand ich unsere Namen in ein Herz eingeschlossen ins Fenster eingeschnitten. Das waren damals recht glückliche Tage. Schien es doch, als wären wir drey ganz für einander geschaffen gewesen. Nirgends befanden wir uns wohl, als in unserer gegenseitigen Gesellschaft. Und doch waren wir die verschiedensten Menschen. Wehrs war ein melancholischer, mystischer Schwärmer und doch voll von eigentlichem fantastischen Humor, ein wahrer Quell von Poesie, dessen Klarheit aber früh getrübt war, gemüthlich im höchsten Grade, voll Gefühl, dessen er sich schämte und doch ein Grillenfänger, gedrückt an Geist und schwach an Körper. Heldberg mit einem äußerst klaren und praktischen

*) Vertraute Genossen des Dichters aus seiner ersten zu Göttingen verbrachten Studentenzeit (1809). A. v. Wehrs, Stud. phil., aus Hannover gebürtig, stammte wohl aus einer schwedischen Familie; seine Eintragung in Schulzes Stammbuch ist in schwedischer Sprache abgefaßt, und er trat 1809 als Fähnrich in die schwedische Armee; 1815 trat er als Volontär in hannöversche Dienste und wurde kurz darauf Kapitän in der Garde. H. Heldberg, gleichfalls Stud. phil., lebte dann als Zollinspektor in Hannover.

Geist, scharfsinnig, höchst ordnungsliebend, erfinderisch, entschlossen, treu wie Gold, kräftig, aber behaglich und fröhlich, wenn sein tiefes Ehrgefühl nicht gekränkt wurde. Ich hatte damals eine ewig rosenfarbne Laune mit etwas Schwärmerey tingirt, frische Lebenslust, völlige Unbesorgtheit, Nachlässigkeit in allen Dingen, zog mir nichts zu Herzen und lebte fröhlich in den Tag hinein. Ich hatte damals eine herrliche Anlage zur Liederlichkeit. Die Gewohnheit ewig zusammen zu seyn, machte uns einander über zwey Jahre hindurch unentbehrlich; wir sahen uns täglich mehrere Stunden und sprachen uns nicht aus. Jetzt weiß ich nicht einmahl ihren Aufenthalt. Dieser Gedanke machte mich etwas wehmüthig, als mich Adelheit aufforderte, mit ihr zum Erdfall zu gehen. Wir stiegen in's Thal hinab, sprachen manches liebe freundliche Wort, pflückten die ersten Blumen und fühlten ein inneres kindliches Wohlbehagen über den Frühling, der uns umwehte. Jetzt standen wir an dem tiefen geheimnißvollen Wasserspiegel. Anfangs an der offenen Seite auf einer Anhöhe dem Halbkreise der Felsen gegenüber. Von hier erschien das Wasser in schwarz grüner Farbe, die Oberfläche war so grausig still wie der Tod, der in der Tiefe wohnt. So stellen wir uns den Eingang in die Unterwelt, in das dunkle Reich des ewigen Schweigens vor. Wir stiegen hinab und stellten uns an die Felsen, dem Lichte gegenüber. Da öffnete sich im Born ein wunderbares Reich voll fantastischer Gestalten. Das Spiel des Lichtes schwamm um den bunten Wiederschein der Felsen, in seltsamer Verwirrung, in der Mitte lachte ruhig das reine Blau der Luft. Wir waren überrascht und bewundernd sahen wir in die endlose Stille und bilderreiche Tiefe hinab. Adelheit, die sich für alles lebhaft interessirt, was einen malerischen Effekt macht, war ganz in Entzücken versunken. — „So sah gewiß das Wasser aus, das Götheus Fischer hinabzog" sagte ich. Sie meinte, daß weder Maler, noch Dichter so etwas treffen können. Jetzt waren Adolf*) und der Assessor Kern herbeygekommen, und um uns zu necken. Da sie uns ganz im Schauen versunken stehen sahen, warfen sie plötzlich vom Felsen große Steine in's Wasser. Die eingeschlossene Fluth gerieth in ungestüme Bewegung, alle Bilder rangen wild durch einander und der schöne sehnsuchtsvolle Frieden ging in arbeitende Zwietracht über. Lassen Sie uns gehen, sagte Adelheit, wir wollen die Zerstörung des friedlichen Himmels nicht mitansehen. Wir fuhren bald wieder fort. Ich habe den dritten Gesang meiner Cecilie fertig und mußte noch einige Stanzen abschreiben weil ich es morgen der Hofräthin schicken will. Ich konnte indeß glücklich genug gerade noch in den Traum, den Cecilie von Adelheit träumt, folgende Stanze einrücken als ein Bild des seeligen Blickes der Traumgestalt:

„So dämmert wunderbar im stillen Wasserspiegel,
Den schroffe Felsenhöh'n bunt abgestuft umziehn,
Das Zauberspiel des Lichts. Rings schwebt mit irrem Flügel
Aufwogend farb'ger Glanz, in heil'ger Tiefe blüh'n
Duftgleiche Bilder auf, und immer neugestaltet
Die reiche Schöpfung sich und wallt vom Morgenthau
Des kühlen Borns umspielt, doch klar, und endlos waltet
Im hellen Mittelpunkt des Himmels heitres Blau."

Adelheit wird über dieses Bild nicht wenig staunen.

Am 21. März. Heute schickte ich die drey ersten Gesänge des Gedichts zur Hofräthin. Ich werde ihr gewiß Freude gemacht haben, denn sie ahndete wohl nicht, daß mein Herz einer solchen Anhänglichkeit, einer so begeisterten Liebe fähig sey. Cecilie wird uns alle lange überleben denn ich fühle, daß ich jetzt auch sagen kann: Anch' io sono pittore. Am Nachmittage hatte ich eine angenehme Überraschung. Ich erhielt von lieber Hand, wahrscheinlich von Bunsen und Reck*) einen schönen Kranz aus Rosen und frischem Laube geflochten mit einigen Zeilen, worin ein Bezug auf mein Gedicht lag. Beyden habe ich es vorgelesen. Man hatte den Anfang des Frühlings mit meinem Geburtstage, der morgen ist, verwechselt und mich mit diesem zarten Geschenke erfreuen wollen. Morgen, wo ich Tychsens und Wundertichs zum Punsch eingeladen habe, soll der Kranz an meinem Spiegel prangen.

Am 22. März. Einen schönern Morgen habe ich lange nicht gehabt, als den heutigen. Ich erhielt von Tychsens einen lieblichen Blumenstrauß, in dessen künstlicher Anordnung ich Adelheits feines Gefühl fürs Schöne und ihr malerisches Talent erkannte. Um den Strauß war eine Arbeit von ihrer Hand, wenn mich nicht alles trügt, gewickelt. Aber das Schönste folgte noch. Ich fand ein Billet von der Hofräthin mit diesen Worten: Nur Ihnen, der den ganzen Werth Ceciliens erkannte, kann ich etwas mittheilen, wovon nur der Gedanke, es nicht in unrechte Hände zu geben, mir erlaubt, mich zu trennen. Es lag eine Locke von Cecilien darin und ein Band von ihrem Busen. Einen schöneren Geburtstag konnte ich nicht feyern. Poesie und Liebe, was wäre ich ohne Euch! — Auch ist heute der Tag, wo ich mir Rechnung ablegen muß vom ganzen Jahre. Ob diese Rechnung mir etwas frommen wird, weiß ich nicht, denn ich habe die üble Neigung, meine Fehler zu lieben. Also zuerst mein Sündenbekenntniß Mit der P. hatte ich im Anfang dieses Jahres im Herzen längst gebrochen, aber ich heuchelte ihr doch noch immer in meinen Briefen, so spärlich diese auch waren. Das ist mir zu verzeihen. Sie hatte sich mir hingegeben, sie liebte mich, ich durfte sie nicht zurückstoßen, unser Verhältniß mußte langsam und beynahe unmerklich gemildert und in Freundschaft umge-

*) Adolf Tychsen, der Bruder Adelheids.

*) Vertraute Freunde des Dichters, deren die Tagebücher oft Erwähnung thun. Bunsen ist der nachmals berühmt gewordene preußische Diplomat und Archäolog (1791—1860); Karl v. Reck, hochbegabt, aber zügellos und schrullenhaft, starb 1869 als Privatgelehrter zu Göttingen.

schmolzen werden. — Die Liebe zu Cecilie ließ mich eine Zeitlang alle meine Geschäfte vernachlässigen, quälte mich mit Eifersucht, ließ mich in ewiger Unruhe schweben, mich immer vom Sturm zum Sonnenschein, vom Sonnenschein zum Sturme übergehen, das ist mir zu verzeihen, denn so ist die Liebe nun einmahl. Trotz dieser Liebe knüpfte ich ein Verhältniß mit Dorette S. an und befand mich wohl darin. Das ist mir zu verzeihen, denn dieses Verhältniß beruhte nur auf Eitelkeit und Eitelkeit ist die Erbsünde der Dichter. — Nach Ceciliens Tode empfand ich eine Neigung zu ihrer Schwester und fahre auch jetzt noch fort, mich ihr zu nähern. Das ist mir sehr zu verzeihen und ich habe mich schon vor einigen Tagen darüber gegen mich selbst gerechtfertigt. — An Wissenschaft habe ich ziemlich zugenommen, aber bey weitem nicht so sehr, als ich gekonnt hätte. Auch das ist mir zu verzeihen, denn ich habe in anderer Rücksicht zu viel gewonnen, als daß ich nicht gern ein wenig Gelehrsamkeit dafür aufopfern sollte. Übrigens bin ich vielleicht weniger eitel, aber auch stolzer geworden. Nun zu dem letzteren habe ich auch etwas Ursache. Das Leben meines Herzens hielt ganz mit den Jahreszeiten gleichen Schritt. Im Frühling frische blühende Begeisterung, Ahnung, Sehnsucht, fröhliger Sonnenschein der Lust und Liebe, im Sommer schwüle Hitze, Überspannung und Abspannung, Gewitter und zuweilen schöne Abende; im Herbst Wehmuth, aber Stille des Gemüths, die letzten erquickenden Sonnenstrahlen des Glücks hinter Wolken hervorbrechend. Im Winter Sturm, bewölkter Himmel, Zerstörung und Tod. Mit dem jetzt nahenden Frühling scheint auch mein Herz wieder aufblühen zu wollen. Mein Herz ist reiner und zarter geworden, meine Fantasie blühender und mächtiger, mein Gefühl tiefer und gewaltiger, ich habe auch für den Schmerz Sinn und Empfänglichkeit erhalten, da ich sonst nur der Lust diente. Mein Geist hat sich vielfältiger gebildet, der Zweck meiner Wissenschaft scheint mir höher als ehemals. Nun Gottlob, ich finde kein Defizit in meiner Rechnung und kann mich heute Abend zufrieden zu Bett legen.

Am 24. März. Wir sind alle ganz in der Zeit verkommen. Wir feyerten gestern meinen Geburtstag, weil sowohl ich als auch Tychsens und Wunderlichs glaubten, wir schrieben den 22., da es doch der 23. war. Gestern Abend sahen wir erst unsern Irrthum ein, und mein Tagebuch ist also immer um einen Tag zu kurz gekommen. Bloß Bunsen und Reck, die mir den Kranz sandten, haben die rechte Zeit getroffen. Gestern Abend waren wir recht fröhlig, nur konnte die Hofräthin wegen eines heftigen Catharrs nicht kommen. Seit Adelheit mein Gedicht gelesen hat, scheint sie mir ganz verändert. Ich habe nie solche Blicke von ihr gesehen als gestern, nie einen solchen schmeichlerischen Ton der Rede bey ihr gehört, nie ein so zartes zuvorkommendes Betragen bey ihr bemerkt. Ihr ganzer Stolz hat sich in freundliche Gefälligkeit aufgelöst. Vielleicht will sie mir Cecilien ersetzen, vielleicht ist es auch bloß vermehrte Achtung für mich. Der Hofrath trank auf meine Hochzeit und sie stieß lächelnd an:

Ἀλλ' ἤτοι μὲν ταῦτα θεῶν ἐν γούνασι κεῖται.

Als es später wurde, fing sie an, müde zu werden und ich bat sie scherzend, meinen Rosenkranz aufzusetzen, weil sie dann der Grazie Pasithea, der Göttin des Schlafs, gleichen würde. Ich fügte den Vers aus dem Homer hinzu:

„πασιθέη, ἧστ' αὐτὸς ἐέλδομαι ἤματα πάντα".

Das konnte als eine vollkommene Liebeserklärung gelten, und wenn Wunderlich nicht zum Glück seine Ohren anderwärts gehabt hätte, so würde er nicht verfehlt haben, es zu verdollmetschen. So wie gestern möchte ich meinen Geburtstag noch oft feyern können. Es ist doch eine sonderbare Verknüpfung des Schicksals. Als ich vor drey Jahren als muthwilliger Student einst in Tychsens Garten drang und mit der Hofräthin ohne sie zu kennen, einen heftigen Wortwechsel hatte, wobey ich ihr einige derbe und pikante Bitterkeiten sagte, wer hätte da denken sollen, daß ich später fast täglich diesen Garten als geachteter und gern gesehener Freund besuchen sollte, daß sie selbst ohne meine Bitte mir eine Locke von dem Haar ihrer geliebtesten Tochter, ihres höchsten Stolzes schicken würde?

Μοῖραν δ' οὔτινα φημὶ πεφυγμένον ἔμμεναι ἀνδρῶν.

(Ein neunter Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— „Innocens", die hübsche Erstlingsnovelle von Ferdinand von Saar, liegt nun in vierter Auflage im Verlage von Georg Weiß in Heidelberg vor. Die „Deutsche Dichtung" hat die Novelle bereits vor Jahren eingehend gewürdigt und wir haben daher jetzt nur den Wunsch auszusprechen, daß die schmucke Ausgabe dem Werkchen manchen neuen Freund zuführen möge.

Fr.

— „Karl Bleibtreu", von Dr. Karl Biesendahl. (Leipzig, W. Friedrich.) Eine in eintönigem, schwülstigem Reklamestil geschriebene Broschüre, die nur zuweilen von einem schüchternen, Nebensachen betreffenden Tadel unterbrochen wird. Nach Herrn Biesendahls Meinung ist Bleibtreu ein „Genie" und „unsterblich". Das Papier ist davon nicht rot geworden. Aber die Kritik thäte Unrecht, gegen derlei wüste Ausschreitungen der Kameraden- und Verleger-„Kritik" erst noch zu polemisieren. Derlei schadet Niemand, als dem „Gefeierten" selbst, und der darf sich nicht beklagen. Warum duldet er solche Lächerlichkeiten?!

r. g.

— In das Gedicht „Traum" von F. Ottmer (S. 213) des laufenden Bandes hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen, den wir hiermit richtig stellen. Die letzte Strophe muß lauten:

„An der Ewigkeit gemessen
Währt ja vollstes Leben kaum,
All' so lang wie eines Kusses
Gaukelschatten währt im Traum".

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Ein Abtrünniger.

Erzählung von **Karl Emil Franzos.**

(Fortsetzung.)

Von den drei jungen Leuten, welche jene Barackenstube mit mir teilten, war keiner so schwer belastet, wie ich, denn sie waren erst durch den Sturm des tollen Jahres in den Strom der Revolution hineingeweht worden, ihr Vorleben war harmlos. Und doch gab es keinen unter ihnen, der sich nicht lieber sofort einen raschen Tod wünschte, als den langsamen in der Strafkompagnie mit den beiden qualvollen, nutzlosen Vorspielen: dem Verhör durch den Auditor und der Verhandlung vor dem Kriegsgericht! Und darauf mußten wir erst warten und warten! So rasch auch die Auditoren arbeiteten, es gab eben zu viel zu thun!

Wie mir in jenen Tagen zu Mute war, will ich nicht zu schildern versuchen. Nicht bloß um Annas und meinetwillen fühlte ich mich als der Unglücklichste der Menschen, sondern weil mir jeder Trost fehlte, sogar der, für meine Idee zu sterben. Der Gedanke einer gewaltsamen Zernichtung der monarchischen Gewalt, der Gedanke einer Revolution zur Schaffung einer Republik war längst nicht mehr der meine. Und doch hatte ich für ihn gekämpft und sollte nun für ihn sterben. . .

So vergingen die Tage und jeder dehnte sich zur qualvollen Ewigkeit und noch immer keine Aussicht auf ein Ende . . .

Da — endlich, am 3. Dezember, fast einen Monat, nachdem ich nach Florisdorf gebracht worden, erhielten wir gleichzeitig mit der Nachricht, daß am Tage vorher ein Thronwechsel stattgefunden und der Kaiser von Österreich nicht mehr Ferdinand, sondern Franz Josef heiße, die für uns in unserer Lage unendlich wichtigere Kunde, daß am nächsten Morgen zwei Auditore im Spital erscheinen würden, um die Verhöre mit uns aufzunehmen.

Wir verbrachten Alle eine schlaflose Nacht. Am nächsten Morgen holte der Schließer zunächst den Kaufmann und den Studenten zum Verhör ab.

Nach einer Stunde kehrte der Kaufmann zurück, mit leuchtenden Augen, das Antlitz erhoben; er war wie neugeboren.

„O Herr Winter!“ rief er und faßte meine Hand; „welches Glück ist mir widerfahren. Dieser Auditor ist ja ein Mensch! Nachdem ich ihm Alles erzählt habe, der Wahrheit gemäß — denn wenn der Einen mit seinen großen blauen Augen ansieht, so vergißt man alle Ausflüchte, die man sich zurecht gelegt hat — was meinen Sie wohl, was er da gesagt hat? Geschimpft? Gedroht? Oder mich ruhig wieder abführen lassen? Er hat mir die Hand auf die Schulter gelegt und gesagt: „Was Sie gefehlt haben, haben Sie gebüßt! Ich werde darauf antragen, daß Sie mit einem Verweis entlassen werden!“ O, das lohne ihm Gott! Er ist ein kränklicher, schwacher Mann — Gott gebe ihm die volle Gesundheit!“

„Wie heißt er?“ stieß ich bebend hervor. Ein schwächlicher Mann — große blaue Augen — wenn das Binnenthal war . . .

„Ich weiß nicht,“ war die Antwort. „Aber da kommt ja der Schließer wieder, der wird's wissen. Nun werden Sie vorgerufen, Sie können von Glück sagen!“

„Ja, Herr von Binnenthal!“ erwiderte der Schließer auf meine Frage. „Aber das geht Sie nichts an. Sie gehören vor den anderen Herrn — Mrazovics heißt er, ein Kroate. Ich soll dem Herrn von Binnenthal den Arbeiter da vorführen!“

Freudestrahlend folgte ihm der junge Mensch, ich aber sank zernichtet auf meinen Sitz zurück.

Wieder verfloß eine Stunde, vielleicht nur eine halbe, vielleicht nur zehn Minuten — was

weiß ich? Mir war es die längste, die entsetzlichste Zeit in meinem Leben. Wurde ich Binnenthal vorgeführt, so war ich gerettet — mochte er noch so unerschütterlich an seine Pflicht hängen, mochte er der alten Freundschaft nicht mehr so eingedenk sein, wie ich, er „war ein Mensch“ und mußte erkennen, wie sich mein Schicksal gefügt. Aber mein Richter sollte ja ein Anderer sein, ein fremder, vielleicht ein harter Mann. Die Kroaten galten als besonders grausam, als die finstersten Fanatiker der Reaktion — wenn dieser Mrazovics keine Ausnahme machte?! In Todesangst taumelte ich in der Stube auf und nieder und rang die Hände — was sollte ich thun, wie Binnenthal benachrichtigen?! Der Kaufmann suchte mich zu beruhigen: ich möge es doch dem Schließer sagen, wenn er wieder käme; der Herr Auditor sei ja so gut, er werde es mir gewiß nicht verübeln. Und dann, vielleicht sei auch dieser Mrazovics nicht gar so schlimm.

Aber da kehrte der Student zurück, wankenden Schritts und totenbleich. „Ein Teufel!“ knirschte er und schrie dann verzweifelt auf: „Meine Mutter!“

Gleich darauf trat der Schließer ein: „Kommen Sie!“ befahl er mir.

Ich stieß bebend die Bitte hervor, Binnenthal meinen Namen zu sagen.

„Das wär' a neue Mod'“, lachte er auf, „wenn sich die Herren Verbrecher ihre Richter aussuchen thäten! Nix da, Sie sind dem Herrn Auditor Mrazovics zugeteilt!“

Ich folgte ihm; bei jedem Schritt hämmerten mir die Pulse wilder. So nah dem Hafen zu versinken! Ich wollte schreien, um mich schlagen — vielleicht hörte mich der Freund und stand mir bei. Aber mir war die Kehle wie zugeschnürt, die Glieder wie gelähmt; mühsam schleppte ich mich die langen Korridore entlang vor dem Schließer her, daß er die Geduld verlor und mir drohte, mir mit dem Kolben raschere Beine zu machen. Endlich standen wir vor der Thüre der Spitals-Direktion, die nun als Verhörszimmer diente.

Da, in dem Augenblicke, wo der Schließer anpochen wollte, that sich die Thüre auf; ein kleiner dicker Mann in Offiziers-Uniform trat heraus.

„Ist das der Winter?“ fragte er dem Schließer.

„Zu Befehl, Herr Auditor!“

„Führens ihn nur zum Herrn Kameraden Binnenthal — er hat's übernommen — ich hab' anderswo zu thun!“

Ich fuhr zusammen, und stieß einen leisen Schrei aus. Der Kroate fixirte mich scharf; die kleinen, unruhigen Augen im roten, plumpen Gesicht bohrten sich in die meinen.

„Mir scheint, das freut Ihna!“ sagte er. „Ich hätt' Lust, Ihna d'Suppen zu versalzen. Ober 's is ja Wurscht. G'hängt werden S' so wie so, Sie Malefizkerl Sie!“

Und er ging und ich trat ein und stand vor meinem Jugendfreunde, keines Wortes mächtig. War doch auch er so bewegt, daß es mehrerer Minuten bedurfte, bis er sprechen konnte.

„So sehen wir uns wieder!“ murmelte er endlich bewegt und eine Thräne schimmerte in seinen Augen. Dann aber raffte er seine Kraft zusammen. „Setzen Sie sich!“ sagte er. „Wessen Sie angeklagt sind, wissen Sie ja wohl. Erzählen Sie mir, wie sich Ihr Leben seit acht Jahren gestaltet hat. Ich werde das Wichtigste daraus zu den Akten nehmen.“

Ich berichtete von meiner letzten Prager Zeit, von der Franzi und wie ich nach Rom gekommen. Er blickte nicht auf und unterbrach mich durch keine Frage, nur zuweilen nickte er, als hätte er es nicht anders erwartet. Und ganz ebenso, als vernehme er nur, was er ohnehin gewußt, hörte er meine Erzählung an, wie es mir im Collegium germanicum ergangen, was mich daraus vertrieben, von der Wandlung meines Herzens, jener Schreckensstunde auf der Prager Brücke, meiner Errettung durch Christian Hager.

„Und nun horchtest Du — horchten Sie“, verbesserte er sich hastig, „der Heilslehre dieses Mannes, wie Sie einst jener des Pater Gregorius gefolgt, und wie vorhin der Glaube an alle Dogmen und Wunder, so wurde Ihnen nun der an Atheismus und Kommunismus heilig — ein blinder Glaube, wie der erste. Und wie lange hielt dieser vor?!“

Ich erzählte auch dies und wie mir schon in Prag leise Zweifel gekommen und dann die stärkeren in Leipzig und wie ich in Wien vollends auch diesen Glauben verloren Dann berichtete ich, wie ich auf die Barrikade gekommen und von Hagers Ende.

„Wer war der Mann“, fragte er, „der Sie zwang, auf die Barrikade zu gehen?“

„Ein Venetianer, Marchese Albini.“

Er atmete tief auf, als fiele ihm eine schwere Last vom Herzen.

„Das ist in Ihrem Interesse höchst erfreulich", sagte er. „Der Marchese ist ein Todfeind des Staates, ein höchst gefährlicher Mann, aber er hat auch dem Kriegsgericht bei der Verhandlung gegen ihn — sie ist gestern durchgeführt worden — den Eindruck eines streng ehrenhaften Mannes gemacht. Er wurde zu zwanzigjähriger Kerkerstrafe verurteilt und soll heute Abend nach Kufstein gebracht werden; ich werde dafür sorgen, daß er bis zur Verhandlung gegen Sie hier bleibt. Bestätigt er unter seinem Eide Ihre Verantwortung, so wird dies für Sie sehr günstig sein . . . Haben Sie sonst noch etwas zu den Akten zu geben?"

Ich verneinte.

„Ich meinerseits habe nur noch eine Frage. Sie haben zuletzt einem liberalen Blatte, dem Organ der konstitutionellen Partei, die streng auf dem Boden des Gesetzes steht, Ihre Feder geliehen. Ich will Sie nicht erst durch die Frage kränken, ob Sie dies aus ehrlicher Überzeugung gethan, — wer Ihr Leben kennt, wird dies ohnehin nicht bezweifeln. Wohl aber wünsche ich Ihre Meinung darüber zu erfahren, ob Sie diese Ihre Überzeugung für eine dauernde, für die Überzeugung Ihres ganzen künftigen Lebens halten?!"

„Ja!" erwiderte ich.

„Es beirrt Sie nicht, daß Sie ja nun schon wiederholt, immer aus innerstem Drange, ohne äußeren Vorteil, ja gegen denselben, Ihre Überzeugung gewechselt haben?! Ich frage nochmals: Sie hoffen, nun endlich in Ihren gegenwärtigen Bahnen bis ans Lebensende verharren zu können?!"

„Ja," wiederholte ich fest, „dies erhoffe ich für mich . . ."

„Ich nicht," erwiderte er rasch, wie unwillkürlich. „Ich glaube vielmehr, daß Ihnen auferlegt ist . . ."

Er unterbrach sich. „Das gehört nicht hierher," sagte er. „Und was etwa der Freund dem Freunde zu sagen hat, muß einem schicklicheren Ort und einer besseren Stunde aufbewahrt bleiben. Schon heute aber darf ich Ihnen sagen, daß ich nach bestem Wissen und Gewissen nur eine sehr geringe Freiheitsstrafe gegen Sie beantragen kann. Denn die zwanzigjährige Kerkerstrafe, die das Prager ordentliche Gericht über Sie ausgesprochen, besteht ja ohnehin noch in Kraft . . ."

Ich fühlte, wie mir das Blut zum Herzen schoß.

„Auch dies braucht Sie nicht erbleichen zu machen", fuhr er fort. „Auch Ihr Prager Vergehen wird, wenn das Kriegsgericht Ihre Verantwortung hört, — das erste Urteil ist ja in contumaciam ergangen — ohne Zweifel in ein anderes Licht rücken und die Richter werden sich, wie ich hoffe, veranlaßt finden, auch darüber dem Monarchen einen Vorschlag zu machen. Seien Sie getrost, Herr Winter, Sie dürfen dem Tage der Verhandlung, die ich nach Kräften beschleunigen werde, ohne allzugroßes Bangen entgegensehen . . ."

„Sie sind so gut!" stammelte ich. Und dann blickte ich in die wohlbekannten Züge, die bleicher und schärfer geworden und doch mild und klar geblieben, wie einst, und die Thränen schossen mir in die Augen. „Fritz . . ." stammelte ich.

Er hob abwehrend die Hand. „Geh'" murmelte er. „Später . . . Mein lieber, armer Junge!"

Schon drei Tage später, am 7. Dezember 1848, wurde ich dem Kriegsgericht vorgeführt. Die Anklage vertrat Binnenthal, dem Gericht präsidierte ein alter, gutmütiger Major, dessen Antlitz von vielem Durste zeugte, aber nicht von dem nach Blut. Die Verhandlung währte kaum eine Stunde. Nachdem Albini seine Aussage abgelegt — der stolze, edle Mann sah in seinem Sträflings-Gewande wie ein Fürst aus, der aus seltsamer Laune solche Tracht angelegt — zogen sich die Richter zur Beratung zurück. Sie währte länger, als die Verhandlung selbst, und schon begann mir das Herz schwer zu werden. Aber das Ergebnis war noch günstiger, als es mir Binnenthal in Aussicht gestellt.

„Sie werden," sagte mir der Major, als ich wieder vorgerufen wurde, „wegen der Teilnahme am Kampf gegen die k. k. Truppen nicht bestraft, weil das Gericht als erwiesen ansieht, daß Sie unter einem unwiderstehlichen Zwange gehandelt und nur deßhalb die Barrikade betreten haben, um nicht selbst von den Rebellen erschossen zu werden. Was die Kerkerstrafe betrifft, welche das Prager Gericht über Sie verhängt hat, so hat das Kriegsgericht beschlossen, einen Antrag auf Umwandlung derselben in eine kurze Ge-

fängnisstrafe höchsten Orts vorzulegen, weil es die Überzeugung gewonnen hat, daß Sie ein schwärmerischer, ja verschrobener, aber ehrlicher und vor Allen besserungsfähiger Mensch sind. Von Rechts wegen. Punktum. Schließer, führen Sie den Verurteilten ab."

Ich wandte mich freudetrunken dem Ausgange zu.

„Noch Eins!" rief er mir nach. „Da Ihre Gesundheit noch nicht ganz hergestellt ist und jetzt durch ein längeres Verbleiben in der Haft gefährdet werden könnte, so wird das Gericht, wenn Sie einen solchen Antrag stellen wollen, Ihre sofortige Enthaftung verfügen, sofern Sie einen verläßlichen Bürgen stellen können, der Sie in sein Haus aufnimmt und die Gewähr dafür übernimmt, daß Sie sich jederzeit auf Aufforderung dem Gerichte stellen wollen, um Ihre Strafe abzubüßen. Wollen Sie diesen Antrag stellen und können Sie dem Gericht einen solchen Bürgen nennen?"

„Ja, Herrn Major von Geistenau in Mödling".

„Schön. Wir werden beim Herrn Major anfragen, ob er die Bürgschaft übernehmen will. Sobald seine Zustimmung bei den Akten vorliegt, werden Sie enthaftet."

Am Abende desselben Tages war ich in des Majors Villa in Mödling. Mein Wiedersehn mit Anna will ich nicht schildern. . . .

So genas ich völlig unter den Augen, unter der Pflege der Geliebten. Von Binnenthal kam zuweilen eine Erkundigung an den Major, wie es mir ergehe, mir selbst schrieb er nicht. Und als ich ihn bat, mich zu besuchen, wenn er könnte, oder doch zu gestatten, daß ich zu ihm käme, so bald es mir der Arzt gestattete, erhielt ich nur die lakonische Antwort: „Später!" Ich verstand ihn; er hatte offenbar noch amtlich in meiner Sache zu thun.

So kam der Weihnachtstag heran.

Es waren bewegte, ereignisreiche Weihnachten. Unter dem Tannenbäumchen lag für mich, neben einer Arbeit von Anna, ein Brief. Er war eröffnet; die Adresse wies in sonderbaren, verschnörkelten Zügen den Namen des Majors.

Ich entfaltete das Blatt und las:

Lieber Major von Geistenau!

Es freut mich herzlich, Ihnen mitteilen zu können, daß Seine Majestät der Kaiser gestern den Antrag des Kriegsgerichts, die zwanzigjährige Kerkerstrafe gegen Herrn Georg Winter in eine kurze Gefängnisstrafe umzuwandeln, dahin zu erledigen geruht haben, daß ihm jede Strafe im Gnadenwege erlassen ist. Ich darf mir nur ein geringes Verdienst dabei zusprechen; das Beste hat die ausgezeichnete Motivirung des Antrags durch das Auditoriat dazu gethan.

Angesichts dieses überaus günstigen Ausgangs und meiner großen Überlastung mit Geschäften glaubte ich nun zugleich Ihren ferneren Wunsch, für den Begnadigten eventuell eine Verwendung im Staatsdienst in Aussicht zu nehmen, sofort in Erwägung ziehen zu sollen. Zum Richter oder Verwaltungs-Beamten kann ich Ihren künftigen Schwiegersohn nicht machen, da ihm die Vorbildung dazu fehlt, könnte es übrigens vielleicht auch dann nicht, wenn dies der Fall wäre, da mir seine Gesinnungen nicht ganz genau bekannt sind. Eine Stellung an einer Bibliothek, die Sie in erster Linie gewünscht haben, ist — wenigstens jetzt und für die nächste Zeit — nicht frei. Hingegen kann ich Herrn Winter, sofern er glaubt, dem Monarchen und dem Staate aufrichtig dienen zu können, bald zum k. k. Gymnasial-Lehrer für die klassischen Sprachen und das Deutsche ernennen. Dafür dürfte seine Vorbildung reichlich genügen und diese Thätigkeit liegt fernab von aller Politik. Damit ist aber auch nicht bloß ihm, sondern auch dem Staate am besten genützt, da es uns bei der bevorstehenden Organisation der Mittelschulen an geeigneten Kräften fehlt.

Die Ernennung erfolgt, sobald Sie mir Herrn Winters Zustimmung mitteilen.

Ihr alter Freund

Felix Fürst Schwarzenberg.

Wien, 23. Dezember 1848.

Meine Hand zitterte, daß ihr der Brief des damals allmächtigen Ministers entfiel und zu Boden flatterte.

Der Major trat auf mich zu. „Sie sind natürlich einverstanden?" fragte er.

„Ich — ich weiß nicht — ob . . ."

Er faßte mich am Arm. „Sie glauben nicht versprechen zu können", fragte er, „was der Brief fordert?"

„Morgen —", stammelte ich.

Anna war totenbleich geworden, sie stützte sich auf den Tisch, ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt.

Der alte Mann runzelte die Stirne, trat näher auf mich zu und blickte mir scharf und prüfend in's Auge.

„Morgen?“ fragte er langgedehnt. „Sie zögern . . .“

„Verzeihen Sie mir!“ rief ich. „Ich kann nicht anders! Ich muß mit mir selbst einig werden . . .“

„Georg!“ schrie Anna auf.

„Lass' ihn, Kind,“ murmelte der alte Offizier; in seinem Antlitz zuckte es. „Lass' ihn,“ wiederholte er dann noch einmal laut und fest. Und zu mir gewendet, sagte er: „Sie haben Recht, man soll nichts versprechen, was man nicht halten kann. Gehen Sie auf Ihr Zimmer, Herr Winter, prüfen Sie Ihr Herz, und sagen Sie uns morgen Ihre Entscheidung . . .“

Ich zögerte, ich wollte mich an Anna wenden.

„Gehen Sie!“ wiederholte er festen Tones, wenn auch ohne Bitterkeit. „Und wenn Sie mir Dank zu schulden glauben, so erfüllen Sie meine Bitte, sich in Ihren Entschließungen weder durch dies Gefühl der Dankbarkeit, noch durch Ihre Liebe zu meinem Mädchen bestimmen zu lassen. Prüfen Sie sich, wiederhole ich, ernst und gewissenhaft, von Ihrer Antwort hängt Ihr Glück ab, und das meines armen Kindes . . .“

Seine Stimme brach sich vor innerer Bewegung; er trat auf mich zu, drückte mir die Hand und drängte mich sanft zur Thüre hinaus.

Ich ging auf meine Stube und kein Schlummer kam in dieser Nacht über meine Augen.

Als der erste Morgenschein in meine Stube drang, fand er mich wach, am Fenster, die glühende Stirne an die kalte Scheibe gedrückt. Es war ein häßlicher trüber Wintermorgen, die Nebel wallten über der grauen Schneedecke. Als ich zufällig in den Spiegel blickte, wich ich erschreckt zurück, so unheimlich sah mein müdes, abgespanntes Antlitz in diesem grauen Lichte aus. Aber in mir war wieder heller, klarer Tag, in meinem Herzen kein Jubel, aber die Ruhe eines festen Entschlusses.

Ich wollte das Versprechen leisten, welches man von mir forderte, ich wollte diesem Staate und seinem Monarchen ein treuer Diener werden.

War dies ein Verrat? War ich in jener Nacht an mir und meinen Idealen ein Abtrünniger geworden?

Ich denke heute darüber in vielen Stücken anders, als damals, aber auch heute noch darf ich auf diese Fragen mit „Nein!“ antworten, nicht etwa bloß vor den Menschen, sondern auch vor mir selbst und vor dem Allmächtigen, Allwissenden da droben! Es war kein Verrat, ich war kein Abtrünniger, ich handelte auch damals nach bestem Wissen und Gewissen, genau so, wie ich handeln mußte.

Man erwäge, was ich mit angesehen und was erfahren, man erwäge, wie ich damals war, und wird erkennen, daß ich nicht heuchle, um mich reinzuwaschen, daß ich vielmehr die Wahrheit sage, so weit sie eben ein Mensch über die einzelnen Zeiten seiner eigenen Entwicklung zu erkennen und festzustellen vermag.

Ich sagte mich durch jenen Entschluß von der Revolution los.

Konnte ich anders? Hatten mich nicht die Erfahrungen dieses Sommers und Herbstes über die Thorheit, die Vergeblichkeit einer gewaltsamen Umwälzung belehrt? Die Revolution war heilsam und fruchtbringend gewesen, so lange sie das Überlebte in Trümmer schlug, die Trümmer beseitigte. Das konnte sie, das hatte sie ehrlich geleistet. Als sie ein neues Gebäude aufführen sollte, erwies sich ihre Ohnmacht, dies war der Revolution unmöglich, wird ihr vielleicht in alle Zukunft nie gelingen können. Ein morsches Haus niederreißen — zu der Arbeit gehört kein fester Plan, jede einzelne Kraft kann sich in ihrer Art daran beteiligen, weil es gleichgültig ist, ob Gebälke und Ziegelwerk an der rechten oder linken Ecke zuerst abgetragen werden. Und ist es nicht gleichgültig, trägt die Planlosigkeit, die Willkür, mit der jede Kraft da eingreift, wo ihr beliebt, schlechte Früchte, so kann dies wohl für Einzelne der Arbeiter verhängnisvoll werden, indem der an unrechter Stelle und vorzeitig erschütterte Bau plötzlich zusammensinkt, statt allmählich abgetragen zu werden, und diese Einzelnen unter seinen Trümmern begräbt — ein Schade für diese Gesamtheit ist es nicht und die Hauptsache ist doch erreicht: der morsche Bau liegt zu Boden. Aber um ein neues Haus an Stelle des alten aufzuführen, dazu gehört ein fester Plan, ein klarer Wille, dem sich die Andern fügen müssen, dazu gehört harte, selbstlose Arbeit in einem kleinen Bereiche und an genau vorgeschriebener Stelle. Wie gesagt, dies vermochte die Revolution von 1848 nicht, am wenigsten in Österreich. In der Verneinung einig, wie sonst kaum in einem anderen Lande, wurden ihre Führer hier in allen

positiven Dingen so uneinig, wie nirgendwo. Beides aus guten Gründen: dem Volkscharakter und den seltsamen, ganz besonderen kulturellen und ethnographischen Verhältnissen. Eine siegreiche Revolution, die ihren Sieg vernünftig ausnützen will, ist vielleicht auch anderwärts unmöglich, in Österreich undenkbar. Wer vom März bis zum Oktober in Wien verweilt hatte, konnte darüber nicht im Zweifel sein; mir wenigstens war es klar, daß dieser Most sich nie zum Wein werde abklären können. Wäre Windischgrätz nicht selbst gekommen, drei, vier, sechs Monate später hätte ihn eine der revolutionären Parteien gegen die andere zu Hülfe gerufen.

Aber ich sagte mich durch jenen Entschluß nicht bloß von der Revolution los, sondern auch von meinem Ideal einer Staatsverfassung: der Republik.

Und wieder frage ich: konnte ich anders? Mußte mich nicht Alles, was ich in Österreich mit angesehen, zur Erkenntnis führen, daß jenes bittere Wort des Majors ein Wahrwort gewesen, daß in der That diese Staatsform in diesem Lande ein „lächerlicher Casus" wäre, eine Utopie, eine Narrheit? Nur der Freie kann die Freiheit vernünftig gebrauchen, der Sklave, der Freigelassene muß sie mißbrauchen — er kann nicht anders, und wie viele Freie, wie Viele, die den Begriff der Freiheit auch nur zu fassen, geschweige denn ihm nachzuleben verstehen, giebt es heute in Österreich, gab es vollends damals? Die Freiheit aber kann nur dort das Bundesmittel eines Staatswesens sein, wo sie in der That im Bewußtsein der Menge, oder doch der Gebildeten als höchstes Gut gilt; stellen sie andere Güter höher, die Nationalität, die Religion, so ist sie im Gegenteil nur ein Mittel mehr, die Zersplitterung zu steigern. Die Republik in Österreich! — es war ein Traum, wie ihn nur der Doktrinarismus hegen konnte, der sich die Verhältnisse nach seiner Schablone zurechtlegt, oder der Enthusiasmus, der auf Wunder hofft, oder — die Gedankenlosigkeit!

Doch bedurfte es nicht erst jener unvergeßlichen Nacht, um diese Erkenntnis in mir abzuklären und festzustellen; ich hatte ja schon im Sommer meine Träume von einem Erfolg der Revolution, von einem Sieg der Republik abgestreift. Andere Gründe und Gegengründe zermarterten in jener Christnacht mein Hirn und andere Empfindungen wühlten mir das tiefste Gemüt auf.

Ich war im Irrtum gewesen, und jene Formel, die mir einst Christian Hager in jener Schreckensnacht auf der Prager Brücke als Schiboleth eines neuen Lebens zugerufen, hatte keine größere innere Kraft, als jene andere Formel, die der Pfarrer meines Heimatsdorfes dem armen Ziegenhirten gelehrt, um ihm über das große Hungerrätsel auf Erden hinwegzuhelfen. Ich war im Irrtum gewesen, und meinen Irrtum mir und Anderen einzugestehen, erschien mir nicht als eine Schande, sondern geradezu als Pflicht. Aber war es nicht eine Schande, die Besiegten im Stiche zu lassen und ohne Zögern ins Lager der Sieger zu gehen? Die Fahne, unter der ich gekämpft, war mir nicht heilig mehr, aber durfte ich vergessen, daß sie mir durch Jahre heilig gewesen? Und klebte nicht mein eigen Blut mit an dieser Fahne, die nun im Staube lag?

Aber gerade dieser Grund half mir über meine Bedenken hinweg: was ich der Revolution schuldete, hatte ich ihr mit meinem Blute bezahlt. Damit war die Rechnung ausgeglichen, ich durfte ein neues Leben beginnen, ich hatte ein Recht dazu, sofern ich ihm auch einen neuen Inhalt zu geben vermochte, der mir wahr und wert erschien.

Und dies war der Fall. Noch liebte ich dies mein Vaterland und glaubte an seine Zukunft. Noch liebte ich die Freiheit, freilich in anderer Gestalt, als sie mir einst erschienen; nicht als die zauberkräftige Fee konnte sie mehr gelten, die durch das Leuchten ihrer Augen alles Dunkel auf Erden zu scheuchen, durch einen Hauch ihres Mundes alles Eis der Not und des Jammers zu schmelzen vermag, sondern als eine stille, segensreiche Gefährtin der Menschen, irdischen Zwecken dienend und von irdischer Gestalt, aber in diesem Sinne glaubte ich an sie und an ihre Zukunft in Österreich. Jedoch eben deswegen mußte ich auch die Vorbedingung wollen: eine starke, gefestete Monarchie. Denn nur diese konnte den Bestand des Staates, den Frieden im Innern verbürgen.

Dies waren die Gründe, die mich in der Weihnacht von 1848 zu dem Entschlusse bewogen, dem verjüngten Staate, dem jungen Monarchen ein treuer Diener zu werden.

Ob dies aber die einzigen Gründe gewesen sind?!

Der alte Mann hatte mich beschworen, meinen Entschluß unbeeinflußt von Dankbarkeit und Liebe zu fassen. Hatte er mir damit nicht mehr zugemutet, als ein armer schwacher Mensch vermag?!

Sagte ich „Nein!", so war ich undankbar, so vergalt ich die Liebe und Sorgfalt, der ich mein Leben dankte, mit Gram und Sorge, sagte ich „Nein", so war mir zwar nicht das Herz, aber der Besitz meiner Anna für immer verloren, oder doch so ungewiß geworden, als irgend möglich. Vielleicht wäre es über Menschenkraft gewesen, „Nein!" zu sagen, selbst wenn meine Überzeugungen dies geboten hätten. Wohl mir, daß ich „Ja!" sagen durfte, ohne deshalb an Allem, was mir sonst heilig war, Verrat üben zu müssen.

Ich will nicht den Jubel meiner Anna schildern, nicht die rührende Freude ihres Vaters. Am nächsten Abend feierten wir unsere Verlobung.

Am zweiten Weihnachtstage fand sich auch Binnenthal in der Mödlinger Villa ein, mir seine Glückwünsche zu sagen.

Meinen Dank lehnte er kurz ab. „Hättest Du nicht an meiner Stelle das Gleiche für mich gethan?!" Auch meine Frage, ob er glaube, daß ich mich recht entschieden, beantwortete er mit einem kurzen: „Ja!"

Das war mir denn doch etwas zu lakonisch und ich blickte ihn befrembet an.

„Ich hätte gemeint,' sagte ich zögernd, „Du würdest mir etwas mehr darüber zu sagen haben! Mir wenigstens ist es eine große Freude, nun endlich im Wichtigsten mit Dir einig zu sein. Denn auch Du bist ja von der Notwendigkeit der Monarchie und zugleich von der Notwendigkeit einer freiheitlichen Regierung überzeugt?"

„Gewiß," sagte er, „jetzt sind wir einig!"

„Und werden es bleiben!" erwiderte ich. „Ich weiß ja, Du bezweifelst dies! Warum, ist mir freilich nicht klar."

„Weil —" begann er und stockte wieder.

„Nun?" drängte ich.

„Ich wollte es ja gern sagen," erwiderte er, „wenn es Dir nützen könnte. Aber das ist unmöglich, und wahrscheinlich verstimmt es Dich nur!"

„Sprich!" drängte ich, „Du bist es mir nun schuldig!"

„Nun denn, Du wirst bleiben, was Du bisher gewesen bist, ein Grübler und Schwärmer zugleich. Du wirst Dich auch ferner zunächst an einer Idee berauschen, sie für die einzig wahre halten, bis in die äußersten Konsequenzen hinein verfolgen. Nun giebt es aber auf Erden, einige selbstverständliche moralische Grundsätze abgerechnet, nichts, was für alle Menschen und zu allen Zeiten gleich wahr und gut wäre. Es giebt nur relativ Wahres und Gutes und keine irdische Einrichtung ist vollkommen. Genug, wenn das Schiefe, Schlechte, Unvollkommene nicht überwiegt. Dir aber ist für diese herbe Notwendigkeit das Auge verschlossen; gewahrst Du erst Schiefes und Schlechtes, so bist Du auch mit der Einrichtung selbst fertig und dies um so eher, als Du Dich früher schwärmerisch für sie begeistert hast. So ist es Dir auferlegt, von einem Extrem ins andere zu stürzen; Deine Natur, Deine ernsten Schicksale haben Dich dazu bestimmt und wenn Dich die Jahre auch besonnener machen werden, Deine innerste Natur können sie nie wandeln!"

„Und da die konstitutionelle Idee sich von Extremen fern hält, so werde ich ihr, meinst Du, auf die Dauer nicht treu bleiben?"

„Das meine ich!" erwiderte er.

„Und in welches Extrem, glaubst Du, werde ich mich stürzen?"

„Ich bin kein Prophet," erwiderte er mit gezwungenem Lachen. „Aber wie immer Du in Zukunft denken magst", fuhr er ernst fort und faßte meine Hand, „und wie immer Dich dann die Welt beurteilen mag, in meinen Augen wirst Du stets ein achtungswerter Mann bleiben, weil mich nie der Glaube daran verlassen wird, daß Du immer nur Deiner jeweiligen Überzeugung folgst!"

„Ich danke Dir," erwiderte ich, „aber Du weichst mir aus. In welches Extrem könnte ich, ein Mensch mit meinen Schicksalen, der dem Jesuitismus und dem Radikalismus entronnen, noch stürzen?!"

Er schwieg.

Erst nach einer Weile sagte er völlig veränderten Tones, als beginne er ein neues Gespräch:

„Laß mich Dir noch sagen, wie sehr es mich freut, daß Dich Deine künftigen Pflichten nicht zur Politik hinführen. Im übrigen bin ich überzeugt, daß Du dem Staate ein sehr treuer, sehr eifriger Diener sein wirst."

Ich habe erst lange Jahre nach dieser Unterredung begriffen, daß dies seine Antwort auf meine Frage war . . .

Zwei Monate später, im Februar 1849, trat ich den Posten an, den mir Fürst Schwarzenberg

beim Unterrichtsminister erwirkt: ich wurde Lehrer des Deutschen und Griechischen am Gymnasium zu Czernowitz in der Bukowina und Anna folgte mir als mein Weib in das entlegene Ostland.

Ich habe mich in den ersten Jahren dort glücklich, sehr glücklich gefühlt. Vor allem mit meinem Weibe und durch sie. Nach einem Jahre schenkte sie mir einen Knaben, dann kamen noch zwei Mädchen nach. Dieses mein nächstes Glück ist das einzige, von dem ich nicht als von einem vergangenen sprechen muß: ich bin bis heute ein reich beglückter Gatte und Vater geblieben. Alles Andere ist versunken und zerstoben, — ob durch meine Schuld?! Gewiß, aber nur in demselben Sinne, wie ich daran schuldig war, daß ich einst kein gläubiger Katholik und dann kein treuer Anhänger der Revolution mehr sein konnte.

Es war zunächst Alles gut und friedlich, wiederhole ich, im Haus, im Amt, im eigenen Herzen.

Die Stadt war klein, die Wahl unter jenen Menschen, mit denen man ein vernünftiges Wort über höhere Interessen tauschen konnte, eine sehr begrenzte, aber das focht mich nicht viel an.

Außer meiner Anna, die für Alles, was mich erfüllte, das feinste Verständnis hatte, hatte ich noch einen lieben, treuen, gleichgesinnten Freund, meinen Kollegen Albrich, den Physiker des Gymnasiums, dem es im „tollen Jahr" fast ähnlich ergangen, wie mir; auch er hatte aus seiner Teilnahme an der revolutionären Bewegung nur die Lehre gezogen, daß die konstitutionelle Monarchie für Österreich die einzig mögliche Staatsform sei. Vollends aber war mein Bedürfnis an geistiger Anregung durch Menschen gestillt, als auch mein Schwiegervater zu uns zog.

Der Grund, der ihn zwang, seine Möblinger Villa zu verkaufen und zu uns zu ziehen, war freilich für ihn ein trauriger: der edle, herzensgute, in Geschäften unerfahrene Mann hatte für einen Freund Bürgschaft übernommen und mußte nun, als dieser bankerott geworden, fast Alles hingeben, was er besessen. Meine Frau war auch um uns'ret- und unserer Kinder willen darüber sehr betrübt; ich, obwohl gerade nicht leichtfertig, ließ mir kein graues Haar darüber wachsen; mein Gehalt, das Erträgnis von Privatstunden konnte uns in der billigen Stadt genügend ernähren, auch verdiente ich Einiges durch die Mitarbeit an wissenschaftlichen Zeitungen.

Meine Kollegen waren mir gut, von meinen Schülern darf ich ohne Ruhmredigkeit sagen, daß sie mit aufrichtiger Liebe an mir hingen, und auch um meine Zukunft war mir nicht bange. Ewig blieb ich wohl nicht in Czernowitz, und wenn auch, so war es Lebenszweck genug, in dem eben erst der Kultur erschlossenen Lande der deutschen Gesittung ein treuer Pionier zu sein. Denn ehrgeizig war ich ja nie gewesen, auch nicht als Dichter; der große Erfolg meiner „Freien Lieder" hatte mich unendlich mehr um der Sache willen gefreut, der ich damals diente, als um meinetwillen, und wenn ich auch nun noch ab und zu in einer Weihestunde ein Gedicht schrieb, so dachte ich doch kaum daran, eine neue Sammlung drucken zu lassen.

Ja, ich war damals wieder ein glücklicher Mensch geworden. Die Kämpfe meines Innern waren verstummt, ich hatte die Vergangenheit überwunden. Ich hatte wieder ein politisches Ideal, für welches ich mich willig einzusetzen vermochte, welches ich ganz erfaßte: nur eine starke, mächtige Regierung konnte in Österreich die wahre Freiheit begründen und mit ihr das Glück seiner Bewohner. Und ich hatte wieder einen Mann, der meinem Innern fast ebensoviel bedeutete, wie früher der Pfarrer Adalbert, dann Pater Gregorius, dann Christian Hager, einen Leitstern auf meinen Pfaden, einen starken Geist, in dem sich mir gleichsam die eigenen Strebungen verkörperten.

Dieser Mann war Alexander Bach.

Ich hatte ihn in den Märztagen in Wien kennen gelernt und bewundernd mitangesehen, wie der junge Advokat, der über keine andere Autorität als die seines Talents verfügte, die Massen zu lenken wußte. Gleich mir war er im Beginn der Bewegung ein Radikaler gewesen und hatte von der Revolution Alles erhofft, gleich mir war er zu der Überzeugung gelangt, daß der Radikalismus nur zerstören, nicht aufbauen könne, daß seine Aufgabe mit der Zertrümmerung des Metternichschen Staates erfüllt sei, gleich mir war ihm die Erkenntnis aufgegangen, daß die Bürger dieses Staats nun erst für die Freiheit herangebildet werden müßten. Darum, und weil er die Kraft dazu in sich fühlte, dies sein neues Ideal zu verwirklichen, war er — es geschah kurz darauf, nachdem ich in den Staatsdienst getreten — Minister geworden.

So glaubte damals ich, glaubten alle Vernünftigen in Österreich. (Schluß folgt.)

Abendgang.

Unter des Himmels erhabnem Gezelte
Ging ich mit dir und sprach vor mich hin:
„Einer der schönsten der Sterne vergelte
Was ich ihr schuldig an Liebe bin;“

Denn was könnt' ich nur, und wären
Mein alle Güter und Ruhm und Macht
Für die Jugend dir gewähren,
Die mir aus deinen Augen lacht?

Hermann Lingg.

Aus dem Süden.

I.

Wie losgelöst vom Lande,
D'ran atmende Woge blaut,
Reckt sich das Kap der Circe,
Von nebelndem Duft umbraut.

Es taucht aus rinnenden Wolken,
Dem Eiland der Sel'gen gleich,
Es schwimmt wie eine Lilie,
Auf wiegender Flut so weich.

Es lockt und gleißt und schimmert,
Und taucht in den Dunst zurück, —
So rief mich einst in's Weite
Das alte Märchen vom Glück.

Es rief in schwanken Nachen
Mich auf das wogende Meer, —
Da fielen dicht die Nebel
Um's Ziel und den Segler her.

Ich hab' es nie gefunden.
So lachend und nah' die Schau, —
Bin d'ran vorbei gefahren
Wohl einst im Nebelgebrau'.

II.

Auf öden Blachfeld über'm öden Meere,
Das drunten uralt Trümmerwerk benagt,
Nur eine sturmzerfress'ne Säule ragt
Noch einsam in des Himmels blaue Leere.

Hier rast' ich gern, in schwermutsvoller Hehre
Still-großer Welt, vom Winde nur umklagt;
Und wenn die Seele müd' sich sinnt und fragt,
Hier wird ihr Antwort, was sie auch begehre.

Versunken liegt, in Trümmern meine Welt
Voll einst'ger Träume, drunten, von der Welle
Erinnerung geküßt; aus ödem Feld

Des Lebens steigt's, umgrüßt von Sonnenhelle,
Nur wie ein Mal noch auf von einst'gem Sehnen,
Die kummerheiße Stirn daran zu lehnen.

III.

Der Buschwald dehnt in unermess'ner Breite
Einförmig, öd' sich bis zum weißen Strand,
In grellem Sonnenglast liegt Meer und Land,
Nur Rauch von Meilern überblaut die Weite.

Von Wildnisblumen schwimmt's mit duft'ger Schwüle
In heißer Luft, die Habichtsruf durchschrillt,
Machtvolle Stiere äugen zorneswild
Und riesenhörnig aus umlaubter Kühle.

Und öder wird's und stiller. Tief im Sande
Schleppt das Gefährt sich kaum mehr, schläfrig, müd', —
Astura's Turm, vom Wogenschaum umsprüht,
Ragt plötzlich auf am weltverlass'nen Strande.

Hier wohnt die Einsamkeit; um Thymianblüten
Summt eine Hummel kaum, es wiegt das Blau
Des Meer's sich um den finstren Zinnenbau,
Als wollt's ein düsteres Geheimnis hüten.

Mittagsgespenstig aber seh' ich's weben
In Flut und Wind und Sonne, Geisterlaut
Umraunt das düfteschwere Haidekraut
Und weckt Verscholl'nes auf zu farb'gem Leben.

Dann rinnt es leis hin mit des Tages Sterben, —
Die Flut nur wacht, die hier die Mauern schlug,
Als sie den blonden Stauferknaben trug
Und einen Kaisertraum zerbrach in Scherben.

Konrad Telmann.

Deingedenken.

Herbstfalbe Wipfel senken
Das Haupt vor mir . . .
Was führet mein Gedenken
So oft zu dir?

Ist es ein wildes, spätes
Sehnsüchtig Schrein: Zurück?
Ist es ein stilles, stätes
Träumen von künft'gem Glück?

Da ich dich hab' verlassen —
Ein Kommen war's und Gehn —
Dacht' ich, du würd'st verblassen
Und klanglos mir verwehn.

Dein Bild schwankt auch und dunkelt
Vor mir, doch eines blieb:
Durch mein Erinnern funkelt
Dein Aug so blau, so lieb.

Aufwacht uraltes Sehnen
Und wird mir halb bewußt,
Ich fühl' mein Sein sich dehnen
Zu thatenfroher Lust.

Wohl sah ich unterdessen
Fremd' Land und Leute viel,
Dich hab' ich nicht vergessen,
Mein blondes Herbstgespiel!

Du bist mir nicht entschwunden,
Du warst und bleibst mir nah,
Dich hab' ich stets gefunden,
Sobald ich in mich sah.

Und da hab' ich verspüret
Ganz leis in mir,
Was mein Gedenken führet
So oft zu dir.

Es ist kein wildes spätes
Sehnsüchtig Schrein: Zurück!
Es ist ein stilles, stätes
Unwandelbares Glück.

Hans Mackowski.

Erinnerung.

Im Winter wars, da saßen wir befangen
Allein des Abends bei des Ofens Glut,
Vom Wetter plaudernd, aber in die Wangen
Stieg, wie verliebten Kindern, uns das Blut.

Sie that, als hielt' ihr Auge ganz gefangen
Die Stickerei, die ihr im Schoße ruht;
Ich ließ den Blick hoch an der Decke hangen —
Und wunderbar: wir sahn uns doch so gut!

Ich dachte: Für ein Lächeln wollt' ich gleich,
Was ich vermag und bin, an dich verschwenden,
Daß auch kein Tropfen Bluts mein eigen blieb! —

Da stand sie auf, ihr Angesicht war bleich,
Und fuhr mir in das Haar mit beiden Händen,
Und sagte leise: Hör' — ich hab' dich lieb. —

Aus dem Italienischen des Lorenzo Stecchetti von Johannes Schürmann.

Der Troubadour.

Im weiten Hofe tobte das Turnier.
Da rangen grimm der stolzen Helden Kräfte,
Da krachten Splitter, klirrten Lanzenschäfte,
Da ward geknickt der Helme Federzier,
Da ward zerfetzt der Schärpen bunter Tand,
Da sanken Recken in den gelben Sand,
Und andre traten vor zu frischem Ringen,
Des Besten Arm sie alle überwand —
Und ich — ich mußte dazu singen.

Da jauchzten hoch Fanfaren und Schalmei'n,
Die ihren Klang des Siegers Ruhme liehen,
Da wallten Fahnen von den Galerieen,
Und schöner Frauen Tüchlein wehten drein —
Da tratest du zu des Altanes Rand,
Die holde Wang' in zücht'gem Rot entbrannt,
Und es verstummte schnell das helle Klingen,
Den Kranz als Siegpreis bot ihm deine Hand —
Und ich — ich mußte dazu singen.

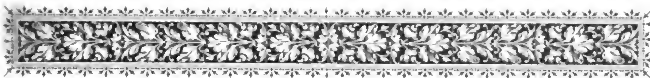
Walter Bloem.

Lied.

Aus dem Kranze deiner Schönheit
Laß mich eine Rose pflücken,
Ehe sie des Lebens Stürme
Grausam, mitleidlos zerknicken.

Aus dem Kranze deiner Schönheit
Laß mich eine Rose pflücken,
Denn um selbst entzückt zu werden
Mußt du Andere entzücken.

H. Reuter.



 Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Lorenz und seine Frau.

Lustspiel in einem Akt von **Otto Roquette**.

Personen.

Malwina.
Ihr Oheim.
Lorenz.
Ein alter Diener.

(Reich ausgestattetes Zimmer. Drei Thüren. Ein geöffnetes Pianino. Tisch mit Büchern, Albums u. s. w. Rechts ein kleinerer Tisch. Sofa, Sessel. **Der Oheim** steht rechts und liest einen Brief. **Malwina** geht erregt auf und nieder.)

Oheim. Ich finde den Brief aber sehr gut geschrieben! Das Entgegenkommen offen und männlich, die Gesinnungen brav —

Malwina. Das sind sie in solchen Briefen immer!

Oheim. Der Major ist ein geachteter Mann, spielt auch durch gesellschaftliche Talente eine Rolle — freilich nicht mehr der Jüngste! Aber da du gegen die Jüngeren ein Vorurteil hast — Malwina, du solltest den Major nicht abweisen!

Malwina. Ich habe es bereits gethan — mündlich und ausdrücklich habe ich ihn gebeten, von seinen Wünschen abzustehen. Ich kann nicht die Seine werden, und — mag mich nicht verheiraten. Schickt er mir jetzt noch einen wohlstilisierten Brief, so mag er denselben als Antwort zurückerhalten!

Oheim. Du wirst heftig!

Malwina. Soll es mich nicht ärgerlich aufregen, fortwährend diesen Nachstellungen ausgesetzt zu sein?

Oheim. Nachstellungen! Wenn man dir Neigung entgegenbringt, um deine Hand wirbt!

Malwina. Oh, diese Neigungen! Ich habe sie in kurzer Zeit kennen gelernt!

Oheim. Du treibst dein Spiel mit den Männern —

Malwina. Nein, lieber Onkel! Nein, wahrhaftig nicht! Denn was ich hier an Männern kennen gelernt habe, war nicht unterhaltend genug, um auch nur ein Spiel damit zu treiben. Sie langweilen mich alle!

Oheim. Ich kenne deine Ansprüche freilich nicht so genau, doch meine ich, du solltest sie nicht zu hoch schrauben. Oder hältst du es für einen Ruhm, Körbe auszutheilen? Du hast in einem Monat sechs Körbe gegeben! Man redet darüber!

Malwina. Doch nicht zu meinen Ungunsten? Ich habe darüber geschwiegen. Wenn die Empfänger es selbst unter die Leute gebracht haben, so werden die Leute einsichtig genug sein, meine Gründe zu verstehen und über die Leidtragenden zu lachen. Nicht meine Person ist es, welche diese Anziehung ausübt, sondern das, was ich von meinem Vater ererbt habe, und was du für mich verwaltest. Leugne das, wenn du kannst! Du wirst die Männer doch auch kennen! Sage selbst, war Einer von denen, die um mich geworben haben, annehmbar?

Oheim. Nun, Nun! Es war sogar ein Graf darunter.

Malwina. Ja, von der schönsten Qualität, zu der du selbst mir nicht raten konntest! Und die Übrigen schienen nicht besser. Wenn ein recht alberner Mensch sich mir nähert, so weiß ich immer schon voraus, was er will. Hältst du das für eine angenehme Lage?

Oheim. Du kannst dich irren. Du willst eben keinen näher kennen lernen. Vielleicht hast du schon manches aufrichtig liebende Herz zurückgestoßen.

Malwina (lacht). Ich glaube nicht. Kurz, es hat mir noch keiner gefallen. Gefiele mir aber Einer, bei dem ich ein braves Herz entdeckte, und er wollte mich, vielleicht sagte ich ja. und dann sollte es mir gleich sein, ob er ein Graf oder ein Betteljunge wäre!

Oheim. Hm! Das — mit dem Betteljungen — überlege dir doch noch. Übrigens bist du mündig und Herrin deiner Hand. Aber, aber! Manche Vielumworbene hat so lange abgelehnt, bis keiner mehr gekommen ist!

Malwina. Daß diese Epoche schon heut für mich begönne! Ich wollte glücklich sein!

Oheim. Du, Du! Das Sitzenbleiben ist für Deinesgleichen auch nicht zu empfehlen.

Malwina. Aber sitze ich denn nicht ganz bequem? Und kann ich nicht aufspringen, so oft ich Lust habe? Wäre meine alte Gesellschafterin nicht invalid ge-

worden, ich schwärmte in diesem Winter mit ihr in Italien umher. Inzwischen botest du mir dein Haus an, und ich kam nach der Hauptstadt. Offen gestanden, ich bin recht gern ein bischen Weltkind und verschmähe das bunte Treiben garnicht. Aber die Erfahrungen, die ich bei meinem bösen Onkel machen muß, verderben mir das Vergnügen häufig, zumal er sich meist auf die Seite derjenigen stellt, die mich belästigen und ärgern. Wäre nur die gute Tante erst wieder da! Frauen verstehen sich besser untereinander.

Oheim. Da fällt mir ein — habe ich denn vergessen, dir zu sagen, daß ich einen Brief von meiner Frau erhalten? Unserer Tochter geht es besser, der Mann ist glückselig über ihre Genesung. In acht Tagen hofft meine Frau zurückzukehren.

Malwina. Oh, mit ihr werden auch für mich die besseren Tage wiederkehren!

Oheim. Recht schmeichelhaft für mich! Aber nun sage mir, du böse Sieben, was fangen wir mit dem Major an?

Malwina (lacht). Ich? Garnichts! Willst du an ihn schreiben, so antworte ihm in meinem Namen — nun, das Übliche: Hochachtung, Bedauern — du weißt ja!

Oheim. Unbequeme Kommission!

(Der Diener tritt auf, durch die Mitte, und überreicht Malwina eine Karte.)

Diener. Der Herr wünscht aufzuwarten.

Malwina (die Karte betrachtend). Da haben wir's! Mit diesem mir fast unbekannten Herrn habe ich gestern in der Gesellschaft keine zehn Worte gesprochen, und heut — (Sie wirft die Karte auf den Tisch. Leiser:) Onkel, ich bin überzeugt, er will —

Oheim. Dir schon einen Heiratsantrag machen? Er wird ja nicht.

Malwina. Ich bitte dich, lieber Onkel, empfange du ihn für mich!

Oheim. Keineswegs, mein Kind! ich habe noch den Brief des Majors in der Tasche. Du bist so selbständig, du wirst mit deinen besonderen Gästen besser zu verkehren wissen, als ich. Nachher sollst du mir erzählen. (Ab links.)

Malwina. Gut so wollen wir es kurz machen. Lassen Sie den Herrn eintreten!

(Diener ab. Lorenz tritt auf, sehr verlegen.)

Lorenz. Mein gnädiges Fräulein —

Malwina (einen Blick auf die Karte werfend). Herr Lorenz Heindorf?

Lorenz. Mir wurde gestern in der Gesellschaft die Ehre zuteil, Ihnen vorgestellt zu werden —

Malwina (gleichgültig). Ich glaube, mich zu erinnern. Die Gesellschaft war sehr groß.

Lorenz. Ja, sehr groß. Man drückte sich so herum — ich liebe große Gesellschaften garnicht.

Malwina. Geschmacksache!

Lorenz (mit seiner Verlegenheit ringend). Mein gnädiges Fräulein, ich gehöre sonst, Damen gegenüber, nicht zu den Verwegensten — aber manchmal suche ich mir ein Herz zu fassen.

Malwina (für sich). Wie ich gefürchtet!

Lorenz. Überdies — habe ich von einem Herzen zu sprechen —

Malwina (für sich). Abgeschmackt!

Lorenz. Es ist nämlich gestern ein Herz verloren gegangen —

Malwina (sieht ihn starr an). Wessen —?

Lorenz. Vielleicht das Ihrige — ich habe es in der Westentasche — (Sucht).

Malwina. Mein Herr —!

Lorenz. Ich bitte um Entschuldigung, wenn es nicht das Ihrige ist! Ich fand es gestern in der Gesellschaft auf der Diele, und da ich wenig Bekanntschaft habe, brachte ich es der Dame des Hauses. Sie ist nämlich meine Gönnerin, da meine Mutter ihre Freundin war. Sie betrachtete das Herz, und fand eine Kapsel mit einem weiblichen Bildnis darin. Da sie meinte, ein solches einmal bei Ihnen gesehen zu haben, riet sie mir, bei Ihnen anzufragen. Aber ich suchte vergeblich. Sie hatten die Gesellschaft bereits verlassen. Und so wollte ich mir die Freiheit nehmen — gehört Ihnen dieses goldene Herzchen? (Zieht es aus der Westentasche.)

Malwina. Allerdings! Ich bin sehr überrascht! Ich pflege es an einem Armbande zu tragen — und habe den Verlust noch nicht einmal bemerkt. Wie fahrlässig von mir! Ist es doch ein Geschenk meiner guten Mutter, mit ihrem Bilde, und stammt noch aus meiner Kindheit. Ich bin Ihnen wirklich recht dankbar!

Lorenz. Und ich ganz glücklich, daß ich Ihnen einen kleinen Dienst leisten konnte! Zur Belohnung gewähren Sie mir gewiß eine Bitte —?

Malwina. Nun?

Lorenz. Eigentlich ist es ein Versprechen, das Sie mir noch zu erfüllen haben.

Malwina. Ich wüßte nicht —

Lorenz. Sie versprachen gestern, mir Ihre Aquarellmalereien einmal zu zeigen.

Malwina. So? Versprach ich das? Ja, haben wir denn überhaupt gestern so lange mit einander gesprochen?

Lorenz. Gewiß — das heißt, Sie, gnädiges Fräulein haben eigentlich so gut wie garnicht mit mir gesprochen, aber ich faßte mir ein Herz, zu Ihnen zu sprechen. Wir standen vor einem Aquarellgemälde, und betrachteten es —

Malwina. Ja, ich erinnere mich.

Lorenz. Und da ich schon gehört hatte, daß Sie auch in Aquarell malen, sagte ich Einiges, und sprach den Wunsch aus, Ihre Werke einmal zu be-

trachten. Sie neigten zwar nur schweigend das Haupt, aber ich glaubte es als eine Bejahung nehmen zu dürfen. Und so begrüßte ich den Fund, den ich gethan, auf's Höchste, um mich dadurch bei Ihnen einzuführen.

Malwina. Nun, da Sie mir mein verlornes Kleinod wiedergebracht haben, will ich Sie Ihrem Wunsche gemäß belohnen. Da habe ich ein Album — (Sie geht zum Tische. Für sich). Der scheint ein ungefährliches Exemplar zu sein, wie ich es noch nicht kennen gelernt habe.

Lorenz (für sich). Jetzt Mut, Lorenz! Mut! Deine Gönnerin hat Dir bestimmte Anweisungen gegeben! Sei frech! Sei verlogen, sei — verheiratet! Wenn ich es nur fertig bringe! (Geht zum Pianino.) Ah, Sie sind auch musikalisch und Sie singen sogar? (Er blättert in den Notenheften.) Aber das ist keine gute Musik! Lauter moderne Stücke!

Malwina. Sie kritisieren meine Musikalien?

Lorenz. Auch nicht ein klassisches oder sonst gediegenes Werk! Eigentlich lauter musikalischer — Quark!

Malwina. Aber, mein Herr! Es sind allgemein beliebte Stücke —

Lorenz. Schlecht sind sie darum doch. Der allgemeine Geschmack taugt niemals viel.

Malwina. Ei, ei! Sie scheinen wählerisch.

Lorenz. Ich schwimme nicht gern mit dem allgemeinen Strome.

Malwina (für sich). Sonderbar! Was steckt eigentlich hinter dem Menschen?

Lorenz. Aber nun, wenn ich bitten dürfte, Ihre Aquarelle!

Malwina (schlägt ein großes Album auf). Da! Betrachten Sie!

Lorenz (setzt sich bequem an den Tisch, zieht die Handschuhe aus und blättert). Ah, Sie sind fleißig gewesen! Was sind das für Landschaften?

Malwina. Zum Teil englische, meist aber in Schottland aufgenommene.

Lorenz. Sie waren in Schottland? Der Hintergrund da ist nicht übel, aber diese Partie hier ist falsch gezeichnet.

Malwina. Wie? Falsch gezeichnet?

Lorenz. Der ganze Vorgrund ist nur dilettantisch hingeworfen. So sehen doch Baumwurzeln nicht aus! Und diese Felsen! Ich bitte Sie — das heißt doch nicht nach der Natur zeichnen! Mit der Farbe geht es noch an, aber zeichnen — nein, zeichnen können Sie nicht.

Malwina. Aber — mein Herr! Ich habe die ersten Künstler zu Lehrern gehabt!

Lorenz. Das kann schon sein!

Malwina. Alle Welt lobte bisher meine Blätter.

Lorenz. Um Ihnen zu schmeicheln.

Malwina. So sind Sie wohl selbst ein Künstler?

Lorenz. Keineswegs. Nur daß ich mich früher auch mit solchen Dingen dilettantisch abgegeben habe, endlich aber zu einem strengeren Urteil darüber gelangt bin. Ich hätte meine Pfuschereien längst im Ofen verbrannt, aber — meine Frau hat eine Vorliebe dafür, und so muß ich Einiges davon leider an der Wand ihres Wohnzimmers sehen.

Malwina (angenehm berührt). Ihre Frau? Sind Sie denn verheiratet?

Lorenz. Ja — verheiratet — und sehr glücklich. (Für sich.) Gott verzeih mir! Jetzt wird es ernsthaft.

Malwina. Oh! Ja dann —! warum sagten Sie mir das nicht eher?

Lorenz. Ich konnte doch nicht mit den Worten eintreten: Sie sehen in mir einen glücklichen Ehemann!

Malwina (lachend). Nun, ich vergebe Ihnen Ihr hartes Urteil über meine dilettantischen Kunstübungen. Lege ich doch selbst nicht viel Gewicht darauf! Plaudern wir von andern Dingen! Von Ihrer lieben Frau. (Sie setzt sich, weist Lorenz einen Platz an.)

Lorenz. Ja, von meiner lieben Frau. Die Ehe ist etwas so Schönes! Es muß schrecklich sein, unverheiratet zu bleiben.

Malwina. Je nach dem! Ich hoffe ganz vergnügt darüber hinweg zu kommen.

Lorenz. Wollen Sie sich wirklich nicht verheiraten?

Malwina (lachend). Aber, ich bitte Sie —!

Lorenz. Man sagt, Sie hätten in einem Monat sechs Körbe gegeben!

Malwina (etwas verletzt). Es ist nicht artig, mir dergleichen so ins Gesicht zu werfen!

Lorenz. Verzeihen Sie —! Ich habe Sie nicht beleidigen wollen — nein, wahrhaftig nicht! Ich bin so wenig weltgewandt. Sie aber werden wohl Ihre Gründe haben, warum Sie bisher so ablehnend gewesen. Es ist gewiß sehr schwer, sich den Beifall der Frauen zu erwerben, welche die Welt kennen, und die Männer nicht von der besten Seite. Und eigentlich weiß ich nicht, wie ich — zu meiner Frau gekommen bin.

Malwina (einlenkend). Vielleicht hat Ihre liebe Frau um so besser gewußt, warum sie Ihre Hand annahm. Sie muß noch sehr jung sein.

Lorenz. Ja — noch sehr jung! (Für sich.) Ich kann nicht weiter! Warum muß ich denn diese Frau haben?

Malwina. Sie sagten mir, Frau von Stein sei Ihre Gönnerin. Dann ist ihr doch auch Ihre liebe Frau bekannt?

Lorenz. Gewiß, gewiß! So bekannt wie mir selbst! (Für sich.) Ich muß durch einen Gewaltstreich

ablenken. (Laut.) Ich höre, Sie sind viel gereist, gnädiges Fräulein?

Malwina. Eigentlich habe ich erst angefangen. Ich war in England. Eine Reise nach Italien ist mir leider für's Erste aussichtslos geworden, da meine Gesellschafterin krank wurde, und ein sonstiger Anschluß mir fehlt.

Lorenz. Allein können Sie freilich nicht reisen. Meine Absichten gehen für das nächste Jahr auch auf Italien —

Malwina. Mit Ihrer lieben Frau?

Lorenz. Ja, wenn es sein könnte!

Malwina (lächelnd, halbernst). Wollen Sie mich mitnehmen?

Lorenz. Mit Entzücken! Es wäre herrlich, wundervoll! Diese Aussicht macht mich glücklich — überglücklich! (Er will ihr die Hand küssen.)

Malwina (zurückziehend). Bitte — bitte! Es wäre doch noch zu überlegen. Wer weiß, ob Ihre liebe Frau —

Lorenz. O ich bitte Sie — meine Frau! Also nach Italien! Da müßten wir aber noch einige Vorstudien machen. So ganz ohne Vorstudien gehe ich nicht gern in eine fremde Gegend. Über Geschichte, Litteratur und Kunst will ich unterrichtet sein. Getrieben habe ich ja das Alles schon, bin auch mit der Sprache im Ganzen vertraut, aber es bleibt doch noch genug zu lernen übrig. Und ich bekenne, ich bin etwas erpicht auf das Lernen. Halten Sie mich nicht für einen Gelehrten — Gott bewahre mich! — oder vielmehr, examinieren Sie mich nicht! Ich würde schlecht bestehen. Aber meinen Sie nicht auch, daß nur ein g e i s t i g e r Inhalt das Leben würdig ausfüllt? Man mag ja der Welt leben, auch wohl von ihrem bunten Karneval etwas mitmachen, aber man soll der Welt in ernsterem Sinne auch etwas leisten. Jeder in seiner Weise, und nach seinen Fähigkeiten. Will man aber etwas Rechtes leisten, so muß man sich dazu geschickt machen. Und zu lernen giebt es auf jedem Gebiete so reichlich!

Malwina (für sich). Wie gesprächig er wird!

Lorenz. Mit dem künstlerischen Dilettantismus habe ich gebrochen, und bin über die Bücher geraten, die mir übrigens von Kindheit auf nichts Fremdes waren. Mein Vater besaß eine große Bibliothek — ich habe sie noch auf meinem Gute —

Malwina. Und da lesen Sie immerfort? Was sagt Ihre Frau dazu?

Lorenz. Oh — meine Frau! Allerdings lese ich, habe mich aber auf das Studium eines begrenzteren Faches beschränkt. Aber das interessiert Sie wohl wenig — ?

Malwina. Doch! Doch! Erzählen Sie nur! Welches ist ihr Studium?

Lorenz. Es wird ihnen ziemlich trocken erscheinen — Archäologie.

Malwina. Das ist aber etwas sehr Ernstes! Da handelt es sich ja wohl um Ausgrabung von Altertümern?

Lorenz (rückt näher zu ihr). Gewiß, auch das gehört dazu. Und denken Sie nur, ich habe auf meinem Grund und Boden selbst schon ausgegraben! Schon früher hatte man römische Grabsteine mit Inschriften gefunden, aber ich war so glücklich, den Boden eines römischen Bades aufzudecken. Ein prachtvolles Mosaik mit Figuren von Fischen und anderen Wassergeschöpfen. Meine Freude war unbeschreiblich, und die Entdeckung wahrlich nicht gering. Ich konnte nicht umhin, einen Bericht darüber an eine Zeitschrift aufzusetzen —

Malwina. Da habe ich also einen Schriftsteller vor mir?

Lorenz. O nein! Es wäre anmaßend von mir, mich nach den wenigen kleinen Aufsätzen einen Schriftsteller zu nennen.

Malwina. Es freut mich wirklich, einmal mit Jemand zu sprechen, der einer mir bisher so entlegenen Sphäre angehört. Ihre liebe Frau nimmt doch wohl regen Anteil an Ihren Beschäftigungen?

Lorenz. Meine Frau? Oh, wenn sie es jetzt noch nicht thut, so hoffe ich sie noch dafür zu gewinnen. (Er rückt noch näher.)

Malwina. Ich möchte Ihre Frau wohl kennen lernen!

Lorenz. Ich auch — das heißt, ich wünsche, daß Sie sie kennen lernten, und sich — mit ihr befreundeten.

Malwina. Das hoffe ich. Ist sie mit in der Stadt? Machen Sie mich mit ihr bekannt!

Lorenz. Es ist mein sehnlichster Wunsch! (Für sich.) Dieses Eheweib bringt mich nicht von der Stelle!

Malwina. Ihre Gönnerin, Frau von Stein, ist doch jedenfalls auch die Gönnerin Ihrer lieben Frau, und so wird sich unsere Bekanntschaft leicht machen. (Sie steht auf.)

Lorenz (erhebt sich. Für sich). Das kann eine schöne Verwirrung geben! (Laut.) Mein gnädiges Fräulein, Sie haben mir eine unendlich glückliche Stunde bereitet durch Ihre gütige Aufnahme —

Malwina. Ich freue mich, Sie kennen gelernt zu haben. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau!

Lorenz (für sich). Immer meine Frau! Ich hasse diese Person bereits! (Laut.) Gestatten Sie, daß ich meinen Besuch bald wiederhole? Ich hätte noch so viel mit Ihnen zu sprechen!

Malwina. Sie werden sich hoffentlich meinem Oheim vorstellen?

Lorenz. Gewiß! Gewiß! (Empfiehlt sich. Ab.)

(Schluß folgt.)

Ernst Schulze und Cäcilie Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulzes.

IX.

Am 28. März. Heute habe ich eine Seite an mir bemerkt, worüber ich mich billig etwas schämen sollte. Elster*) erzählte mir, er skizzire die Geschichte der heiligen Cecilie in zwölf Blättern; zwey Scenen sollten sich auf Begebenheiten aus Ceciliens eigenem Leben beziehen. Ich empfand eine innere Unzufriedenheit über diese Nachricht. Ich allein wollte Cecilien feyern, ich fühlte wirklich eine Art von Eifersucht, daß ein Anderer es mir hierin gleichthun wollte. Auch mischte sich vielleicht die Besorgniß mit ein, daß meine Bemühungen durch Elsters Arbeit bey Adelheit freylich wohl nicht verdunkelt, aber doch auf einer Stufe damit zu stehen kommen würden. Genug, ich merke, daß ich nicht so hätte fühlen sollen, als ich fühlte. Übrigens, so vortrefflich auch Elster ist, so kann ich mich doch noch wohl eines feinern Zartgefühls rühmen und mir daher das Geschäft, Cecilien zu feyern und Adelheit zu gefallen, mit größerem Rechte zueignen. Bey ihm gährt zuweilen noch die Sinnlichkeit zu sehr und mancher seiner Gedanken mag wohl nicht so rein seyn, als ein solches Verhältniß sie fordert Meine Liebe zu Adelheit glimmt immer leise fort. Sonderbar ist es, daß ich erst jetzt so manche Ähnlichkeiten in unseren Charakteren bemerke. Sie sucht sich mir jetzt auch aber ganz offen zu zeigen; vielleicht nicht wie sie ist, sondern so wie ich sie gemahlt habe oder wie sie gemahlt seyn will. Nur das tief Romantische scheint ihr zu fehlen, welches doch bey allem meinem Leichtsinn immer ein Grundzug meines Charakters gewesen ist. — Gestern gingen wir nach der Landwehr; die Hofräthin, Adolf, Adelheit und ich. Am Thore wurde mir ein Veilchenstrauß angeboten, den ich kaufte und Adelheit schenkte. Sie sagte: Es ist sonderbar, aber die Veilchen riechen doch immer besser, wenn man sie selbst pflückt oder wenn man sie sich von lieber Hand pflücken läßt. Diese Äußerung war sehr vieldeutig, aber die meiste Bedeutung erhält sie dadurch, daß Adelheit sie überhaupt äußerte. Von einem andern Mädchen würde sie mir nicht aufgefallen seyn, aber Adelheit zeigt sonst immer einen so jungfräulichen Stolz, daß sie nie äußerte, es gäbe eine liebe Hand für sie. Die Worte waren kein Kompliment für meine Veilchen, aber sie könnten doch vielleicht eins für mich gewesen seyn.

Am 5. April. Adelheit scheint mich lieb zu gewinnen; wenigstens läßt sich nach ihrem Charakter aus unbedeutenden Merkmalen schon viel schließen. wenn sie auch sonst schwer zu ergründen ist. Sie behandelt mich mit sehr vieler Zartheit und doch mit einer gewissen Vertraulichkeit, die bey ihr sehr ungewöhnlich ist. Ich bin in ihrem Hause fast mehr als in dem meinigen und man betrachtet mich ganz als ein Mitglied der Familie. Adelheit könnte einen Mann unendlich glücklich machen. Täglich entdecke ich mehr Vorzüge bey ihr und ich habe nie ein Mädchen gekannt, in dessen Gesellschaft man sich so behaglich und gemüthlich fühlte. Freylich kann sie mir nie jene fantastische Begeisterung einhauchen, mich nicht in jenes ewig wogende und wallende Meer des Gefühls senken, wie einst Cecilie. Doch würde es ihr auch vielleicht besser gelingen, durch ihre freundliche und klare Ruhe dieses ewig begehrliche Herz zu zügeln. Sie kann nicht lieben wie Cecilie, aber die Genüsse, welche ihre Freundschaft beut, haben einen stillen bezaubernden Liebreitz. Wir beobachten jetzt einander wechselseitig sehr genau. Sie scheint zu ahnen, was in meinem Gemüthe vorgeht, und eine Aufklärung zu erwarten. Ich bin sehr geneigt dazu; nur hält mich der Blick auf meine gegenwärtigen Verhältnisse zurück. Ich irre in einem Labyrinth von Zweifeln, aber ich glaube, ich werde am Ende doch einen raschen Entschluß ergreifen. Sollte ich die Stelle erhalten, um welche ich mich jetzt bemühe,*) so wäre mir noch eher der Weg zu einer Möglichkeit gebahnt. Adelheit gibt mir manchen Beweis, wenn auch nicht ihrer Neigung, doch ihrer Freundschaft. Gestern schenkte mir die Hofräthin einen Veilchenstrauß. Auch sie hatte einen und bedauerte das schnelle Verwelken der Blumen. — Ich nahm den Strauß, sie forderte ihn zurück und ich bat sie, ihn mir zu lassen. Die Blumen werden bey mir freylich auch verwelken, sagte ich, aber sie werden doch nicht ganz verloren gehen. Sie theilte den Strauß und gab mir die Hälfte und erkundigte sich später sorgfältig nach ihrem Geschenk.**) Bey ihr ist manches eine Gunst, was bey Andern eine unbedeutende Kleinigkeit scheint. Die Eltern sind mir sehr gewogen. Von ihnen, besonders von der Hofräthin, glaube ich Alles hoffen zu können, selbst das, was mit der ge-

*) So schreibt Schulze von nun ab regelmäßig den Namen des Malers, den er früher „Ältster" genannt.

*) Von einer eigentlichen Bemühung konnte damals wohl noch nicht die Rede sein Schulze dachte mit der Zeit vom Dozenten zum Professor der klassischen Philologie an der Göttinger Hochschule aufzurücken.

**) Die Veilchen finden sich noch heute am Rande des Tagebuchs eingeklebt.

wöhnlichen Vorsicht bey solchen Angelegenheiten streiten würde.

Am 14. April. Gestern hatte ich einen recht bunten Nachmittag. Ich war nach Tychsens Garten zum Kaffee geladen. In der Gesellschaft befanden sich zufällig alle die Leute, die ich herzlich hasse, oder die mir wenigstens fatal sind: Das Fräulein H., die Abtin P., die Madame Chemnitz und ihr Mann, Auguste G., der blonde Graf Schulenburg und der Generalsekretär Leist. Nur der Graf Bochholz, der zum Glück nicht mehr hier ist, und Gustav von Usedom fehlten noch, um meine Dornenkrone vollkommen zu machen. Anfangs waren wir oben im Gartensaale. Seit Cecilie den Garten verließ, habe ich dieses Zimmer nicht wieder betreten; deshalb erweckte es viele wehmüthige Erinnerungen in mir. Hier hatte mir meine Liebe manchen unglücklichen Augenblick gegeben, aber später mich auch einige Stunden des tiefsten heiligsten Glücks verleben lassen. Ich trat hinaus auf den Altan, um mit meinem Schmerz allein zu seyn. Als ich zurückkam, erschien der Graf Schulenburg, der flache, eitle, prätensionenvolle Mensch, zwischen dem und einem Lustre ich einst in einem gesellschaftlichen Spiele die glückliche Vergleichung machte, beyde hätten viel faux brillant. Seit jener Zeit kann er mich nicht besonders leiden, doch sind wir immer höflich gegeneinander. Er erzählte von seiner Parthie nach Adelepsen, die er mit Auguste G. und Minna Sch. gemacht hatte und von den empfindsamen Mondscheinscenen, die dort vorgefallen wären. Bald kam auch Auguste G., die besonders gestern ein so fatales modernes Gesicht hatte, daß ich mir sogleich vornahm, mich mit ihr zu belustigen. Ich trat zu ihr und fragte, ob sie auf die Fatiguen ihrer Reise nicht einen kleinen Mittagsschlaf gemacht hätte. Sie versicherte, sie sey durchaus nicht müde gewesen. Ach, so haben Sie gewiß gestern schon geschlafen, sagte ich, während der empfindsamen Scene, wovon uns der Graf Schulenburg erzählte! Schulenburgs beleidigte Eitelkeit zog ein grimmiges Gesicht und Auguste versicherte, es sey ihr nichts lächerlicher, als die Empfindsamkeit. Wir wurden bald unterbrochen, weil mein lieber Freund, der Doktor von Wening und der Doktor Reisinger ankamen, womit die Damen Quartette singen wollten. Die Singenden: Adelheit, Auguste, Minna, Wening und Reisinger, setzten sich in das kleine Gartenhäuschen, wir übrigen saßen vor der Thür, weil der Gesang dort besseren Effekt machte. Es wurden sehr schöne Sachen gesungen, die mich aber meiner früheren Wehmuth zurückgaben. Das kleine Konzert dauerte bis gegen 5 Uhr, dann entschloß man sich in die Stadt zurückzukehren, weil das Wetter zu trübe und stürmisch wurde. Dort fing man wieder an zu musiciren. Schulenburg accompagnirte auf dem Klavier, Reisinger auf der Flöte, Wening auf der Guitarre, Auguste, die nicht mehr mitsang, saß auf dem Sofa und schien sich zu langweilen. Ich war stumm und traurig. Adelheit sah mich einige Mahle bedeutend an; ich hatte ihr am Morgen einen Korb voll Veilchen geschickt, sie schien mir danken zu wollen, aber da ich auf meinem hartnäckigen Stillschweigen beharrte, schwieg auch sie. Endlich entschloß ich mich, Augusten auf eine auffallende und zugleich maliziöse Art die Cour zu machen. Ich setzte mich zu ihr, sagte ihr die schönsten Sachen von der Welt, die sie alle für baare Münze annahm und gab ihr solche Schmeicheleyen zu verschlucken, daß jeder Andere, der einen weniger guten Magen als sie gehabt hätte, sie nicht verdaut haben würde. Adelheit ward aufmerksam auf uns und schien sich halb über mein Betragen zu freuen, so sehr sie auch sonst den Schein vermeiden will, als hege sie eine kleine Rankune gegen Auguste; halb schien sie sich aber auch zu ärgern, weil sie vielleicht glaubte, ich thäte es ihr zum Possen. Als Auguste und mehrere Andere aufbrechen wollten, kam Adelheit zu uns und sagte boshaft: Es ist ja traurig, daß Du schon fort willst, liebe Auguste, denn da der Doktor Schulze Dich zu Hause führen will, so geht fast unsere ganze Gesellschaft auseinander. Auguste lachte und sagte: Er hat mir ja gar nicht gesagt, daß er mit mir gehen will. Ei, antwortete Adelheit, als Du Dich vorher auf einen Augenblick entfernt hattest, glaubte er, Du seist schon fort, und beklagte sich bitter, daß er seinen Wunsch, Dich zu begleiten, nicht erreicht habe. Ich danke Ihnen, sagte ich lächelnd zu Adelheit, daß Sie meiner natürlichen Schüchternheit zu Hilfe gekommen sind und der G. den sehnlichsten Wunsch meines Herzens erklärt haben. Ich bot Augusten jetzt den Arm, und sie nahm ihn, obgleich sie aus der ganzen Sache nicht klug werden konnte. Adelheit lachte hinter mir her, aber ich wandte mich noch einmahl um und sagte: Ich bin Ihnen ganz im Ernst für das Glück verbunden, das Sie mir verschafft haben. Als wir aus dem Saal in's Nebenzimmer traten, fanden wir die Madame Chemnitz, die sich auch zum Fortgehen anschickte. Seit dem Anfange unserer Feindschaft hatten wir uns fast nicht einmahl gegrüßt; heute schien sie aber Lust zu haben, sich mit mir zu versöhnen und brach deshalb ein Gespräch vom Zaun, worin sie mir mein Unrecht vorhielt und sich zur Verzeihung bereit versicherte. Ich war einmahl in der Laune, mich über die Leute lustig zu machen, und sagte, ich wollte, wenn sie es verlangte, ihr mein Vergehen durch einen Fußfall abbitten, denn einer ihrer und meiner guten Freunde hätte mir in der Kunst, auf eine anständige, mahlerische und rührende Art zu knieen, Unterricht gegeben. Ich spielte dabei auf O.*) an, zu dessen Anbeterinnen sie vorzüglich gehörte. Sie verschmerzte den Stich, ich warf mich pathetisch auf die Knie und sie hob mich wieder auf und erließ mir sogar den Handkuß, wozu ich mich anheischig machte. So endete unsere offenbare Feindschaft, die beynahe ein Jahr gedauert hatte, denn sie begann am 22. Aprill des vorigen Jahres. Heute Morgen ging ich nach Tychsens, um Adelheit etwas zu beobachten. Ich begann damit, sie mit ihrem poetischen, improvisirenden Talent, welches sie gestern

*) Einen, bereits einmal erwähnten, ehemaligen Freund Schulzens.

bei Augustens Fortgehen bewiesen habe, zu necken; dann sagte ich, sie habe gesehen, daß mir Fadaisen genug zu Gebote ständen, wenn ich reden wollte, daß ich aber gegen manche Personen deswegen zuweilen stumm sey, weil ich solche Armseligkeiten ihrer unwerth halte. Sie nahm das Compliment dankbar an, bat mich aber, es mit Augusten nicht zu arg zu treiben, weil diese sonst glauben würde, es geschähe ihrenthalben. Diese Worte waren mir sehr merkwürdig, denn sie enthielten das Geständniß, daß sie meine Bemühung, ihr zu gefallen, bemerke. Ein Frauenzimmer fühlt dieses sehr leicht, aber sie gesteht es nie gegen den, bey dem sie diese Bemühung wahrnimmt, wenn sie ihm nicht zugleich die Erlaubniß und das Recht dazu einräumen will. Dann zeigte sie mir meine Veilchen, die sie sorgsam verpflegt hatte, und als wir nachher mit Rosenblättern spielten, indem wir sie auf der Hand klatschen ließen und ich kein Blatt mehr hatte, gab sie mir, ohne daß ich etwas sagte, eins von den Zweyen, die sie noch hatte. Solche kleine Nuancen des Gefühls scheinen geringfügig und sind doch sehr bedeutend, besonders, wenn ich Adelheits Charakter betrachte, dem solche kleinen Agacerieen fremd sind, wenn ihr Gefühl dabey nicht mit im Spiel ist.

Am 24. April. Ich dachte heute Abend recht viel an meinem Gedichte zu arbeiten. Als ich mich daran setzte, kommt mir Adelheit in den Sinn und bemächtigt sich immer mehr meiner Fantasie. Ich träume mich glücklich, ich mache mir Vorwürfe, daß ich ihr nicht längst mein Herz eröffnet habe, ich beschließe fest, es nächstens zu thun, so bedenklich auch ein solcher Entschluß in meiner Lage seyn mag. Jetzt entsteht ein sonderbarer Kampf in mir zwischen der Erinnerung an Cecilie und dem Gedanken an Adelheit. Beydes verschmilzt sich in eine halbschmerzliche, halbsüße Wehmuth, ich weiß nicht, an wen ich in diesem Augenblicke dachte und welche von beyden ich liebte. Meine Fantasie wird immer mehr aufgeregt; ich bin nicht im Stande, einen Vers zu machen. Endlich hole ich Ceciliens Locke, die mir neulich die Hofräthin schickte. Je länger ich sie betrachte, desto ruhiger wird es in meinem Inneren. Adelheit scheint mir zwar ebenso liebenswürdig als vorher, aber meine Leidenschaft nimmt einen stillen freundlichen Charakter an. Jetzt könnte ich noch weit in meinem Gedichte vorrücken, wenn ich noch Zeit hätte.

Am 26. April. Gestern habe ich mich auf einer Regung von Eifersucht ertappt. Es fand sich eine große Gesellschaft zusammen, um nach Krapps Mühle zu gehen. Ich ging mit der Wunderlich bey Tychsens vor, um sie abzuholen. Elster kam zufällig und der Hofrath bat ihn, mitzugehen. Adelheit sagt, als er sich bereitwillig zeigte, mit einem recht freundlichen Gesichte zu ihm: Ey, das ist recht schön! Das verdroß mich schon. Unterweges und dort sprach Adelheit fast nur mit Elster. Das ärgerte mich, obgleich ohne Grund, da ich mir durchaus keine Mühe gab, sie zu unterhalten und sie sich mir also nicht aufdringen konnte. Auf dem Rückwege sagte ich, sie sey sehr stumm gewesen; dasselbe behauptete auch Wening, und sie fragte Elster: Haben Sie das auch gefunden? Durchaus nicht, antwortete er. Das machte mich grimmig. Ich glaubte, sie habe diese Frage theils mir zum Hohne gethan, theils um Elster die Begünstigung merken zu lassen. Das Wetter war indeß zu schön, als daß ich lange Groll in meiner Seele hätte hegen können. Ich erzählte nachher von einem blühenden Baume, den ich auf einem Grabe gefunden hätte und sie sagte freundlich und bedeutend: Ich finde nichts schöner, als wenn man Blumen auf das Grab derer pflanzt, die man liebte. Sie schien auf mein Gedicht über Cecilie anzuspielen. Dies rief mir meine verstorbene Geliebte zurück. Ich ward so gerührt, daß mir die Thränen in die Augen kamen und doch hatte ich Selbstsucht genug zu wünschen, Adelheit möge meinen Schmerz bemerken. Wunderbares Herz, was verbinden sich für Extreme in Dir. Als wir zu Hause kamen, war Adelheit so freundlich gegen mich als gewöhnlich. Aber meine Eitelkeit war beleidigt und das wollte ich sie fühlen lassen. Ich traf sie heute am Morgen und fragte sie, ob sie ihren Unmuth ausgeschlafen habe. Meine Müdigkeit wollen Sie sagen, antwortete sie. Nein Ihren Unmuth, erwiderte ich. Denn ich habe gestern das Unglück gehabt, auf keine meiner Fragen eine Antwort von Ihnen zu erhalten. Das war nicht wahr, aber ich wollte nun einmahl zanken. Darüber müssen Sie mir eine Ehrenerklärung thun, sagte sie, denn ich weiß noch sehr genau jedes Wort, das ich mit Ihnen gesprochen habe. Ich habe gestern viel gesprochen. Aber nicht mit uns, antwortete ich. Ich wollte Elster nicht nennen, um mich mit meiner Eifersucht nicht zu sehr Preis zu geben, brachte aber Wunderlich, der bey uns war, auf die Spur, daß er es für mich that, weil es mir eine kleine angenehme Rache war, sie dadurch etwas in Verlegenheit zu setzen. Nun wenn Sie es so wollen, brach sie jetzt ab, so werde ich künftig so gesprächig seyn, daß Sie wünschen sollen, ich wäre es weniger. Jetzt grüßte sie mit bezaubernder Freundlichkeit und ging. Ich bin thöricht gewesen, denn noch habe ich nicht einmahl ein Recht darauf, eifersüchtig zu seyn.

Am 30. April. Gestern erzählte mir die Hofräthin Tychsen interessante Umstände des Verhältnisses zwischen Bouterweck und der Frau von Berlepsch.*) Bouterweck ist früher der vertraute Freund der Tychsen gewesen und hat ihr das Genauere dieser Verbindung eröffnet. Sowohl er als die Berlepsch sind früher exzentrische Schwärmer gewesen, aber beyde auch sehr kokett. Er hat sie hier kennen gelernt, da er noch Hofmeister war. Sie ist damals freylich schon über dreißig Jahr alt gewesen, hat aber immer noch einen Schwarm von Liebhabern um sich gehabt. Sie hat ihn in ihre litterarischen Thees gezogen und beyde haben gleich so viel Geschmack an einander gefunden, daß er oft vier Wochen mit ihr in Berlepsch gewesen ist. Über ein Jahr lang haben sie in den vertrau-

*) Emilie von Berlepsch, die nachmals die Freundin Jean Pauls wurde. Sie war übrigens elf Jahre älter als Bouterweck.

testen Verhältnissen mit einander gelebt und während dieser Zeit hat er ihr selbst das Kammermädchen zugeführt, das Berlepsch später heirathete. Dieses ist freylich nicht ihr Plan gewesen; sie hat bloß ihren Mann mit diesem Mädchen in genauere Verhältnisse bringen wollen, um dann mit ihm ein für sie bequemes Arrangement zu treffen, bey welchem jeder Theil seinen Launen überlassen bliebe. Später hat Bouterweck gemerkt, daß seine Geliebte einen Gardeoffizier begünstige. Er hat ihr Vorwürfe gemacht; sie hat ihn anfangs beruhigen wollen, am Ende aber über die Sache gescherzt und ist dann plötzlich, nachdem sie bloß in einem Billet Abschied genommen, nach Hannover abgereist. Bouterweck ist ihr mit Extrapost nachgefolgt hat sich ein Quartier gegen ihr über gemiethet und schon am ersten Tage den Gardeoffizier zu ihr gehen gesehen. Er hingegen ist mehrere Mahle an demselben Morgen von ihrer Thür abgewiesen worden. — Da ist er wüthend geworden und hat ein Paar Pistolen genommen um sie und ihren Liebhaber zu erschießen; man hat ihn aber wieder nicht heraufgelassen und er hat nachher am Fenster gesehen, daß die Berlepsch und der Offizier aus vollem Halse gelacht haben, da ist sein Zorn in Verachtung übergegangen und er ist auf der Stelle nach Berlin gereist. Seine Mutter ist nachher unklug genug gewesen, nach Hannover reisen zu wollen, um der Frau von Berlepsch Vorwürfe zu machen. Später hat er sie einmahl durch einen wunderbaren Zufall unvermuthet in der Schweitz getroffen, beyde aber haben sich fremd, kalt und verächtlich behandelt. — Adelheit hat einen heftigen Catharr und ist eigentlich nicht gut gelaunt, aber sie hat mir gestern recht freundlich für einen Levkojenstock, den ich sandte, gedankt, und mich überhaupt seit einigen Tagen recht liebenswürdig behandelt. Ob sie vielleicht glaubt, sie habe ein Unrecht wieder gut zu machen? — Ich bin in großer Unruhe, weil ich eben höre, daß halb Celle von den Franzosen abgebrannt ist. Es ist indeß noch ein bloßes Gerücht und man kann noch immer das Beste hoffen.

Heute Abend las ich der Hofräthin und Adelheit den vierten Gesang meiner Cecilie vor. Beyde waren sehr gerührt. Ich vertiefte mich nachher mit der Hofräthin in ein wehmüthiges Gespräch über Cecilie. Ich erfuhr, daß sie kurz nach dem Anfange unserer Bekanntschaft von mir zu ihrer Mutter gesagt habe: An dem Menschen haben wir einen rechten Schatz von Fantasie und Gemüth erhalten. Auch hörte ich heute von ihr, daß die beyden Herrn von Stromberg sich sehr angelegentlich um ihre Hand beworben haben, da ich dieses vorher nur von dem Baron von Putlitz und Tourreau wußte. Die Mutter hat es ihnen abgeschlagen, da Cecilie selbst keine Neigung zu ihnen gehabt hat. — Am Abend spät kam der Hofrath zu Hause und erzählte, Fiorillo*) wolle Cecilien in ihrer ganzen Gestalt mahlen. Wenn dieses Gemälde nur ähnlich wird! Gott, es wäre schrecklich, wenn so viel Reitz ganz verschwinden sollte!

Am 2. May. Die herrlichen Frühlingstage machen mich nicht glücklich. Das Bild meiner Cecilie erscheint mir jetzt häufiger, da ich in dieser Zeit einige der seligsten Augenblicke mit ihr und mit mir selbst in dem Gedanken an sie und an meine Hoffnungen verlebte. Überhaupt gibt ja der Frühling nur Sehnsucht und Wehmuth, nicht Ruhe. Ich weiß nicht, wie ich zuweilen so genügsam und dann wieder so ungenügsam seyn kann. Das ganze junge blühende Leben, mit seinem Duft, Gesang und Sonnenschein kann mich nicht befriedigen. Ich möchte mich in die wallenden Wogen der Luft tauchen und darin vergehen, da ich sie nicht ganz umfassen kann, da sie mit Tönen zu mir sprechen, die ich wohl fühle, aber nicht verstehe. Ich begreife nicht, warum mir das Schönste immer Schmerz macht. Es muß doch eine schönere Welt geben, wo wir einig mit uns selbst werden, wo das Herz denken lernt und wo das in verständlicher und ruhiger Klarheit vor uns liegt, was jetzt für uns nur ferne Gebilde der Sehnsucht sind. Mein Gedicht rückt jetzt nur langsam vorwärts weil meine Fantasie zu rege und das Bild der entschwundenen Wirklichkeit zu lebendig bey mir und zu schmerzlich ist, als daß sich der bedachtsame Geist der Poesie entfalten könnte. Die Erinnerung an Cecilie zerfällt jetzt bey mir in zu viele kleine einzelne Bilder, welche alle besonders gedacht und mit ihrer Lebendigkeit ausgemahlt eine ungeheure und unabsichtbare Kette von Schmerz flechten. Jemehr ich das Individuelle einzelner Vorgänge hervorhebe, desto deutlicher erscheint mir mein ganzes hingewelktes Glück und desto gräßlicher ergreift mich der Gedanke, daß die Geliebte auf ewig dahin ist. Ich schaudere oft bey diesem Gedanken zusammen, als ob er ganz neu für mich wäre und als ob Cecilie erst jetzt eigentlich todt sey. Der bloße allgemeine Gedanke des Todes ist zu alltäglich, als daß er noch sehr erschütternd wirken könnte; aber der Gedanke an so viele gestorbene Stunden des Glücks, das ist es, was den Schmerz immer von neuem erweckt und ohne Trost unglücklich macht. — Eben komme ich von Tychsens Garten. Wir gingen auf der Wiese und ich brach einige Marienblümchen. Adelheit sah andere die noch schöner waren, als die meinigen und pflückte sie mir. Ich warf die meinigen hinweg und behielt die ihrigen. Sie sah es. Nachher als wir zu Hause gekommen waren, sagte ich: Sehen Sie, wie die armen Blümchen schon das Haupt hängen lassen. Sie fragte: Sind das die, welche Sie auf der Wiese pflückten? Ich antwortete. Ja! und sie verstand mich ohne daß ich ihr zu erklären brauchte, es wären die Ihrigen. — Ich weiß nicht, weswegen die Liebe gewöhnlich meine Zunge und meinen Geist so lähmt, da ich in Sachen der Galanterie so geistreich und unterhaltend seyn kann. Denen, die ich nicht lieben will, erscheine ich liebenswürdig, denen, deren Liebe ich mir erringen möchte, muß ich oft langweilig und abgeschmackt erscheinen. Die Leidenschaft fesselt den Geist an einen Gegenstand und das Herz hat keine

*) Johann Dominicus Fiorillo (1748–1821), Maler, seit 1799 Professor für Kunstgeschichte in Göttingen.

Sprache, aber die Eitelkeit gibt dem Geiste vollen und fröhligen Spielraum und lehrt ihn die Sprache, die das Herz sprechen würde, wenn es spräche.

Am 3. May. Wir waren nach Grohnde. Adelheit und ich gingen eine Strecke vorauf, weil der Hofrath und die Hofräthin sich überall aufhielten. Wir sprachen über den Anfang unserer Bekanntschaft. Adelheit erinnerte sich, daß wir uns zuerst bey Schl.'s gesehen hätten und daß ich sie einmahl von dort nach Hause geführt habe. Die Umstände bey unserer späteren eigentlichen Bekanntschaft bey Meyers wußte sie noch sehr genau. Ich saß auf dem Sofa, sagte sie, Sie saßen mit Cecilien vor dem Klavier. Sie gaben damals Cecilien Räthsel auf, die sie uns zu Hause wieder aufgab. Diese Erinnerung bis in's kleinste Detail that mir wehmüthig wohl. Lange vor den Aeltern kamen wir in Grohnde an und setzten uns in die Laube hinter dem Hause. Plötzlich fiel es Adelheit ein, daß wir allein waren. Mein Gott, sagte sie, denken Sie, wenn jetzt Studenten hierher kämen? Lassen Sie uns lieber wieder zurückkehren. Wir gingen und kamen mit den Aeltern wieder. Als wir zu Hause gingen, geriethen wir in eine neue Verlegenheit. Die Ältern wollten noch etwas im Garten bleiben, Adelheit mußte in die Stadt, weil sie französisches Kränzchen hatte. Adelheit schien zu finden, es sey nicht schicklich, wenn ich allein sie begleite. Sie forderte daher ihr Strickkörbchen von mir und empfahl sich. Es schien mir unartig, sie allein gehen zu lassen, und unschicklich sie zu begleiten. Ich gab ihr das Körbchen zurück, erinnerte mich aber in diesem Augenblick, daß sie neulich bey einer ähnlichen Gelegenheit meine Begleitung nicht ausgeschlagen habe. Ich sagte also: Ich muß aber doch in die Stadt, weil ich dem armen Dissen, der krank ist, etwas vorlesen wollte. Ich ging also mit Adelheit und nahm das Körbchen wieder. Als wir eine Weile stillschweigend neben einander fortgegangen waren, sagte ich lächelnd: Das war eben eine Verlegenheit aus Delikatesse. Sie ist es von mir schon gewohnt, daß ich über solche Formen des Lebens ganz offenherzig bin. Sie sah mich mit einem lächelnden und forschenden Blicke an. Es verräth eine vertrauliche Verbindung, wenn man solche zartere Verhältnisse berühren darf, und es werden dadurch bey beyden Theilen gewisse Ideen geweckt, die man früher freylich schon hatte, sie aber noch nicht so genau dachte. Übrigens gelte ich in der Stadt schon ziemlich allgemein für Adelheits Verlobten. Der Doktor von Wening*) sagte mir neulich, der Freyherr von Seckendorf habe es gegen einer seiner Bekannten als eine Sache, die ohne Zweifel sey, behauptet. Ich habe wahrhaftig Lust, dieses Gerücht durch eine Erklärung wahr zu machen. Lächerlich ist es, daß das, was mich am meisten dazu bewegt, eine fantastische Eifersucht ist. Wenings Bruder, ein liebenswürdiger, unternehmender und schöner Mensch, wie das Portrait zeigt, das sein Bruder von ihm angefangen hat, wird Michaelis hierher kommen. Ihn fürchte ich und wünsche daher, vor seiner Ankunft festen Fuß zu fassen.

Am 5. May. Ich lebe und lungere in einer schrecklichen Faulheit. An wissenschaftliche Arbeiten habe ich während der ganzen Ferien mit keiner Idee gedacht, und doch ist auch mein Gedicht nicht so fortgerückt, als es unter diesen Umständen hätte der Fall seyn sollen. Meine körperliche Gesundheit war aber auch in diesen Tagen nicht die beste, und meine ewigen Träumereyen mögen auch dazu beytragen, mich abzuzehren und meine Kraft zu erschlaffen. Oft denke ich, wenn mein Verhältniß mit Adelheit nur aufs Reine gebracht wäre, dann wollte ich arbeiten vom Morgen bis zur Nacht, um eine sichere Hoffnung zu gewinnen. Aber wer weiß, wie vielen Zerstreuungen ich auch dann ausgesetzt seyn würde. Die Liebe ist von jeher mein Verderben gewesen, obgleich ich sie nicht missen möchte. Eben war ich drüben, um eine Parthie nach Ellershausen zu arrangiren. Ich ging in Adelheits Zimmer und sprach manches hübsches Wort mit ihr. Ich sagte, die Liebe sey stumm, weil das Herz keine Sprache habe, um ihr den Grund meiner öfteren scheinbaren Verstimmtheit anzudeuten. Uns beyden ist unser Verhältniß ganz klar, wie ich glaube, aber der Gang über den Rubikon bleibt immer ein sehr bedenklicher Schritt. Meine Stimmung profezeit mir freylich nichts besonders Merkwürdiges.

Am Abend. Es ist nichts wichtiges vorgefallen. Unterwegs wurde ich auf eine mir selbst lächerliche Art aus der Poesie in die Prosa versetzt. Im Graben neben der Chaussee blühten einige gelbe Blumen, die Adelheit gefielen. Ich stieg hinab und pflückte eine davon, obgleich sie mich bat, mich nicht zu bemühen, da sie nicht dufteten. Sie nahm indeß das Blümchen an und ich träumte mir schon, sie werde es, da es von mir gepflückt war, als ein zartes Pfand aufbewahren. Kurz darauf sprang eine schöne Ziege an den Weg. Adelheit lockte sie und hielt ihr, als sie nicht kommen wollte, die Blume vor. Sie scheute sich aber doch noch und jetzt suchte sie Wening zu haschen, den sie auch nahe herankommen ließ. Als er vor ihr stand, reichte ihm Adelheit die Blume, um sie dem Thiere zu fressen zu geben. So sollte also mein zartes Geschenk sein Grab in dem Magen einer Ziege finden. Diese wußte indeß die Sentimentalität besser zu würdigen, denn sie verschmähte die Gabe. Was weiter daraus wurde, beachtete ich nicht. Bey unserer Ankunft in Ellershausen wurde unsere Stimmung anfangs durch die Erinnerung an Cecilie verdüstert. Dieser Ort war der letzte, den sie vor ihrem Tode besuchte. Es war am 14. September. Der darauf folgende 15. war einer der glücklichsten Tage dieser nie in mir verlöschenden Liebe. Als wir uns etwas wieder umgestimmt hatten, und Wunderlichs, Dissen und Kern, die später ausgegangen waren, zu uns kamen, wurden wir recht fröhlig. Ich war zugleich sehr galant und sehr maliziös, welches beydes ich immer bin, wenn ich meine geselligste Laune habe.

*) Johann Nepomuk von Wening-Ingenheim aus Bayern, der damals in Göttingen studierte und mit Schulze viel verkehrte. Er ist 1831 als Professor des Civilrechts in München gestorben.

Adelheit gab mir das Lob, ich wisse mich aus jeder Sache herauszuwickeln, wenn es auch auf die boshafteste Weise geschehen sollte. Als wir unten etwas herumgingen, wollte ich mir Bewunderung erwerben und machte auch wirklich ein wahres Meisterstück in der Kunst zu klettern, hatte aber zugleich das Unglück, mir das Beinkleid an den Knieen zu zerreißen, welches ich darauf mit sehr grobem Zwirn und einer Art von Packnadel wieder restaurirte. Auf dem Rückwege war ich weniger aufgelegt und hatte sogar die Thorheit, auf Dissen, einen Menschen den ich herzlich liebe, etwas eifersüchtig zu werden und daher auf einige Augenblicke einen ordentlichen Groll auf ihn zu fassen.

Am 7. May. Gestern war der schönste Zeitpunkt zu einer Erklärung, und wer weiß, ob mir die Gelegenheit wieder geboten wird, die ich unbenutzt vorüber gehen ließ. Ich ging um sechs Uhr nach Tychsens Garten, wo ich Adelheit und ihre Mutter im kleinen Lusthäuschen an der Wiese fand. Mein Geist war in der heitersten und schönsten Stimmung, ich sprach mit Gefühl und Fantasie und auch Adelheit begeisterte sich mit mir, indeß auf ihre eigenthümliche sanfte und freundliche Weise. Wir koosten recht traulich mit einander. Endlich wurde ich kühn genug, ihr meine Abentheuer mit der idealischen Waldjungfrau am Brocken zu erzählen.*) Sie hörte mich theilnehmend an. Ebenso hatte ich schon früher einmahl einige Worte über mein Verhältniß mit Sophie von W. und Louise von P. gegen sie geäußert, ohne sie zu erzürnen. Sie weiß ja doch, daß sie nicht meine erste Liebe ist und hat ein zu gebildetes Gefühl, um es zu fordern. Überhaupt mag es wohl süß seyn, die ersten Gefühle in einem jugendlichen Herzen zu erwecken, aber der Sieg über Jemanden, der schon Erfahrungen hat, bleibt für jedes Frauenzimmer immer ein größerer Triumpf, denn bey ihm müssen erst frühere Bilder verlöscht werden, ehe die neuen Eingang gewinnen können. Sie sah mich bey meiner Erzählung recht forschend an, und das seltsame Verhältniß, welches durch meine Offenheit in diesem Augenblicke unter uns entstand, berechtigte sie noch weitere Fortschritte zu erwarten. Aber ich schwieg, aus Furcht, die schöne Stimmung, worin wir uns befanden, durch eine Scene, die doch immer mehr oder weniger Verlegenheit mit sich bringt, zu stören.

Am Abend ging ich zu Wening und Mensing,**) die mich zum Abendessen eingeladen hatten. Wir wurden lustig, tranken einige Flaschen Wein und gingen dann zum Champagner über, worin wir, nachdem wir Reisinger noch hatten rufen lassen, einen Theil der Nacht unter Musik Gesang und Scherz verzechten. Reisinger hat viel Genialisches, aber Mensing scheint mir ein ästhetischer Castrat zu sein. Er möchte wohl, aber er kann nicht.

Am 8. May. Man feyerte heute den Geburtstag des Hofraths mit einem auserwählten Cirkel. Ich war nicht á mon aise. Elster war mir wieder ein Dorn im Auge, denn neben ihn setzte sich Adelheit, als wir ein gesellschaftliches Spiel anfingen. Ich war ein rechter Thor, daß ich das übelnahm, denn ich hatte mich schon früher neben Elise Rose gesetzt, und da nur drey junge Damen bey einer großen Menge von jungen Herrn da waren, so mußten natürlich die Plätze mehr vertheilt werden und Adelheit konnte also nicht gleich an meiner anderen Seite sitzen. Wir spielten das Buchhändlerspiel. Elster war zuerst Schriftsteller und ich gab ihm den Titel: Fantasieen eines Glücklichen unter einem Scheunendache", indem ich auf die Parthie vom 25. April anspielte, bey welcher wir den Kaffee unter einer Scheune tranken. Ich wurde errathen und mußte jetzt hinausgehen. Adelheit gab mir: „Sieben Tage im Elysium" und zielte auf meine Erzählung am 7. Mai.*) Ich errieth sie natürlich und gab ihr nachher: „Betrachtungen über die Pflanze noli me tangere" und „Abhandlung über den Unterschied zwischen Gähnen und Seufzen", wobey ich wieder von ihr gerathen wurde. Bey alledem langweilte ich mich indeß fast den ganzen Abend.

Am 11. May. Adelheit ist seit einigen Tagen so unbeschreiblich freundlich und liebenswürdig, ohne daß ich eine besondere Ursache davon anzugeben wüßte. Vielleicht merkt sie meine Eifersucht und will sich rechtfertigen. Sie erlaubt mir auf ihr Zimmer zu kommen und dort so lange zu bleiben, als ich will, ohne mich merken zu lassen, ich sey beschwerlich. Sie behandelt mich mit solcher Vertraulichkeit, als ob ich ihr Bruder oder noch mehr wäre. Vielleicht will sie selbst dazu beytragen, unser Verhältniß zu fixiren. Heute sandte ich ihr einen Korb voll Mayblumen mit einem Räthsel.**)

Am 12. May. Bin ich nicht ein Thor, daß ich immer so stumm bin, wo ich reden sollte?! Heute hat sie mir alle Zeichen der Liebe gegeben, die ich nur verlangen konnte, sie schien mich gleichsam zu einem Geständniß zwingen zu wollen und doch schwieg ich. Sollte ich nicht wirklich in Zweifel gerathen, ob ich sie liebe? So reitzend sie mir auch immer erscheint, so bedenke ich doch immer, wenn ich im Begriff bin, mich zu erklären: Überlege was du thust; dieser Schritt bindet dich auf immer, und wer weiß was für romantische Abenteuer dir noch aufbewahrt seyn können! So etwas ist mir bei Cecilien nie in den Sinn gekommen. Ich ging gegen Abend nach dem Garten und setzte mich zu ihr in das kleine Häuschen an der Wiese. Ihre Blicke hatten eine eigene Gluth, wenn sie mich ansah, aber ich sprach von gleichgültigen Dingen. Darauf gingen wir in die große Kirschen-

*) Ein holdes, liebenswürdiges Mädchen, welches Schulze im Sommer 1810 in einem Försterhause bei Pleßburg kennen gelernt. Besondere „Abenteuer" fielen dabei freilich nicht vor.

**) W. v. Mensing aus Kassel, einer der Intimen Schulzes und des Tychsenschen Kreises. Auch mit dem weiter unten genannten Franz Reisinger aus Augsburg war sein Verkehr ein lebhafter.

*) Die Begegnung mit dem „Brockenmädchen".

**) Charade. „Bei einem Körbchen mit Maiblumen." Sämmtliche Poetische Werke, dritte Auflage 1855. Band IV S. 271.

laube. Ich erzählte ihr, daß ich mich jetzt bemühe sie in meinem Gedichte zur Königin von Dänemark zu machen, daß ich aber nicht hoffe, sie werde es in der Wirklichkeit werden. Sie sah mich freundlich an und sagte mit einem zärtlich-schlauen Blick: Davor können Sie ja ganz unbesorgt sein. Sie schien jetzt eine Antwort zu erwarten, aber ich schwieg. Jetzt ging sie durchs Boskett zum Häuschen zurück. Ich folgte ihr in der Ferne, wie ein schmachtender Schäfer seiner Galathea. Unterwegs faßte ich einen bösen Entschluß. Ich brach einige Marienblümchen und zerpflückte sie, so daß sie es bemerken konnte. Als ich bei ihrem Sitz ankam, sagte ich: Das Orakel will mir durchaus nichts Gutes verkünden, fragen Sie es doch einmahl für mich. Recht gern, antwortete sie, aber dann müssen sie mir auch nachher Ihren Wunsch offenbaren. Ich versprach es, sie pflückte ein Blümchen, entblätterte es und fand natürlich am Ende: ja. Jetzt war ich in großer Bewegung, denn ich erwartete, daß sie mich nun um mein Versprechen mahnen würde, aber sie schwieg. Dieses Schweigen war von der größten Wichtigkeit, denn dadurch zeigte sie an, daß sie meine Absicht errathen habe. Von ihrer Seite hatte ich also ein vollkommenes Geständniß. Ich konnte mich nicht gleich fassen. Ich setzte mich zu ihren Füßen und sann auf einen Eingang, als die Ältern zu uns kamen, um uns zum Fortgehen zu rufen. So war also der schöne Zeitpunkt unbenutzt vorübergestrichen. Auf dem Rückwege sprachen wir von Verstellung. Sie äußerte, sie könne sich zuweilen recht gut verstellen, und ich sagte, daß hätte ich schon oft gemerkt. Nun, gegen Sie habe ich mich doch wahrhaftig nicht verstellt, antwortete sie bedeutend. Diese Worte gaben wieder einen neuen Commentar zu den obigen Vorfällen. Aber jetzt war keine Gelegenheit mehr, etwas zu wagen. Merkwürdig ist es mir, daß fast an demselben Tage vor einem Jahre, am 9. May, eine ähnliche Scene zwischen mir und Cecilien vorfiel, wie ich jetzt aus meinem Tagebuche sehe. Das scheint ein Wink des Schicksals zu seyn.

Am 13. May. Heute war nicht viel Gelegenheit zu Unterredungen unter vier Augen, denn man hatte die Pastorin L. mit ihrer Tochter auf den Garten eingeladen. Mir gab die Hofräthin einen Wink mich einzustellen, denn ich hatte schon oft mein Verlangen geäußert die schöne L. kennen zu lernen. Ich fand sie freylich schön, aber mit leblosen Zügen und bey vieler Dreistigkeit ohne Geist. Toelken, der in sie verliebt ist, ohne sie anders als von Ferne oder im Vorbeygehen gesehen zu haben, hatte den Besuch gewittert und stellte sich auch ein. Bald darauf kam Elster und nach ihm Wunderlich und Dissen. Die Gesellschaft war also ziemlich zahlreich und ich konnte mit Adelheit nicht allein seyn. Gegen Abend gingen wir in den Gartensaal hinauf. Adelheit legte sich in ein Fenster und rief mich zu sich, um die Nachtigall zu hören. Jetzt konnten wir ungestört reden und wir koosten wohl eine Viertelstunde leise mit einander. Sie fragte mich über den Eindruck, den die L. auf mich gemacht habe und schien mit meiner Antwort zufrieden zu seyn. Dann erzählte ich ihr, ich habe diese Nacht von einem verhängnißvollen Maienblümchen geträumt, von demselben, das gestern von ihr zerpflückt sey. Ey, war denn die Blume so verhängnißvoll? fragte sie lächelnd. Allerdings, antwortete ich, denn sie hat mein ganzes Schicksal entschieden. Wer wollte denn sein Schicksal einem Blümchen anvertrauen, sagte sie. Nun, antwortete ich, man sagt doch, daß dieses Orakel die Wahrheit rede. Ich bin unschuldig, rief sie, denn ich wußte nicht, was Sie fragen wollten. Grade jetzt wurden wir unterbrochen. Als wir zurückgingen, kam Toelken noch mit zu mir. Er hat von jeher etwas Abstoßendes für mein Gefühl gehabt, so sehr ich übrigens seine Talente und die Kraft seines Geistes achte. Unsere Charaktere sind vollkommene Gegensätze. Er ist kräftig, aber rauh, stürmisch, voll von heftigen Leidenschaften, stolz nicht auf eine feine, sondern auf eine arrogante Art und nicht selten durch einige unangenehme Gewohnheiten fast unleidlich. Jetzt scheint er mich zum Vertrauten machen zu wollen, wenigstens sehe ich deutlich, daß er ein intimeres Verhältniß wünscht. Ich werde nie sein Freund seyn können, denn ich befinde mich in seiner Gesellschaft immer unbehaglich.

Am 15. May. Gestern hatte ich Adelheit ein Körbchen voll Mayblumen mit einem Gedicht*) geschickt: Das Liedchen mußte ihr gefallen, denn es ist ganz in ihrem Geist gedichtet. Heute war Thee bey Wunderlichs. Adelheit mußte auf dem Klavier spielen. Ich setzte mich ihr zu Füßen auf den Thron, der neben ihr stand. Sie sah mich zuweilen mit Blicken an, worin der ganze Zauber der Liebe leuchtete. Die Großmutter quälte sie zu singen. Sie schlug es ab, weil sie Kopfschmerzen hatte. Weil Jene aber mit Bitten gar nicht nachließ, sagte sie: nur ein kleines Lied will ich singen. Hören Sie zu, Herr Doktor, Sie werden es schon kennen. Anfangs sang sie mit so leiser und zitternder Stimme, daß ich nichts verstehen konnte. Endlich hörte ich, daß es die erste Strofe meines kleinen Liedes war, daß sie in der Eile komponirt hatte. Ich war außer mir und konnte kein Wort sagen. Die Großmutter setzte uns jetzt in Verlegenheit, denn sie fand das Lied schlecht und verlangte ein andres, aber Adelheit weigerte sich durchaus, noch sonst etwas zu singen. Als sie sich wieder auf ihren Platz gesetzt hatte, zog ich mit leidenschaftlicher Bewegung meine beide Ringe von der Frau von W. und der Frau von P. vom Finger und steckte sie in die Tasche. Sie muß es bemerkt haben und für dieses Opfer dankbar seyn. Ich werde künftig keinen von beyden mehr tragen.

Am 18. May. Ich ging gestern schon um drey Uhr nach Tychsens, um Adelheit das Mährchen vorzulesen, das ich vorigen Herbst auf Cecilien gedichtet hatte. Sie kann es jetzt auf sich beziehen, da sie ebenso wie Cecilie meinen Gefühlen eine andre und bessere Richtung gegeben hat und noch giebt. Ich habe in der Erzählung meinen früheren frivolen

*) „Die Maiblümchen an Adelheid" („Wir Blümchen keimen . . . .). Sämmtliche poetische Werke, dritte Auflage. 1855. Band IV. S. 242.

Charakter und meine allmählige Änderung ausführlich geschildert. Adelheit erkannte mich bald, und dieser Umstand verlieh dem Mährchen mehr Interesse für sie, als es an sich verdiente. Ich fragte sie nachher, ob sie es behalten wollte und sie nahm es mit Dank an. Nachher las ich aus den Söhnen des Thales*) vor. Da die Sonne anfing, sie auf ihrem Sitz zu belästigen, wollte sie sich auf meinen Platz setzen. Ich setzte mich auf den Thron ihr zu Füßen und das schien ihr zu gefallen. Als es zu dämmern begann und wir allein waren, fing sie an, verlegen zu werden. Sie suchte mich zu beschäftigen, benahm sich aber so liebenswürdig dabey, daß meine Empfindung nur noch mehr aufgeregt wurde. Endlich sang sie, und immer die Sachen, von denen sie wußte, daß ich sie gern höre. Ich sprach mit ihr von der Sammlung meiner Gedichte**), und fragte, ob sie es wohl nicht übel nehmen werde, wenn sie auch ihren Namen darin fände. Durchaus nicht, sagte sie freundlich, denn es giebt ja mehrere, die meinen Namen führen. Ich weiß nicht, ob sie nicht damit auf die Waldjungfrau vom Brocken anspielte, die ich ihr Adelheit genannt hatte. Ich blieb auch zum Essen. Bey Tisch sagte sie: Sie müssen mir durchaus noch die näheren Umstände, die das Mährchen angehen, erzählen. — Ich kann Ihnen weiter nichts sagen, antwortete ich, als daß ich Sie täuschte, da ich Ihnen sagte es sey schon mehrere Jahre alt. Ich habe es erst in diesem Frühling geschrieben***). — Sie wollte es nicht glauben und verlangte noch einmahl die Beziehung zu wissen. — Würde ich es Ihnen gegeben haben, sagte ich, wenn ich nicht geglaubt hätte, Sie würden die Beziehung errathen. Ich habe Ihnen jetzt deutlich gesagt, was ich Ihnen aufgeopfert habe. Zugleich zeigte ich ihr meine Hand, um sie den Mangel meiner Ringe bemerken zu lassen. Doch verzeihen Sie, fuhr ich fort, ich hätte nicht sagen sollen: aufgeopfert, denn von Aufopferungen kann ich hier nicht sprechen. Sie sprechen so dunkel, daß ich Sie nicht verstehe, antwortete sie erröthend und blickte weg. Doch war sie nachher nicht weniger freundlich gegen mich als anfangs. — Eine nicht unangenehme Nachricht für mich war es, daß der Generalsekretair Leist Unterpräfekt in Halle geworden ist und schon Morgen dahin abreisen muß. Ihn fürchtete ich etwas, obgleich er nie ernstliche Absichten auf Adelheit zu zeigen schien. Der Mensch ist auch zu flach, als daß die reine und gemüthliche Adelheit mit ihm hätte glücklich werden können. Wahrscheinlich würde sie aber doch durch die Aussicht auf eine glänzende Zukunft zu einem solchen Schritt verführt worden seyn. Dem herrlichsten Weibe wird es dennoch immer schwer werden, sich ganz von der Herrschaft des Scheins loszureißen, denn: Fragilty, thy name is wife.

Am 21. May. Ich kann mir nicht mehr verhehlen, daß Adelheit mich ganz gefesselt hat. Täglich wird sie reitzender und wenn ich mir nicht zu sehr schmeichele, scheint nicht bloß meine Liebe, sondern auch die ihrige ihre Schönheit zu erhöhen. Gestern ging ich hinüber, um ihr vorzulesen. Die Hofräthin sagte mir, sie sey beschäftigt und werde vors Erste nicht erscheinen. Ich merkte gleich, daß Wening sie male, denn dieser hatte das mir nicht verschweigen können, obgleich es ganz geheim bleiben sollte, bis das Gemälde vollendet sey. Ich wollte mir schon den Scherz machen, über Wening, der mit ihr in der Nebenstube seyn mußte, laut an zu sprechen zu fangen (!), um die Hofräthin etwas in Verlegenheit zu setzen. Aber diese war schon verlegen genug, was ich von dem Geräusch denken möchte, daß man zuweilen in Adelheits Zimmer hörte. Endlich hielt sie es für das Beste, mich in das Geheimniß einzuweihen. Sie ging ins Nebenzimmer. Ich hörte erst Adelheits lautes Gelächter und viele Weigerungen; endlich öffnete sich die Thür und sie trat herein, idealisch aber höchst reitzend gekleidet. Mich durchfuhr ein eigener Schauer, als ich sie so sah. Als Wening fort war, gingen wir in ihr Zimmer, um zu lesen. Ich setzte mich neben sie aufs Sofa und verschlang sie mit meinen Blicken. Ihre Augen haben seit einiger Zeit ein ganz eigenes Feuer, wenn sie mich ansieht und in ihrem ganzen Wesen ist so etwas Bräutliches. Der erste verschämte Funke der Sinnlichkeit scheint in dieser schönen, reinen Seele, ihr selbst unbewußt, zu glühen. Zuweilen mußte ich mir Gewalt anthun, um meinen Arm nicht um sie zu schlingen. Schon oft habe ich es bemerkt, daß sie sich scheuet, mit mir allein zu seyn. Diese Furcht ist aber bey ihrem Charakter kein schlimmes Zeichen für mich. Ich ließ sie jetzt noch einige tiefere Blicke in mein Verhältniß mit der W. thun, von der ich ihr schon früher das Portrait gezeigt habe. Sonst kam sie mir sehr liebenswürdig vor, sagte ich, jetzt denke ich aber anders. So etwas ändert sich leicht, sagte sie lächelnd, haben Sie sie hier bey der G. wieder gesehen? Nein, antwortete ich, allein ich habe eine Stunde allein bey ihr zugebracht. Sie hatte ihre Fragen gewiß in Bezug auf mein Mährchen gethan und nach meiner Antwort muß sie die W. ohne Zweifel für die junge Dame halten, die als Rosiklairs*) frühere Liebschaft geschildert wird, obgleich es eigentlich die Frau von P. ist. Solche kleine Herzensergießungen schaden durchaus nicht. Sie machen interessant und knüpfen ein vertraulicheres Verhältniß. Überhaupt ist es schon ein Vortheil, über dergleichen Sachen reden zu dürfen.

Am 23. May. Gestern ist meine Erklärung an Adelheit wieder einen Schritt vorwärts gerückt. Wir sprachen miteinander in Gegenwart der Großmutter. Ich erwähnte meine Trägheit, und sagte, sie allein habe das Mittel in ihrer Gewalt, mich wieder fleißig zu machen. Sie wollte mich natürlich nicht verstehen, aber ich bemerkte, wie sie leise erröthete und dann mit einem wundersüß lächelnden und sinnigen Blick

*) Trauerspiel von F. L. Z. Werner.

**) Er bereitete unter Bouterwecks Aegide eine Sammlung seiner Gedichte vor, die dann im nächsten Jahre erschienen ist.

***) Eine unrichtige Angabe, wie wir wissen; das Märchen entstand 1812.

*) In dieser Gestalt hatte sich der Dichter selbst verbildlicht.

in die Höhe sah. Eben dasselbe fiel mir auch nachher auf, als ich ihr mit bedeutender Stimme sagte, trotz des trüben Wetters wären meine Gedanken jetzt doch nie daheim, sondern schwärmten immer nach einem schönen Ziele umher. Ein anderes günstiges Zeichen ist noch, daß sie mir jetzt wohl für die Maybhlumen, die ich ihr schicke, dankt, aber nie für die kleinen Gedichte, die ich darunter zu verbergen pflege. Da diese alle ganz unschuldig sind, könnte sie mir recht gut danken, wenn sie noch unbefangen wäre. Die Großmutter lobte mich heute für die häufige Übersendung der Blumen, weil ich den armen Leuten dadurch doch etwas zu verdienen gäbe. Und dann machen Sie mir auch immer eine große Freude damit, fügte Adelheit schnell hinzu.

Am 24. May. Eben kommt Schmersahl*) mir vors Fenster und fragt, ob er mir gratuliren könne. Es hieße allgemein, ich sey Bräutigam. Ich begreife nicht, wer sich so sehr um mich bekümmert, um auf alle meine Schritte Acht zu geben. Adelheit scheint die Sache als ausgemacht zu betrachten. Ich war heute Morgen dort, als Wening sie malte. Er machte allerley Anspielungen und sie wurde gar nicht dadurch genirt. Sie verabredeten, ich solle künftig bey jeder Sitzung gegenwärtig seyn, um vorzulesen.

Am 25. May. Sie liebt mich, sie liebt mich mehr, als ich vielleicht je geliebt bin. Sie will es mir jetzt nicht mehr verhehlen, ohne Verstellung läßt sie mich in den reinen Spiegel ihres schönen Gemüths schauen und zeigt mir darin einen stillen heitern Himmel der Seligkeit. O welch ein noch nie empfundener Genuß ist es für mich, dieses freye, stolze und züchtige Herz bezwungen zu haben. Ich weiß nicht, ob ich dieses Glück verdiene, aber ich will es künftig verdienen. Ach Adelheit, als wir uns zuerst sahen, ahnte ich nie, was Du mir einst werden würdest! Unser Verhältniß war kein Kind des schnellen Augenblicks; unmerklich und uns selbst unbewußt, entglimmte der Funke in uns und wuchs zu einer klaren stillen Flamme der Innigkeit empor Erst seit einigen Tagen scheint sie ihr eigenes Gefühl errathen zu haben und sie ist zu stolz, um es mir jetzt noch zu verbergen. So hat sie mich nie angelächelt, wie heute, so unverhüllt hat der Zauber der Liebe in allen ihren Mienen noch nie geschwebt. Selbst die Gegenwart ihrer Mutter hinderte sie nicht, und auch diese war ganz unbefangen dabey. Wir sprachen von einer Reise nach Wernigerode, die sie nächstens auf vier Wochen lang machen wollen. Ich sollte natürlich auch dorthin kommen, um sie nach dem Brocken zu begleiten. Adelheit sah das schon im Voraus als ausgemacht an, noch ehe ich meine Meinung geäußert hatte. Ich beklagte mich um die lange Trennung und sie tröstete mich mit einem so freundlichen Blick, daß ich die Trennung schon wieder vergaß, wenn sie nicht auch mir zu verstehen gegeben hätte, die Zeit werde ihr ebenso lang dauern als mir. Wie gern erklärt' ich mich ihr; und doch ist es eine zu große Wohllust, sich heimlich zu belauschen; jede zarte Gunst ist viel süßer, wenn sie versteckt ertheilt und empfangen wird.

Am 26. Mai. Es ist beschlossen, morgen will ich mich erklären, der künftige Tag entscheidet über das Glück meines Lebens. Es ist der Himmelfahrtstag; werde auch ich in einen Himmel gelangen? Mein Herz ist von Zweifeln beunruhigt. Wer weiß, welch' einem Schein ich traute? Kann mich meine Eitelkeit nicht vielleicht getäuscht haben, kann nicht der Glanz, worin die Liebe mich alles sehen ließ, mir manches heitre Bild gezeigt haben, das nachher in Nebel zerrinnt? Erst in diesem Augenblick fühle ich deutlich, wie unglücklich ich ohne Adelheit seyn würde. Ich zittre! Wenn sie mich verwirft, dann wird mir alles verhaßt seyn; dann ziehe ich in den Krieg und will sterben. Was ist mir das Leben ohne Liebe? Ich will kein mühseliger Handlanger der Wissenschaft seyn, wenn mein Gefühl mir die Last nicht versüßen solle. Bei Ceciliens Tode hielt mich nur der Gedanke an Adelheit, der schon leise in meiner Seele glimmte, aufrecht, wenn Adelheit mich verstößt, dann bin ich ganz verlassen, dann sehe ich, daß das Schicksal mit mir spottet. Warum habe ich ein so weiches Herz, ein so inniges Gefühl, wenn es mir nur Kummer bringen soll? Ich mag nicht mehr ewig kämpfen und ringen mit mir selbst. Wenn ich unglücklich seyn soll, will ich lieber gar nicht leben. Aber warum sollte ich nicht noch hoffen? Die Beweise ihrer Liebe sind zu deutlich. Sie ist so weich, so milde, wie hätte sie so grausam mit mir spielen können. Sie mußte längst mein Herz errathen; durfte sie mir denn das geringste Fünkchen Hoffnung vergönnen, wenn sie meine Hoffnung täuschen wollte? Nein, sie ist nicht schlecht, nicht kokett, sie liebt mich. O Gott, in welchem Zustande werde ich morgen seyn! Wening zeigt mir nichts als schöne Hoffnungen, mein eigenes Herz sagt mir, daß ich glücklich seyn werde, warum sollte ich ihnen nicht trauen?

Am Himmelfartstage, 13. Von meiner Seite ist Alles überstanden. Den ganzen Nachmittag saß ich bey ihr und las vor, die Mutter verließ uns einige Mahl, aber nie hatte ich den Muth, ein Wörtchen zu sagen. Schon war es fast Zeit, fortzugehen, weil sie sich zu einer Gesellschaft bey Chemnitzens ankleiden mußte. Ich sprach von meiner Zerstreuung Verwirrung und Ungewißheit, worin ich jetzt ewig umhergetrieben und an jeder ernsthaften Beschäftigung gehindert würde. In diesem Augenblick verließ die Mutter das Zimmer; Adelheit wollte schnell ein anderes Gespräch auf die Bahn bringen, aber ich fuhr fort: In diesem Zustande kann ich nicht länger ausdauern, es steht in Ihrer Gewalt, ihn zu heben. — Ich bitte Sie – rief sie verlegen und ward plötzlich röther wie eine Rose und bückte sich tief auf ihre Arbeit. — Wenn Sie mir einige Hoffnung geben wollten, liebe Adelheit, fuhr ich schnell fort und ergriff ihre Hand. In diesem Augenblick trat die Mutter wieder herein. Sie sah Adelheits Hand in der meinigen und hätte außerdem schon aus der Bewegung, in der wir uns befanden, Alles errathen müssen.

*) Ein Kollege Schulzes, der sich nur an dieser Stelle erwähnt findet.

Ich setzte mich und wir schwiegen eine Zeit lang. Endlich fragte ich wie aus einem Traum erwachend: Ist heute nicht Himmelfahrtstag? Herr Doktor, wo sind Sie jetzt gewesen? sagte die Hofräthin erstaunt, aber ohne alles Zeichen der Unzufriedenheit. Wir müssen uns jetzt ankleiden, fuhr sie nach einer Pause fort, wir sehen uns ja bald diesen Abend wieder. Ich ging. Weder Adelheit noch die Hofräthin waren erzürnt. Ich habe gewonnen. Heute Abend bey der Chemnitz werden noch wichtige Dinge vorfallen. Heute Morgen schien es mir, als ob auch der Hofrath mir nichts versagen werde, denn er sagte, als von der Reise der Damen nach dem Harz geredet wurde: Der Doktor Schulze muß euch aber auf jeden Fall einmahl besuchen.

Am Abend. Es ist nichts besonderes vorgefallen. Meine innere Bewegung hatte mein Blut so sehr in Wallung gebracht, daß ich ganz verwirrt wurde und Kopfschmerzen bekam. Adelheits Betragen war durchaus nicht verändert. Sie schien sich schon in ihre neue Lage gefunden zu haben. Ich war so abgespannt, daß ich fast kein Wort mit ihr sprach, wenigstens keins, das auf unser Verhältniß Bezug hatte. Als ich beym Zuhausegehen Abschied von ihr nahm, küßte ich ihre Hand und sie duldete es ohne Widerstand. Ich habe gewonnen.

Am 29. May. Ich ging am Morgen nach dem Garten und blieb dort zum Essen, hatte aber weder Laune noch hinlängliche Gelegenheit, mich mit Adelheit weitläufiger zu verständigen. Am Abend war ich wieder zum Thee gebeten. Man hatte in einigen Cirkeln schändliche Dinge über Adelheit, Wening und mich verbreitet. Unter andern war gesagt, Adelheit kenne Wenings Verhältnisse nicht und suche sich ihm aufzudrängen. Die Sache mußte zur Sprache kommen und ich nahm es über mich, Adelheit einige Winke davon zu geben, ohne jedoch ihr Gefühl durch weitläuftige Auseinandersetzungen zu sehr zu beleidigen. Ich trat zu ihr und sagte, man trüge sich hier mit mehreren Verläumdungen in Rücksicht ihrer, wovon ich gegen sie nichts äußern würde, wenn ich nicht an Allem, was sie beträfe, den lebhaftesten Antheil nähme. Ich würde ihr das nicht datailliren, was Menschen von ihr gesagt hätten, die so tief unter ihr ständen, daß sie gar nicht fähig wären, ihren Charakter nur im mindesten zu beurtheilen, aber ich hielte es für gut, wenn sie künftig in Gesellschaften öffentlich und unbefangen über Wenings Verhältnisse spräche. Wening wisse von allen diesen Sachen nichts, aber ich hätte ihn unter einem andern Vorwande vermocht, sein Verhältniß mit dem Fräulein von Wolf stadtkundig zu machen. Adelheit fand sich freylich gekränkt, aber sie ist zu stolz, als daß sie auf eine solche Klatscherey ein großes Gewicht legen sollte. — Sie haben mir neulich meine Ruhe noch nicht wiedergegeben, liebe Adelheit, sagte ich. Sie erröthete wie vorgestern und schwieg, sah mich aber ohne Empfindlichkeit an. Warum nicht? antwortete sie freundlich. Ich habe Ihnen schon gesagt, fuhr ich fort, daß mein Schicksal in Ihrer Hand liegt. — Jetzt wurden wir unterbrochen. Wunderlich kam und beklagte sich, daß sie ihm neulich beynahe die Thür gewiesen habe. Freylich mag so etwas wohl nicht allen Menschen begegnen, fügte er mit einem Blick auf mich hinzu; nehmen Sie sich in Acht; ich werde Ihnen das Gewissen etwas schärfen. — Ich weiß meine Handlungen selbst am besten zu beurtheilen, antwortete Adelheit, indem sie mich gleichfalls ansah; ich thue nichts, was ich nicht bey mir selbst vertheidigen könnte, und das ist mir genug. Unser Gespräch ward jetzt allgemeiner und bald darauf kam die Präsidentin Biautang, die uns durch ihr unaufhörliches und fades Geschwätz den ganzen Abend hindurch in Beschlag nahm, sodaß mir kein Augenblick übrig blieb, mit Adelheit noch ein verstohlenes Wort zu reden. Doch erhielt ich beym Abschied einen vielversprechenden Blick.

Am 3. Junius 13. Ich glaube ich könnte ganz sorglos und zufrieden seyn, und doch bin ich unruhiger als je. Täglich fühle ich mehr, daß ich wirklich liebe, denn die Symptome zeigen sich gar zu deutlich. Ein Nichts wirft mich in tausend beängstigende Zweifel, die ich in ruhigen Stunden selbst belache. Ich bin zerstreut, unschlüssig, verzagt, eifersüchtig, kurz höchst langweilig. Adelheit vernachlässigt mich vorsätzlich in allen Gesellschaften. Das ist ein sehr gutes Zeichen und doch ärgert es mich. Da ist meine liebe Eitelkeit wieder mit im Spiel. Ich will, daß Jedermann sehen soll, was ich für einen Schatz errungen habe. So ging es auch gestern bey Schl.s. Sie vermied absichtlich, bey mir zu sitzen und mit mir zu sprechen, bis uns Minna zusammensetzte. Jetzt hätte ich reden können, aber ich schwieg, weil ich nichts zu sagen wußte. Endlich sagte ich: ich muß Sie um Verzeihung bitten daß ich seit einiger Zeit so unaussprechlich langweilig bin. — Das habe ich durchaus nicht gefunden, antwortete sie freundlich. Läugnen Sie es nicht, sagte ich, Sie wissen sich ja die Ursache am besten zu erklären. Sie erröthete und schien späterhin ihre andere Rücksichten dem Mitleid mit meinem Zustande aufzuopfern, denn sie betrug sich den ganzen Rest des Abends so liebenswürdig gegen mich, daß ich nichts mehr wünschen konnte. Als wir zu Hause gingen erlaubte sie mir wieder einen Handkuß. Was will ich mehr? Und doch bin ich nicht zufrieden. Mit meinem frivolen Charakter habe ich viel von meiner Heiterkeit, von meiner Liebenswürdigkeit eingebüßt. Ich bin wohl besser, aber nicht glücklicher geworden, das sagte ich auch zu Adelheit. Ich erscheine in Gesellschaften nur wie ein Schatten der vergangenen Zeit. Ich weiß nicht weshalb man mich jetzt plötzlich wieder aus dem Grabe herauszitirt. Heute war ich bey der Schubbert, die die halbe Stadt zusammengebeten hatte. Aber ich war ganz ungenießbar. Ich komme mir wahrhaftig nach und nach vor wie eine alte Jungfer, die traurig seufzt: „Auch ich war in Arkadia!"

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.



Ein Abtrünniger.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

(Schluß.)

Alle, wiederhole ich. Die Unzähligen, die ihn nach seinen Thaten, und vollends jene unter ihnen, die ihn auch persönlich kannten, setzten die größten Hoffnungen auf ihn. Er schien uns der rechte, ja der einzige Mann, welcher fähig war, die Wunden der Vergangenheit zu heilen und jene Richtung anzubahnen, welche zum Heile führen konnte: Autorität nach Innen, aber starke und stetige Förderung der geistigen Entwickelung und Erziehung des Volkes zu vernünftiger Freiheit. Und wir Alle waren auch überzeugt, daß dieser Mann grundehrlich und verläßlich war und gewiß in alle Zukunft nichts thun würde, was seinen Überzeugungen widerspräche.

Diese gute Meinung hat sich ja später völlig ins Gegenteil gewandelt; befleckt und geschmäht lebt er in der Erinnerung jener Wenigen fort, die noch mit ihm jung gewesen, dem neuen Geschlecht bedeutet sein Name vollends nichts als die Verkörperung eines selbstsüchtigen, gewissenlosen Renegatentums. Wie einst vielleicht der geachtetste, so war Alexander Bach kurz darauf der verachtetste Mann in meinem Vaterlande. Auch ich stelle ihn gewiß nicht mehr so hoch wie einst und der Glaube an seine selbstlose Ehrlichkeit hat mich früh verlassen. Aber milder als es Andere thun, beurteile ich ihn auch jetzt, und wahrlich nicht allein deßhalb, weil mich ähnliche Schmähungen getroffen, wie ihn, weil ich bis zu einem gewissen Grade sein äußeres Schicksal geteilt. Nein, weil auch seine inneren Schicksale bis zu einem bestimmten Zeitpunkt die meinen gewesen, darum beurteile ich ihn menschlicher und gerechter.

Vielleicht klingt dies anmaßend, wenn man seine und meine Lebenslage erwägt. Bach war zehn Jahre lang der allmächtige Lenker der Geschicke dieses Staates, er hat über unzählige Werkzeuge verfügen können, die blindlings seinen Willen gehorcht, seinem Wink gefolgt. Ich war Gymnasiallehrer in dem entlegensten Winkel des Staates, den er beherrschte. Auch die Thatsache, daß er schwerlich unter all den Millionen, die sein Geist lenkte, einen verständnis- und teilnahmsvolleren Anhänger besessen, als mich, würde meine Meinung von der Ähnlichkeit unserer inneren Schicksale nicht begründen. Aber wenn ich erwäge, wie sich Alles mit ihm und mir gefügt, wenn ich mir die Thatsachen und Stimmungen jener Tage zurückrufe, so muß ich sagen: ich, der Mann in bescheidener Lebenslage, der seit 1848 keine persönliche Berührung mit ihm gehabt noch gesucht, habe die ersten Jahre hindurch jedes einzelne Stadium der Entwicklung des mächtigen Ministers in meiner eigenen Brust empfunden und durchgekämpft, und zwar so gleich und treu, daß mir manche seiner Thaten, welche Anderen überraschend kamen und die sie sich nicht zu erklären wußten, wie eine Verkörperung meiner eigenen Gedanken erschien.

Ich will hier nur Einiges darüber sagen, nur so viel, um mich auch Jenen verständlich zu machen, denen die geistigen Strömungen jener Zeit ferne lagen.

Die Voraussetzungen standen fest: Dieses Reich mußte wieder mächtig und achtunggebietend aufgerichtet werden und die Macht lag in der Einheit. Darum mußte zunächst die Revolution niedergeworfen werden. Das ging nicht mit Güte; gegen die Gewalt mußte die Gewalt helfen. Freilich wollte ich die Strenge nur insoweit angewandt wissen, als es nötig war; auch schienen mir, von jenem Standpunkt aus, den ich nun einnahm und der mich unendlich weiser und klarer bedünkte, als der meiner Jünglingsjahre, Jene, die Österreich zu einer Republik umgestalten wollten, weit mehr als Thoren, denn als Ver-

brecher — als „Freche Buben", wie ich sie in einem Gedicht nannte, welches mir nach Jahren jene Stunde meines Lebens bereiten sollte, die mir doch wohl die bitterste war. Es hieß: „Nieder mit den Rebellen!"

Dieses nächste Ziel war bald erreicht, Ungarn niedergeworfen, auch in den anderen Provinzen die Ruhe hergestellt. Die „Ruhe eines Friedhofs" nannten es meine einstigen Gesinnungsgenossen; mir schien es jene heilsame Glättung aller Gegensätze, jene Stille, welche die notwendige Voraussetzung der Kulturarbeit war, die nun begonnen werden mußte. Die Bewohner Österreichs waren für den Verfassungsstaat noch nicht reif, sie mußten erst für die vernünftige Freiheit erzogen werden. Was aber sollten ihnen, wenn sie das Wesen einer Verfassung noch nicht zu fassen und nicht zu nützen vermochten, ihre Formen?! Diese Schale ohne Kern konnte, meinte ich, nur Schaden bringen, in dem sie die Bürger meines Vaterlandes darüber hinwegtäuschte, welche Pflichten der Selbsterziehung ihnen noch oblagen. Darum fand ich es ganz berechtigt, noch mehr, geradezu notwendig, daß die Verfassung wieder aufgehoben wurde. Der aufgeklärte, zielbewußte Absolutismus, wie ihn Bach nun vertrat, erschien mir als Übergangszustand, als notwendiges Übel zum Zweck, ja als zunächst der einzig mögliche Zustand. Und während meine einstigen Freunde Bach einen Verräter schalten, das Zerstieben ihrer Träume beklagten und Tage verkündeten, die weit schlimmer sein würden, als jene Metternichs, schrieb ich, von innerster Überzeugung getrieben, ein Gedicht, in welchem ich den jungen Kaiser und seinen getreuen Berater gerade um dieser That willen als Männer feierte, denen das Bewußtsein, das Rechte zu thun, höher stehe, als der Beifall der Menge.

Außer dem Drang, durch ihr Lob meiner eigenen Gesinnung Ausdruck zu geben, hatte mich nur noch eine Empfindung dazu getrieben, dies Gedicht zu schreiben und drucken zu lassen: mein Gerechtigkeitsgefühl — der jugendliche Monarch wie sein Ratgeber erschienen mir als unwürdig, als ungerecht Geschmähte. An Lob von Oben her dachte ich wahrlich nicht, geschweige denn, daß ich es herbeigewünscht hätte. Ich war sehr erstaunt, als ich, kurz nachdem das Gedicht erschienen, ein Schreiben des Landeschefs erhielt: es habe ihn aufrichtig gefreut, in einer Zeit, wo der Geist des Ungehorsams und der Nörgelei leider gerade in den gebildetsten Kreisen so sehr überhand genommen, den Ausdruck einer so loyalen Gesinnung zu vernehmen und er werde nicht verfehlen, hohen Orts darauf aufmerksam zu machen, aber nicht bloß erstaunt war ich über diesen Brief des Mannes, der sonst nicht eben in dem Rufe stand, sich für Poesie zu interessieren und mit Recht als der Typus eines verknöcherten, vormärzlichen Beamten galt, sondern geradezu unangenehm berührt, und von meinem Vorhaben, ihm zu schreiben, daß ich mein Gedicht nicht „hohen Orts" vorgelegt wünschte, hielten mich nur die Vorstellungen Annas und meines Schwiegervaters ab, die mir, und gewiß nicht grundlos, versicherten, daß ein solcher Schritt dem Manne völlig unverständlich bleiben und ihn nur schwer erzürnen werde.

Wie mich diese Zustimmung also nicht erfreute, so kränkten mich andererseits auch einige anonyme Schmähbriefe nicht, die mir das Gedicht zuzog, und als die Augsburger „Allgemeine Zeitung", die einst die „freien Lieder" warm anerkannt, nun trotz ihrer sehr gemäßigten Haltung meiner höhnisch als eines „Tyrtäus der Reaktion" gedachte, nahm ich auch dies nicht schwer. Schwerer schon traf es mich, als mir Binnenthal, dem ich einen Abdruck zugesendet, zunächst nichts und dann, als ich sein Urteil dringend erbat, nur sehr lakonisch schrieb: „Es ist mit Dir gekommen, wie ich es vorausgesehen — persönliche Freunde können wir deshalb doch bleiben." Ich versuchte es, mich nochmals brieflich mit ihm zu verständigen; er lehnte kurz ab: „Es würde nichts nützen!"

Darin hatte er wohl auch Recht, denn auch ein anderer Freund, der Binnenthals Standpunkt teilte und mit dem ich mich in den ersten Zeiten meines Czernowitzer Aufenthaltes fast einig gewußt, verstand mich nun nicht mehr, obwohl ich ihm meine Anschauungen mündlich darlegen konnte.

Das war mein Kollege Albrich, der Physiker. Ich merkte wohl, daß er kälter gegen mich wurde, und fragte ihn eines Tages um den Grund.

„Wir verstehen uns politisch nicht mehr", erwiderte er, „jedoch das allein ist's nicht. Aber an einem Kämpfer von 1848, der heute, in solcher Zeit, solche Gedichte veröffentlicht, werde ich überhaupt irre."

Ich erwiderte ihm, in welchem Sinne ich als „ein Kämpfer von 1848" gelten könne und wie

ich im Herzen noch genau derselbe ehrliche Freund vernünftiger, berechtigter Freiheit sei, wie ich es damals gewesen.

„Ja, diese Verse beweisen es!" erwiderte er bitter. „Nieder mit den Rebellen" — und „den Buben gehört die Rute!" Oh, Sie haben sich gar nicht gewandelt!"

Dann aber faßte er meine Hand und rief: „Mann! Malt sich denn in Ihrem Kopfe die Welt wirklich anders, als in allen andern?! Sehen Sie wirklich nicht, daß wir bereits mitten in der dicksten Reaktion stecken und daß Sie ihr treuer Diener geworden sind?"

Nein, erwiderte ich, und suchte ihm eingehend darzulegen, wie ich Bachs Handlungsweise verstünde.

Er hörte mich ruhig an. Dann sagte er: „Kein Zweifel, Sie denken wirklich so! Nun, dann wollen wir zwar nie wieder ein Wort über Politik sprechen, aber über alles Andere, so oft Ihnen beliebt!" Er reichte mir die Hand und ging.

In der That war damit die Beziehung zu dem guten und gebildeten Manne, die mir in der kleinen Stadt ein wahres Bedürfnis war, wieder hergestellt, aber nicht für lange. Nach dem Erscheinen jenes Gedichts, in welchem ich die Aufhebung der Verfassung verteidigte, zog er sich völlig von mir zurück. Ich entbehrte ihn schmerzlich, der Bruch kränkte mich tief, aber ich kam darüber hinweg in dem Bewußtsein, daß ich nur gehandelt, wie ich mußte.

Und so begriff, so verteidigte ich auch die folgenden Thaten Bachs mündlich, in Prosa, in Versen, wo und wie ich konnte. „Wer den Zweck will, muß die Mittel wollen", wiederholte ich immer wieder; sein Zweck war eben ein mächtiges, einheitliches Österreich mit politisch reifen Bürgern. Darum mußte germanisiert, jegliches Sonderinteresse der einzelnen Nationalitäten mit eiserner Hand niedergehalten werden. Daß zugleich meine einstigen Gesinnungsgenossen verbannt oder eingekerkert wurden, war mir schmerzlich, aber es ging nicht anders; sogar die Notwendigkeit, alle gemäßigten Liberalen vorläufig, wie der offizielle Ausdruck lautete, „in die Schranken des Gehorsams gegen die Obrigkeit zurückzuweisen", leuchtete mir ein. Diese Doktrinäre, dachte ich, wollen eben die Freiheit, ehe die Völker sie begreifen können und schädigen sie in Wahrheit durch unzeitiges Drängen mehr, als der eingefleischteste Reaktionär. Denn von diesen hielt ich mich noch immer nach meiner Empfindung durch die tiefste Kluft geschieden; ich war ja auch ein Liberaler, aber dabei ein Mann von politischer Reife und historischem Sinn!

Und dabei blieb ich auch, obwohl mir nicht gerade alle Leute in Czernowitz und bald auch weitere Kreise das Gegenteil nachsagten. Es geschah dies 1853, wo ich die Sammlung jener politischen Gedichte, die ich seit vier Jahren geschrieben, unter dem Titel: „Österreichische Kaiserlieder" herausgab. Es geschah nicht aus eigenem Antrieb; ein Wiener Verleger hatte sich dazu erboten. Auch der Titel wurde mir von ihm vorgeschlagen; ich erwähne dies der Wahrheit gemäß, aber nicht, um mich zu entschuldigen; da ich ihn acceptierte, so bin ich dafür verantwortlich. Um nichts zu beschönigen, will ich auch bekennen, daß mir der offene Gegensatz dieses Titels zu dem meiner ersten Sammlung sehr wohl bewußt war. Aber es schien mir eben recht so.

Auch diese Sammlung hat viel Staub aufgewirbelt, beinahe ebenso vielen, wie die erste. Aber an Lob bekam ich nicht viel zu hören; selbst die Stimmen aus dem Lager der Regierung klangen kühl, die unabhängige Presse aber überschüttete mich mit Hohn und sprach einmal ein Kritiker ernsthaften Tones von dem Buche, so gab er seiner tiefen Entrüstung darüber Ausdruck, daß meine Charakterlosigkeit fast ebenso groß sei, wie mein Talent. Und ähnliche Urteile kann man noch heute, sofern überhaupt noch meiner gedacht wird, über mich lesen und hören.

Ich hätte kein Mensch sein müssen, wenn mich diese Angriffe nicht gekränkt hätten. Aber ich blieb aufrecht, weil mir noch immer der Trost treu blieb, nur eben so gehandelt zu haben, wie ich mußte, und für eine Überzeugung zu leiden, die mir die einzig richtige war. Auch fühlte es die Wunden, die mir meine Feinde schlugen, daß mir Manches nachgesagt wurde, was nur eben Verleumdung war, gleichviel, wie man sonst über mich dachte. Man warf mir vor, die ersten dieser Lieder seien der Preis gewesen, den ich für mein Amt gezahlt — der Leser weiß, wie es darum steht. Noch mehr darf ich zur Abwehr sagen: als mir unmittelbar nach dem Erscheinen des Buches ein Orden angeboten wurde, lehnte ich ihn ab, weil ich nicht für etwas, was ich aus innerstem Drange gethan, einen äußeren Lohn empfangen wollte und nie und nimmer habe ich einen Schritt gethan, um dies Buch zur Förderung meiner Carrière zu benutzen. Der

Beweis dafür wird wohl auch meinen Verleumdern genügen: ich habe eben keine Carrière gemacht.

Aber jene Tage, da mich diese Stürme umtobten, erscheinen mir heute in der Erinnerung im Vergleich zu jenen, die ihnen folgten, als eine ruhige, ja sorgenlose Zeit. Und doch war nun immer weniger von mir die Rede und an das, was mir anfangs so bitter wehe gethan: die leicht abweisende Haltung gerade der besten und verständigsten Männer der Stadt, in der ich lebte, hatte ich mich allmählich gewöhnt. Aber nun brachen wieder die Stürme in meinem Innern los: ich konnte wieder einmal nicht länger an dem festhalten, was mir bis dahin heilige Wahrheit gewesen.

Jede Menschenseele hat ihren Wetterwinkel. Bei dem Einen ist es das Verhältnis zum Weibe, die sinnliche Leidenschaft, bei dem Andern das Verhältnis zum Manne, der Ehrgeiz, der Neid, die Unverträglichkeit, bei dem Dritten das Verhältnis zu den äußeren Gütern, der Stolz, die Habgier, bei Wenigen das Verhältnis zu den Mächten, die über uns walten, deren Hand wir empfinden, für die wir Namen, Formen, Gesetze zu erforschen, zu erträumen bemüht sind. Diese Männer sind das Holz, aus denen das Schicksal, je nach seinem Willen, je nach dem Messer, das es verwendet, je nach der Sprödigkeit und dem Wuchs des Baumes, große Religionsstifter und halb-wahnsinnige Schwärmer, die größten Wohlthäter und die schlimmsten Geißeln der Menschheit schafft. Ich bin keins von beiden geworden, aber aus jenem Holze bin auch ich. Das „große Rätsel“ hat mir die Kindheit verstört, die Knabenzeit mit seligem Glanz gefüllt, die Jünglingszeit qualvoll gemacht, bis der Mann endlich, scheinbar für immer, damit fertig geworden, indem er als Lösung ein leeres, trauriges Nichts hinnahm.

Aber auch dabei blieb es nicht. Je glücklicher ich mich in meinem Amte, meinem Hause fühlte, desto weicher, desto sehnsüchtiger wurde mein Gemüt. Ich hätte wieder an Gott glauben mögen, nur um ihn für alles Glück, alle Huld zu danken, die mir geworden. Wäre ich unglücklich gewesen, dies weiche Sehnen wäre mir sicherlich fern geblieben, so aber zwang mich gerade mein Seelenfrieden in die Grübelei zurück, ob ich einen so tröstlichen Gedanken in der That für immer entsagen müsse. Freilich, den Weg zum Glauben meiner Kindheit, geschweige denn zu jenem, der den Zögling des „Collegium Germanicum“ erfüllt, fand ich nicht mehr zurück. Aber ich sagte mir, daß es auch keinen zwingenden Beweis gebe, nicht an eine höhere Macht glauben zu dürfen. Vielleicht! . . . Es war kein persönlicher Gott mehr, der drüben alles ausglich, aber immerhin schufen mir Phantasie und Gemüt die Möglichkeit, mir die Welt nicht allein von dem Gesetz der ehernen, erbarmungslosen Ananke, der Notwendigkeit gelenkt zu denken . . . Ich mag nicht mehr darüber sagen, wüßte wohl auch kaum für dies Tiefgeheimste und Persönlichste das richtige Wort zu finden.

Aber wenn sich auch meine eigene, innerste Empfindung wieder leise und allmählig gewandelt, so war ich doch in Einem Punkte derselbe geblieben, der ich gewesen: in meiner festen Überzeugung von der Schädlichkeit jedes religiösen Fanatismus, der Überzeugung von der Pflicht jedes Menschen, zwar den Glauben des Andern zu achten, aber nicht zu dulden, daß dies ideale Moment zum Deckmantel weltlicher Herrschsucht werde. Ich sah ein, daß die Religion nicht etwa nur für viele, nein geradezu für die allermeisten Menschen, nicht bloß ein Bedürfnis ihres Gemüts, sondern geradezu ein notwendiges, unentbehrliches Gut sei, daß sie für die Allermeisten den einzigen Quell idealer Gesinnung bedeute, der ihnen überhaupt erreichbar sei, und zugleich die stärkste Triebfeder zum Guten und der stärkste Zügel gegen das Schlechte. Aber eben darum sollte dieser Quell möglichst rein erhalten werden von irdischem Staube, eben darum war ich ein Gegner jeglicher unberechtigten, unduldsamen Priesterherrschaft.

Und nun sah ich diese Herrschaft unter dem Bachschen Regiment immer mehr erstarken. Ich sagte mir zu meinem Troste, daß dies unmöglich der Wille dieses Mannes sein könne, denn hätte ich dies glauben müssen, so wäre mir damit auch die Überzeugung von seiner Lauterkeit, Klugheit und Festigkeit entschwunden. Vielleicht, dachte ich, unterschätzt er die Gefahr, vielleicht auch lenkten andere Dinge, die ihm wichtiger erscheinen, seine Aufmerksamkeit von ihr ab. Gleichviel, zum Schlimmsten wird es nicht kommen, so lang er das Steuer in der Hand hält. Denn ein Mann, wie Bach, muß wissen, daß ein klerikales Österreich nicht der vorbereitende Zustand für ein starkes, gesundes, seine Bürger beglückendes Staatswesen sein kann.

Ich habe vorhin meine Denkweise während der ersten Jahre der Bach'schen Regierung darzulegen versucht. Überflüssig zu sagen, wie auch ich heute sehr wohl weiß, daß ich auf dem besten Wege war, ein Reaktionär zu werden, ja, daß ich es thatsächlich bereits war. Aber man glaube mir auch, daß ich dies nicht ahnte. Ich wollte ja das beste und — „wer den Zweck will, muß die Mittel wollen." Daß durch unedle Mittel nie und nimmer ein edler Zweck erreicht werden kann, wußte ich wohl, aber die Mittel erschienen mir allerdings hart, aber nicht unedel, geschweige denn unmoralisch.

Dieser Wahn zerstob mir an dem Tage, an dem ich erfuhr, daß Bach das Konkordat mit Rom abgeschlossen.

Man mag darüber streiten, ob er auch damals noch glaubte, auf dem richtigen Wege zur Freiheit zu sein — eine solche Verblendung ist ja fast undenkbar. Gewiß ist, daß er da schließlich that, was er mußte. Sein Regime hatte überall Mißtrauen, Unzufriedenheit, Entrüstung und Empörung erweckt; war auch die Kirche gegen dies Regime, so war das Schicksal desselben unausbleiblich. So wollte, so mußte er sich die ecclesia militans zur Helferin gewinnen. Daß er sich in ihr die Herrscherin gewann, daß er durch diesen Schritt alle jene Interessen preisgab, in deren Sinn er gewirkt, daß nun der Staat und die „vernünftige Freiheit" mit einem Schlage an Rom ausgeliefert waren, ergab sich naturgemäß und naturnotwendig, gleichviel ob er dies wollte oder nicht, ob es ihm klar war oder nicht.

Mir aber war es klar, und ich erkannte, im Tiefsten entsetzt und erschüttert, daß jenes Schiboleth, an welches ich nun geglaubt, eine Lüge gewesen, wie die andern, daß mich mein Ringen nach Wahrheit und Licht wieder einmal in tiefste Nacht und Selbsttäuschung hineingeführt. Von vielen traurigen Tagen meines Lebens habe ich hier berichten müssen, einer der traurigsten war jener Augusttag von 1855, da ich die Kunde vom Abschluß des Konkordats erhielt.

Wieder eine Lüge! — und ich hatte bis zu diesem Tage die Kraft gehabt, zu thun, wie mir meine Überzeugung gebot, gleichviel, was mir daraus zukomme. Als Kind hatte ich es gewagt dem Priester meines Heimatdorfes jenes trotzige: „Es ist nicht wahr!" entgegenzurufen. Als Jüngling hatte ich es gewagt, die Kette abzustreifen und ins Elend hinauszugehen, ja lieber in den Tod, als in ein Wohlleben, welches durch Heuchelei und Selbsttäuschung hätte erkauft werden müssen. Ich hatte es gewagt, mein Leben, meine Freiheit aufs Spiel zu setzen, um dem Genius zu folgen, an den ich damals glaubte. Und als ich nicht mehr an ihn glauben konnte, hatte ich die Kraft, von meinen früheren Genossen zu scheiden, ohne Furcht vor Mißdeutung der Menschen, um der Wahrheit willen, um dessentwillen, was mir damals Wahrheit war!

Und nun es mir abermals zur Lüge geworden?

Nun fand ich die Kraft nicht mehr! Ich glaubte sie zuerst noch zu haben, gewiß. Wie immer man sonst über mich denken mag, ein Mensch meiner Artung belädt sein Gewissen nicht leichthin mit jener Schuld, die ihm als die schwerste erscheinen muß. Ich hatte dem Staate gedient, so lange ich annahm, daß der „aufgeklärte Absolutismus" am Ruder sei, jetzt, wo ich erkannte, daß dieser Absolutismus in die unvernünftigste, härteste, schädlichste Reaktion umgeschlagen, sagte ich mir, daß ich ihm nicht fortdienen könne. Ich mußte sogleich meinen Abschied nehmen und einen anderen, gleichviel welchen Beruf erwählen.

Aber welchen eben?! Ich war ja kein Jüngling mehr, der nichts Anderes einzusetzen hatte, als sein eigenes Heil und Leben, der es einsetzen durfte, weil es ihm allein gehörte. Ich hatte Weib und Kind und mußte von meinem Gehalt leben. Ich würde unglücklich, wenn ich meine Gesinnungen verleugnete und in meinem Amte blieb; sie aber gerieten ins tiefste Elend, wenn ich es preisgab. Ich oder meine Anna, die lieben Kinder, der gute, alte Vater, der nun auch Niemand mehr hatte, als mich — die Wahl konnte mir bitter schwer fallen, aber die richtige Entscheidung war nicht zu verhehlen. Ich mußte bleiben, bis ich ein anderes sicheres Brod gefunden.

Natürlich nur so lange. Aber wo einen neuen Erwerb finden, welche Richtung nun meinem Leben geben? Ich war zwei und dreißig Jahre alt und hatte keinerlei Vorbildung für einen anderen praktischen Beruf, als jenen, dem ich nun entsagen wollte. Ich konnte Privatlehrer werden, wie ich es in Prag gewesen, oder Zeitungsschreiber, wie in Wien. Das Erstere war für einen Familienvater eine zu unsichere Existenz, aber eine journalistische Stellung? Aus-

füllen konnte ich sie wohl, aber wie sie erreichen? Wie ich heute dachte, konnte ich meine Feder nur den Gegnern des Bach'schen Regiments zur Verfügung stellen. Wer aber nahm den „Abtrünnigen" auf, wer traute dem Manne, der vor acht Jahren die „Freien Lieder" und vor zwei Jahren die „Österreichischen Kaiserlieder" veröffentlicht, noch die politische Unabhängigkeit, die Makellosigkeit des Charakters zu?! Gewiß, ich fühlte mich ja rein und träumte wohl noch davon, daß eine öffentliche Darlegung meiner inneren Erfahrungen genügen werde, mir die Achtung gerecht denkender Männer zurückzugewinnen, aber war dies nicht bloß ein Traum?

Zum Mindesten mußte ich mich vergewissern, wie Andere, die mir wohl wollten, über meine Lage dachten, ob sie diesen Traum für erreichbar hielten. Meinen Nächsten, der Gattin und dem Vater, wollte ich mich nicht früher entdecken, bis es eben unbedingt sein mußte, um sie nicht zu verstören; auch kannten sie vielleicht zu wenig der Welt Lauf, um mich recht zu beraten, sahen in demselben Maße zu düster, als ich vielleicht noch zu vertrauensvoll dachte. Wohl sahen sie, daß mich bittere Sorge und Herzensangst quälten, aber was es sei, erfuhren sie nicht. Nur Einem beschloß ich mich offen zu entdecken: Binnenthal. Er war vielleicht, meine Nächsten abgerechnet, der einzige Mensch, der nie an der Lauterkeit meines Wollens gezweifelt, er kannte mich so genau, wie kein Anderer, er lebte in Wien und in genauer Fühlung mit den politischen Kreisen der Stadt. Ich schrieb ihm, was mir widerfahren, so gut man derlei irgend brieflich auseinander setzen kann.

Seine Antwort kam bald. „Auch dies ist gekommen, wie es kommen mußte", begann er, „und wie nahe mir Dein Schicksal geht, vermag ich kaum zu sagen. Aber", fügte er bei, „es ist nur deshalb ein überaus schweres Schicksal, weil Du es so empfindest, und zu dem Entschluß einer gewaltsamen äußeren Wandlung liegt vollends kein Grund vor, nicht einmal für Dich." Ich sei, führte er aus, nun, wo mir über die Verwerflichkeit dieses Regiments die Augen aufgegangen, nun eben in genau derselben Lage, wie die meisten ehrlichen Freunde Österreichs, die in irgend einer staatlichen Stellung wirkten, in derselben Lage, wie er selbst. „Die Dinge schärfstens zu fassen, jede Frage bis in ihre äußerste Spitze hinein zu verfolgen, liegt nun einmal in Deinem Wesen, aber erwäge, wohin Deine Anschauung uns Alle und den Staat führen würde. Könnte man dem Vaterlande nur in dem Falle ruhigen Gewissens dienen, wenn man mit seiner jeweiligen Regierung einverstanden ist, so müßten bei jedem Ministerwechsel auch sämtliche Richter, Lehrer und sonstigen Beamten ihren Posten aufgeben! Ich erhalte mein Gehalt, um Recht zu sprechen, Du das Deine, um Deine Schüler im Deutschen und Griechischen zu unterrichten; beide Thätigkeiten liegen fernab von der Politik und wie wir über Bach und das Konkordat denken, hat insolange Niemand zu bekümmern, als wir nicht unsere Denkweise in einer Art äußern, die gegen die Gesetze des Staates verstößt." Was gesetzlich sei oder nicht, fuhr er fort, darüber gebe es jetzt allerdings sehr eigentümliche Anschauungen und daher sei Vorsicht von Nöten, aber für mich empfehle sich ja Schweigen auch aus anderen Gründen, als aus Vorsicht vor der Gewaltthätigkeit der gegenwärtigen Machthaber. Wollte ich jetzt offen verkünden, wie es nun um mich stehe, so sei damit meiner Familie und mir nur der schlimmste, der Sache aber kein guter Dienst geleistet; er, Binnenthal, verstehe ja wohl, wie es mit mir gekommen, die Anderen würden über die „Wetterfahne" nur spötteln. Von dem Plane einer journalistischen Thätigkeit könne er mir nicht dringend genug abraten, dazu sei — er wies es mir schonend, aber mit voller Klarheit nach — derzeit im Lager der Liberalen für den Verfasser der „Österreichischen Kaiserlieder" kein Raum. Zum Glück liege auch keine Notwendigkeit für mich vor, derlei anzustreben; ich möge ruhig im Amte bleiben, meine Pflicht thun und „schweigen bis bessere Tage kommen".

Der Brief beruhigte mich nicht, konnte mich, wie ich nun einmal war, nicht beruhigen, aber so viel sah ich nun ein, daß Binnenthal Recht hatte; da mir jeder andere genügende Erwerb unmöglich war, so mußte ich bleiben. Das war ja auch nicht das Schlimmste, sondern das Schweigen, das er mir auftrug. Daß seine Gründe dafür die gewichtigsten waren, daß er nicht bloß als weltkluger Mann, sondern auch als feinfühliger Freund diesen Wunsch für mich hegte, begriff ich wohl, gleichwohl war seine und Anderer Lage, wenn sie die gleiche Entsagung übten, moralisch eine unendlich bessere. Sie hatten dies Regiment nie gefeiert, waren sich immer treu geblieben, für sie bestand keine Verpflichtung, zu widerrufen, und

der Welt zu sagen, daß sie sich selbst wiedergefunden. Indessen auch dies mußte getragen sein und ich fügte mich darein und litt schweigend, wie bitter es mir auch fiel.

Aber es kam eine Stunde, in der ich nicht länger schweigen konnte.

Das Czernowitzer Gymnasium hatte eine ansehnliche Zahl protestantischer Schüler, zumeist Sprößlinge jener Kolonisten-Familien, die unter Kaiser Josef vom Rhein und aus Schwaben nach der Bukowina gezogen. Sie hatten bisher den Religionsunterricht von dem Czernowitzer protestantischen Pfarrer erhalten. Ein Erlaß der Landesregierung ordnete plötzlich an, daß sie die Unterrichtsstunden des katholischen Katecheten zu besuchen hätten; für die Unterweisung in ihrer eigenen Konfession genüge ja der Anteil an dem Sonntags-Gottesdienst, der ihnen nach wie vor freistehe. Es war ein Akt brutaler Seelenfängerei, der dadurch nicht schöner wurde, weil er nur eben ein Glied in der Kette ähnlicher Gewaltthaten war. Unter den Protestanten des Landes erhob sich ein Sturm der Entrüstung; einige meiner Kollegen, an ihrer Spitze Albrich, hielten es für die Pflicht des Lehrkörpers, gegen diese unpädagogische, ja unsittliche Verfügung Verwahrung einzulegen, und wollten bei der nächsten Konferenz einen derartigen Antrag stellen. So schlimm der Druck der Zeit war, so schien es doch, als ob sich die Mehrheit dafür finden würde. Der Direktor, der Kunde davon erhielt, berief die „Gutgesinnten", natürlich auch mich. Die Herren waren maßlos erstaunt, als ich ihnen erklärte, ich würde für den Antrag Albrich stimmen. Nachdem sich der Direktor gefaßt, entließ er die anderen Herren, ich mußte bleiben. „Was soll das heißen?" fuhr er mich zornig an.

„Es ist meine Überzeugung", erwiderte ich.

„Welche?!" rief er höhnisch. „Die von heute?! Gestern dachten Sie anders! Hoffentlich kommt bis zur Konferenz wieder eine andere Überzeugung bei Ihnen zum Durchbruch!"

„Ihre Hoffnung wird Sie trügen!"

„Ich würde dies in Ihrem Interesse bedauern," sagte er drohend. „Wetterfahnen pflegen mit dem Wind intime Fühlung zu haben. Vor sieben Jahren spürten Sie richtig heraus, daß er nach rechts wehe; jetzt aber irren Sie wohl, wenn Sie glauben, daß er bald nach links umschlagen wird. Überhaupt pflegen derlei Spekulationen selten mehr als einmal zu glücken!"

„Noch ein solches Wort," rief ich, „und ich vergesse, vor wem ich stehe." Der alte, cholerische Mann wich erbleichend zurück und ich verließ den Saal.

Diese Unterredung hatte für mich keine plötzlichen und gewaltsamen Folgen. Auch meine Abstimmung über den Antrag Albrich zog mir keine Maßregelung, nicht einmal eine offizielle Rüge zu. Gleichwohl hatte ich Beides schwer zu büßen. Der Direktor machte mir das Leben sauer, wo und wie er konnte; auch bei den oberen Behörden war ich nun gründlich in Ungnade gefallen und die wenigen „Gutgesinnten" der Stadt wandten sich von mir ab. Die Achtung der Gegenpartei aber gewann mir jene Abstimmung nicht zurück. Die Allermeisten urteilten wie der Direktor: der schlaue Georg Winter witterte offenbar, daß es mit der Reaktion zu Ende gehe und suchte sich rechtzeitig wieder nach links zu schieben; es sollte ihm nicht gelingen! Nur einige Wenige waren gutmütig genug, mich für einen „unberechenbaren Menschen" zu halten, der nicht ernsthaft zu nehmen sei. Nun war ich von Allen mißachtet und gemieden.

So habe ich die nächsten fünf Jahre verbracht. Ich sah das Schicksal Bachs sich erfüllen, nach Magenta die Nacht des Unglücks über mein Vaterland hereinbrechen, dann das Morgenrot eines besseren Tages aufsteigen. Der „verstärkte Reichsrath," das „Oktober-Manifest" von 1860 — der Traum, den ich vor zwölf Jahren gehegt, schien sich nun zu erfüllen, anders als durch Bach, edel und schlackenlos! Nun fühlte ich mich nicht unglücklich mehr; mochte sich mein Schicksal fügen, wie es wollte, meine Ideale schienen Form und Leben zu gewinnen; nun waren die „besseren Tage" gekommen, auf die mich Binnenthal vertröstet. Er allein erfuhr auch, was in mir vorging und mit welchem Jubel ich den 26. Februar 1861 begrüßte, der Österreich wieder eine Verfassung brachte. Er durfte sich reineren Herzens daran freuen, als ich; er hatte, inzwischen ein einflußreicher und ungemein geachteter Mann geworden, diesen Tag herbeiführen helfen. Auch sonst war ihm das Leben voll und reich aufgegangen; er hatte ein schönes und gutes Weib heimgeführt, das ihn nebenbei auch durch ihre Mitgift zu einem sehr reichen Manne gemacht.

Dieser 26. Februar, der mich so selig gemacht, sollte die demütigendste Stunde meines Lebens herbeiführen. Wie in jeder österreichischen Stadt

trat auch in Czernowitz rasch ein Komitee zusammen, eine Festfeier zu veranstalten; die Beamten beteiligten sich eifrig; mit wahrer Begeisterung nahm sich namentlich der Direktor, derselbe Mann, der mich eine „Wetterfahne“ gescholten, des Programms an. Die Festrede übernahm er selbst, für die Musik sorgten der Tonverein und mehrere Dilettanten; bezüglich der Deklamation konnten einige begabte Schüler der obersten Klasse aushelfen, nur das Festgedicht — es sollte ein Epilog sein — fehlte noch. Ich war sehr erstaunt, als er mich im Auftrage des Komitees ersuchte, es zu schreiben, dann sagte ich freudig zu. Ich wußte wohl, daß die Wahl nur deshalb auf mich gefallen, weil von keinem Anderen in Czernowitz ein erträglicher Vers zu erhalten war; das konnte mein Glücksgefühl nicht trüben, endlich auszusprechen, wie es mir seit Jahren ums Herz war.

Am Festabend — es war der 4. März 1861, ein solches Datum vergißt sich nicht! — betrat ich gehobenen Herzens an Annas Seite den Saal. Was ich zum Gelingen der „musikalisch-deklamatorischen Akademie“ beitragen konnte, war geschehen: mein Epilog war in so guten Versen geschrieben, als ich sie irgend leisten konnte, und ich hatte sie dem Schüler, der sie vortragen sollte, sorglich einstudiert; auch mit den beiden anderen „Oktavanern“ — so heißen die „Primaner“ in Österreich — von dem der eine ein Gedicht von Chamisso, der andere eine Schillersche Ballade sprechen sollte, hatte ich mir viel Mühe gegeben, daß sie ihre Sache gut machten.

Die Festrede war vorüber, der Tonverein hatte ein Orchesterstück gespielt, eine junge Dame gesungen. Nun sollte das Gedicht von Chamisso folgen. Der Schüler, der es vortragen sollte, ein schlanker, hübscher, blondlockiger Jüngling trat auf das Podium. Aber statt der mir wohlbekannten Anfangszeilen vernahm ich von seinen Lippen:

„Bis in den Tod! Gedicht von Georg Winter, 1847.“

Dann trug er mit hinreißender Begeisterung das Gedicht vor. Der Titel war zugleich Refrain. Die letzte Strophe lautete:

Was liegt daran, wenn Tausende verbluten,
Wenn dies Geschlecht im Kampf zu Grunde geht?
Vielleicht, daß nur aus eines Weltbrands Gluten
Die heil'ge Völkerfreiheit aufersteht!
Was liegt daran?! Wir halten fest zusammen!
Groß sei das Opfer für die große Not!
Und rufen laut, in heiligem Entflammen:
Bis in den Tod!

Totenstill war's, als er geendet.

Aller Augen wendeten sich nun nach mir. Bei den ersten Worten war mir alles Blut ins Antlitz geströmt, dann war ich totenbleich geworden. Das fühlte ich. Es war mir peinlich, daß der Jüngling dies Gedicht gewählt, denn sicherlich gab der Vortrag der Abneigung gegen den „Abtrünnigen“ neue Nahrung; stand doch die Tendenz dieses Jugendgedichts zu der meines Epilogs natürlich in scharfem Gegensatz, obwohl es sich in beiden um die „Freiheit“ handelte. An eine böse Absicht jedoch glaubte ich nicht; meine Schüler waren mir ja zugethan und gerade diesem Jüngling hatte ich viel Gutes erwiesen. Vielleicht hatte er mir eine Huldigung erweisen wollen, indem er mich und die Zuhörer durch die Wahl dieses Gedichts überraschte.

Die „Akademie“ nahm ihren Fortgang. Achtlos gingen Klang und Sang an meinem Ohr vorbei, auch das Publikum schien zerstreut. Das Flüstern wollte nicht enden, noch immer starrten mich Viele an, als sähen sie mich heute zum ersten Male. Erst als der zweite Deklamator das Podium betrat, wurde es wieder still.

Es war der „Primus“ der „Oktava“, mein Lieblingsschüler. Seine Stimme zitterte vor Erregung, als er begann:

„Nieder mit den Rebellen! Gedicht von Georg Winter 1849.“

Nun verstand ich . . . Meiner Brust entfuhr ein Schrei, ich zuckte empor . . . Aber auch die Anderen hatten verstanden; eine Minute lang war lauter Lärm im Saale, die Leute schrien, lachten, höhnten wild durcheinander. Wie gelähmt war ich auf meinen Sitz zurückgesunken; nur wie aus weiter Ferne hörte ich die bebende Bitte meines armen Weibes: „Komm, Georg.“ Ich riß die Augen auf und starrte in ihr totenbleiches Antlitz. Dann wollte ich ihrem Zuspruch folgen, mich erheben, aber ich konnte nicht . . . Mir flimmerte es vor den Augen und meine Glieder waren wie bleiern.

Der Lärm hatte sich gelegt, der junge Mensch konnte sprechen. Schon bei der ersten Strophe fand er das entsprechende Pathos:

Mein Heldenkaiser! Beflecke Dein Schwert
Nicht mit der Rebellen Blute!
Die frechen Buben sind es nicht wert,
Den Buben gehört die Rute!
Ein Wink, und sie zerstieben im Nu;
Denn die Herzen des Volkes schwellen
Nur Dir entgegen und jauchzen Dir zu:
Nieder mit den Rebellen!

Dieser Ton ging durch das ganze lange, zwölfstrophige Gedicht; ein schärferer Gegensatz zu jenem begeisterten Freiheitsliede war kaum erdenkbar. Und ich fühlte dies, fühlte die ganze Schmach, die in jener Stunde bartlose Jünglinge auf mein Haupt häufen durften.

Nachdem er geschlossen, klatschten die Einen, während die Andern zischten, die Dritten lachten. Erst als eine Stimme aus den hinteren Reihen rief: „Ein Bravo diesem tapferen jungen Rebellen!" ging ein Beifallssturm durch den Saal, der sich nicht eher legte, bis der Deklamator nochmals auf dem Podium erschienen war. Nachdem er abgetreten war, hefteten sich wieder Aller Blicke auf mich.

Ich litt in jener Stunde Qualen, wie sie selten ein Mensch zu durchleben verdammt ist, aber ich hatte meine Fassung wiedergefunden. Aschenfahl mag mein Antlitz gewesen sein, aber es war unbewegt und aufrechten Hauptes blickte ich vor mich hin und jenen, die mich anstarrten, ins Antlitz. Daß mich jene Stunde nicht niederwarf, verdanke ich zunächst meinem Weibe. Auch sie hatte Kraft und Stolz zurückgewonnen. Aufrecht, ohne Thränen saß sie neben mir. „Wir bleiben," flüsterte sie mir zu. Ich nickte.

Schlimmeres konnte uns ja auch dieser Abend nicht mehr bringen, nur gleich Schlimmes. Nun war noch mein Epilog zu überstehen. Als der Jüngling, der ihn zu sprechen hatte, auftrat, empfingen ihn laute Rufe: „Nicht sprechen! Wir haben von dem Dichter genug!" Aber Andre versprachen sich mehr Spaß vom Gegenteil. „Nur zu!" riefen sie, „aller guten Dinge sind drei! . . . Nun ist er gewiß gut konstitutionell!" Endlich kam der Jüngling dazu, die erste Zeile zu sprechen:

„Was lang und schmerzlich wir ersehnt . . ."

Weiter kam er nicht, weil ihn stürmisches Lachen unterbrach. „Genug!" hörte man dazwischen schreien. „Es wäre eine Entweihung des Festes, wenn wir das Zeug anhören wollten!" Und jene Stimme aus dem Hintergrunde rief drohend: „Dieser Mensch hat das Recht verwirkt, die Verfassung zu preisen! Gehen wir!" — „Gehen wir!" stimmten die Meisten ein und der Saal begann sich zu leeren.

Wir blieben stumm und regungslos sitzen, bis die Diener die Lichter zu löschen begannen. Da erhoben wir uns. Mein Weib faßte meine Hand und drückte sie.

In der halb erhellten Garderobe stand eine Gruppe laut und heftig debattierender Herren, die meisten Professoren des Gymnasiums, auch einige höhere Beamten. Bei unserem Nahen verstummten sie. Der Direktor trat auf mich zu.

„Ein infames Komplott!" rief er. „Ein unerhörter Skandal! Daß ich das erleben mußte! Sie werden für die nächsten Tage der Ruhe bedürfen, Herr Professor, ich dispensiere Sie für eine Woche vom Unterricht. Die Buben aber sollen gezüchtigt werden, daß sie ihr Leben lang daran zu tragen haben — darauf dürfen Sie sich verlassen!"

„Wenn es nach meinem Willen geht", erwiderte ich, „so wird dies nicht geschehen. Aber davon später!" Ich verbeugte mich und ging.

Albrich, der seit Jahren nicht mehr mit mir gesprochen, eilte mir nach. „Sie gestatten", sagte er, „daß wir Ihre Frau Gemahlin und Sie nach Hause geleiten . . . Die Gemüter sind sehr erregt . . ."

„Ich danke", erwiderte ich, „das dürfte nicht nötig sein."

In der That war es überflüssige Vorsicht; wohl standen vor dem Konzertsaal noch dichte Gruppen, auch lachte der und jener laut auf, als wir vorbeigingen, doch ließ man uns unangefochten ziehen.

Daheim setzte ich mich an meinem Schreibtisch, Anna mir gegenüber. Auch nun fand ich kein Wort der Klage, sie keine Thräne. So verbrachten wir die Nacht. Erst als der Morgen graute, fanden wir die Kraft, einander zu trösten.

Anna verstand wohl, was mein größtes Weh war: Das Gefühl der unverdient erlittenen Schmach. In Worten, wie sie nur ein liebendes Weib in solcher Stunde finden kann, mahnte sie daran, daß ich ja stets gesprochen und gehandelt, wie ich gedacht und denken mußte, daß unter all denen, die mich heute verhöhnt, vielleicht Niemand sei, dem seine politischen Überzeugungen so sehr Gewissenssache gewesen, wie mir.

Gewiß, dies Alles durfte ich mir auch selbst ehrlich sagen. Und dennoch! — war diese Stunde völlig schuldlos über mein Haupt gekommen?! Ich begriff erst später, daß ich da für Alles zugleich gebüßt; das Gute und das Schlimme, die Stärke und die Schwäche meines Wesens. Das ist Menschenlos, wir Alle müssen für Beides

zahlen, nur daß es nicht an Allen so sichtlich wird, wie an mir.

Nächst diesem Weh drückte mich der sichtliche Undank nieder, den ich erlitten. Es war mir bisher ein großer Stolz und der beste Trost gewesen, daß ich meine Pflichten als Lehrer musterhaft erfüllt und meine Schüler mir dies durch Liebe und Achtung lehrten. Und nun! „Ich hoffe", sagte ich meinem Weibe, „daß irgend ein Böswilliger die Jungen angestiftet hat. Ich könnte es kaum ertragen, wenn mich diese Hoffnung trügen würde."

Sie blickte mich erstaunt an. Daran hatte sie kaum gedacht. Sie drückte eine andere und schwerere Sorge; sie sah richtig voraus, daß mich dieser Skandal mein Amt kosten würde; zum Mindesten war eine Versetzung unbedingt nötig. Das lag meinem Gedanken völlig ferne.

Als ich gegen die siebente Morgenstunde ans Fenster trat, die heiße Stirn an die Scheiben drückte und in den häßlichen, nebeligen Märzmorgen hinausstarrte, bot sich mir ein seltsames Bild: Da standen die beiden jungen Übelthäter von gestern, steckten die Köpfe zusammen und blickten zu meinen Fenstern empor. Endlich schienen sie einen Entschluß gefaßt zu haben; sie schritten auf meine Hausthüre zu, kurz darauf ließen sie sich bei mir melden.

Es währte lange, bis ihr Sprecher, der „Primus", den Zweck ihres Besuchs klar ausgesprochen. Sie hätten in der Nacht vor Reue und Gewissensbissen kein Auge geschlossen und könnten nicht eher ruhen, bis sie meine Verzeihung erlangt. Die Folgen ihres Vergehens wollten sie tragen, bäten auch nicht um meine Verwendung, im Gegenteil — je härter die Strafe sei, desto williger wollten sie sie erdulden, um Sühne zu thun. Nur Eins bedauerten sie, den unerhörten Undank, mit dem sie mir gelohnt. Aus ihrem Hirn sei dieser Gedanke nicht entsprungen, sondern aus dem des „Doktor Hungerleider".

Es war dies ein wüster, unheimlicher Mensch, der sich damals in den Straßen von Czernowitz herumtrieb. Wie er wirklich hieß, habe ich nie erfahren, alle Welt nannte ihn stets nur mit jenem sonderbaren Spitznamen, den „Doktor Hungerleider". Er war ein gelber, magerer, armseliger Mann, welcher eine schwarze Binde quer über dem verkniffenen Antlitz trug; er war einäugig. Wovon er eigentlich lebte, war ein Rätsel; seinen akademischen Titel hatte ihm das bischen Winkelschreiberei, das er betrieb, taxfrei bei den Leuten verschafft, aber wie wenig einträglich das Gewerbe sein mochte, bewies der Name, den sie zu dem Titel gefügt. Der Mensch war sehr unheimlich, aber auch sehr unglücklich. Von seinem giftigen Groll gegen alles Bestehende giebt kein Wort erschöpfende Kunde, aber dieser Groll wurde, wenn nicht verzeihlich, so doch erklärlich, wenn man sein hartes Geschick erwog. Diesem Menschen hatte die Reaktion, welche nach 1848 über Österreich hereingebrochen war, Alles genommen, Alles; sie hatte ihm nichts gelassen, als sein armseliges Leben.

In einem Nachbarorte geboren und guter Leute Kind, war er im Vormärz wohlgemut nach Wien gezogen, um da die Rechte zu studieren. Das Jahr 1848 hatte ihn, wie tausend Andere, überrascht, begeistert und berauscht. Er hatte sich an dem Oktober-Aufstand beteiligt und war mit den Waffen in der Hand ergriffen worden. Das Militärgericht verurteilte ihn zum Tode, aber auf höhere Verwendung ward er zu zwölfjährigem Dienste als Trainsoldat im Fuhrwesenkorps begnadigt. Der Mensch erzählte entsetzliche Geschichten aus seiner Dienstzeit; wenn nur die Hälfte auf Wirklichkeit beruhte, so war ein Hund im Vergleiche zu ihm eine beneidenswerte Kreatur gewesen. Einen ewigen Denkzettel an jene Zeit trug er übrigens im Gesichte. Sein Hauptmann, ein Czeche, hatte einmal das Pferd des Mannes, als es in lässigem Schritte dahinfuhr, antreiben wollen. Er riß ihm die schwere Peitsche aus der Hand und schlug nach dem Tier. Ein „Zufall" fügte es, daß die Peitsche das Gesicht des Soldaten traf und der Peitschenknopf sein Auge. Es war ein „Zufall", aber das Auge war und blieb ausgeronnen. Es war entsetzlich, dem Menschen zuzuhören; das Herz des Hörers stand still vor Mitleid und Grauen.

Dieser wüste Gesell war ständiger Gast bei den „Kommersen" unserer Schüler, mit welchem stolzen Titel sie die regellosen Kneipereien schmückten, die sie ab und zu in abgelegenen Wirtshäusern abhielten. Er suchte sie auf, weil die Halberwachsenen noch nicht das rechte Verständnis für seine Verkommenheit hatten und ihn daher leidlich respektvoll behandelten; ihnen aber war er als genauer Kenner des „Komments", als „Fuchsmajor" lieb und willkommen. Von ihm also war der Plan ausgegangen; er hatte

sie dazu durch die Versicherung überredet, es sei ihre sittliche Pflicht, einem Abtrünnigen, wie mir, jedes Flunkern mit Freiheitsphrasen abzugewöhnen. Leicht war ihm dies nicht gefallen, schließlich hatten sich die jungen Leute doch dazu bereit gefunden. Schluchzend und händeringend beteuerten sie mir, wie tief ihre Reue darüber sei.

Ich beruhigte die Beiden und sicherte ihnen meine Fürsprache zu. Das hielt ich auch redlich, aber sie haben mein Loos geteilt, auch sie wurden vom Gymnasium entfernt. Denn die Folgen des Skandals gestalteten sich für mich noch schlimmer, als es Anna geahnt; der Landeschef forderte mich auf, sogleich das Gesuch um meine Pensionierung einzureichen; auch die Versetzung an ein anderes Gymnasium sei unthunlich; angesichts des ungeheuren Aufsehens, welches jene Scene in ganz Österreich erregt, sei meine fernere Thätigkeit im Schulamt gleichviel wo, mit jenen Empfindungen unvereinbar, welche man bei Schülern für ihren Lehrer voraussetzen müsse. Diese Begründung war roh und grausam, auch trug das Bestreben der Regierung, die Ehrlichkeit ihres Liberalismus zu erweisen, sicherlich mit zu meiner Maßregelung bei, aber als ganz ungerecht konnte auch ich sie nicht befinden. Denn thatsächlich hatten alle Wiener Blätter Berichte über jene Scene gebracht — auch dafür hatte der „Doktor Hungerleider" raschestens gesorgt — und meine Schmach war in Aller Munde.

Aus der tiefsten Verzweiflung rettete mich und die Meinen ein Brief Binnenthals. Zu dem Heiratsgut seiner Frau gehörte eine Besitzung in Nieder-Österreich, Mannstein; er hatte dort eine Musterwirtschaft und eine Parketten-Fabrik eingerichtet. „Das Gut entbehrt des Herrn", schrieb mir der edle Mann, „Du leistest mir einen rechten Freundesdienst, wenn Du als mein Stellvertreter hingehst."

In Mannstein also habe ich seit 30 Jahren als Verwalter meines Freundes, dann seiner Erben — Binnenthal ist schon 1873, kurz nachdem er als Justizminister seinen Abschied genommen, gestorben — mein Leben verbracht. Ich habe mich bemüht, in dieser Stellung redlich meine Pflicht zu thun, und glaube sie erfüllt zu haben. Diesem Bewußtsein, wie der Liebe meines Weibes und meiner Kinder verdanke ich die Ruhe des Gemüts, die mir gestattete, jene Zeiten meines Lebens, die einem feineren Ohr hörenswert sein mögen, zu schildern. Aus den letzten Jahrzehnten habe ich nicht mehr zu berichten.

Woran mein Leben gescheitert ist, brauche ich es am Schlusse noch auszusprechen? Nicht an äußeren Hindernissen und Fügungen, sondern an meinem inneren Wesen, an meinem Irrtum, daß es in allen Dingen dieser Welt nur eine Wahrheit giebt, neben der alles Andere Lüge und Verderben ist. Das aber hat jener Mann, der mich unter allen Menschen am genauesten kannte, hat Binnenthal an jenem Weihnachtstag von 1848 so klar ausgesprochen, daß ich nichts hinzuzufügen weiß.

Ist aber noch Anderes über mein Leben zu sagen, so sprich Du es aus, Leser, wenn Du Alles, was ich Dir erzählt, überdenkst.

Ich schließe, wie ich beginne: Richte mich so, wie Du ersehnst, dereinst von dem Höchsten gerichtet zu werden!

Einsiedler.

Durch tausend Blätter flirrt der goldne Strahl.
O holder Tag, o süßer Frühlingsmorgen!
Mich hält nicht mehr die bange Nacht geborgen,
Die mich gebettet oft auf meine Sorgen,
Die Sonnenfreude kam ins stille Thal!
Den schweren Duft strömt blüthenweißer Flieder
In würzige Kühle, und mit tiefen Zügen
Saug ich die klare Luft. Vom Tau getränkt,
Der zitternd in dem zarten Kelche hängt,
Spielt Veilchen mit dem Glanzstrahl, zum Vergnügen.
Es sinken vom Gebirg die Schleier nieder;
In weichen Wellen kommt es aus den Lüften
Und überfließt das Thal mit satten Düften.
Mir wird so wohl, es faßt die enge Brust
Kaum dieses Morgens trunkne Herrlichkeit,
Das Blütenwogen dieser Frühlingslust! —
O traurig Hüttlein in der Einsamkeit,
Du hegst kein Kind in deinen Wandgestühlen,
Um mit mir dieses helle Glück zu fühlen!

Heinrich Ernst Wachler.

Eines und Alles.

Was hält mich hier im fremden Land?
Nur ein von Schmerz gewob'nes Band,
Auf dem der Tau von Thränen blinkt
Und eine kleine Mädchenhand,
Die mir durch's Kerkergitter winkt:

Es ist ein Traum, der mich umwindet
Und eine Stimme die mir singt,
Die aus der Tiefe zu mir dringt
Früh Morgens wenn die Nacht entschwindet.

Hermann Lingg.

Gregor VII.

Die Ampel flackert; wütend peitscht ein Sturm
Salernos Stadt und Robert Guiscards Turm.
Auf hartem Pfühl in Fieberphantasien
Ruht Gregor, der Normanne hütet ihn.

Er stöhnt: „Mathilde, Gräfin, laß Dein Fleh'n,
Drei Tage muß in Schnee und Eis er steh'n.
Drei Tage eß er Deiner Knechte Brot . . . .
Kanossa! . . Heinz! wie schaust Du bleich und rot!"

Die Ampel flackert; Gregor weiter stöhnt:
„O Rom, mein Rom, wie Deine Klage tönt.
Mein Rom, das ich geliebt, das ich zerstört,
Das ich gequält mit Qualen unerhört.

Denn Sarazen und Normann rief ich her,
Sie folgten allzugerne dem Begehr,
O Rom, mein Rom, so hoch, wie fielest Du!
Du Glanz der Welt, nun Ort voll Totenruh'.

Dein Volk, das mich geliebt, das mich erkor,
Das mich begrüßt in manchem Jubelchor.
Es flucht mir jetzt — dem Vater flucht das Kind!
Mein Rom, Du fluchst mir! — Augen weint euch blind!" —

Aus Fieberträumen Gregor wachet auf,
„Guiscard, zum Ende neigt der Tage Lauf.
Der ich Gerechtigkeit geliebt zu viel
Und Unrecht haßte, sterbe im Exil".

Hans M. Grüninger.

Wetterleuchten.

Jetzt hat es ausgewittert,
Die Nacht ist kühl, die Luft ist rein;
Im fernen Osten zittert
Ein letzter Wetterschein. —

Was lächelst Du so weise?
Mein Herz ist still, mein Sinn ist klar;
Ein Seufzer nur sagt leise,
Daß es nicht stets so war.

Robert Kahn.

Die Lilie.

Es blickt die Lilie hold empor,
Sie leuchtet aus dunkelm Grün hervor,
Ihr feiner wonniger Blumenduft
Durchflutet mild die Abendluft.

Stiller und stiller wird's rings umher,
Kein Blatt, kein Hälmchen regt sich mehr,
Da flattert heimlich ein Falter herzu,
Der stört die Bleiche aus süßer Ruh'.

Und wie er schmeichelnd sie umschwebt,
Erzittert die Blume und bangt und bebt.
Und wie er sie küßt, kein Aug' es erschaut,
Doch am Morgen ist sie von Thränen betaut.

M. Stona.

Im Gebet.

Auf steiler Höh' ein Kirchlein steht,
Da kniet die Liebste im Gebet.

Rings ragt der Berge Wunderkranz
Leuchtend im Mittagssonnenglanz.

Bergblumen-, Moos- und Tannenduft
Durchwürzt die sommerliche Luft.

Und Schweigen herrscht und Einsamkeit,
Kein Laut zu hören weit und breit,

Als fern in Schluchten Bachesbrausen,
Und in den Tannen leises Sausen.

So lieblich ist des Kirchleins Raum,
Wie eines frommen Kindes Traum.

Mit bunten Bildchen schmückten die Wände,
Die blendend weißen, fromme Hände.

Und Tannenkränze, wie Hoffnungsgedanken,
Sich duftend um Fenster und Thüren ranken.

Doch zwischen den Kerzen, dort am Altar,
Da blüht ein Wald von Rosen gar.

Da steht die Himmelskönigin droben,
Das Haupt mit Flittergold umwoben.

Von Gold und Perlen starrt ihr Kleid,
Ihr Kindlein breitet die Ärmchen weit,

Als ob es segnen und segnen wollt
Die Alpenwelt im Sonnengold. —

Voll Andacht dort die Liebste kniet,
Ein lichter Schein ihr Haupt umzieht.

Die feinen, weißen Hände fest
Sie faltend in einanderpreßt.

Zum Bild Mariens am Altare
Blickt auf ihr Aug', das blaue, klare.

Des Glaubens Kraft, der Liebe Glück
Erstrahlt in diesem tiefen Blick.

Und einem Weihrauchwölkchen gleich
Schwebt ihr Gebet ins Himmelreich.

Ich aber steh zur Seite hier,
Gelehnet an die offne Thür.

Nicht zum Altar tret' ich heran,
Weil ich ja nicht mehr beten kann.

Aber die betende Liebste dort
Muß ich betrachten fort und fort.

Lang will mein Auge sich trennen nicht
Von ihrem leuchtenden Angesicht.

Doch da ich endlich den Blick gewandt,
Hinauszuschauen ins blühende Land.

Da weiß ich nicht, wie mir geschehen:
Die Thränen mir im Auge stehn! —

H. Meurer.

Selbsterkenntnis.

I.

Ich bin kein Baum, der unerschüttert steht,
Wenn durch's Geäst ihm rauh der Nordwind weht.
Ich bin ein Schilfrohr, das sich willig neigt
Vor jedem Hauche, der darüber streicht.

Die Welle, die mir sanft die Wurzel kost,
Der Sturm, der über meine Spitze tost,
Sie schaukeln oder schütteln immerzu
Den schwanken Halm. Ich kenne keine Ruh'.

Mitleidig lächelt ihr, die ihr so stark
Und ruhig seid. Doch hab' auch ich mein Mark.
Nur nicht so starr, wie ihr, streb' ich empor.
Ich bin ein schwankes, doch kein schwaches Rohr. —

II.

Es war wohl unbesonnen, was ich sprach,
Ich bin fürwahr ein Rohr, und schwank ist schwach.

Mir fehlt die Kraft, mir fehlt der Eigen-Sinn.
Des Windes und der Welle Spiel ich bin.

Und besser ist's, verzichten auf den Stolz.
Ich bin ein schwankes Rohr, kein Eichenholz.

Doch lieb ist mir die Welle, die mich wiegt,
Und lieb der Sturm, der stark mich niederbiegt.

Bewegt von Beiden hin und her zu schweben,
Das ist mein Leben. —

Johannes Schürmann.

Die Uhr.

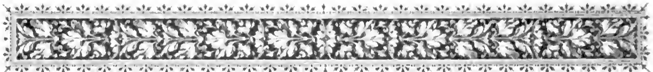
Ich sah vom Fenster eine Straßenuhr,
Die als sein Schild ein Uhrenhändler führt.
Durch dürre Zweige so bis Mitte Mai,
Bis die Allee zum Frühlingsblühn erwacht.
Ganz deutlich auf dem weißen Zifferblatt
Seh ich die dicken Knospen dann gedeihn,
Bis eines Tags die römische Sechs verschwindet,
Weil just ein keckes Reis die Knospen brach.
Zu Anfang Juni, wenn die Blumenmädchen
Mit duftigen Körben an den Ecken stehn
Und auch mein städtisch Frühlingsherz erwacht,
Verschwindet schon ein Viertel meiner Uhr,
Nur kurz erscheinend, wenn ein Windstoß fährt.
Im Juli wiegen sich auf linden Lüften
Vieltausend grüne Blätter hin und her
Und decken mir das halbe Zifferblatt
Mit dichtem Schleier und ein kecker Zweig,
Wie übermütig Blätterfähnchen schwingend
Dehnt sich bedenklich fast zur XII hinauf.
Jetzt im August, da ich sehr früh erwache,
— Denn heute, heute endlich kann ich fliehn
Und atme morgen schon des Waldes Hauch
Auf hohen Bergen und der Matten Duft —
Ist mir die ganze Uhr wie in ein Grab
Hinabgesunken und die Zeit mit ihr:
Und morgen seh ich Wiesen, Wälder, Alpen!

Hugo Salus.

Spruch.

Tausend bejauchzen den Lügenwahn;
Einsam sind, die der Wahrheit dienen:
Nur auf abwärts führender Bahn
Bilden sich die Lawinen.

Ludwig Frank.



Lorenz und seine Frau.

Lustspiel in einem Akt von **Otto Roquette.**

(Schluß.)

Malwina. Das war freilich etwas Andres, als ich erwartete! — Schade, daß der junge Mann verheiratet ist! — Aber seine Frau muß recht glücklich sein! — Merkwürdig! Ich glaubte die Männer genugsam zu kennen, aber es giebt doch wohl noch andre Gattungen, als ich bisher kennen gelernt habe.

(Der Oheim tritt auf.)

Oheim. Nun, Du bist wieder allein? Hat sich Deine Vermutung bestätigt?

Malwina. Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß ich mich diesmal geirrt habe. Es war — glücklicherweise ein verheirateter Mann —

Oheim. So? Ein verheirateter —

Malwina. Der mir dieses Medaillon wiederbrachte, das ich gestern in der Gesellschaft verloren hatte.

Oheim. Nun aber — liebes Kind, der Major muß auf seinen Brief doch eine Antwort haben —

Malwina (aufgeregt). Ich habe Dich gebeten sie ihm in meinem Namen zu geben! Ich will nichts von ihm wissen! Ich will überhaupt nichts wissen von Heiratsplänen! Quäle mich nicht, oder ich muß Dein Haus verlassen! Ich halte es nicht länger aus — (kämpft mit Thränen).

Oheim. Aber liebe Malwina, wenn Du das so schwer nimmst —

Malwina. In der That, es wäre besser, ich reiste ab, ginge zu meiner guten, alten Gesellschafterin, pflegte sie, bis sie wieder gesund würde, und ginge mit ihr in die weite Welt — wo kein Mensch mich kennt! (Geht in Thränen ab.)

Oheim. Wäre nur meine Frau zurück, Alles stände besser! Ich sähe das Mädchen gern bald verheiratet, damit dieses Sturmlaufen der Freierei aufhörte. Sie gehört nicht unter die Erbinnen, denen dergleichen Spaß macht. Zwar, der Major thut mir leid — obgleich ich ihr nicht verargen kann, wenn sie lieber einen jüngeren Mann heiraten wollte.

(Der Diener tritt auf.)

Diener. Herr Heindorf ist noch einmal da —

Oheim. Heindorf —?

Diener. Der eben weggegangen war —

Oheim. Der Verheiratete?

Diener. Ich weiß nicht — er sieht nicht so aus. Er bittet um seine Handschuhe, die er vergessen hat. Da liegen sie auf dem Tische.

Oheim. So gieb sie ihm! Aber halt! Heindorf heißt er?

Diener. Nach seiner Karte — dort ist sie noch! (Holt die Karte und überreicht sie ihm.)

Oheim. Lorenz Heindorf — ein mir sehr bekannter Name! Sein Vater — das muß ich doch untersuchen! Ich lasse ihn recht sehr bitten, noch einmal einzutreten. (Diener ab.) Es kann ein Sohn von ihm sein. Aber ist denn der junge Mensch schon verheiratet?

(Lorenz tritt auf.)

Oheim. Es freut mich, daß Sie meinen Wunsch erfüllen! Auf Ihrer Karte finde ich einen Namen, der mir sehr wert ist. Sind Sie etwa ein Sohn des Rittmeister Heindorf, der bei den Husaren gestanden hat?

Lorenz. Allerdings. Er nahm früh seinen Abschied und zog sich auf sein Gut zurück. Es ist nur ein kleines Gütchen —

Oheim. Dann begrüße ich Sie von Herzen als der Sohn eines alten Kameraden. Ich weiß, Ihr Vater hatte immer wissenschaftliche und litterarische Neigungen. Nun, davon ist auch wohl auf Sie etwas übergegangen?

Lorenz. Ich bin darin erzogen, und — Oh, Herr Justizrat, es ist mir sehr angenehm — ja, es ist mir eine Art von Erlösung, mich Ihnen aussprechen zu dürfen! Ich fürchte nämlich, ich habe einen sehr dummen Streich begangen —!

Oheim. Oho? Nun, so schießen Sie los! Wir sind unter uns Männern.

(Beide nehmen Platz.)

Lorenz. Ich habe mich Ihrem Fräulein Nichte gegenüber für verheiratet ausgegeben.

Oheim. Nur ausgegeben? Sie sind also nicht verheiratet?

Lorenz. Ich liebe Fräulein Malwina —

Oheim. Sie auch? Ja, wie konnten Sie sich dann als verheiratet bei ihr einführen? Da haben Sie sich ja gradezu einen Riegel vorgeschoben!

Lorenz. Das fürchte ich auch! Und dennoch — vielleicht —! Ich hörte nämlich, daß Fräulein Malwina alle unverheirateten Männer sehr abweisend behandelt — ob alt oder jung, und sich kaum in ein Gespräch mit ihnen einlasse. Da ich sie nun aber leidenschaftlich liebe, lag mir Alles daran, ihr persönlich näher zu treten, und so — sprach ich von meiner Frau —

Oheim. Ist die Möglichkeit! Und wie nahm sie das auf?

Lorenz. Eigentlich — recht gut. Erst war sie sehr kühl und zurückhaltend, aber nachdem ich von meiner Frau gesprochen hatte, wurde sie freundlicher. Ja, sie wollte sich meiner Frau und mir sogar auf einer Reise nach Italien anschließen.

Oheim. Was Sie sagen! Das wäre etwas —!

Lorenz. Sie gab mir auch die Erlaubnis, meinen Besuch zu wiederholen, und mich Ihnen, Herr Justizrat, vorzustellen. Dennoch aber — wenn der Betrug zu Tage tritt — und er muß es ja —!

Oheim. Bis dahin müßten Sie freilich schon so viele Vorteile errungen haben, daß die Entdeckung nicht mehr sonderlich schadete. Und wer weiß, ob Sie nicht schon Einiges gewonnen haben! Also, sie wurde zutunlicher, als sie einen Ehemann in Ihnen wähnte?

Lorenz. Ja, sehr liebenswürdig und gütig.

Oheim (für sich). Der junge Mann gefällt mir. Er sieht gut aus, scheint auch nicht auf den Kopf gefallen. Ueberdies der Sohn eines alten Freundes! — (laut.) Wissen Sie was? Bleiben Sie noch eine Weile verheiratet! Nehmen Sie mich als Bundesgenossen an! Wenn ich Ihnen nützen kann, thu' ich es von Herzen gern.

Lorenz. Oh, Ihre Güte —! Soll ich denn aber dieses Gespenst von Frau wirklich noch behalten?

(Malwina tritt auf, bleibt verwundert stehen.)

Oheim (leise). Da kommt Malwina! Bleiben Sie verheiratet, und gehen Sie auf Alles ein, was ich vorbringen werde!

Malwina. Herr Heindorf — Sie wieder da? Und die Herren kennen sich schon?

Lorenz. Um Vergebung! Ich hatte meine Handschuhe vergessen —

Oheim. Wir sind alte Vertraute. Ich kannte seine Frau schon, wie er selbst noch ein kleiner Junge war.

Malwina. Wie —?

Lorenz. Oh, Sie meinen —

Oheim. Und jetzt haben wir ernste Geschäfte mit einander. (Zieht ein Papier aus der Tasche.) Ich besorge Ihnen das, lieber Heindorf. Ja, ja, das wächst heran! Sein ältester Sohn soll nämlich demnächst mündig werden.

Malwina. Mündig —?

Lorenz. Das heißt —

Oheim. Ja so! Es ist selbstverständlich ein Stiefsohn. Die liebe Frau war schon einmal verheiratet. Ich habe vor Jahren viel im Hause ihres ersten Mannes verkehrt, ja sogar noch mit ihr getanzt. Darüber ist eine lange Zeit hingegangen. Die Kinder sind groß geworden. Nun, mein lieber Heindorf, Sie haben, trotz des Unterschiedes von zwanzig Lebensjahren, eine immer noch sehr stattliche Dame zur Frau bekommen. Sie selbst aber können höchstens dreißig Jahre alt sein?

Lorenz. Vierundzwanzig. Aber bitte —

Oheim. Seien Sie unbesorgt, das Geschäft soll erledigt werden! Aber daß Ihnen der Kopf zuweilen wirbelt, verstehe ich wohl. Sechs Kinder hat Ihnen Ihre liebe Frau aus erster Ehe mitgebracht, dazu kommen Ihre vier eignen —

Lorenz. Erlauben Sie — !

Oheim. Oder sind es erst drei? In einem so umfangreichen Hausstande kommt es auf eins mehr nicht an.

Malwina (die mit Erstaunen zugehört hat, für sich). Der arme junge Mann!

Oheim. Nun also, mein Bester, die früheren Vormundschaftsakten Ihrer sieben Stiefkinder —

Lorenz. Bitte — Herr Justizrat — !

Oheim. Ja so! es waren ja wohl nur sechs. Na, kurz die Akten sind da, ich will nur noch einen Blick hineinwerfen. Inzwischen wird — bei der verwickelten Angelegenheit, Ihre gute Gattin sich doch entschließen müssen persönlich herzukommen, trotz ihres Gelenkrheumatismus und der sehr beängstigenden Nervosität, von der Sie mir erzählt haben. Freilich dürfte man die arme Dame nicht in solcher Zeit behelligen, wo sie ihre Anfälle von Melancholie hat. Also für's Erste schreiben Sie Ihrer lieben Frau —

Lorenz (sich vergessend.) Um Gotteswillen, reden Sie nicht mehr von dieser schrecklichen Person!

Malwina (für sich). Er ist unglücklich! Es kann ja nicht anders sein! Wie beklage ich ihn!

Oheim (tritt teilnehmend zu ihm, legt die Hand auf seine Schulter). Fassen Sie sich, mein junger Freund! Diese traurigen Konflikte können sich noch glücklich lösen. Sie sind freilich in einer schwierigen Lage, aber Sie wird sich bessern, glauben Sie mir. Als Sie damals die Dame durchaus heiraten wollten, habe ich Sie freundschaftlich gewarnt — Ihre Leidenschaft wollte nichts von gutem Rat wissen. Es ist nun leider so gekommen, wie es — nicht anders kommen konnte. Aber meine Hülfe will ich Ihnen nicht entziehen.

(Leise.) Daß Sie nicht wieder aus der Rolle fallen! Sie müssen das Weib noch eine Weile behalten.

Malwina (für sich). Trostlose Verhältnisse! Aber auch die arme Frau bedaure ich von Herzen. Auch sie muß unglücklich sein! Unglücklich beide!

Oheim. Ich will mich nun gleich an das Geschäft machen. Wollen Sie mit in mein Arbeitszimmer kommen? Oder besser, Sie verweilen hier, indessen ich Ihnen das besorge. (Leise.) Vor Allem, bleiben Sie verheiratet! (Ab nach links.)

Lorenz (nach einer verlegenen Pause). Mein gnädiges Fräulein —

Malwina. Der Oheim hat mich zur Mitwisserin Ihrer häuslichen Verhältnisse gemacht — wie gern wollte ich Ihnen hülfreich sein — wenn das möglich wäre!

Lorenz (ergreift ihre Hand). Malwina —!

Malwina. Aber nicht Ihnen allein! Wenn Ihre Gattin einer Freundin bedürfte, ich würde mit Freude zu ihr eilen. Denn sicher ist sie, als Frau, der Teilnahme und des Trostes bedürftiger, als Sie. Aber leider kenne ich die würdige Dame noch nicht —

Lorenz (ringend). Nein — nein — nein! Ich kann nicht anders! Ich muß Ihnen Alles bekennen!

Malwina. Nicht weiter, lieber Freund! Ich nenne Sie Freund, und gebe Ihnen damit mehr, als ich jemals einem Manne zugestanden habe. Aber mehr von Ihren Geheimnissen, darf ich — will ich jetzt noch nicht erfahren. Lassen sie die Zeit walten! Es können glückliche Fügungen eintreten, wo man sich verständigt.

Lorenz. O Malwina! Die Stunde und der Augenblick wollen auch ihr Recht! Ich liebe Sie! Liebe Sie seit dem Tage, da ich Sie zuerst gesehen —!

Malwina (erhebt sich). Unglücklicher! Hinweg! Sie freveln! Dies Geständnis setzt Sie tief herab in meiner Achtung! Jetzt wird mir klar, wie elend Ihre Gattin sich fühlen muß!

Lorenz. Nein, es muß endlich heraus! Ich habe ja keine Frau! Es ist alles Lug und Trug! Ich bin nicht verheiratet — garnicht — nicht ein Bischen!

Malwina (erschreckend). Sie sind nicht verheiratet?

Lorenz. So wenig als Sie, Malwina!

Malwina (aufgeregt, im Zimmer hin und her schreitend). Sie haben mir eine lügnerische Komödie vorgespielt?

Lorenz. Ja, mit Absicht, aber auch mit Todesangst!

Malwina. Wie kommt mein Oheim dazu, auf dieses Trugspiel einzugehen?

Lorenz. In der Besorgnis, mir bei Ihnen nur geschadet zu haben, entdeckte ich mich vor fünf Minuten. Er hat die Posse weiter getrieben, als ich erwartete und wünschte —

Malwina. Abscheulich! Und was bezweckte die Gaukelei von Anfang an?

Lorenz. Ich sah damit die einzige Möglichkeit, mich mit Ihnen zu unterhalten, ohne — ein gewisses Vorurteil bei Ihnen zu erregen. Aber nicht in meinem, sondern in einem klügeren, in einem weiblichen Kopfe ist der Plan entsprungen.

Malwina. Noch mehr Verschworene gegen mich?

Lorenz. Lassen Sie mich jetzt Alles gestehen! Seit ich Sie vor ein paar Monaten zuerst gesehen, war mein Herz an Sie gekettet. Ich ging in Gesellschaften — nur weil ich Sie zu finden hoffte. Ich lauerte Ihnen die Wege ab und war unglücklich, wenn ich Sie nicht fand; fand ich Sie aber, so fühlte ich, trotz aller Freude, doch die ganze Gefahr, Ihnen näher zu treten. Denn von Ihrer Feindseligkeit gegen die Männer hatte ich schon so viel gehört, und — was bin ich, daß ich hätte erwarten können, besser empfangen zu werden? Da war es gestern Abend, als ich jenes Schmuckstück gefunden hatte — ich vertraute mich meiner Gönnerin an, und diese war es, welche mir riet, vorerst den verheirateten Mann zu spielen, um nicht Ihren Verdacht zu erregen.

Malwina (für sich). Und ich bin in die Falle gegangen!

Lorenz. Es ist mir unsagbar schwer geworden dieses Trugspiel durchzuführen. Ich bin in solchen Dingen so unerhört dumm und ungeschickt —

Malwina. Oh! Oh! Sie haben sich als recht gelehriger Schüler Ihrer Gönnerin erwiesen!

Lorenz. Darf ich noch auf Verzeihung hoffen? Sie haben mich in der gütigsten Weise bereits Freund genannt —

Malwina. Gemach! Die Lage ist jetzt eine andre geworden, da Sie in die Reihe der Unverheirateten zurückgetreten sind. Ich habe noch mehr zu ergründen, um Wahrheit und Täuschung von Ihnen zu unterscheiden. Sie haben sich als höchst verlegenen und schüchternen Menschen bei mir eingeführt, und wurden darauf ganz unbefangen und gesprächig —

Lorenz. Das Erste war natürlich, da ich mich endlich meinem Ziel näherte, und, trotz meiner Freude, ein schlechtes Gewissen hatte. Das Andre war ebenso natürlich, da ich über Ihre Liebenswürdigkeit mein schlechtes Gewissen vergaß, und mich glücklich fühlte.

Malwina. Sie haben mir harte Dinge zu hören gegeben. Sie tadelten meinen musikalischen Geschmack, erklärten meine Zeichnungen für schlecht, brauchten taktlose Äußerungen in Betreff meiner — Ablehnungen. War das alles natürlich und ernst gemeint? Oder lag es nur in Ihrer Rolle?

Lorenz. Es lag nur in meiner Rolle! Den Tadel Ihrer musikalischen Richtung nehme ich zurück, denn es lagen Gesänge von Schumann und

Brahms aufgeschlagen. Von korrekter Zeichnung verstehe ich nur wenig. Ihre Aquarellmalereien fand ich so schön, daß ich Ihnen dafür die Hände hätte küssen mögen! Meine Anspielung auf — die Körbe, war nicht nur taktlos, sondern höchst unschicklich, und ich möchte mich selbst dafür ohrfeigen! Aber mir lag die Mahnung in den Ohren: Sei keck! Sei zuversichtlich! Sei verlogen! Sei verheiratet! Sei einmal etwas ganz andres, als Du bist! Mut, Lorenz! Mut! Aber wüßten Sie, wie mir dabei zu Mute war!

Malwina (für sich). Ich glaube — es kann ihm verziehen werden!

Lorenz. Ja, gnädiges Fräulein, ich habe wirklich alle Kräfte zusammen nehmen müssen, um einmal so recht nichtsnutzig zu sein.

Malwina (lachend). Und was glauben Sie nun mit dieser Nichtsnutzigkeit ausgerichtet zu haben?

Lorenz. Ja, das ist die Frage — die Lebensfrage! Einen Vorteil habe ich immer davon gehabt.

Malwina. Und der wäre?

Lorenz. Daß ich eine halbe Stunde lang mit Ihnen reden durfte. Mehr noch: Daß ich Ihnen, nachdem ich die Maske der Verlogenheit abgeworfen, einen Blick in mein Herz eröffnen konnte. Und hauptsächlich, das Sie mir für's Erste — eigentlich — noch keinen Korb geben können — nein! Gewiß nicht! denn ich habe Sie noch um garnichts gebeten. Ich habe Ihnen meine Liebe gestanden, und ich könnte mit Spinoza höchst uneigennützig sagen: Ich liebe dich, was geht's dich an? Obgleich das eine verabscheuungswürdige Entsagung wäre, denn ich wünsche nichts dringender, als daß meine Liebe Sie etwas anginge! Wenn Sie mich heut auch wegschicken, so gehöre ich noch nicht unter Diejenigen — kurzum, Sie haben mir bereits die Erlaubnis gegeben, daß ich wiederkommen dürfe!

(Der Diener tritt auf.)

Diener (mit einer Karte). Um Vergebung — ein Herr Major ist da —

Malwina (erschreckend). Der Major? Um Gotteswillen! Rufen Sie meinen Oheim!

Diener. Der Herr Major wollte nur fragen —

Malwina. Zu meinem Oheim! Fort, fort!

(Diener ab nach links.)

Lorenz. Sie erschrecken, Malwina? Was ist das für ein Besuch?

Malwina. Lassen Sie mich hinweg! ich mag ihm nicht begegnen!

Lorenz. Was will dieser Major?

Malwina (zaudernd). Mich — ! Meine Hand!

Lorenz. Er soll sich unterstehen! Ich schütze Sie vor ihm!

(Oheim tritt auf, die Karte in der Hand, der Diener folgt.)

Malwina (dem Oheim entgegen). Niemals! Niemals! Ich will ihn nicht sehen!

Oheim. Aber, Kind, ein Major ist doch nicht wie der andre!

Malwina. Sag' ihm — mein Herz und meine Hand — sind nicht mehr frei!

Oheim. Oho? Will sehen, ob davon Gebrauch zu machen ist.

(Ab, Diener folgt.)

Lorenz. Was sagen Sie, Malwina? Ihr Herz und Ihre Hand wären nicht mehr frei?

Malwina. Seit einer halben Stunde weiß ich, daß ich mein Urteil über die Männer einschränken muß. Es giebt vielleicht doch noch treuherzige Gemüter — wenn sie sich gleich einmal zum Bösen haben verleiten lassen —

Lorenz (kniet vor ihr). O, Malwina!

(Der Oheim tritt auf, sieht die Gruppe.)

Oheim. Alle Wetter! (Wendet sich schnell um, als ob er nichts gesehen hätte.)

Malwina. Der Oheim!

Lorenz (erhebt sich schnell).

Oheim. Deinen Auftrag konnte ich nicht gut anbringen. Es war ein andrer Major, der nur nach einer Wohnung im Hause fragte.

Malwina. Und wär' es der Gefürchtete, ich fürchte ihn nicht mehr, denn hier steht der Mann, der mich vor ihm schützen wird.

Lorenz. Der Glückliche, der nicht weiß, was er sagen soll! (Umarmung).

Oheim. Wie? Was? Junger Herr, was wird Ihre Frau dazu sagen?

Lorenz (Malwina ansehend). Ja — was wird meine Frau dazu sagen?

Malwina. Sie wird versuchen, einem bösen alten Onkel seine Heimtücke zu vergeben, ihren Gatten aber wird sie lieben, wie es recht und billig ist!

Oheim. Das lasse ich mir gefallen. (Ruft hinaus.) Friedrich! (Der Diener tritt ein). Stell' Dich in die Hausthür, und Jedem, der herein will und ein unverheiratetes Gesicht macht, dem schreist Du entgegen: Das Fräulein ist Braut! Damit werden wir ja wohl Ruhe bekommen!

(Der Vorhang fällt.)



Ernst Schulze und Cäcilie Tychsen.

Nach den ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Schulzes.

X. (Schluß.)

Endlich konnte der Liebende die Ungewißheit nicht länger ertragen; er griff am 6. Juni zur Feder und schrieb*):

„Eine ängstliche Ungewißheit ist schwerer zu ertragen als die schmerzlichste Gewißheit. Wenigstens hemmt sie alle Kräfte des Geistes und versetzt uns in einen traurigen Zustand der Erschlaffung, der unerträglicher ist als ein heftiger, erschütternder Schmerz, worin die Seele wenigstens ihre Regsamkeit wieder erhält und durch einen entscheidenden Schritt über die Zukunft bestimmen kann. Sie müssen wissen, was seit einiger Zeit in mir vorgeht. Vielleicht kennen Sie mich indeß nicht genau genug, um meinen ganzen inneren Zustand zu beurtheilen. Es ist freilich meine eigene Schuld, wenn ich mich Ihnen vielleicht von einer so oberflächlichen Seite gezeigt habe, daß Sie mich keines heftigen Gefühls fähig halten. Eine frühere Art zu denken und zu handeln, die durch die Verhältnisse, wodurch sie verursacht wurde, sehr verzeihlich sein muß, hatte sich durch lange Gewohnheit so sehr meines ganzen Wesens bemächtigt, daß es mir noch jetzt schwer wird, mich von ihren äußeren Formen loszureißen, während sie selbst meinem Charakter nicht nur fremd, sondern auch gehässig geworden ist. Indeß glaube ich Ihnen auch Beweise gegeben zu haben, liebe Adelheit, daß ich nicht das bin, was ich zuweilen scheinen mag. Ich bitte Sie, lassen Sie uns jetzt ohne Zurückhaltung mit einander sprechen. Es kann Ihnen wenigstens nicht zu viel von mir verlangt scheinen, wenn ich Sie bitte, mich zu einer Feststellung meines ganzen Benehmens fähig zu machen. Ich brauche es Ihnen nicht zu verhehlen, daß ich Cecilien mit aller Innigkeit, der mein Herz fähig war, liebte. — Ihnen selbst muß ich deßhalb werther geworden sein, da Sie die herrliche Seele, an der ich hing, so ganz kannten und es muß Ihnen verzeihlich, ja natürlich scheinen, daß meine Leidenschaft auf Sie überging, da Sie Ihrer Schwester so unendlich theuer waren und Sich während ihres langsamen, traurigen Hinwelkens in einer unnachahmlichen Glorie zeigten, welche nur der ganz zu würdigen versteht, der, so wie ich Gelegenheit hatte, Sie ganz kennen zu lernen. Ich würde meinen Schmerz um Cecilien wohl nicht ertragen haben, wenn mir mein Herz nicht schon, mir selbst fast unbewußt, in Ihnen einen rettenden Engel gezeigt hätte. Seit durch meine Liebe zu Cecilien mein ganzer Charakter umgeschaffen war, seit ich jener leichtsinnigen Ansicht des Lebens entsagt hatte, die mich früher nie unglücklich sein ließ, seit jener Zeit konnte ich auf kein anderes Glück in der Welt hoffen, als auf das, welches mir mein Gefühl bieten würde. Ich weiß bestimmt, daß ich ferner nicht mehr lieben kann, als Sie, denn nur in Ihnen kann meine Liebe zu Cecilien fortleben, Sie allein können sie mir ersetzen. Entscheiden Sie über meine Bestimmung, liebe Adelheit. Können Sie mir Hoffnung gewähren, fühlen Sie sich fähig mir einst anzugehören, denn ich muß diesen zarten Punkt doch endlich berühren, so werde ich alles anwenden, Sie zu verdienen. Es ist ja nichts auf der Welt, was ich für Sie nicht unternehmen, nicht erdulden wollte; und die Hoffnung mich Ihnen zu nähern, würde mir mehr Kraft geben, als ich je für mich selbst angewandt haben würde. Wenn Sie mich aber verwerfen, dann ist mein Entschluß gefaßt. Zürnen könnte ich Ihnen freilich nicht, denn ich weiß ja, daß das Herz keine Gesetze annimmt, aber ich dürfte Sie auch nicht wiedersehen. Ich würde dann nur die Aussicht auf eine schmerzliche Zukunft haben denn die Öde, die nach Ceciliens Tode durch Ihre Zurückweisung in meinem Gefühl entstehen würde, ließe sich durch nichts mehr beleben. Ich bin vielleicht zu weich geschaffen, aber mein Charakter läßt sich von dieser Seite nicht umformen.

Nie würde ich es ertragen können, wenn mein Gefühl erstürbe und eine tödtliche Kälte sich durch mein Herz verbreitete. Ich bin nicht feig genug, als daß ich zu einem gewaltsamen Mittel meine Zuflucht nehmen sollte, um mich diesem Zustande zu entziehen, aber es ist ja jetzt Gottlob Jedem ein Weg eröffnet, worauf er mit Ehren und zum Wohl seines Vaterlandes sich aufopfern kann. Dieses ist ein wichtiger Augenblick für mich, liebe Adelheit, er entscheidet über mein Schicksal, vielleicht über mein Leben. Ich will Sie nicht bestechen; ich will Sie nicht bewegen, vielleicht aus bloßem Mitleid einen Schritt zu thun, den Sie nachher bereuen könnten. Ihr Glück ist mir heiliger als das meinige. Wenn Ihre Entscheidung auch die traurigste für mich sein sollte, so werde ich mich Ihrer doch nie mit Bitterkeit erinnern. Der Gedanke an Sie soll mir immer das Theuerste sein, bis ich Cecilie wiedersehe, er wird mir Kraft geben, vielleicht vorher noch manches Große und Gute zu vollbringen. Lassen Sie sich also in Ihrem Entschluß von keiner Sorge beunruhigen und nehmen Sie auf das Rücksicht, was Ihnen Ihr eigenes Gefühl gebietet. Ich habe schon manche Freude auf der Welt

*) Der Brief liegt mir nur in einer Abschrift von fremder Hand vor, doch ist an seiner Echtheit nicht zu zweifeln.

genossen; Sie können mich auf immer glücklich machen. Wenn Sie es aber nicht können, so darf ich mich doch nicht beklagen, daß ich umsonst gelebt habe und daß ich zu früh sterbe. Sie haben so viel Antheil an der Bildung meines Geistes und meines Herzens, daß ich Ihnen noch immer sehr viel schuldig bleiben werde, mag Ihre Entscheidung auch ausfallen wie sie wolle, und es ist Ihr Werk, daß ich die Kraft habe, zu Ihnen zu sagen; Seien Sie glücklich, wenn Sie es auch mit mir nicht sein können. E. Sch.

Die näheren Umstände, die ihn zu diesem Schreiben veranlaßten, die Antwort, die er erhielt, mag uns wieder das Tagebuch berichten:

Am 7. Junius 13. Ich habe nicht geglaubt, daß die Liebe sich so meines ganzen Wesens bemächtigen könnte, als es seit einigen Tagen geschehen ist. Ich bin wahrhaftig vor Unruhe beynahe krank gewesen, weil ich noch nichts bestimmtes von ihr vernommen habe. Hinzu kommt noch manches, was meinen Zustand verschlimmert. Grundlose Eifersucht oder vielmehr Furcht, ein Glück einzubüßen; gekränkte Eitelkeit, Besorgniß wegen der Zukunft, Unfähigkeit zu jedem Geschäft, das nicht auf meine Liebe Bezug hat: Alles das macht mich ungenießbar. Der Professor Wildt hatte die Nachricht aus Cassel mitgebracht, man sage dort, Adelheit sey die Braut des Unterpräfekten Leist; die Gespräche über Wening und sie haben noch nicht aufgehört; man weiß sogar, daß er sie malt; der Doktor Erb ist sterblich in sie verliebt, obgleich er sie nur von fern kennt; ich werde von ihr in allen größern Gesellschaften sichtbar zurückgesetzt und vermieden, sodaß man schon vor einigen Tagen gesagt hat, man sehe wohl, daß ich sie anbete, sie scheine sich aber nicht viel aus mir zu machen. Alle diese Umstände ängstigen, kränken und beleidigen mich, obgleich ohne Grund, denn ich kann von Adelheits Zuneigung so ziemlich versichert seyn. Neulich in einem sehr großen Thee bey Meyers vernachlässigte sie mich so auffallend, daß man es nothwendig gemerkt haben muß. Ich schmollte deshalb mit ihr, obgleich ihr eigentlich für diesen Beweis von heimlicher Liebe hätte dankbar seyn müssen. Es ist nothwendig, daß dieser Zustand sich ändere. Ich schrieb also gestern einen Brief, worin ich sie um eine freymüthige Erklärung bitte. Kann sie meine Wünsche nicht erfüllen, so ist mein Entschluß gefaßt. Ich zerreiße alle meine Verhältnisse, sage allen meinen Hoffnungen Lebewohl und gehe zu den Russen und in den Tod. Das habe ich ihr auch geschrieben. Gestern Abend waren wir bey Wunderlichs. Sie war sehr liebenswürdig gegen mich. Ich versteckte meinen Brief heimlich in ihr Strickkörbchen. Nachher sprach ich von meinem traurigen Geisteszustande und sie sagte: Machen Sie eine Reise. Das traf mich schmerzlich. Ich schwieg und sie schien die Ursache meiner Verstimmung zu bemerken. Bey Tisch wurde ich indeß wieder heiter. Wir scherzten viel zusammen, am Ende neckte ich sie und warf ihr Eigensinn vor. Sie wurde erzürnt und wir zankten uns, doch nicht sehr ernsthaft. Endlich wollte ich Frieden schließen, sie wollte aber nichts davon hören. Lesen Sie nur meine Supplik, sagte ich, sie liegt in Ihrem Körbchen, vielleicht verzeihen Sie mir dann. Sie wandte sich verlegen hinweg. Als wir aufstanden, sagte die Hofräthin im Scherz zu mir: Sie haben Adelheit sehr heftig beleidigt. Dafür ist es noch eine geringe Strafe, wenn Sie sie in acht Tagen nicht zu sehen bekommen. Dieses Wort ist sehr inhaltschwer für den, der zu interpretiren versteht, und sie hätte mir nichts Angenehmeres sagen können. Heute wird sich wahrscheinlich mein Schicksal entscheiden.

Am Abend. Es hat sich Alles entschieden und doch ist noch keine Erklärung vorgefallen. Ich kam schon um halb eilf Uhr, während Wening malte. Ich fragte sie gleich beym Eintritt: Haben Sie mir verziehen? Sie antwortete mit innigem Ausdruck: O schon lange. Ich zürne ja immer nur kurze Zeit. Dann sagte sie mir, sie habe keine gute Nacht gehabt, und sey erst nach ein Uhr eingeschlafen. Das bezog sich natürlich auf den Eindruck, den mein Brief auf sie gemacht hatte. So zuvorkommend, so freundlich habe ich sie noch nie gesehen als diesen Morgen. Sie wandte sich in der Unterhaltung fast immer an mich, und selbst wenn sie mit Wening sprach, sah sie mich häufig dabey an, damit ich nicht glauben sollte, ich werde von ihr vernachläßigt. Oft schien sie auch in Gedanken zu sitzen, und Wening versicherte ihr, er sey noch nie so wenig mit ihr zufrieden gewesen, als heute, weil sie ihm nie recht saß. Am Nachmittage tranken wir erst Caffe bey der Großmutter und gingen dann nach dem Garten. Sie führte mich zu ihrem Burgunderrosenstock, brach das schönste Röschen und gab es mir. Es ließ sich nichts weiter thun, weil noch viele Gesellschaft zu uns kam. Gegen Abend gingen wir nach Ulrichs Garten, wo eine solche Menge Damen versammelt war, daß man sich kaum durchdrängen konnte. Ich fand auch den Präsidenten von Strombeck aus Zelle mit seiner hübschen Somnambüle Julie Kaufmann. Ich machte der schönen L. etwas die Cour, um den traurigen Toelken zu ärgern, der in der Ferne mit der Miene eines verzweifelnden Liebhabers umherschlich. Der Mensch hat sich schrecklich indezent bey dieser Gelegenheit betragen und sich überall höchst lächerlich gemacht. Die L. spottet ganz laut über ihn, und seine Zudringlichkeit ist zum Mährchen der Stadt geworden. Zu Meyers ist er kurz vor ihrer großen Gesellschaft in einigen Tagen sechs Mahl gelaufen, um gebeten zu werden, und gerade aus dieser Ursache hat man ihn natürlich nicht gebeten. Adelheit haßt ihn von Herzen, und es ist auch wohl kein Charakter so sehr dem ihrigen entgegengesetzt. Der Mensch hat so etwas Verworfnes, sagte sie mir, als wir zu Hause gingen. Auf der Hausflur hätte ich ihr gern noch einige Worte gesagt, wenn uns nicht der fatale Lobstein in den Weg gekommen wäre. Indeß ich verlange nichts weiter. Sie ist nun meine Braut und mein Glück ist von dieser Seite völlig gesichert. Cetera deus provideat.

Am 9. Junius. Es ist Alles nur Täuschung gewesen und ich erwache aus einem schönen Traum, den ich ein halbes Jahr lang geträumt habe. Was ich für Liebe hielt, war nur Mitleid und Schonung,

und die Gunstbezeugungen, deren ich mich freute, wurden mir aus dem Grunde gegeben, woraus man einem Unglücklichen ein Almosen zuwirft. Der heutige Tag begann mit so süßen Hoffnungen, schon zweifelte ich an meinem Glück nicht mehr und glaubte die überzeugendsten Beweise ihrer Liebe erhalten zu haben, da wurde ich plötzlich aus der sonnigen Höhe des Glücks in den schwarzen Abgrund des Schmerzes gestürzt. Es war eine Parthie nach dem Bürgerthal verabredet; die Damen fuhren, wir gingen. Es war ein herrlicher Tag und meine Seele schwamm in Liebe und Lust. Gleich anfangs stieg Adelheit mit mir auf den Felsenabhang; sie hoffte wahrscheinlich hier Gelegenheit von mir zu erhalten, sich zu erklären, aber ich schwieg, in dem Vertrauen, mein Glück sey schon ohne Zweifel. Als wir wieder herunterkamen, setzte sie sich unter eine Buche, ich legte mich ihr zu Füßen und sah mit den seligen Blicken der belohnten und überzeugten Liebe bald zu ihr empor, bald durch die grünen Bäume zum blauen Himmel. Wening beobachtete uns aus der Ferne und ging zuweilen mit einem triumphirenden und theilnehmenden Lächeln an mir vorüber. Nachher flocht Adelheit zwey Kränze einen von Eichenlaub, den andern von Farrenkraut; ich pflückte ihr das Grün und reichte ihr die Blätter indem sie sie verflocht. Wir saßen etwas abgesondert von der übrigen Gesellschaft an einem kleinen Felsenabhang. Unten machte man Bemerkungen über uns; jeder schmeichelte sich im Scherz, den Eichenkranz zu erhalten, aber die Hofräthin sagte: ich weiß, daß ihn keiner erhält, als der, welcher bey ihr sitzt. Adelheit äußerte, alle diese Vermuthungen wären unnütz; es würde den Kranz keiner erhalten, der ihn nicht verdiene. Jetzt wurde ihr von Wunderlich ein Vergißmeinnicht gebracht. Ich wunderte mich, daß diese Blumen hier wüchsen, weil ich noch keine bemerkt hatte, und Adelheit sagte mit einem Blick auf mich: nachher werde ich noch eins finden. Die Kränze waren fertig. Adelheit legte sie neben sich ins Gras. Die übrige Gesellschaft ging einen Augenblick an die andre Seite der Felsen. Jetzt fragte ich Adelheit: Haben Sie sich entschlossen? Sie schwieg. Geben Sie mir Ihre Hand, fuhr ich fort, und sie ließ mir die Hand, die ich mit Heftigkeit drückte, während sie mich wehmüthig fixirte. Jetzt glaubte ich gewonnen zu haben. Die Übrigen kamen zurück, ich stieg den Felsen herunter, umarmte Wening und sagte ihm heimlich: ich bin glücklich. Adelheit entfernte sich eine zeitlang, entweder um sich für die folgende Scene zu sammeln, oder in der Absicht mich hinter sich her zu laden, und sich ungestört mit mir erklären zu können. Ich blieb aus Delikatesse zurück, legte mich ins Gras und träumte von meiner Seligkeit. Als sie zurückkam, bot sie mir Erdbeeren, die sie gepflückt hatte. Was konnte ich nach allen diesen Beweisen noch fürchten! Endlich sagte sie: wir müssen doch nothwendig noch ein wenig durchs Thal gehen, denn es ist gar zu schön. Sie ging zugleich mit mir fort, ohne die Übrigen auch aufzufordern. Als wir eine zeitlang im Walde fortgegangen waren, sah ich Vergißmeinnicht. Ich pflückte einen Strauß und überreichte ihn ihr. Zugleich ergriff ich ihre Hand und sagte: Sie haben mich heute sehr glücklich gemacht. Sie schwieg lange Zeit, dann sagte sie mit stockender Stimme: Ich muß Ihnen noch antworten. Ich habe es immer aufgeschoben, weil ich fürchtete von Ihnen verkannt zu werden, und weil es mir schmerzlich war, Ihnen Ihre Hoffnung zu nehmen. Ich bitte Sie herzlich, versprechen Sie mir, mich aus keinem falschen Gesichtspunkte zu beurtheilen. — Ich schwieg. — Ich kann Ihnen die Ursachen nicht entdecken, fuhr sie fort, die mich zu einem solchen Schritt bewegen, aber ich bin fest entschlossen, nie in solche Verhältnisse zu treten, welche Sie von mir fordern. — Wenn Sie durch frühere Verbindungen gefesselt werden, sagte ich sehr niedergeschlagen, so kann ich Ihnen keine Einwürfe machen. — Nein, das ist es durchaus nicht, sagte sie; meine Gründe sind anderer Art und ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie schwer es mir ist, Ihnen Ihre Bitte zu verweigern. Sie sagte dieses mit zitternder Stimme und drückte mir heftig die Hand. – Wenn keine Verhältnisse Sie zurückhalten, so muß ich durchaus gegen Ihren Entschluß streiten. Ich spreche nicht bloß für mich, ich will gern unglücklich seyn, aber Sie dürfen es nicht werden. Ich will Sie nur aufmerksam darauf machen, wie ungerecht Sie gegen sich selbst und gegen den Zweck handeln, zu dem Ihnen Ihre Liebenswürdigkeit gegeben ist. — Ich kann mich Ihnen weiter nicht erklären, antwortete sie traurig, aber ich kenne die Gründe die mich zurückhalten. — Nein, ich kann meine Hoffnung noch nicht ganz aufgeben, rief ich schmerzlich, indem ich ihre Hand an meine Brust drückte; lassen Sie mich wenigstens noch hoffen. — Ich muß Ihnen jede Hoffnung nehmen, sagte sie leise und die Thränen traten ihr in's Auge. — Nun, so ist auch mein Entschluß gefaßt, rief ich mit erstickter Stimme und ließ ihre Hand los. — Nein, Ihr Entschluß darf durchaus nicht durch den meinigen bestimmt werden, sagte sie ängstlich, indem sie meine Hand von neuem ergriff und sie mit schmerzlicher Leidenschaft drückte. Wenn Sie irgend etwas unternehmen, was gegen Ihr Glück ist, so werden Sie mir zeitlebens das bitterste Gefühl zurücklassen und mich auf immer unglücklich machen. — Es ist mir unmöglich, Etwas zu thun, was Sie kränken könnte, antwortete ich, so schwer mir auch mein Schmerz zu ertragen seyn wird. Mit Cecilien und Ihnen ist ja Alles todt für mich in der Welt! — Bin ich denn todt für Sie? fragte sie wehmüthig. Sie müssen schon lange eingesehen haben, wie herzlich gut ich Ihnen bin. Mit keinem würde ich glücklicher seyn können, als mit Ihnen, wenn es mir überhaupt möglich wäre, in solche Verhältnisse zu treten. — Jetzt suchte ich ihr noch einmahl die Folgen dieses Entschlusses vorzustellen, aber wir waren schon wieder nahe bey der Gesellschaft und mußten uns zu fassen suchen. Sie theilte den Vergißmeinnichtstrauß und gab mir die Hälfte. Die Hofräthin kam uns entgegen und schien unsere Zerstörung zu bemerken. Kommen Sie, lassen Sie uns noch einmahl oben auf den Felsen gehen, sagte Adel-

heit zu mir und ich folgte. Als wir oben waren, sagte sie: O wenn ich doch nur ein Mittel wüßte, um Sie zu beruhigen, und Ihnen zu beweisen, wie sehr ich Sie achte und Ihr Glück wünsche. — Für mich giebt es kein Glück mehr auf der Welt, sagte ich düster. — Nein, Sie müssen noch glücklich werden, rief sie leidenschaftlich, indem sie wieder meine Hand faßte. Sie haben noch viele Hoffnungen, noch viele Aussichten auf eine heitere Zukunft. Wenn Sie mir nur irgend gut sind, so machen Sie mich durch einen raschen Entschluß, der Ihr Unglück bewirkte, nicht auch unglücklich. — Seyn Sie recht glücklich, rief ich schnell und drückte heftig ihre Hand. — Wir stiegen wieder hinab. Als wir an unsern frühern Sitz kamen, reichte sie mir den Eichenkranz, flüsterte mir leise zu: Ich bitte Sie, schonen Sie mich, und ging zu der Gesellschaft, die sich an einen entfernteren Ort gelagert hatte. Ich blieb unter dem Felsen zurück und sah traurig zu der sinkenden Sonne hinüber. Erst jetzt war es mir möglich, zu weinen. O welch einen grellen Kontrast machte der helle friedliche Himmel, die grüne üppige Wiese und das liebliche stille Thal mit meinem zerstörten und nächtlichen Herzen. Ich saß wohl eine halbe Stunde, um mich recht auszuweinen, aber die Thränen kamen nur einzeln, wie erscheinende und schnell verschwindende Sterne des Trostes. Die gräßliche Erstorbenheit des Gemüths behielt die Überhand. Endlich kam die Hofräthin und sagte: Wir alle sind so fröhlich, nur Ihnen scheint das schöne Thal Kummer zu machen. Kommen Sie doch zu uns. Ich ging hinab und setzte mich still zu den Übrigen. Adelheit sagte: Ich will einige Graskränze binden, wollen Sie mir die Halme halten? Ich weiß nicht, ob sie mir Hoffnung dadurch geben wollte, oder was sonst ihre Absicht dabey war, denn das Gelingen solcher Kränze zeigt die Erfüllung eines Wunsches an. Jetzt gingen wir alle zu unserm ersten Sitz zurück, um eine Kollazion einzunehmen. Adelheit setzte sich auf denselben Platz, wo sie ganz im Anfange gesessen hatte, und ich lag ihr ebenso zu Füßen, aber mit sehr verschiedenen Empfindungen. Sie suchte mich mit unbeschreiblicher und liebenswürdiger Milde aufzuheitern, aber wie war das möglich. Ich stürzte einige Gläser Wein hinunter und verharrte bey meinem verzweiflungsvollen Schweigen. Die Gesellschaft merkte das Mißverhältniß, das zwischen uns waltete, und auch Adelheit gab sich nicht die geringste Mühe, ihren Zustand zu verbergen. Nach der Art, wie sie mich behandelte, hätte mich Jeder für ihren Erkohrenen halten müssen, wenn mein verweintes Gesicht und meine düstere Stimmung diese Meinung nicht Lügen gestraft hätte. Adelheit hatte Anfangs ein Glas weißen Wein getrunken, ich trank rothen. Sie gab mir ihr Glas, um es auch mit Rothwein füllen zu lassen. Dann rief sie mich, daß ich mit ihr anstoßen sollte. Wie glücklich hätte mich das Alles machen können, wenn es nicht bloße Gaben des Mitleids gewesen wären. So aber machte es mich nur noch unglücklicher. Ich wollte jetzt mein Vergißmeinnicht vor die Brust stecken. Adelheit bemerkte, daß ein Blümchen davon wegfallen wollte und forderte den Strauß von mir, um ihn zusammenzubinden. Es ließ sich nichts so Zartes ersinnen, welches sie nicht zu meinem Trost angewandt hätte. Aber ich konnte meinem Schmerz nicht gebieten. Die Übrigen tadelten mein Stillschweigen, und der Hofrath sagte: Nehmt ihm den Kranz weg; so lange er den hat, ist nichts mit ihm anzufangen. — Nein, rief Adelheit rasch, den Kranz muß er durchaus behalten. Nur die Hofräthin schien Alles entweder zu ahnen oder zu wissen. Sie flüsterte mir zu: Seyn' Sie doch nur ruhig, und fing dann an, über Adelheits Absicht, unverheirathet zu bleiben, zu scherzen, welche der Hofrath als eine Grille, die vorübergehen werde, behandelte. Endlich war es Zeit zum Aufbruch. Die Damen wollten noch ins Bremker Thal fahren, wir Fußgänger aber gleich zurückgehen. Auf Adelheits Antrieb entschlossen sich die Damen, bis nach Reinhausen zu gehen und erst dort in den Wagen zu steigen. Wir Beiden trennten uns von den Übrigen und gingen voran. — Ich muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich mich heute noch nicht ganz beherrschen konnte, sagte ich, künftig soll es geschehen. — Sie weinte. Geben Sie mir doch Gelegenheit, Ihnen zu beweisen, wie gut ich Ihnen bin, sagte sie. Meiner größten Achtung und Freundschaft können Sie versichert seyn, so lange ich lebe. Sie müssen mir durchaus nicht zürnen, denn ich würde es nicht ertragen können. — Ich kann nichts thun, was Sie kränkt, antwortete ich. Unser Verhältniß wird dasselbe bleiben, wenn ich Kraft dazu habe, denn es ist ja mein einziger Trost, Sie wenigstens sehen zu können. — Wollen Sie mir bald wieder etwas vorlesen? fragte sie freundlich. Ich versprach ihr, Alles zu thun, was ihr Freude machen könne. Endlich sagte ich: Dieser Kranz soll mir eine ewige Erinnerung an die schmerzlichste Stunde meines Lebens seyn. — Sie wissen nicht, was ich leide, seufzte sie. Ach, ich habe Ihnen noch so viel zu sagen! — Wir müssen durchaus über Alles noch einmahl reden, sagte ich und ich hoffe, Fassung genug zu haben, um Sie anzuhören. — Jetzt waren wir bis an die Wagen gekommen und sie fuhren fort. Ich ging wie ein Träumender, und nur Wening, dem ich Alles erzählte, vermochte es durch seinen herzlichen Antheil, mich etwas aufrecht zu erhalten. Er ist ein herrlicher Mensch. Solch' eine warme Freundschaft habe ich nie gefunden. In der Landwehr verweilten wir etwas und während der Zeit kamen die Damen zurückgefahren. Sie hielten einen Augenblick, und wir traten an den Wagen. Adelheit erkundigte sich theilnehmend nach meinem Befinden und fragte mich, ob ich nicht gleich mit in die Stadt wollte, denn es war noch ein Platz im Wagen leer. Nein, wir bleiben alle zusammen, sagte der Hofrath. Um zehn Uhr waren wir zu Hause. — Noch ist mein Schmerz zu neu, als daß ich seinen ganzen Umfang übersehen könnte, aber es werden noch schreckliche Augenblicke kommen, wo es mir schwer seyn wird, das Leben zu ertragen. Für meine Bestimmung bin ich verlohren, denn die Wissenschaft ekelt mich an, wenn mein Herz

unbefriedigt bleiben soll. Zuweilen will ich mich noch mit Hoffnung trösten, aber ich sehe nichts, woran ich den Faden knüpfen soll. Gleichgültig bin ich ihr nicht; aber es scheint ein geheimer Schmerz in ihrem Innern zu wohnen, der sie langsam verzehrt. Noch hoffe ich auf eine Erklärung; sie darf sie mir nicht versagen, wenn sie nicht durchaus grausam seyn will."

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Unterredung nicht bloß über des Dichters nächstes Schicksal, sondern über sein gesamtes Leben und Schaffen entschieden hat; Adelheid's Worte „Ich muß Ihnen jede Hoffnung nehmen" waren, um in der Ausdrucksweise seines großen Gedichts zu sprechen, ein Nornenspruch, der sein Geschick auf immer besiegelte. Das ist so sichtlich, daß er keinem entgangen, der bisher über unseren Dichter geschrieben, und es hat darum auch nicht an leidenschaftlichen Anklagen gegen das Mädchen, noch weniger aber an heftigen Verteidigungen ihres Entschlusses gefehlt. Vielleicht liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte und es ist zu beidem keine Veranlassung. Bei gerechter Erwägung der Sachlage wird man wohl weder gegen den Dichter, noch gegen Adelheid eine Anklage zu erheben vermögen.

Man hat freilich wiederholt gesagt, die Ablehnung hatte ihn um so härter getroffen, als er gar nicht auf sie gefaßt gewesen und sie für ganz ausgeschlossen gehalten. Aber schon dies wird durch das Tagebuch widerlegt. Mag Schulze auch schon früher der Überzeugung Ausdruck geben, daß Adelheid „ihn lieb zu gewinnen scheine", und von einer Wandlung ihres Wesens, einer gewissen „Bräutlichkeit" sprechen, und am 25. Mai sogar triumphierend ausrufen: „Sie liebt mich, sie liebt mich mehr, als ich vielleicht je geliebt bin", so ist dies doch nirgendwo die Sprache der ruhigen, besonnenen Zuversicht, und höchst wahrscheinlich war sogar die Befürchtung vom nächsten Tage ehrlicher gemeint. Wer aber ferner, wie dies geschehen, auf Schulzes Ausruf vom Abend des 7. Mai: Adelheit sei nun seine Braut und sein Glück von dieser Seite völlig gesichert, so ganz besonderen Wert legt, mag auch die Tonart prüfen, in welcher er am 6. Juni seinen Antrag vorbringt, und sich vergegenwärtigen, ob er oder das Mädchen endlich am 9. Juni den Mut gewinnt, deutlich von der Werbung zu sprechen. Gewiß hat der ebenso phantasievolle als von seinen Vorzügen überzeugte, zudem durch seine bisherigen Erfahrungen wahrlich genügend verwöhnte Mann geglaubt, was er gewünscht, und darum ein Ja eher erwartet als ein Nein. Aber daß die Entscheidung „den Ahnungslosen wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen", ist nicht richtig.

Angenommen jedoch, daß dem so wäre, so bewiese es doch nichts gegen Adelheid, und würde auch nicht eine einzige jener Anklagen rechtfertigen, welche er für diesen Fall im vorhinein gegen sie ausspricht, denn Adelheid hat ihn nicht zu seiner Werbung ermuntert, um ihn dann zu enttäuschen. Versetzen wir uns einmal in die Lage, wir erhielten das Tagebuch bis zum 6. Juni mit dem Wunsche um Rat vorgelegt, ob der Liebende seinen Antrag vorbringen solle, würden wir ihm nicht davon abmahnen, sofern wir nur zwischen den Zeilen zu lesen verständen? Wie weiß seine phantastische Eitelkeit Alles zu deuten! Die Scheu mit ihm allein zu sein, als bräutliche Scham, ihre auffällige Schweigsamkeit als Zeichen inniger Neigung; er habe gewonnen, jubelt er, als sie seinen Handkuß duldet, ihr freundlicher Blick scheint ihm „viel versprechend", ja noch mehr, daß sie ihn in Gesellschaft auffallend meidet, und vernachlässigt, deutet er gradezu als ein „Zeichen heimlicher Liebe". Als ihre Mutter in Worten, die den Ernst unter dem scherzhaften Gewande deutlich verraten, mahnt, das Mädchen mindestens eine Woche lang nicht zu sehen, macht dies den Eindruck auf ihn, daß sie ihm eigentlich nichts Angenehmeres hätte sagen können! — Und als ihm Adelheid als Antwort auf seine Klage über die innere Unruhe, die ihn verzehre, den wahrlich nicht mißzuverstehenden Rat giebt, eine Reise zu machen, entschließt er sich daraufhin, ihr den schriftlichen Antrag in den Strickkorb zu legen! Gewiß den Verteidigern Adelheids ist nicht zu widersprechen, daß sich der Dichter bei nur etwas größerer Bescheidenheit oder Weltklugheit den Korb leicht hätte sparen können.

Unrecht aber haben sie, wenn sie an der Echtheit seines Gefühls überhaupt zweifeln. Welchen Anteil die Reflexion, die Phantasie, die Empfindung für Cäcilie, vor allem aber die Eitelkeit an seinem Gefühl hatte, dies Alles wird sicherlich nicht zu übersehen sein. Aber es bleibt doch Echtes und Wahres genug übrig, sofern man nur den Menschen nimmt, wie er war. Kein Zweifel, er gehörte zu jenen Naturen, denen eine zärtliche Beziehung nicht bloß zum Dichten, sondern auch zum Leben notwendig ist, wie Andern Luft und Sonne. Seine enge Beziehung zum Hause Tychsen legte es nahe, daß er, der nun einmal das „Bedürfnis empfand", „sein Herz an einen lebenden Gegenstand zu fesseln", zunächst an Adelheid dachte, und auch der pietätvolle Zug in seinem Wesen, die Güte, Weichheit und Treue, die ihm nachgerühmt wird, drängte ihn zu ihr hin. Die Neigung zu einer Andern, nachdem die Geliebte eben zur Gruft gesunken, wäre ihm selbst als häßliche Untreue, als Sinnlichkeit und Roheit erschienen, in Adelheid durfte er wähnen, auch Cäcilien zu lieben, und in der That taucht ja im Tagebuch wie in den Gedichten gleich von Anbeginn die Idee einer Doppelliebe zu der Toten und der Lebenden auf, um, wie wir ja aus den Gedichten sehen, nicht wieder daraus zu verschwinden. Wäre Adelheid nicht Cäciliens Schwester gewesen, sie wäre ihm kaum gefährlich geworden, und auch so hat es im Anbeginn all der Vereinigung günstiger Umstände und aller Phantasie bedurft, um ihn in der Neigung zu bestärken. Ihm ist anfangs „seltsam" zu Mute, „als ob er sich zu dieser Liebe zwänge", die Art, wie er kleine gesellschaftliche Triumphe, die er erlebt oder doch zu erleben glaubt, maßlos aufbauscht, die Neckerei mit Auguste G. und andern jungen Damen, dies Alles erinnert uns an seine „frivole Zeit", wie er sie selbst nennt; erst die Eifersucht macht seine Empfindung für Adelheid immer wärmer, und zwar weit mehr, als etwa die Erkenntnis ihrer „freundlichen und klaren Ruhe", oder ihrer andern Vorzüge; und wie es höchst

bezeichnend ist, daß ihm der erste Gedanke, um sie zu werben, kommt, als sein Freund Wening von seinem Bruder erzählt, der nächstens nach Göttingen kommen werde, so ist es gewiß auch für den Beginn dieser Beziehung bezeichnend, daß er von dem Gedanken an eine Werbung deshalb wieder zurückkommt, weil man ja nicht wissen könne, „was für romantische Abenteuer ihm etwa sonst noch aufbewahrt sein könnten". „So Etwas", fügt er selbst hinzu, „ist mir bei Cäcilien nie in den Sinn gekommen." Aber ebenso unverkennbar wie dies Alles, ist auch, daß wir die anfangs so schlackenvolle Empfindung sich nun von Tag zu Tag läutern und erwärmen sehen. Es geschieht allmählich, aber es geschieht; und Züge, die uns bei schlichteren Naturen vielleicht ein Kopfschütteln abnötigen würden, werden uns hier nicht befremden, so das demonstrative Abziehen der Ringe, die Erzählung von den früheren Beziehungen, die ihm in den Augen der Geliebten ein besonderes Relief geben soll, und die „pia fraus" — ich wenigstens kann dies als kein Kapitalverbrechen ansehen — mit welcher er Adelheid das „Märchen" als ein Produkt der letzten Zeit in die Hand spielt, obwohl es bereits für Cäcilie geschrieben war. Alles in Allem war es schließlich ein Wahrwort, wenn er versichert, er „zittere" vor der Entscheidung und werde „ohne Adelheid unglücklich sein", er sei krank vor Ungeduld; vollends aber ist es ein Wahrwort, wenn er von sich sagt, er sei wohl besser, aber nicht glücklicher geworden. Und mag auch die Versicherung, er gehe, wenn Adelheid seine Werbung nicht erhöre „zu den Russen und in den Tod", für unsere Empfindung allzu pathetisch sein, auch hier ist der Kern echt und ebenso der tiefe Schmerz, mit dem er jenes Nein vernimmt. In seinem ganzen Ernste, seiner ganzen Tragweite, erfaßt er es freilich noch nicht; wie könnte er sich sonst in gradezu tragikomischer Weise durch den Umstand, daß sie nach den inhaltschweren Worten noch Graskränze binden will, zu neuen Hoffnungen ermutigt fühlen!

Aber dies ist nicht ganz seine Schuld, der Grund, den sie ihm angiebt, daß sie überhaupt nicht heiraten will, klingt ihm mit Recht zu leer, zu unwahrscheinlich. Und daß sie diesen Grund vorgeschützt, daß sie dem Werber nicht völlig ehrlichen und klaren Bescheid gegeben, dies ist auch die einzige Schuld, die man so weit die bisherige Darstellung reicht, dem Mädchen wird auflegen können. Adelheid ist später wenig rücksichtsvoll gegen den Dichter gewesen, das soll nicht geleugnet sein, seine Hartnäckigkeit machte sie allmählig ungeduldig; soviel aber ist gewiß: sie war gegen Ernst Schulze in der ersten Zeit freundlich und liebenswürdig, aber auch in der Folge niemals kokett; und daß er die Neigung zu ihr faßte, entsprach schwerlich ihrem Willen. Auch hat sie dann Alles gethan, um sich und ihm die Pein jener Werbestunde zu ersparen, und als schließlich gesprochen werden mußte, da that sie es und in schonendster Weise. Aus der Ablehnung an sich ist ihr sicherlich kein Vorwurf zu machen. Eine Tradition, die sich bisher aus dem Freundeskreise Schulzes nur mündlich und brieflich, nicht aber durch den Druck fortgepflanzt, will wissen, daß sie ihr Herz an jenen jungen bayerischen Gelehrten verloren, den Schulze in den Tagebüchern so oft als seinen vertrautesten Freund und den Begünstiger seiner Liebe nennt, an den Dr. von Wening-Ingenheim. Das ist durch nichts beglaubigt und wird wohl ein bloßes Gerücht sein. Aber wenn nicht Wening, so war es denn ein Anderer, dem ihr Herz gehörte. Ernst Schulzes erste Vermutung, daß sie durch andere Verhältnisse gebunden sei, war die richtige; Briefe, die mir vorliegen, beweisen dies. Aber selbst wenn ihr Herz frei gewesen wäre, ihre Ablehnung wäre nicht verwunderlich gewesen, sofern sie eben den Dichter nicht liebte, worauf auch nicht das geringste Zeichen deutet, vielmehr vom Standpunkt des Verstandes wie der Empfindung gleich begreiflich. Der um sie warb, war ein junger Privatdozent von vier und zwanzig Jahren, aus wenig begütertem Hause, zudem ein Mann, der selbst von seiner Gelehrsamkeit und seiner wissenschaftlichen Carriere nicht viel hielt. Und er warb um sie, ein halbes Jahr nach dem Tode der Schwester, weil nur in ihr „seine Liebe zu Cäcilie fortlebe", weil sie allein „ihm die Tote ersetzen könne", warb um sie, weil sie ihrer Schwester „so unendlich teuer gewesen" und sich „während ihres langsamen traurigen Hinwelkens in einer unnachahmlichen Glorie gezeigt." Durfte nicht auch sie verlangen, um ihrer selbst willen geliebt zu werden?! Und selbst wenn Adelheid den Dichter geliebt hätte, diese Art der Werbung hätte ihr die Einwilligung schwer gemacht.

Die Eigenschaften, die Schulze Adelheid selbst nachgerühmt, zeichnen auch ihre Antwort aus. Mit ihrem Nein war Alles zu Ende oder hätte es doch in Beider Interesse sein sollen. Daß es sich anders fügte, lag zum Teil in jener ungenügenden Begründung, die wir freilich leicht begreifen und verzeihen werden, zum Teil an andern Umständen, die schwerer zu erfassen sind. Genug, es kam leider anders und Schulze ist so recht eigentlich daran gestorben, daß er dieser Leidenschaft nie Herr werden konnte.

Das fernere Leben des Dichters kann hier nicht mehr des Näheren dargelegt werden. Nur so viel muß am Schlusse dieser Mitteilungen der Wahrheit gemäß ausgesprochen werden: er war ein leidgeprüfter, im Leid gereinigter, edler und guter Mann, der zu Celle am 29. Juni 1817, kaum 28 Jahre alt, dahingeschieden ist. Und wer sein Wesen recht erkannt, wird ihn nicht bloß unseren bedeutenden Dichtern, sondern auch den merkwürdigsten, immer reiner und edler sich emporringenden Charakteren unserer Litteratur beizählen.



Litterarische Notizen.

— Wenn auch leider mit arger Verspätung, sei doch an dieser Stelle auf eine treffliche Schrift aufmerksam gemacht, die freilich nur zu einer bestimmten Gelegenheit entstanden, in ihrer Bedeutung jedoch dauernd ist. Wir meinen Kuno Fischers „Festrede zur fünfhundertjährigen Jubelfeier der Ruprecht-Karls-Hochschule zu Heidelberg.“ Sie mochte einst den Hörern vielleicht etwas zu lang erscheinen, der Leser wird in dieser musterhaften Darlegung der Entwicklung der altberühmten Hochschule nichts Überflüssiges finden. Der Verlag (Carl Winter in Heidelberg) war bereits in der Lage, eine zweite Auflage herauszugeben, ein Schicksal, das nicht viele derartige Veröffentlichungen haben, aber auch nicht viele verdienen.

— Mit der Erzählung in Versen, die ich hier anzuzeigen habe, geht's mir schlimm. Ihr Titel lautet: „Ahasverus in Tirol“. Epische Dichtung aus düsterer Zeit von Adolf H. Povinelli. (Leipzig, Litterarische Anstalt, August Schulze, 1890.) Ich habe das dicke Buch von der ersten bis zur letzten Zeile gelesen, aber verstanden habe ich wenig davon. Da ist nur zweierlei möglich: entweder geht's über meine Fassungskraft oder es ist ein Unsinn. Ich denke, es wird das Beste sein, treulich wiederzugeben, was der Dichter über die Entstehungs-Geschichte seines Werkes berichtet, und dem Leser nach dieser Probe die Entscheidung zu überlassen. Diese Entstehungs-Geschichte teilt Herr Povinelli in einem „Vorgesang“ mit. Die Handlung spielt in der Nacht zum Aschermittwoch in Innsbruck. Herr Povinelli war auf einem Ball und kann darauf nicht schlafen:

Mein unruhvolles Haupt
Es brannte heiß und meine Phantasie
Hat Mißgestalten viel mir vorgegaukelt.

Er steht daher auf und macht einen Spaziergang auf den nächsten Berg. Dabei entdeckt er eine Grotte, und was liegt gleich am Eingang? „Ein Kopf, ein Menschenkopf.“ Jeder Andere würde erschrecken, Povinelli nicht. „Hier also hat ein Eremit gelebt!“ folgert er:

„Wohl weiß man es, wie der Asketengeist
Und Lebensüberdruß vor grauen Jahren
So viele in die Einsamkeit gescheucht.“

Natürlich weiß man das. Aber sofort daran zu denken, wenn man in einer Grotte bei Innsbruck einen Menschenkopf findet, beweist doch sehr viele Kaltblütigkeit. Wie aber soll man erst Povinellis nächste Handlung charakterisieren?! Er sucht — „die Speisekammer jenes Mönches“. Er findet sie auch und darin „ein länglich Bündel“. Es ist aber nichts Eßbares „und ist auch kein Gebein“, sondern — ein Pergament. Er setzt sich draußen „auf einen Felsblock, den der Mond beschien“ und beginnt die „halbvergilbte Schrift“ zu lesen. Ich muß sagen, dazu gehören gute Augen und ich könnte es mit den meinen nicht leisten. Weit kommt übrigens auch Povinelli in der Lektüre nicht. Denn da „taucht plötzlich aus der Nebelbrandung ein seltsames Gespenst“:

Wie greisenhaft, verwittert, gleich den Mumien
Vom Nilgestad, woher uns Kunde wird
Von ältester Kulturwelt, nicht wohl schön,
Doch nun vermorscht und von dem Zahn der Zeit
Mit tausend Furchen angethan“.

Diese vom Zahn der Zeit mit tausend Furchen angethane Mumie erweist sich als Jude:

„Hebräisch ist der Zug
Um seinen blassen Mund, so fest gekniffen,
Von einer Bogennase überragt.“

Die jüdische Mumie thut so, als ob sie „unruhvoll erwarte hier ein Stelldichein“ und murmelt:

„Was will er heut' von mir, der Widersacher,
Der mich gequält schon zwei Jahrtausende?“

Um aus einem langen Monolog das kurze Facit zu ziehen: es ist der ewige Jude, der Jemand erwartet, der ihn zum Aschermittwoch-Morgen auf diesen Berg bestellt hat. Und da kommt auch schon ein anderes „Schemenwesen“ aus dem Nebel:

„Es war der Ritter mit dem Pferdehuf!
Kein And'rer war es! fahl war sein Gesicht —
Und schwarz sein Bart, doch spärlich; feuerfarbig
Das Incarnat, ein roter Mantel wallte
Um dürre Schultern, widerlich das Antlitz.“

Der Fleischton feuerfarbig, das Antlitz fahl, so was kann sich nur der Satan leisten. Nun verläßt auch Povinelli der Mut, er „kauert sich hinter einen Baum“ und lauscht. Das Zwiegespräch der Beiden besteht zumeist nur aus groben Injurien, „Schuft du“ u. s. w. Endlich erfahren wir, um was es sich handelt. Ahasver ist verdammt, mit einem „schwarzen Buch“ unter dem Arm über die Erde zu wandern und in das schwarze Buch „mit Feuerlettern“ „der Menschen Laster“ einzutragen und am Aschermittwoch den eben komplett gewordenen Jahrgang des „großen Sündenbuchs“ dem Satan zu überreichen. Wozu das der Satan braucht erklärt er wie folgt:

„Du weißt es doch, mein Fledermausgefieder
Schwingt rasch sich über Land und Meer dahin,
Doch fehlt es mir an Zeit, der Völker Schwächen,
So schnell im Fluge plötzlich zu ergründen,
Wie du, der immer irren muß zu Fuß.“

Da hat der Satan entschieden Recht, ein Fußgänger hat mehr Muße dazu. Auch Ahasver giebt das zu: „Genau hab' ich mir Alles aufgeschrieben“ — aber diesen Jahrgang will er ihm ausnahmsweise nicht geben; warum, sagt er nicht. Satan lacht, läßt ein Donnerwetter los und entreißt ihm das Buch, worauf Beide verschwinden, Povinelli aber in Ohnmacht fällt. Als er wieder zu sich kommt, packt er sein Manuskript zusammen und geht heim, es zu lesen. „Es war ein Tagebuch, doch reich an Frische“ — das müssen wir glauben. Wenn aber der Dichter ferner sagt:

Mir war's, als wär's ein Bruchstück von dem Buche,
Um das dort heiß gekämpft der Höllenfürst,

so war dies ein Irrtum von ihm: Sein Buch hat der Satan mitgenommen und das Manuskript fand Herr Povinelli in der Speisekammer des Mönchs. Übrigens besteht auch der Dichter nicht eigensinnig auf dieser Hypothese. Denn in der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag kommt die Phantasie als Fee zu ihm und sagt:

„Ich lenkte dich
In jenes schroffe Steingeklipp hinein, —
Ich ließ entdecken dich die Handschrift auch —
Laß mir die Zügel schießen, sei mein Freund!
Du schaffst nur Gutes, wenn von meinem Fittig
Getragen, du mir weiter auch nun folgst —“

Der Dichter ist dieser Einladung gefolgt. Ob „nur Gutes“ dabei herausgekommen, weiß ich, wie bereits betont, nicht ganz zu beurteilen. Anfangs hat mich die Lektüre sehr heiter gestimmt, dann aber ist mir immer seltsamer zu Mute geworden. Ich habe nur so viel verstanden, daß der Ewige Jude im Mittelalter in Tirol eine ziemlich große Thätigkeit entfaltet hat; er hat Hexen vom Holzstoß befreit, Liebende beschirmt, sich in Streitigkeiten zwischen Bischöfen und Nonnen gemischt, reine Mädchen als „Nebelgreis“ durch die Lüfte getragen u. s. w., u. s. w. Daneben scheint er auch im Dienste der Aufklärung gegen den Klerikalismus gestanden zu haben. Gewiß ist aber, daß er damals die Gewohnheit hatte, überaus lange und unverständliche Reden in fünffüßigen, ungereimten Jamben zu halten.

r. g.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.